DIE PLAUDERSTUBE: EINE SONNTAGSAUSGABE ZUR...

Digitized by Google

4 Per. 15pr-8

Nr. 9=00!

Digitized by Google

Die

Plauderstube.

Eine Sonntagsgabe

zur

Erheiterung für Stadt und Land.

(VIII. Jahrgang 1862.)

8
1862

Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.

Landshut.

Druck und Verlag von J. F. Rietsch.

14

Digitized by Google

4° Pol. 15 M/8

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Digitized by Google

Nro. 1. VIII. Jahrg.

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landboter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 5. Jänner 1862.

Boa Constrictor.

„Wie, Herr Doktor! von einem Ungeheuer wollen Sie uns unterhalten?“ sagte die Frau Räthin, als ich den Titel der Erzählung pathetisch vorgetragen hatte.

„Und doch, gnädige Frau! — von einem Ungeheuer — eben von einer Boa Constrictor . . . .“

„Am Ende ist's nur eine Kritik der Spindlerischen Boa“ meinte ein sehr belesenes Fräulein und warf eine höhnische Seitenbemerkung auf die recensionssüchtige und produktionsarme Literatur der nächsten Gegenwart.

Ich duldete schweigend und begann:

„Eines schönen Winterabends — Sie sehen, ich bilde mich ganz nach Wachsmann und andern „beliebten Erzählern“ — fuhr über die stille Schneefläche einer hessischen Berggegend ein Bauernkarren mit zwei rüstigen Braunen bespannt. Der Führer ging nebenan, um sich zu erwärmen und sang in die frische Dezemberluft ein helles Liedlein hinaus.

Hanns war in der Stadt gewesen und hatte guten Markt gehalten. Fröhlichen Muthes kehrte er eben heim. Seine Straße führte durch einen tief verschneiten Hohlweg, worin er nur langsam, Schritt vor Schritt, vorrücken konnte. Die Dämmerung war bereits eingebrochen und auf dem Schnee spielten graue Lichter und leichte Abendwinde.

Auf einmal hielt Hanns stille, die Pferde natürlich auch; denn —

Quer über den Hohlweg kaum zwanzig Fuß vor ihnen, lag ein dunkler Streif, beweglich wie es den Bauern schien, auf dem Schnee hin und her schwankend, rund, fast wie ein dünner Baumstamm anzusehen.

Was ist das?

Hanns kannte Weg und Steg; kein Stein, keine Ecke war ihm fremd. Wie kam das graue Ding — er hat es nie zuvor gesehen — auf die einsame Straße? Er blickt genauer hin. Das bewegt sich, ringelt sich, schießt auf und ab, rückwärts, vorwärts, hebt den Kopf — ein Thier ist es, ein Thier, ja eine Schlange, eine ungeheure Schlange, eine Riesenschlange.

Hessen ist ein frommes Land, Schlangen erzeugt es nicht, aber Tauben ohne Falsch und

Digitized by Google

viele, viele Gänse. Hanns wußte das, er liebte sein Vaterland darum; wie kam auf einmal das Ungethüm hierher, die Schlange dergleichen er wohl zu Kassel, als er seine drei Dienstjahre abgehalten, zuweilen gesehen hatte, wenn es Messe war; wie kam diese Riesenschlange in sein Paradies?

Er fürchtete sich und begann Rath zu halten. „Darauf zufahren — daß mich ein Mäuslein bisse! Meine Pferde und mein Leben sind mir zu lieb!“ Aber umkehren, die gute Stunde bis zum nächsten Dorfe noch einmal machen, mit den müden Thieren, durch tiefe unwegsame Pfade? — Hanns kratzte sich unter der Pelzmütze wehmüthig hinter den Ohren. Er hätte weinen mögen. Eine Viertelstunde hinter dem Hohlweg, da lag in tiefem Frieden sein Dorf, seine „väterliche Hütte“ wie Matthissen gefühlt haben würde. Er hörte die Hunde bellen, er dachte sich, wie seine Frau mit der Biersuppe am heißen Ofen harren würde, wie die Kinder und die jungen Hühner, wie die Spanferkelein alle in der Stube so vertraulich umherkröchen, An das alles gedachte er und seufzte.

Aber die Riesenschlange that einen Schuß auf ihn zu. Er schrie laut auf, riß seine Pferde hastig herum, schlug darauf und fort ging es, desselben Weges zurück. Der Schnee stob unter den Hufen der keuchenden Thiere und Hanns trabte athemlos neben her, ohne sich umzuschauen, bis er eine gute halbe Stunde von dem Hohlweg entfernt war. Nun wagte er's, stand still schielte scheu über die Schulter . . . . Nein, die Schlange hatte ihn nicht verfolgt. Er schöpfte Athem und fuhr etwas ruhiger auf das nächste Dorf zu. Im Wirthshause desselben saßen gerade die Notabeln des Dorfes zusammen, spielten Schafskopf und tranken Kartoffelbranntwein. Schon daran hätte sie ein Fremder als gute Hessen erkannt, nämlich am Fusel. In Hessen beginnt die Spiritus-Region, wenn man nach Getränken mißt; durch Hessen geht die Schneelinie, oberhalb Branntwein, unterhalb Bier und Landwein.

Sie schüttelnd vor Frost und Schauer, trat Hanns in die durchqualmte Stube. „Ei guten Abend!“ Und: „Wo kommst Du denn noch so spät wieder her?“ So empfingen ihn die verwunderten Gäste. Hanns erzählte unter Heulen und Zähneklappern. Seinen Zuhörern sträubte sich das Haar, sie glaubten nicht eher, bis Hanns geschworen und geflucht, dann entsetzten sie sich und schrien Zeter.

„Eine schöne Zucht im Lande! Solches Vieh wild laufen zu lassen! Als ob die Stände in Kassel nichts zu thun hätten!“

Aber der Schulmeister, der auch in der Ecke gesessen hatte und mit dem Bürgermeister „Hundert und Eine“ spielte, auf daß die Honoratioren sein unter sich blieben; der Schulmeister schüttelte still mit dem Kopfe, denn er war ein Freigeist.

„Meine Herren!“ sagte er — weil er einmal bei seinem Examen in Kassel bei den Landständen hospitirt hatte, verstand er sich sehr auf parlamentarische Redeweise — „Meine Herren, ich stimme nicht dafür, daß es eine Riesenschlange sei. Diese — Boa Constrictor, wie mein Raff sie nennt — kommt nur in sehr heißen Ländern vor. Wir aber leben, dem Himmel sei es gedankt, in einem gemäßigten Striche.“

„Gemäßigt“ murmelte der Forstläufer ein verkappter Franzosenanhänger. „Schöne Mäßigung das! Sieben Mond' Winter, fünf Mond' schlecht Wetter!“

Der Bürgermeister wandte gegen des Gelehrten letztes Argument mit vielem Scharfsinn

ein: „Aber, Herr Schullehrer! wenn nun Hanns das Ding da wirklich gesehen hat? Sollte es denn nicht vorkommen? Passirt so Manches im Lande, was just nicht gemäßigt ist, zum Exempel der große Schnee im letzten April oder aber die Kabinets-Ordre gegen unsere Schnurbärte."

Betroffen starrte der Schulmeister seinen Gegner an. Er sann nach, er trank, er schwieg. Endlich rief er aus: „Meine Herren! Ich trage darauf an, daß welche von uns deputirt werden zur Untersuchung des ganzen Faktums! Herr Bürgermeister, wir sind uns das schuldig! Ich mache Sie verantwortlich, sich und Ihre Gemeinde nicht vor dem Herrn Landrathe zu kompromittiren!"

Bei dem Titel eines Landrathes nahm der Jugendfreund seine Mütze ab. Denn der Landrath untersuchte alljährlich die pädagogisch-n Zustände seines Kreises gewissenhaft.

„Faren!" schrie der Forstlaufer. „Wißt Ihr was? Ich gehe hin und rufe den alten Brakel. Brakel ist, wie Ihr wißt, mit in Pinselfahnien gewesen damals, wann war's, Herr Schul-Lehrer . . .?"

„Anno, anno . . . Nun, lieber Herr Forstlaufer, Sie wissen wohl bei der Expedition nach Amerika. Indessen sagt man: Pennsylvania, nicht Pinselfahnien, lieber Herr Forstlaufer! mit Erlaubniß zu reden!"

Er nahm die Mütze ab und räusperte sich. Der Waidmann fuhr fort: „Brakel geht mit, ich nehme meine Doppelflinte, Ihr Eure Hengabeln und Stangen. Sorgt für Laternen und für — einen kleinen Nachttrunk! Na, Adjes derweil! In zehn Minuten geht's los!"

Er ging hinaus. Die Schwarzwälder-Uhr in der Gaststube schlug gerade sieben. Es war demnach vollends dunkel, als die Schaar der Dorfbewohner, Hanns und den amerikanischen Invaliden an der Spitze, den Gemeindevorstand und ihren Gelehrten in der Mitte, also in derselben Ordnung, worin damals in Aegypten die Franzosen marschirten, gewaffnet mit Piken, Stangen, Seitengewehren und Laternen gegen die Boa Constrikter im Hohlwege aufbrach.

Eine feierliche Stille begleitete den dunkeln Menschenknäuel. Einer Lawine würde ihn ein Romantiker verglichen haben, die sich in dumpfem Schweigen über ein ahnungslos schlummerndes Thal ausgießt. Nur der Forstlaufer, der gottvergessen, pfiff die Marseillaise und noch dazu grundfalsch.

Anderthalb Stunden brauchte der Zug, bis er der Stelle nah gekommen war, wo die Boa Hanns erschienen war. Brakel gebot Halt — Regimenter fesselt das starre Kommando. — Ein Kreis schloß sich um ihn.

„Sie ist noch da" flüsterte der Pinselfahnier: „dort krümmt sie sich."

Scheue Blicke folgten der Richtung seines Zeigefingers. Ja, sie lag noch da, die Riesenschlange, in sich gekauert, dann und wann den Kopf oder den Schwanz in die Höhe reckend, schrecklich anzuschauen auf dem weißen, unheimlich funkelnden Schnee.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Eine Besteigung des Montblanc

durch einen Frankfurter.

Der Londoner Alpenclub erstattet in jedem Jahre Bericht über die Expeditionen, welche seine Mitglieder in die Hochalpen der Schweiz und Tyrols gemacht haben, über die Besteigung hoher Hörner und über die Gletscherfahrten, welche unter erschwerenden Umständen von Engländern ausgeführt worden sind; so daß es fast scheint, als hätten die Britten ganz ausschließlich den Unternehmungsgeist auch auf diesem Gebiete monopolisirt. Allerdings muß zugestanden werden, daß sie, vermöge des höheren Standes von Wohlhabenheit, dessen sich England erfreut, in größerer Zahl die Hochalpen-Wanderungen betreiben und dieselben gewissermaßen zur Mode gemacht haben, allein dennoch darf nicht vergessen werden, daß die Schweizer und die Deutschen doch die Ersten waren, welche jene Regionen, wo die Natur in ihrer Majestät thront, auch dem nicht naturforschenden Publikum erschlossen haben. Wie es leidenschaftliche Jäger, Reiter, Schlittschuhläufer, Tänzer, Musiker, so gibt es in England, Deutschland und in der Schweiz enthusiastische Bergsteiger, welche das ganze Jahr auf die Monate Juli und August sich freuen, in denen die Hochalpenwelt zugänglich wird, und erst des Lebens wahre Würze zu genießen wähnen, wenn sie mit Lebensgefahr über Schnee und Eis und an schwindelnden Abgründen vorbei, nach am Rande der Gletscher im Freien zugebrachten Nächten, ein Horn erklommen haben, um einen jener Anblicke zu genießen, die man im Leben nie wieder vergißt, weil sie Alles überbieten, was die Welt an Pracht und Herrlichkeit enthält.

Dieser Genuß wird indessen weniger erschwert durch die wirklichen Gefahren der Bergbesteigungen, deren größter Theil in der Einbildung und in etwaiger Unvorsichtigkeit liegt, als durch die beträchtlichen Kosten, welche die Führer verursachen. Erst seitdem die Walliser Führer am Monte-Rosa angefangen haben, die Gletscherwanderungen und Bergbesteigungen zu billigerem Preise zu leiten, ist ein größeres Publikum dafür gewonnen worden. Denn ein Führer auf das Finsteraarhorn oder den Monte-Rosa kostet jetzt nur 50 Franken, einer auf den Altels nur 20 Franken, während vor 10 Jahren wohl das Doppelte und Dreifache verlangt wurde. Das Ersteigen der höchsten Bergspitzen ist auch wesentlich erleichtert worden durch die Errichtung von Wirthshäusern auf zu Bergbesteigungen günstigen Punkten; z. B. auf dem Riffelberg bei Zermatt und dem Aeggischhorn*) bei Viesch. Von diesen Standquartieren, welche vor 10 Jahren noch terra incognita waren, wird seit einigen Jahren das Eismeer der Monte-Rosa-Gruppe und des Berner Oberlandes nach allen Richtungen durchkreuzt, von dort ins Macugnaga- und Saasthal über den Weißthor- und den 13,000 Fuß hohen Adlerpaß, von da ins Lötschenthal,

*) Auch die Aussicht vom Aeggischhorn ist wundervoll und der des Faulhorn weit vorzuziehen. Gelegentlich will ich noch auf einen entzückenden Punkt aufmerksam machen, an dem die Reisenden in der Regel vorüberziehen; es ist das westlich vom großen Bernhardhospiz gelegene Horn (der Name ist mir entfallen), von welchem die Alpen, die wie eine Krone umhergelagert sind, einen glänzenden Anblick gewähren Von den Bergfürsten sind der Montblanc, der Mont Velan, der Grand-Combin und eine Anzahl Hörner der Mon-Rosa-Gruppe in voller Pracht zu sehen. Man fängt gleich beim Hospiz an zu steigen und kann den Gipfel in 1½ Stunde erreichen.

Digitized by Google

dann über den Gastern- und Tschingelgletscher ins Lauterbrunner Thal gestiegen. Eine der lohnendsten Partien, vorausgesetzt, daß man schwindelfrei, ist auch die Wanderung von Kandersteg über den Gastern- und Tschingelgletscher nach Lauterbrunnen (Führer 20 Fr.) Empfehlenswerth weil sie auch für rüstige Damen möglich, ist die Ersteigung des Titlis und des Dent du midi, (beide über 10,000 Fuß hoch); die erstere geschieht von Engelberg (Führer 10 Fr.); die zweite von Chambery aus (Führer 13 Fr.) In beiden Orten sind sehr billige Gasthöfe, und stets Gesellschaft, welche Luftkur, Bäder und Molken genießt und auch während ein paar Regentagen Unterhaltung gewähren kann. Diese Regentage, welche natürlich im Hochgebirge häufiger eintreten, als bei uns, sind überhaupt der Leidenskelch, welcher die Alpenluft verbittert. Zu ihrer Abwehr ist es rathsam, sich mit einem transportablen Schachspiel zu versehen. Für Personen, welche zu schwindlich, schwächlich oder schwer sind, ist die Ersteigung des ebenfalls 10,000 Fuß hohen Piz Langward im obern Engadin anzuempfehlen, weil man von dessen Spitze ein tausendgipfeliges Amphitheater vor sich hat und sich wenigstens eine Idee von der Pracht der Hochalpenregion mit einem bloß dreistündigen gefahrlosen Marsch erkaufen kann.

Ueberall ist die Concurrenz am Werke, die Hochalpen immer leichter und billiger zugänglich zu machen; — nur in Chamouny, von wo aus der höchste Berg Europa's bestiegen wird, herrscht noch das Monopol. Der Montblanc war die erste Spitze der Hochalpen, welche, aus wissenschaftlichen Motiven, bestiegen wurde. Es wurden in Chamouny daher die ersten Vorkehrungen zu solchen Bergbesteigungen getroffen, und weil man sie in früherer Zeit überhaupt für schwieriger und gefährlicher hielt, mit sehr kostspieligen Vorkehrungen umgeben, die sich bis auf den heutigen Tag erhalten haben und Bergbesteigungen im Chamounythal für das große Publikum unmöglich machen.

Es ist nämlich nach den bestehenden Vorschriften zur Besteigung des Montblanc eine so große Anzahl von Führern nöthig, daß sie für die Person mindestens 800 Franken kostet. Das ist für die Mehrzahl der Alpenfreunde unerschwinglich. Deßhalb wird der Montblanc im Verhältniß selten bestiegen.

Unter solchen Umständen und in Anbetracht der Sucht der Engländer die kleinste Bergfahrt in den Zeitungen an die große Glocke zu hängen, halte ich es für Pflicht, der Besteigung des Montblanc durch einen jungen Deutschen zu erwähnen, welche einzig in ihrer Art war. Während nämlich die meisten Heldenthaten der englischen Bergsteiger zum Theil den zahlreichen Führern, deren sie sich zu bedienen pflegen, mit zuzuschreiben ist, während in Chamouny für eine Person 8 Führer (4 Führer und 4 Träger) obligatorisch vorgeschrieben sind, hat Herr Otto Humbert aus Frankfurt a. M., jetzt Gastwirth im „Brüsseler Hof" dahier, den Montblanc mit nur einem Führer und einem Träger und noch dazu unter erschwerenden Wetterumständen zu ungewöhnlich später Jahreszeit unter Umgehung der polizeilichen Vorschriften bestiegen, was weder vor noch nach ihm Jemand gewagt hat.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Falsche Spieler auf englischen Eisenbahnen, namentlich auf der Strecke von Dover nach London, treiben ihr Handwerk so geschickt, daß schon mancher Unerfahrene das Opfer ihrer Betrügereien geworden ist. Vergeblich rufen kleine, wenig in die Augen fallende Anschlagzettel an den Eisenbahnstationen den Reisenden ihr „Beware of Pick-Pockets!“ zu. Gewöhnlich sind es ihrer Drei, welche zusammen hantiren. Beim Abgehen des Eisenbahnzuges wissen sie es so einzurichten, daß sie mit Demjenigen, welchen sie zu ihrem Opfer ausersehen haben, in ein und dasselbe Coupé zu sitzen kommen. Zwei setzen sich einander gegenüber und thun fremd gegen den Dritten, der inzwischen mit dem Reisenden ein Gespräch einleitet. Nun ziehen jene ein Kartenspiel hervor und fangen an zu spielen. Der Reisende wird aufmerksam; der dritte Gauner richtet an seine Spießgesellen die höfliche Anfrage, ob es ihm erlaubt sei, mitzuspielen, was ihm natürlich gestattet wird. Er gewinnt, steckt sein Geld ein, hört auf und animirt sein Gegenüber, seinem Beispiele zu folgen, was in der Regel keines langen Zuredens bedarf. Haben die Gauner einmal ihr Opfer so weit, so können sie ihres Erfolges so gut wie sicher sein. Sie wissen nun so meisterhaft die Leidenschaft des Spielers rege zu machen, daß sie es wohl gar wagen, ihr Opfer an die Vorschriften der Vernunft zu mahnen, weil sie wissen, wie vergeblich dieses ist. Gar manches unerfahrene Muttersöhnchen hat seinen Eintritt in die große Welt mit einem theuren Entrée an diese Spitzbuben bezahlt. Natürlich können die Gesetze nur dann einschreiten, wenn man betrügerisches Spiel nachweisen kann. Aber wie schwer ist es überhaupt, einen solchen Beweis zu führen, zumal für einen Fremden!

Sauf Er auch. Der große König Friedrich von Preußen hielt einmal eine Revue mit Manöver ab. Vorher unterhielt er sich mit dem commandirenden General über die einzelnen Offiziere. Wie die Rede auf besagten Obersten kommt, äußert der General wegwerfend: „Majestät, der saust.“ Das Manöver beginnt und alles geht möglichst schief, was vorzüglich dem General zur Last fällt, dessen ungeschickte Befehle die größte Confusion anrichten. Nur der eine, gekennzeichnete Oberst macht seine Sachen vortrefflich, läßt sich nicht aus der Fassung bringen und bewirkt, daß auch die Andern sich noch so ziemlich wieder sammeln. Als das Manöver zu Ende ist, meldet sich der General; der alte Fritz winkt ihn nahe heran, beugt sich zu ihm hinüber und sagt ihm ins Ohr, aber so laut, daß die ganze Umgebung es hört: „Sauf Er auch!“

In einer Gesellschaft, in der sich ein Flötenvirtuose produzirte, war auch ein Engländer anwesend. Auf die Frage einer Dame, ob er auch musikalisch sei oder etwa selbst die Flöte blase, antwortete der Engländer: „Vielleicht, weiß es nicht, habe es noch nicht probirt.“

Wissen die Herren Theologen, warum die Bitte um's tägliche Brod gerade in der Mitte des Vaterunsers steht? — Der Bäckerjunge in Stavenhagen, den sein Herr Rektor fragte, wußte es genau. „Weil's die Hauptsache ist!“ sagte er ohn' Besinnen. — Und warum beten wir um's tägliche Brod? fragte der Herr Rektor des Bäckerjungen Nachbar. — Weil's sonst zu trocken wird!

Spielschulden sind bekanntlich nicht klagbar, als auf unredlichem Erwerb beruhend. Der Bezirksrath in Clermont hat nun den Antrag gestellt, auch die Wirthshausschulden unter diese Gattung zu rechnen, weil es meist unnütze Ausgaben seien.

Ein Diener aß die Austern auf, die für seinen Herrn bestimmt waren. Herr: „Du hast meine Austern aufgegessen?“ — Diener: „Verzeihen Sie —“ — Herr: Weißt Du, was sich darauf gebührt?“ — Diener: „O ja, eine Flasche guten Wein!“

Eigenthum, Druck und Verlag von J. F. Rietsch in Landshut.

Digitized by Google

Nro. 2. VIII. Jahrg.

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Bothen für Niederbayern.)

Sonntag den 12. Jänner 1862.

Boa Constriktor.

(Schluß.)

„Hätte dieses leichtsinnige Thier sich nicht entfernen können, als es sein Verderben nahen hörte?" Also seufzte der Kinderfreund, der auch keiner Schlange übel wollte, der Edle!

„Halten Sie zu Gute, Herr Lehrer!" bemerkte Brakel. „In der Kälte sind die Schlangen gleichsam starr, je heißer desto lustiger. In Amerika hab' ich ihrer viele gesehen, und verstehe mich auf Lebensart mit Schlangen. Oft, wenn wir so dahin maschirten und vor Herzleid mit den Zähnen klapperten, klapperten die Bestien zu unseren Füßen mit dem Schwanze."

Der Forstlaufer, blutdürstig, wie er war, unterbrach den Redeseligen. „Alleweil, Kinder, habt Acht! Erst noch einmal rund getrunken! Nun, Courage! Brakel mit sechs Mann in die rechte Flanke; Ihr stecht mit den Gabeln darauf los. Ich bin die Artillerie, halte auf die Mitte. Der Rest von uns links am Wege herauf, dort herunter mit Knittel und Stangen gehauen. Vorwärts marsch, aber Alles in Ruh', auf den Zehen! Alleweil!"

Seine Anordnungen wurden pünktlich befolgt. Der Schulmann hielt sich an den Waidmann, der aus der Ferne feuern wollte; der Bürgermeister kletterte rechts am Hohlweg hinauf verschanzte sich bis an die Waden in Schnee und dachte von oben den Angriff zu leiten und Alles, behuf eines demnächstigen Berichtes an den Landrath zu überschauen.

Tiefe Stille. „An die Rippen pocht das Männerherz."

„Herr Forstlaufer!" flüstert der Amerikaner herüber, indem er sammt seinem Detachement Halt macht. „So eine hab' ich all' mein Lebetag' noch nicht gesehen. Die ist haarig über und über!"

„Eine neue Species" stöhnte der Schullehrer und klapperte mit den Zähnen.

„Ei was! Augen zugemacht! Ich zähle! Bei drei zugehauen, losgedrückt, losgestochen Achtung! Eins, zwei, drei!!"

Lautes Getöse, Flintenknall, Geschrei, Gestampfe, Gerassel, darauf lautlose Stille. Das Schlachtfeld war stumm, wie zuvor. Die Schlange regte sich aber nicht mehr, des Forstlaufers Kugel hatte den Riesenleib in zwei Theile zerrissen, dessen rechten die Heugabeln der Bra-

Digitized by Google

kel'schen Cohorte in den Schnee bohrten, während der linke Flügel unermüdlich auf die linke Hälfte des Feindes losdrosch.

„Halt! Laternen vor! Mit Vorsicht nahe gerückt!" Der Forstlaufer kommandirte, man folgte; ganz nahe kamen sie dem überwundenen Lindwurm, ohne daß ein Zucken oder Ziſchen Zeichen eines noch vorhandenen Lebens gegeben hätte.

„Sie ist todt!" jauchzte, der Pädagog — „Hölle, wo ist nun Dein Sieg? Boa, wo ist nun Dein Stachel?"

Der geschlagene Feind wurde beim Scheine der Laternen besichtigt. Man drehte ihn im Schnee hin und her, man wälzte ihn auf den Rücken.

„Hm, hm!"

Allgemeines Kopfschütteln. Keiner wußte aus dem Dinge klug zu werden. Der Schulmeister wollte wissen, wo denn nun der Kopf und der Schwanz sei, da beide Enden sich auf ein Haar ähnlich sahen. Der Waihmann wunderte sich, daß kein Blut den Schnee gefärbt habe, welches Bedenken aber der Amerikaner durch die Versicherung entkräftete, die Schlangen bluteten alle nach inwendig.

„Erlauben Sie, Herr Vize-Korporal Brackel!" sagte der Gelehrte, seine schwarze Mütze abnehmend. „Die Schlangen haben gar kein Blut wie die Zeugethiere, also genannt, weil sie lebendige Jungen erzeugen, noch auch rothes, kaltes Blut, wie die Hechte und übrigen Meerfische, sondern blos einen weißen Saft" . . .

„Ach Du lieber Gott!" rief auf einmal Hanns mit kläglicher Stimme dazwischen. „Das ist ja gar keine Schlange! Das ist ja ein solcher Pelzwurm, wie ihn die vornehmen Weibsleute den Winter um den Hals tragen. Weiß nicht, wie sie das Dings in Kassel getauft haben. Aber gesehen hab' ich eins alle Tage, wenn ich meinem Hauptmann die Röcke ausklopfte. Die Frau Hauptmännin hatte eins und das hing immer an der Thür und da habe ich's selber 'mal angepackt."

Abermals besichtigte der erstaunte Kreis von Landleuten den zerhauenen Feind. Man war keineswegs zufrieden mit der Aufklärung des ehemaligen Soldaten.

„Habe gleich gesagt, mit den Haaren" murmelte der Pinselfahnier — „Das blutlose Ding!" der Forstlaufer — „Eine Schlange ohne Kopf" der Schulmann. Alle aber fielen über Hanns her, daß er sie um der Lumpenschlange willen hätte in Ruhe lassen können. „Stört der Esel meine nachschlafende Zeit" sagte der Amerikaner. „Und uns im Schafskopf!" repetirte Chorus. „So ein Hasenfuß!" fügte würdevoll der Bürgermeister hinzu, der indeß von seiner Höhe herabgestiegen war und setzte seinen Fuß mit verächtlichem Stolze auf den Nacken des vernichteten Lindwurms.

Man kam darin überein, nach Hause zurückzukehren; Hanns sollte jedoch im Wirthshause noch eins zum Besten geben. Das erlegte Wild las man in einzelnen Fetzen vom Schnee zusammen und diese steckte der schnellfüßige Nimrod mit der Versicherung in seinen Dachsranzen, daß er sich mit den Enden die Fenster seiner Dienstwohnung flicken wollte, bis auf's nächste Frühjahr die Kommission käme und neue einsetzen ließe. —

„Also eine Boa war es?"

Ja! eine unschuldige Boa, eine in Residenzen von gutem Ton ganz herabgekommene, pensionirte Boa. Und doch hatte sie in dem hessischen Hohlwege noch Wunder gewirkt! Welche Betrachtungen ließen sich nicht daran knüpfen!?

Digitized by Google

Statt dessen will ich lieber im zweiten Theile meiner ganz wahrhaftigen Novelle erzählen, wie die Boa in den Hohlweg kam.

Nämlich:

Gegen die Mitte desselben Wintertages fuhr desselben Hohlweges eine elegante und bequeme Reisechaise, ebenfalls mit zwei raschen Braunen bespannt. In dem Wagen saß ein junges Ehepaar, das erst am gestrigen Abend in der Residenz getraut worden war und die erste gemeinschaftliche Ausflucht in die Welt machen wollte. Die Frau hatte eine Boa um den Hals geschlungen, die aber der Mann zuweilen in ihrem beschwerlichen Dienste ablöste.

Der Weg von Kassel in die Welt führte zufällig durch jene hessische Berggegend. Die jungen Eingesegneten waren in ihrem Loos vergnügt und sahen mit hellen Blicken in die von Schnee und Sonnenlicht glänzende Landschaft hinaus. Vielleicht, daß die Frau zu sehr gefroren und der Arm des Geliebten ein besserer Schutz gewesen, als Hannsens Pelzwurm. Genug, die Boa fiel aus dem Wagen, ohne daß die Darinsitzenden des Verlustes gewahr wurden oder den überlästigen Dritten im Bunde gemißt hätten. Erst am Abend suchte die kleine Eva ihre Schlange vergebens und ward durch ihren Adam mit der richtigen Bemerkung bald getröstet, daß es immer besser sei, wenn die Schlange sich aus dem Paradiese, statt in dasselbe stehle. Sie lächelte still dazu.

Wie nun die Boa Constriktor auf dem Schnee liegen geblieben, ohne daß Jemand am Abende des seltenen Weges gekommmen war und wie der Wind mit ihr sein neckendes Spiel getrieben, damit der Teufel den ehrlichen Hanns und seine Alliirten durch die Riesenschlange arg berücke, das Alles habe ich bereits im ersten Theile ausführlich mitgetheilt, fast eben so ausführlich als der Herr Prediger, der am Sonntage darnach Veranlassung nahm, gegen den höchst schädlichen Aberglauben und die Unwissenheit in natürlichen Dingen einen gründlichen Kanzelvortrag zu geben. Und damit dieses welthistorische Ereigniß von allen Seiten gehörig beleuchtet und der Nachwelt erhalten werde, als wichtigstes Blatt der hessischen Chronika vom Jahre 1837, haben zween kurhessische Referendare aktenmäßig eine Streitfrage daraus gemacht, ob nämlich, die besagte Ehefrau an den Mördern ihrer Riesenschlange einen Rechtsanspruch auf Schadenersatz habe oder nicht?

Eine Besteigung des Montblanc

durch einen Frankfurter.

(Schluß.)

Herr Otto Humbert war im Sommer 1858 als Oberkellner in einem Hotel zu Chamouny, und erstattete gleich nach seiner gelungenen Bergfahrt einen Bericht an seine Familie zu Frankfurt, dem wir Folgendes entnehmen:

„Ich trug den ganzen Sommer über den Montblanc im Kopfe herum; als die Touristen

Digitized by Google

allmälig sich verloren, engagirte ich mir einen Führer für 80 Franken und einen Träger, um Lebensmittel und Feuerungsmaterial bis zu den Grands mulets zu tragen (ein Fremder muß 4 Führer und 4 Träger haben) und brach am 17. September 1858 von Chamouny nach dem Pierre pointue auf, wo wir frühstückten. Nachdem wir dann noch an dem Pierre à l'échelle einen kleinen Halt gemacht, kamen wir Nachmittags um halb 5 Uhr an den Grand- mulets an (dem Lagerorte in den Gletschern, wo eine kleine Hütte errichtet ist, in welcher die Montblanc-Besteiger die Nacht zuzubringen pflegen).

Während unten in Chamouny zu Ehren unserer Ankunft Kanonensalven ertönten, machten wir es uns in der Hütte bequem. Der Führer Tournier machte ein Feuer an, um uns zu erwärmen, denn schon begann es grimmig kalt zu werden. *)

Gegen 6 Uhr wurde das Abendbrod bereitet, bestehend aus einer warmen Suppe mit kaltem Fleisch, Käse und Rothwein. Wir ließen es uns vortrefflich schmecken und lugten jeden Augenblick nach dem Himmel aus, ob er uns eine günstige Bergfahrt verheiße. Bald brach die Nacht herein. Da bat mich der Träger, welcher noch nie auf dem Montblanc gewesen war, die Besteigung mitmachen zu dürfen. Ich war es natürlich zufrieden. Bei einem raar Flaschen Wein war es unvermerkt 10 Uhr geworden. Da begannen wir uns zum nächtlichen Marsch zu rüsten, ohne den Versuch zu machen zu schlafen. **)

Ich zog doppelte Kleider, dicke Gamaschen und Pelzhandschuhe an; band einen kleinen Schleier über den Hut (der unentbehrlich ist, weil sonst, bei tagelangen Gletscherwanderungen, das Gesicht aufschwillt, die Augen stechend schmerzen und die Haut aufspringt), nahm das Cognacfläschchen zur Seite und den mächtigen Alpenstock in die Faust.

Um halb 12 Uhr brachen wir auf, alle Drei in der frohen Hoffnung, den schneeigen Gipfel des Montblanc glücklich zu erreichen. Wir stiegen am steilen Felsen der Grands mulets hinab und betraten die ungeheure Eis- und Schneewüste, welche den Bergriesen von da an bedeckt: voraus der Führer Tournier, in der linken Hand die Laterne, in der Rechten ein Beil, auf dem Rücken mit Stricken versehen; dann ich und nach mir der Träger, der, weil er sich zu spät entschlossen, leider zu leicht gekleidet war und entsetzlich von der Kälte zu leiden hatte. Um 12¾ Uhr langten wir am Petit-plateau an, einem wegen Lawinenstürzen gefährlichen Ort. Ich hätte mich gerne hier ein wenig erholt, weil das rasche Steigen in der dicken Kleidung mich außer Athem gebracht hatte; der Führer aber duldete keinen Aufenthalt, bis wir die gefährliche Stelle passirt hatten. Um 1¼ Uhr machten wir eine Viertelstunde Rast, um Athem zu schöpfen, wobei wir uns, um die Kälte abzuwehren, dicht aneinanderschlossen und die Füße in den Schnee gruben. Darauf an steilen Abhängen, an welchen oft der Abgrund gähnte, emporklimmend, kamen wir nach einer Stunde auf dem Grand plateau an, nämlich einer großen, mit Schnee bedeckten Gletscher-Terrasse, welche von vielen und tiefen Spalten zerrissen ist. Um zu derselben zu gelangen, hatten wir eine gefährliche Schneebrücke zu passiren, an deren beiden Seiten Abgrund. Wir vollführten diese Aufgabe, nachdem wir uns in je fünf Schritte Entfernung mit Seilen aneinandergebunden hatten, auf allen Vieren kriechend.

---

*) Wegen der Kälte und der langen Nächte werden Hochalpen um diese Jahreszeit selten mehr bestiegen

**) Was beiläufig bemerkt, sehr unklug war; denn nichts macht eine Bergfahrt erschöpfender, als wenn man nicht ordentlich vorher geschlafen hat. Der Einsender.

Digitized by Google

Vom Grand plateau ging es an die Ersteigung des Corridor, einer drei Stunden in Anspruch nehmenden vorplateauartigen steilen und engen Passage im Gletschereise, welche die Lunge einer harten Probe aussetzt. Es sind nämlich da drei Eiswände zu ersteigen, die so steil sind, daß Stufen in das Eis gehauen werden müssen. Da hieß es schwindelfrei sein; denn wegen der Steilheit der Eiswand mußten die Stufen im Zickzack eingehauen werden, wobei wir stets links oder rechts den Abgrund zu Füßen hatten.

Auf dem ersten Absatz des Corridor angelangt, ruhten wir etwas aus und erquickten uns durch einen Schluck, denn ich begann großen Durst zu verspüren; auch stellten sich Kopfschmerzen ein. Hierauf ging es an den zweiten Rollen (wie man den Absatz des Corridor in Schweizerdeutsch nennen könnte). Auch an dieser Wand mußten wir 80 bis 100 Stufen mit dem Beil einhauen. Als wir nach vieler Mühsal und Gefahr am dritten Rollen angelangt waren, ging uns das Licht der Laterne aus und wir wurden genöthigt, um 3¼ Uhr Halt zu machen und den Anbruch des Tages abzuwarten. Zu dem Ende gruben wir ein großes Loch in den Schnee und setzten uns dicht beisammen hinein, die Füße mit Schnee bedeckend, um sie vor dem Erfrieren zu schützen. Bald fing der leichtgekleidete Träger an, sich über unerträgliche Kälte zu beklagen, welche durch einen schneidenden Wind noch vermehrt wurde. Glücklicherweise hatte ich Kleider genug auf mir. Auf Vorschlag Tourniers wurden daher die drei Stöcke in den Schnee gesteckt, mein Ueberzieher darüber gespannt und so eine Art Zelt improvisirt, welches uns vor dem Wind schützte. Der Träger und ich fielen darauf mitten im Schnee in einen tiefen Schlaf, der zwei Stunden anhielt, bis uns der Führer, welcher inzwischen ein tüchtiges Frühstück zu sich genommen, weckte und zum Aufbruch mahnte.

Jetzt ging es an die dritte Wand des Corridor. Hier hatten wir zuerst eine große Gletscherspalte zu überwinden. Anfangs wußte ich nicht, wie das anzufangen wäre und der Träger sagte ein über das andere Mal: „Ach, lieber Herr, das ist das erste, aber auch das letzte Mal, daß ich auf den Montblanc gehe.“ Aber der wackere Führer ließ sich das nicht anfechten. Er befestigte das Seil um seinen Leib, wagte mit unserer Hülfe den Sprung, und zog uns dann mit Seil und Stock hinüber. Auf der andern Seite der Spalte angelangt, fing die Arbeit von Neuem an; von Neuem mußten gegen 50 Stufen in die Eiswand gehauen werden, um den steilen Abhang des letzten Rollen zu überwinden.

Endlich um 8 Uhr hatten wir die Zinne des Corridor erreicht und machten wieder eine kleine Rast, um uns zu stärken. Zugleich vergruben wir an dieser Haltstelle, um den Weitermarsch zu erleichtern, alle Lebensmittel, die wir entbehren konnten, in den Schnee.

Nun ging es auf's Neue die steile Firn hinan, um nach den sog. Rochers rouges zu gelangen, was zweistündiges angestrengtes Steigen erforderte. Ich wollte wieder ausruhen, da sich Kopfschmerz und brennender Durst eingestellt hatte; allein der Führer trieb zur Eile, da es schon 10 Uhr war. Er wollte in einer Tour den Gipfel erreichen; als wir aber in etwa 20 Minuten an den Petits mulets angelangt waren, glaubte ich vor Müdigkeit nicht mehr den Gipfel erreichen zu können. Der Durst quälte mich entsetzlich; allein wir hatten allen Wein in der Grube zurückgelassen bis auf eine Flasche Champagner, die wir auf dem Gipfel knallen lassen wollten. Endlich ermannte ich mich wieder und marschirte rüstig weiter, so daß wir um 11 Uhr Vormittags, am 18 September, den Gipfel des Montblanc erreichten. Unser Herz jubelte vor Freude, denn es war das herrlichste Wetter.

Kaum auf dem Gipfel angelangt, hörten wir acht Kanonenschüsse, welche uns zu Ehren

Digitized by Google

in Chamouny abgefeuert wurden. Nachher hörten wir, daß den ganzen Vormittag die Fernrohre der Fremden und Neugierigen im Orte auf uns gerichtet waren und daß man unten sich darüber lustig machte, wie wir drei armen Teufel uns plagten, den stolzen Gipfel zu überwinden.

Die Aussicht war vollkommen klar, der Anblick ein überwältigender, unvergeßlicher, unbeschreiblicher. Außer den Tausenden von Berggipfeln und Hörnern, die zu unsern Füßen lagen, sahen wir den Genfer See, das Mittelmeer in der Gegend von Genua, Turin, Mailand, das ganze Oberland u. s. w., kurz meine ganze Montblanc-Sehnsucht war befriedigt und belohnt! Wir ließen jubelnd den Champagner knallen und schwelgten 1¼ Stunde im Anblick dieser riesenhaften Natur.

Um 12¼ Uhr traten wir die Rückfahrt an.

Wir hatten in einer Stunde wieder den Anfang des Corridor erreicht, — da änderte sich plötzlich das Wetter. Ein Gewitter mit furchtbarem Schneesturm zog herauf. Der Orkan wurde zuweilen so stark, daß wir uns kaum aufrecht zu erhalten vermochten; er trieb Wolken vor sich her, die plötzlich wie durch Zauber aus dem Thal sich hoben, so, daß wir bald dicht davon verhüllt waren und kaum die Hand vor den Augen sehen konnten, während heftige Donnerschläge unser Ohr betäubten. Diese Dunkelheit gerade an der gefährlichsten Stelle, machte keinen erfreulichen Eindruck, wo ein Fehltritt auf dem glatten Eise uns in den Abgrund stürzen konnte. Wir dachten daher auch gar nicht daran, unsere versteckten Lebensmittel wieder aufzusuchen.

Wir marschirten auf's Geradewohl hinunter, bis wir gegen 3 Uhr ganz unverhofft auf das große Plateau kamen. Hier wurde der Nebel so dicht, daß wir vergebens nach den Spuren unseres Aufmarsches suchten.

Schon fing der Wind an, uns Regen und Eis in's Gesicht zu peitschen; wir befürchteten, von einer Lawine verschüttet oder in den Abgrund geschleudert zu werden, oder uns zu verirren und im Schnee vor Hunger und Frost umzukommen. Schon fing ich an alle Hoffnung aufzugeben. Auch der Hunger begann mich zu quälen, wie ich die tiefere Atmosphäre erreichte; und fast mit Wemuth dachte ich, trotz der Gefahr unserer Lage, an den schönen Wein und die prächtige gebratene Ente, welche wir im Schnee zurückgelassen.

Was hilft alles Klagen, es mußte rasch gehandelt werden, um uns vor dem Wind und der Kälte zu schützen; denn an ein Weitermarschiren war bei der Finsterniß nicht zu denken. Wir gruben also, auf Tourniers Vorschlag, wieder ein tiefes Loch in den Schnee und steckten uns hinein, gegenseitig uns reibend und drückend, um die Glieder warm zu erhalten.

So saßen wir nun da und beriethen, was zu thun sei. Unser Volontär, der Träger Bellin, wollte auf's Geradewohl fortmarschiren, obgleich er keinen Weg wußte; ich schlug vor, die Nacht in der Schneegrube zu verbleiben. Tournier, der ein junges Weib und zwei hübsche Kinder zu Hause hatte, sprach gar nichts und hob durch seine Kaltblütigkeit wieder unsere Fassung. Nachdem wir drei volle Stunden so gelagert hatten, und es ein wenig heller wurde, brach Tournier plötzlich allein auf, um den Weg zu suchen.

Er war keine zwanzig Minuten fort, als wir seinen Freudenruf erschallen hörten. Bald kam er zurück, um uns mitzutheilen, daß er des Weges, d. h. der Richtung, denn von Weg ist ja da keine Rede, sicher sei. Er hatte nämlich am Morgen eine von einer früheren Expedition herrührende leere Flasche gefunden, und dieselbe aufrecht in den Schnee gepflanzt, mit dem Gedanken, daß sie wohl einmal als Wegweiser möchte dienen können. Diese kleine Vorsicht war unsere Rettung.

Digitized by Google

Wir folgten freudig dem wackeren Führer und verließen, wie durch ein Wunder den gähnenden Gletscherspalten entgehend, endlich, um 10 Uhr Nachts die Eiswüste, nachdem schon die stockfinstere Nacht hereingebrochen war. Todtmüde stiegen wir um $10^1/_4$ Uhr am Riesenfelsen der Grands mulets hinan, um in der Hütte ein Obdach zu suchen. Leider hatten wir weder Holz noch Licht, da wir uns nicht darauf gefaßt gemacht hatten, zwei Nächte auf den Grands mulets zubringen zu müssen. Um nicht zu erfrieren, schnitten wir die Bank zusammen, und unterhielten die Nacht hindurch mit ihrem Holze ein kleines Feuer. Wir kehrten unsere Taschen um und fanden noch ein Paar Brodkrusten, Feigen und Chocoladetäfelchen, um den ärgsten Hunger zu stillen.

Die Nacht wurde uns aber entsetzlich lang, obgleich Tournier mit Erzählungen über frühere Besteigungen des Montblanc sie zu verkürzen suchte. Nach seiner Ansicht hatten wir, unter allen ihm bekannten, die schönste Besteigung in Rücksicht auf die Aussicht, aber die gefährlichste rücksichtlich des Wetters gehabt.

Am folgenden Morgen traten wir endlich um 6 Uhr, sobald nämlich die Tageshelle es gestattete, den Rückmarsch nach Chamouny an, wo uns schon die Freunde, welche von dem vorausgeeilten Träger von unserer Rettung benachrichtigt waren, mit Speise und Trank bis an den Wald entgegen kamen. Am Orte wurden mit Fahnen und Musik empfangen, denn man hatte uns für verloren gehalten. Im Hotel wurde ich mit Blumen beschenkt und meiner zu Ehren ein Fest gefeiert. Bei keiner Besteigung hatte ich noch solchen Jubel gesehen.

Trotz des Schleiers war mein Gesicht so roth geworden, wie ein gekochter Krebs und meine Augen schmerzten mich noch 3 Tage. Dann schälte sich die Haut.

Die schaurig-schönen Eindrücke dieser Fahrt aber werde ich mein ganzes Leben nicht vergessen.

Zur Lösung der englisch-amerikanischen Wirren rathen die Diplomaten des Kladderadatsch Folgendes:

Da es Pflicht jedes humanen Weltbürgers ist, soviel er kann, zur Erhaltung des Weltfriedens beizutragen, so wollen wir auch mit unserm Rath nicht zurückhalten, überzeugt, daß der Krieg vermieden werden kann und wird, wofern die Herren Palmerston und Seward nur auf uns zu hören sich entschließen. Die drei Diplomaten unseres Blattes machen folgende Vorschläge:

Die Erste räth Herrn Seward die beiden auf dem Trent gefangenen Südländer unter der Bedingung auszuliefern, daß Lord Palmerston sich verpflichte, sie sofort nach der Auslieferung aufknüpfen zu lassen. Der Zweite räth Lord Palmerston, nur die Auslieferung Slidells zu verlangen, dagegen Mason den Unionisten zum Aufhenken zu überlassen. Der Dritte räth Herrn Seward, Mason auszuliefern und Slidell zu hängen. So würde beiden Parteien Genüge geschehen.

Räthsel.

Wie im Adlerflug
Schwingt dein Flügelschlag
Dich in den Aether empor;
Hoch in sonnigen Höhn,
Dort liegt Dein Ziel,
Fort in der Unendlichkeit. —
Nun halte, steigender Phönix,
Auf Deinen Fit igen Rast!
Blitze durchflogst Du
Und die Welt schwand in Nebel.
Noch fern liegt Dein Ziel,
Unersättlicher, tummle Dich nun,
Steige empor und verbrenne im Licht.

Auflösung der Charade in Nr. 51:
Wintermährchen.

Digitized by Google

Ein Spanferkel als Kind.

Ein Brünner Blatt erzählt folgende Humoreske: In den jüngst verflossenen Tagen ging ein Ehepaar zum Heurigen auf's Land. Beim Bauern, welcher den jungen 1861er ausschenkte, liefen mehrere Spanferkel im Hofe herum. „Was meinst Du?“ fragte sie. „Ich mein' halt immer, was Du meinst,“ erwiderte er, ein würdiges Mitglied der bekannten Kremser Bruderschaft. Nun wurde auch der Bauer um seine Meinung befragt, nämlich darüber, ob er dem Ehepaar einen dieser grunzenden Vierfüßler um angemessenen Preis ablassen wolle, und der Bauer meinte, daß 2 fl. dafür gerade recht wären. Der Handel wurde geschlossen; aber der Import in die Stadt, die Verzehrungssteuer! „Was meinst Du?“ fragte sie wieder. „Ich mein' halt immer, was Du meinst,“ antwortete er wieder. Das Resultat dieser übereinstimmenden Meinung war, dem Finanzwächter ein X für ein U vorzumachen und den jugendlichen Borstenträger unversteuert über die Linie zu schwärzen und zwar in der Art, daß die Frau, ehe man zur Linie gelangte, den Bakonyer-Sprossen in ihr Umhängtuch einhüllte und, als trüge sie ein kleines schlafendes Kind, auf den Arm nehme. Der Plan — eine Erfindung der Frau — war so übel nicht. Gedacht, gesagt, gethan! Ehe man dem verhängnißvollen Punkte nahe kommt, emballirt die Frau den gedulbigen Vierfüßler in der geschicktesten Weise und legt noch zum Ueberflusse, damit dem schlummernden Kleinen die kühle Abendluft nicht schade, ihr gesticktes Sacktuch über das schweinere Antlitz. Man ist bei der Linie angelangt, man passirt sie hochklopfenden Herzens, nur der Kleine im Mutterarme theilte wahrscheinlich die Herzensangst seiner Stadtwärtsbeförderer nicht. Der Finanzwächter stand auf seinem Posten; er läßt das Ehepaar, da Alles seinen natürlichen Anstrich hat, anstandslos passiren. Mit etwas beschleunigten Schritten passirten sie und er den befürchteten Wächter. Doch Alles geht gut; schon ist man einige Schritte vorwärts gekommen, man athmet auf, im nächsten Augenblick ist man der Gefahr der Entdeckung entgangen: da, o Entsetzen! beginnt der bisher so ruhige Kleine mit einigen jener unharmonischen Töne zu extemporiren, welche jedermänniglich auf den ersten Augenblick seine — Nationalität verrathen! Der Finanzwächter horcht auf, im nächsten Momente weiß er sich das Räthsel dieses so überraschenden Spanferkel-Solos zu erklären; mit ein paar Sätzen hat er das Ehepaar eingeholt, das verg bens sämmtliche vier ihm zu Gebote stehende Hände in Thätigkeit gesetzt hat, um den borstigen Schreihals zum Schweigen zu bringen. „Aha!“ herrscht der Finanzwächter die Beiden an, „ist's um diese Stunde! Rechts um, kehrt Euch! Marsch!“ Mit hängenden Köpfen und insgeheim den verrätherischen Vierfüßler in's Pfefferland verwünschend, muß das Ehepaar zum Linienamte zurücktreten und dort, tief beschämt, Steuer und Strafe (wegen versuchter Gefällsdefraudation) entrichten.

Ein Herr läßt sich Stiefel anmessen. „So, aber bis Samstag müssens fertig sein! Apropos, Meister, was ich Sie schon lange fragen wollte, ist denn das wahr, daß Ihr Vater Schriftsteller und ihre Mutter Schauspielerin war?“ — „Allerdings ist es so, Herr Dipfelberger!“ — „Ja, wie kommt es denn, daß Sie Schuhmacher wurden?“ — „Aus kindlicher Pietät, denn sonst hätten meine Eltern rein barfuß laufen müssen!“

Wozu das Heirathen gut ist. Aus Uczika (Serbien) erfährt man, daß ein Serbe, um seinen 13jährigen Sohn vom Schulbesuche zu befreien, denselben in aller Eile mit einem Mädchen trauen ließ; als dann der betreffende Lehrer in Ivanjica den Schüler reclamirte, hieß es, er sei zu groß für den Schulbesuch und schon verheirathet!

Zwei Commis stritten mit einander, um den Glanz ihrer Häuser darzuthun. „Wissen Sie wohl,“ sagte der Eine, „daß wir jährlich nur für hundert Gulden Tinte brauchen?“ — „Ach! daß ist ja gar nichts,“ sagte der Andere, „wir ersparen bloß dadurch zweihundert Gulden an Tinte, daß wir die Punkte auf dem i und die Schnörkel auf dem u weglassen.“

Eigenthum, Druck und Verlag von J. F. Kietsch in Landshut.

Digitized by Google

Nro. 3. VIII. Jahrg.

Die

Plauderstube.

Eine Sonntagsgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 19. Jänner 1862.

Eine Jugenderinnerung.

Wahrheitsgetreu erzählt von einem Pfälzer.

„Ihr Kinder," sagte nach Tische am Sylvesterabend 1813 mit bewegter Stimme mein seliger Vater, „das Jahr ist nun zu Ende und wir Bewohner an der Kaiserstraße haben in den letzten Wochen durch den Rückzug der Franzosen einen Jammer erlebt, der euch euer ganzes Leben hindurch, im Gedächtniß bleiben wird. Gerne wollten wir verschmerzen, was uns dieser Rückzug an Geld und Lebensmittel gekostet, was wir aber nicht so leicht verschmerzen können, ist der unersetzliche Verlust." —

Hier stockte des Vaters Stimme; meine älteren Geschwister fingen an zu weinen.

Ich als achtjähriger Knabe konnte mir nicht sogleich die Ursache dieser weichen Stimmung erklären; als aber der Vater weiter sprach: „Das hitzige Nervenfieber, das uns die Franzosen brachten, hat außer uns noch viele Familien in tiefe Trauer versetzt," da dachte auch ich der guten Mutter, die nun seit einigen Tagen im kühlen Schooß der Erde ruhte und brachte dann der Theuern, gleich meinen Geschwistern, den Tribut der Liebe.

Nach einer Pause fuhr der Vater fort: „Ich fürchte, Kinder, das neue Jahr wird uns noch manches Leid bringen. Die Verbündeten folgen den Franzosen auf dem Fuße nach. Sie werden uns nicht als Freunde behandeln; denn sobald sie den Rhein überschritten haben, sind sie auf französischem Boden, und es wird dann an Plünderungen und Brandschatzungen nicht fehlen. Geht jetzt schlafen, Kinder, und tretet mit Gott in's neue Jahr!"

Meine ältesten Geschwister verfügten sich zur Ruhe in den oberen Stock und ich und mein sechsjähriges Brüderchen nahmen unser Lager neben dem Schlafzimmer des Vaters.

Lange konnte ich kein Auge schließen. Meine Einbildungskraft rief mir alle die Bilder zurück, die sich in den beiden letzten Jahren so tief in meine Seele geprägt hatten. Da sah ich denn wieder, wie die stolzen französischen Regimenter, an deren Pracht sich das Auge nicht satt genug sehen konnte, durch meinen Geburtsort M. in der Richtung nach Mainz zogen, und

Digitized by Google

zwar mit einer Freude und Zuversicht, wie man es damals von einem so gewaltigen sieggewohnten Heere nicht anders erwarten konnte.

Aber diesen heiteren Bildern folgten auch die trüben Bilder, die in den letzten Wochen jedes fühlende Herz mit Grauen und Entsetzen erfüllten. Da sah ich denn auch, wie die ehemals so stolze Armee geschlagen und flüchtig als Trümmer in namenlos elendem Zustande in die Heimath zurückkehrte.

Ich sah, wie ganze Reihen Wagen und Karren voll kranker und verwundeter Soldaten theilweise vor unserem Schulhause, das zum Lazareth diente, abgeladen wurden und oft in einer so rücksichtslosen Weise, wie man eine Karrenzäune, die am einen Ende aufgehoben wird, von ihrem Inhalte mit einem R ck entleert. Ich war dann wieder im Schulzimmer, wo ich den armen Unglücklichen durch allerlei kleine Dienstleistungen mich unentbehrlich gemacht hatte.

Wie manchmal hörte ich den Ausruf: „O mon Dieu!“ Wie manches junge Leben beschloß hier, fern von der lieben Heimath, in einem letzten Seufzer: „Adieu mon père! Adieu ma mère! Adieu ma patrie!“ sein Dasein.

Wurden die Leichen auf einer Leiter von zwei Taglöhnern auf den nahen Kirchhof getragen, so bildete ich mit meinem Brüderchen an der Ha d die Leichenbegleitung und sah dann mit Entsetzen, wie man über dem Grabe die Leiter umdrehte und den Gestorbenen hinabwarf, gleichviel, ob er auf den Rücken oder auf das Gesicht zu liegen kam.

Nach einigen Stunden der Ruhe wurde ich plötzlich durch Pferdegetrab aus dem Schlafe geweckt.

Der Nachtwächter klopfte und sagte meinem Vater, daß hier Reiter seien, die nach dem Dorfschulzen fragten. Mein Vater bekleidete nämlich die Stelle eines Polizeiadjunkten und hatte das Bureau der Bürgermeisterei im Hause, da der Maire einige Minuten vom Dorfe entfernt, in einer Mühle wohnte.

Kaum war n die beiden wilden langbärtigen Reiter in unser Zimmer getreten, da fing ich an zu zittern und schrie ein entsetzliches Duett mit meinem Brüderchen. Erst als uns der Vater unter der Decke h rausgeholt hatte, und uns befahl, den „Herrn Kosaken“ die Hand zu geben, wurden wir ruhiger.

„Wo ist Franzos?“

Mein Vater machte ihnen deutlich, daß die letzten gestern Nachmittag in aller Eile aufgebrochen seien und das nur noch einige schwer Erkrankte im Lazareth sich befänden.

Schon am andern Tag kamen Colonnen Russen durch unser Dorf, die in ihrem Marsche die volle Breite der Straße einnahmen; ihre Zahl war Legion. Daß wohlhabende Bürger zuweilen 50 Soldaten beherbergen und verköstigen mußten, läßt sich in Betracht einer solchen Truppenmasse leicht erklären.

So groß die Furcht vor den Russen war, so muß ihnen doch zum Lobe nachgesagt werden, daß die militärische Disziplin eine strenge war.

Der geringste Exzeß wurde hart bestraft, nach unsern Begriffen nur zu hart und oft in einer Weise, die bei allen Zuschauern das innigste Mitgefühl für den Unglücklichen erregte.

So erinnerte ich mich, das ein Russe, der einen Diebstahl beging, durch zwei aufgestellte Reihen Soldaten Spießruthen laufen mußte.

Er war bis an die Hüften nackt und stieß bei jedem Hieb einen herzzerreißenden Schrei aus.

Digitized by Google

Dann wurde er unter ein Brunnenrohr gelegt, wo ihm das über den Rücken herabströmende Blut abgewaschen wurde.

Die Furcht vor den Deutschen war bei den Bewohnern des linken Rheinufers nicht minder groß, als vor den Russen.

Als die Franzosen nach der Schlacht von Hanau (30. Oktober 1813) sich nach Mainz zurückgezogen hatten, verbreitete sich plötzlich der Schreckensruf: „Die Deutschen kommen!“ Eine namenlose Angst bemächtigte sich aller Gemüther und Alles rannte verzweiflungsvoll hin und her, um seine beste Habe zu verbergen und in Sicherheit zu bringen.

Doch der Lärm war für diesmal ein blinder; denn die Deutschen gingen mit ihren Verbündeten bekanntlich erst in der Neujahrsnacht über den Rhein. Daß aber diese Furcht nicht unbegründet war, dazu möge folgende Episode einen Beleg liefern.

Am 14. Februar 1814 zog, vom nahen Städtchen K. kommend, ein Regiment Uhlanen, dessen Volksstamm ich absichtlich nicht näher bezeichnen will, durch unser Dorf.

Mein Elternhaus befand sich nicht an der Kaiserstraße, sondern etwas weiter abwärts in der Straße, die nach Worms führt.

Das Regiment setzte auf der Kaiserstraße seinen Marsch nach dem nächsten Dorf O. fort, während drei Uhlanen vor das Haus meines Vaters sprengten und in der Eile einen reitenden Boten begehrten, der ihnen den Weg nach Kaiserslautern zu zeigen habe.

„Gedulden Sie sich ein wenig,“ sagte mein Vater, „ein reitender Bote ist nicht so schnell bei der Hand, als ein Bote zu Fuß; übrigens seh ich auch gar nicht ein, zu was Sie einen Boten brauchen, denn die Kaiserstraße ist die breiteste im Lande, und wer sich nicht davon entfernt, kann sich auch nicht verirren.“ Plötzlich zog der eine Soldat seine Pistole und feuerte sie auf meinen Vater ab.

Derselbe, unter der Hausthür stehend, wich in diesem Augenblicke glücklicher Weise etwas zur Seite und die Kugel fuhr in die im Hausgange befindliche Stiege, wo sie noch in späteren Jahren als ein Wahrzeichen zu sehen war, aber wahrscheinlich durch Kinder mit einem Messer herausgebohrt wurde.

Kaum war der Schuß gefallen, so fielen mehrere anwesende Bürger über die drei Reiter her, rissen sie von den Pferden, zerbrachen ihre Lanzen und zerschlugen sie mit Stöcken und Prügeln, daß sie kaum mehr zu Pferde steigen konnten. Mein Vater jammerte: „Ihr Bürger, was habt ihr gethan! Die Folgen werden nicht ausbleiben!“ Und sie blieben nicht aus.

Die drei geprügelten Reiter holten schnell eine Escadron ihres Regimentes zurück und in weniger als zwölf Minuten sprengten die Wüthenden, den Säbel im Mund und ein Pistol in der Hand, zum Dorfe herein. Ich lugte in der Angst mit meinem alten Lehrer in zweiten Stock zum Fenster heraus.

„Komm, Lieber, wir sind hier nicht sicher.“ Bei diesen Worten faßte er mich bei der Hand und wir flüchteten uns in einen Stall, auf welchem Hanfbrechen aufgestellt waren, die durch Gerstenstroh zugedeckt, uns ein gutes Asyl boten. Wir hatten kaum Zeit, auf einer Seite am Dach in unsere Höhle zu schlüpfen und die Oeffnung mit einem Gebund Stroh zu verstopfen, so hörten wir schon Schüsse fallen, Fenster klirren und einen Lärm, der uns fast das Blut in den Adern gerinnen machte. Dann — o Entsetzen — kamen nun auch die Soldaten die Stallreppe herauf, krochen auf das Stroh und stachen mit den Säbeln durch das Stroh bis auf die Brechen hinab.

Digitized by Google

Fröhlich entfernten sie sich mit dem Bemerken: „Der Schulze muß anderswo sein.“ Unten im Stall fanden sie die Magd, die mein jüngstes Schwesterchen auf dem Arm hatte; sie wurde in den Hof geschleppt und gefragt, wer sie sei und wem dieses Kind gehöre.

Nach erfolgter Antwort setzte ein Soldat seine Säbelspitze auf des Kindes Brust mit der Drohung, dasselbe augenblicklich zu durchbohren, wenn sie ihnen nicht den Aufenthalt des Schulzen angebe.

Die Magd wußte es nicht, deutete aber in ihrer Angst auf das Scheunenthor. Wie wurde mir zu Muthe, als ich durch eine kleine Ziegelöffnung bemerkte, wie die Soldaten das Thor aufrissen, denn ich sah meinen Vater in die Scheune laufen, als ich mit meinem Lehrer in den Stall flüchtete. Sie fanden ihn, und eben hatte die Mißhandlung begonnen, so wurde sie durch in den Hof schallenden Ru unterbrochen: „Wir haben ihn, den Schulzen wir haben ihn!“ Nun ließen sie meinen Vater los und eilten auf die Straße. Hier bot sich ein neues Bild des Jammers dar. Der Maire, der von der ganzen Sache nichts wußte, war aus seiner Mühle ins Dorf gegangen, um auf dem Bureau seinen Amtsfunktionen obzuliegen. Er wurde gefragt, ob er der Schulze sei. Nichts Arges ahnend, erfolgte ein „Ja.“ Nun wurde der Unglückliche durch Knuten- und Säbelhiebe so übel zugerichtet, daß er in seinem Blute fast nicht mehr zu erkennen war. Die Reiter setzten sich dann wieder in Marschbereitschaft, nahmen den Mißhandelten zwischen ihre Pferde und schleiften ihn eine weite Strecke mit, bis er aus Erschöpfung zusammensank. Sie ließen ihn dann auf der Straße liegen und sprengten ihrem Regimente nach.

Welch einen betrübenden Anblick bot nach dieser Greuelscene mein Elternhaus! An zwanzig Fenstern waren die Scheiben bis auf drei demolirt; alle Möbel war zusammengehauen das Wandschränkchen erbrochen und die Baarschaft entwendet. Die Betten waren zerhauen und auf die in der Stube liegenden Bettfedern wurde das Blut von zwei an jenem Morgen geschlachteten Schweinen, sowie die Milch aus etwa einem Dutzend Häfen gegossen. Ich will diesen Vandalismus nicht weiter schildern, sondern nur noch bemerken, daß es in manchen andern Häusern eben so aussah. Daß eine Civil- und Militäruntersuchung stattgefunden, ist mir nicht bekannt. Wir hatten damals so zu sagen keine Obrigkeit und gehörten Niemanden an.

Aus Hebels Leben.

Eines Abends kehrte der berühmte Dichter und Kalendermann Hebel — er war schon Prälat — von einem Spaziergange von Mühlberg nach Karlsruhe zurück, heitern Sinnes und fröhlichen Herzens, wie immer und wie nur gute Menschen sein können. Er war in seinem ganzen Leben nie ein Kopfhänger gewesen, obschon er ein Geistlicher war und vielleicht eben deßwegen.

Digitized by Google

Weil er aber an diesem Abende besonders gemüthlich und sogar ein wenig muthwillig aufgelegt war, so hätte er gerne außer sich selbst noch weitere Gesellschaft gehabt (eine bessere freilich als sich selbst konnte er nicht finden) und deßwegen beschleunigte er seine Schritte, um einen andern Spaziergänger einzuholen, der ehrbar und bedächtig vor ihm her wandelte.

Dem einsamen Spaziergänger schien es nicht so leicht um's Herz zu sein, als dem geistlichen Herrn hinter ihm, denn er ging gebeugten Hauptes, als wolle er die Kieselsteine auf dem Wege zählen; von Zeit zu Zeit blieb er stehen und holte tief Athem, als hätte er einen schweren Kummer oder schaute in die Wolken hinauf, als wolle er sich Trost vom Himmel herunter holen oder plauderte auch wohl mit sich selber und gestikulirte mit seinem Regenschirme.

Dem Herrn Prälaten entging keine dieser Bewegungen und es interessirte ihn, aus den Aeußerlichkeiten des einsamen Wanderers herauszufinden, wer und was er sei und die Absicht zu errathen, die ihn nach Karlsruhe führe.

Die ganze äußere Erscheinung bezeichnete ihn als einen Geistlichen. Dieser lange, schwarze Rock mit der kurzen Taille, dem hohen Kragen und den bauschigen Achseln, war offenbar von einem Dorfschneider gemacht worden; der Mann war also ein Landgeistlicher. Der Rock war zwar sauber und sorgfältig gebürstet, das Tuch aber grob und fadenscheinig und dem Hute war offenbar durch etwas Bier oder Zuckerwasser ein letzter vergänglicher Glanz verliehen worden; der Geistliche war also arm und hatte eine geringe Pfarrei.

Daß aus der hintern Rocktasche der Mundspitz einer Pfeife heraussah, erhöhte nur die gute Meinung die der Herr Prälat bereits von dem Pfarrer zu fassen entschlossen war, denn Hebel war selbst ein gewaltiger Raucher und alle Raucher umschlingt eine Art sympathetisches Band.

So weit war der Prälat im Reinen. Was war aber die Absicht, die den Landgeistlichen in die Residenz führte?

Der Herr Pfarrer trug unter dem Arme ein kleines, in Papier eingewickeltes Päckchen.

Das Päckchen war an der einen Ecke aufgegangen und aus der Oeffnung schaute der Zipfel eines schwarzen Frackes heraus und betrachtete sich neugierig die Gegend.

Jetzt war dem Herrn Prälaten Alles klar. Ein armer Landpfarrer, der mit einem schwarzen Fracke unter dem Arme gegen Karlsruhe marschirt, der kann keine andere Absicht haben, als ihm, dem Prälaten selbst, einen Besuch zu machen.

Das Resultat seiner Beobachtungen ergötzte den Prälaten ganz ungemein und, ein gemüthliches Lächeln auf den Lippen, beeilte er sich, seinen Vorgänger einzuholen.

Er grüßte freundlich und mit der ihm eigenen Leichtigkeit hatte er mit dem Fremden bald ein interessantes Gespräch angeknüpft.

Der Pfarrer war ein noch junger Mann, ein wohlwollendes und verständiges Gesicht, dem aber Kummer und Sorgen ihre Stempel aufgedrückt hatten. Dabei ein Mann von Charakter und Grundsätzen und gesunder Lebensanschauung, wie Hebel bald herausgefunden hatte, auch ein Mann von tüchtigem Wissen, denn Hebel pochte im Laufe der Unterhaltung an verschiedenen Thüren an und überall ward ihm aufgethan, er berührte verschiedene Felder der Wissenschaft und überall hielt ihm der Landpfarrer tüchtig Stand. Der Fremde selber schien eine große Freude zu haben an dem Gespräche und noch eine größere an dem freundlichen Begleiter.

Auf einmal blieb Hebel stehen und sagte:

Digitized by Google

„Und nun, Herr Pfarrer, erlauben Sie mir eine Frage: Sie wollen den Prälaten Hebel besuchen?“

Der Pfarrer sah überrascht auf.

„Woher wissen Sie?“

Hebel lächelte. „Genug, ich weiß.“

„Und wollen sich bei dem Prälaten um eine bessere Pfarrei bewerben?“

„Ich bin erstaunt,“ sagte der Pfarrer und warf einen mißtrauischen Blick auf seinen Begleiter, „wie können Sie meine Geheimnisse errathen?“

Hebel versuchte ein ernstes Gesicht zu machen und erwiederte:

„Herr Pfarrer, vor der Polizei gibt es keine Geheimnisse.“

„Also sind Sie bei der Polizei?“ fragte der Pfarrer mit ungeheucheltem Erstaunen. Doch Hebel, ohne über diesen Punkt Aufklärung zu geben, examinirte in dem Tone eines Inquisitors fort: „Kennen Sie den Prälaten?“

„Nein,“ erwiederte der Andere und vergrößerte unwillkürlich den Raum zwischen sich und dem vermeintlichen Polizeibeamten: „nein, den Prälaten kenne ich nicht, aber Hebel kenne ich. Wer kennt Hebel nicht?“

Hebel zuckte die Achseln und lächelte: „Sie meinen wegen dem Kalender und seiner Vermacherei? Pah, fades Zeug! Hätte man sollen von der Polizei verbieten.“

„Wie, mein Herr?“ rief der Pfarrer mit wahrhaftem Entsetzen.

Doch Hebel fuhr mit unerschütterlicher Ruhe fort:

„Welcher Gedanke, in einer Sprache zu dichten, die kein gebildeter Mensch versteht! Und dann der Kalender! Wie unpassend für einen Geistlichen, Spitzbubengeschichten zu schreiben!“

„Mein Herr!“ rief der Pfarrer mit großer Wärme, „hier sind mit mir noch viele Tausende ganz anderer Ansicht. Hebel ist ein Mann des Volkes und wird von dem Volke vergöttert. Hebel hat durch seine Schriften die Gemüther gehoben, die Herzen erwärmt und erfreut und hat mehr guten Samen gesät, als — Sie verzeihen — die Polizei jemals. . . . Doch, was ereifere ich mich. Hebel ist ein großer, ein edler Mann!“

„Hebel ist ein Prälat!“ rief der vermeintliche Polizeibeamte, ebenfalls in Eifer gerathend, „und zwar ein Prälat, der Kalendergeschichten schreibt und weltliche Lieder dichtet und damit ist Alles gesagt. Man hat ihn verdorben durch die Lobhudeleien, die man ihm in's Gesicht wirft und er ist stolz, eitel, er ist. . . .“

„Halt!“ rief der Pfarrer mit glühendem Gesichte und erhobener Hand, „halt, mein Herr! Ich habe mich in Ihnen geirrt. Sie lästern den Charakter eines braven Mannes und eines Abwesenden. Unsere Wege gehen nicht zusammen. Gott befohlen! Und damit wendete sich der erzürnte Pfarrer kurz ab und bog mit seinem Päckchen unter dem Arme in einen Seitenweg des Hardwaldes ein.

Ueber Hebel's Gesicht zuckte es wie Rührung. „Ein prächtiger Trotzkopf“ murmelte er, dann rief er dem forteilenden Pfarrer nach:

„Wenn Sie den Prälaten besuchen wollen, kommen Sie morgen früh vor acht Uhr!

Der Pfarrer wendete noch einmal den Kopf, dann eilte er, aus dem Bereiche des verläumderischen Polizeimannes zu kommen.

Am andern Morgen Schlag acht Uhr stand der Herr Pfarrer im schwarzen Fracke und weißer Halsbinde vor Hebel's Thüre. Er war sonst ein muthiger Mann, jetzt aber pochte sein

Digitized by Google

Herz, denn der Polizeibeamte von gestern hatte ihm über seinen Empfang bei Hebel doch ängstliche Zweifel erregt. Endlich aber faßte er Muth und klopfte an.

„Herein!“ rief eine wohltönende Stimme. Dem Herrn Pfarrer war's gerade, als hätte er die Stimme schon gehört. Er öffnete die Thüre und — blieb überrascht auf der Schwelle stehen, denn in dem Zimmer selbst, an einem gedeckten Frühstücktische, im Schlafrocke und mit dampfender Pfeife, saß der fatale Polizeibeamte.

Der Bittsteller wollte, erschrocken über seinen Mißgriff, schleunigst zurückweichen, doch Hebel erhob sich mit heiterem Lachen und dem verblüfften Pfarrer die Hand entgegenstreckend, rief er in herzlichem Tone: „Hier bleiben, Herr Pfarrer! Sie sind an der rechten Thüre. Willkommen bei'm Prälaten Hebel!“ Und mit sanfter Gewalt zog er den schüchtern Widerstrebenden in's Zimmer.

„Ich freue mich über Ihren Besuch, Herr Pfarrer, denn ich habe Ihnen zu danken, daß Sie mich gestern so wacker in Schutz genommen haben; wissen Sie, gegen den Polizeibeamten. Ja, ja, Sie haben ihm tüchtig die Meinung gesagt! Jetzt zum Frühstücke und dann wollen wir bei einer Pfeife Ihre Angelegenheiten besprechen.“ —

Als der Herr Pfarrer am andern Tage den Mühlburger Weg zurück der Heimath zuwanderte, da war sein Haupt nicht mehr auf die Brust herabgesenkt, nein, er trug es hoch erhoben, da war sein Schritt nicht mehr langsam und müde, nein. er war leicht und elastisch und die helle Glückseligkeit strahlte auf seinem Gesichte. Hebel hatte ihm eine schöne Hoffnung mit nach Hause gegeben, Hebel hatte wieder einmal einen Menschen glücklich gemacht.

Wieder trug der Herr Pfarrer ein Päckchen unter dem Arme, aber das Päckchen war bedeutend umfangreicher geworden, denn in der Freudigkeit seines Herzens hatte der glückliche Mann seiner Frau Pfarrerin ein neues Kleid und seinen Buben Zeug zu Hosen gekauft. Der Einzug in die verheißene neue Pfarrei sollte im höchsten Glanze geschehen.

Diese Geschichte hat Einer von dem Herrn Pfarrer selbst. Der Pfarrer lebt noch und ist jetzt ein glücklicher Großvater und wenn er seinen Enkeln die Geschichte erzählt, so lüpft er jedes Mal sein Käpplein und sagt:

„Hebel war ein herrlicher Mensch, Gott segne und belohne ihn!“

Eine Tageswandlerin.

In Wien ereignete sich Sonntag Morgens folgender sonderbarer Vorfall. Eine Frauensperson, welche auf ihre Frage, ob in einer Dachwohnung dieses Hauses nicht ein ihr bekannter Herr wohne, eine verneinende Antwort erhielt, stieg unbemerkt durch ein in das Stiegenhaus mündendes Dachfenster auf das Dach des Hauses; daselbst begann die schwindelfreie Dame in vollkommener Toilette mit Krinoline, Mantel und Hut einen Spaziergang, und schon hatte sie eine Seite von dem Viereck des Hauses abgegangen, als sie von einer Magd bemerkt und auf deren Veranlassung durch das Dachfenster wieder auf die Stiege hereingezogen wurde, was sie gutwillig geschehen ließ. Um ihr Vorhaben befragt, erwiederte sie, es habe eine Wette gegolten.

(Eine telegraphische Unterhaltung zwischen Dresden, Leipzig, London und Smyrna.) Am 6. d. M. Abends gegen 10 Uhr, fand zum ersten Male eine directe telegraphische Correspondenz zwischen Dresden und Leipzig einerseits und Smyrna andererseits statt, sodann auch, ebenfalls direct, zwischen London und Smyrna. Auf den Gruß von Dresden an Smyrna sagt letzteres: „Hier. Danke für den Gruß. Asien gibt ihn Sach-

Digitized by Google

sen zurück." — Hierauf Leipzig an Smyrna: „Wie viel Grad kalt haben Sie? Schneit's? — Smyrna: „Sechs Grad warm, schlecht Wetter, seit drei Tagen regnet's. Was für Wetter bei Ihnen?" — Leipzig: „Viel Schnee und zehn Grad Kälte. Rufen Sie einmal London an." — London: „Hier. Was gibt's?" — Smyrna: „Guten Tag! Nichts Neues?" — London: „Nein! Sehr erfreut, Sie zu sprechen. Wieviel Uhr? Hier 8 Uhr 58 Min. Abends." — Smyrna: „Hier 1 Uhr Morgens. Was für Wetter?" — London: „Hübsch. Ihr Name?" — Smyrna: Leclerc. Gute Nacht! Auf Wiedersehen!" und so fort.

Ein lustiger Arzt im Rheinlande, der selber ein gutes Gläschen Wein nicht verschmähte, konnte es nie dahin bringen, daß eine besondere Weinsorte bei ihm alt wurde — die Dienstboten stahlen immer davon. Nun ward einmal ein Raubmörder in jener Gegend hingerichtet, dessen Leiche sich der Doktor verschaffte. Er ließ sich daraus ein Skelett verfertigen und stellte es in einer Nische des Weinkellers auf, und von da an war sein Firnewein vor jedem Nascher sicher.

Ein Polizeibeamter, welcher die Pässe in einem bayerischen Wirthshause revidirte, fragte einen reisenden Schauspieler, wie er heiße. „Ich bin der Doktor Faust!" war die scherzhafte Antwort. — „Das paßt sich ganz scharmant," erwiederte der Beamte, „denn ich bin der Teufel, der ihn holt." Und er arretirte den Spaßmacher, dessen Paß nicht in der Ordnung war.

Die Welfenhosen. Die Bewohner von Eimbeck im Königreich Hannover waren durch die Richtung der Bucke-Kreiensen-Bahn sehr beunruhigt und schickten eine Deputation an den König, um für das Interesse der Stadt zu wirken. Umlaufenden Gerüchten zufolge hat diese Deputation, um nichts zu unterlassen, was möglicherweise ein günstiges Vorurtheil für die Eimbecker zu erwecken im Stande wäre, die berühmten Welfenhosen mitgebracht, welche ein Herzog Erich vormals für unterschiedliche Schoppen Bier, die er zu Eimbeck getrunken, dem ehrsamen Magistrate versetzte und später nicht wieder einlöste. Zwischen zwei Historiographen des Welfenhauses ist bekanntlich ob dieser Hosen ein wissenschaftlicher Streit entbrannt, indem der eine behauptet, die Hosen hätten dem Herzoge Erich gehört, wogegen er andere gründlich nachzuweisen versucht hat, daß sie die unbeschreiblichen Theile eines andern Herzogs bekleidet hätten. Die Hosen sind neuerdings dem neu gestifteten Welfenmuseum einverleibt worden; ein Bildhauer hat zum Zwecke der Aufstellung dieser Hosen in höheren Auftrage ein Modell angefertigt, welchem das Beinkleid angezogen worden ist.

Weil, wie die Erfahrung zeigt, Reformen von oben, von der Spitze anfangend, in Deutschland nicht gelingen wollen, hat ein weiser Mann, Herr Findeisen in Chemnitz, erklärt: wir müssen von unten und da anfangen, wo uns der Schuh drückt. Er hat sofort Hand angelegt und den deutschen Stiefelknecht verbessert, so daß dieser für große und kleine Füße und selbst für Hühneraugen paßt. Der verbesserte deutsche Stiefelknecht macht sich bereit und eng, wie es nur von einem treuen Knechte verlangt werden kann, er läßt den Stiefel und seinen Herrn niemals stecken, und bringt ihn nie in die Verlegenheit, sich zu bücken. Die lehrreiche Abbildung ist in der „deutschen Industrie-Zeitung" zu sehen. Wir glauben, dieses vortreffliche Blatt (Redakteur Dr. Binder) nicht besser als durch diesen Hinweis empfehlen zu können

---

Ein preußischer Oberst fuhr eine Zeit lang beständig mit der Post, und wenn er über's Land fuhr, ließ er von dem Vorreiter auch das königliche Posthorn tragen. Das Postamt beschwerte sich darüber und der König schrieb daher eigenhändig an den Oberst:

Mein lieber Oberst! Es ist Euch erlaubt, so viele Hörner zu tragen, als Ihr wollt, nur kein Posthorn, denn das ist wider die Verordnung.

Auflösung des Räthsels in Nr. 2:

Ehrgeiz.

Redaktion, Eigenthum, Druck und Verlag von J. F. Riesch in Landshut.

Digitized by Google

Nro. 4. VIII. Jahrg.

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern)

Sonntag den 26. Jänner 1862.

Die geflüchteten Kinder.*)

Es war zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts, als Ritter Niclas von Wilsperg aus seiner Burg am Neckar nach dem gelobten Lande zog, wie man meinte, um manche Sünde gegen seine erste Hausfrau abzubüßen. Konnte dieß auch daheim haben, denn er ehelichte seine ehemalige Buhlin, Barbara von Horneck, die ihn belehrte, es möge doch Wahrhaftigkeit an der Hölle sein.

Ritter Niclas hatte aus erster Ehe zwei Kinder, so er, damit er ferner sündige, der bösen Stiefmutter überließ, die ihrem vordem gebornen Knaben gern die schöne Herrschaft zuwenden wollte.

Jene beiden Kinder, Otto und Elsbeth, waren nun sehr übel gehalten, und als sie weinend von einem Bruder Karthäuser betroffen wurden, sprach ihnen derselbige Trost ein, seine Rede mit den Worten schließend:

„So uns das Vaterhaus verleugnet, tröstet und nährt uns Gott selbst in der Wildniß."

„Das verstand der kleine Otto nicht recht und grübelt darob auf seine Weise, bis er endlich, da Bruder und Schwester wieder einmal von der Stiefmutter mißhandelt ward sagte:

„Elsbetchen, seit die Mutter todt ist, haben wir keine gute Stunde mehr; weißt du was? — wir wollen in die Wildniß gehen und Gott suchen, daß er uns tröste und nähre."

Die Schwester war deß zufrieden, und das Hütchen im Nacken, ein altes „Püppchen in der Hand, lief sie fort mit dem Bruder, in den nahen Wald hinein. Sie gingen vom Morgen bis Abends immer zu, und als sie hungrig waren, nährten sie sich kärglich von gepflückten Beeren, die ihnen zugleich den Durst stillten, was dann besser noch ein Quell that.

Als es aber Nacht wurde, da weinten die Kinder, schliefen jedoch darüber ein und er-

*) Aus: Wirklichkeit und Phantasie. Gesammelte Erzählungen von F. G. Gubitz. In buntem Wechsel. Vorgeschichten. Sagen und Märchen. Nach Chroniken und Handschriften. Erster Band. Berlin 1860. Vereins-Buchhandlung. (F. G. Gubitz.)

MÜNCHEN 26 JAN 69

Digitized by Google

wachten mit der Sonne, wonach sie weiter und immer weiter in das Dickicht kamen und sich oft mühsam durchwinden mußten. Schon waren sie zwei Tage im Walde, hatten auch schon des Hungers erlitten, und am dritten Tage vernahmen sie Jagdgetön, wußten nicht, ob sie Furcht oder Freude dabei haben sollten, standen ängstlich still.

Ritter Eitelwolf von Kramm war es, der mit stattlichem Jagdgefolge umher ritt, nun die Kinder gewahrte und sie befragte, woher sie kämen und wohin sie wollten.

Treuherzig erzählte Otto von der bösen Stiefmutter, und wie ihn die Worte des Bruders Karthäuser bewogen hätten, mit Elsbetchen davon zu laufen und Gott in der Wildniß aufzusuchen.

Der Ritter und seine Jagdgefährten fühlten sich sehr bewegt von der Verlassenheit der Kinder und ihrem Vertrauen auf Gottes Hilfe; Eitelwolf aber sprach:

„Ihr wisset, Freunde und Nachbarn, daß meine Ehe nicht gesegnet ward mit Kindern; der Herr sendet mir diese, daß von mir aus meiner Burg die düstre Stille weiche, und ich will diesen Verlassenen fortan Vater sein."

Er selbst nahm Elsbetchen auf sein Roß, sein Knappe den Otto, und so ging es alsogleich wohlgemuth heim, wo Wendeline, des Ritters Hausfrau, den Gemahl und die Kinder mit hoher Freude empfing und sie gar wohl hielt in mütterlicher Sorge.

Nachdem aber die böse Stiefmutter in Erfahrung gebracht, wo die Entflohenen sich befanden, begehrte sie dieselben zurück, doch wurden sie ihr verweigert, wobei Eitelwolf von Kramm den Bescheid ertheilte: dem Vater, so er wiedergekehrt, wolle er die Kinder nicht verweigern kein Anderer werde sie empfangen, so es selbst der Kaiser wäre.

Frau Barbara klagte nun den Ritter Eitelwolf an, wo irgend sie klagen konnte, er ward indeß nicht müde, des schlimmen Weibes sich zu erwehren, denn Otto und Elsbetchen waren ihm und seiner Hausfrau mit jedem Tage lieber geworden, auch ward kein Spruch gefällt, wonach er seine Pfleglinge ausliefern solle.

So verpingen bereits neun Jahre, Otto hatte sich wacker geübt im ritterlichen Wesen, und Elsbeth that sich hervor bei Spindel und Webestuhl.

Da kam aus dem gelobten Lande ein Pilger, der für Barbara die Botschaft brachte, Niclas von Wilsperg sei bereits von mehreren Jahren dort verstorben und habe angeordnet, daß sein einbalsamirter Leichnam in der Gruft seiner Väter bestattet werden möge. Dies bewerkstelligte Frau Barbara, strengte sich aber nun mehr noch als früher an in Klagen gegen Eitelwolf von Kramm, den Pilger zum Zeugen stellend, daß ihr Gatte nicht bestimmt habe, es seien ihr die Kinder zu entziehen.

Unterdeß war ihr Sohn herangereift als schlechter Gesell, und um so mehr für Otto und Elsbeth Gefahr zu befürchten, kämen sie ihn die Gewalt der Stiefmutter. So beharrte denn Eitelwolf in seiner Weigerung, forderte dringend, daß Otto als Herr seiner Erbgütter anerkannt und in seinem Besitz geschirmt werde, stiftete auch ein Bündniß mit den nachbarlichen Rittern, daß sie in ehrlicher Fehde ihm beistehen wollten, thäte ein reisiger Zug noth. Darob geriethen Barbara und ihr Sohn in arge Wuth und versammelten bei sich Söldlinge, soviel sie ihrer habhaft werden konnten, denn sie gedachten in ihrem Unrecht was sie zu Recht verbrechten, sich zu behaupten.

Da geschah es, daß Kaiser Sigismund, von der Krönung zu Aachen kommend und auf dem Wege nach Costnitz, am 7. Sept. 1414, dem Tage vor Mariä Geburt, seinen Einzug

Digitized by Google

in Heidelberg hielt und vor dem Sankt-Peters-Thor feierlich empfangen wurde. Alles Volk strömte hinaus, die Altbürger der Stadt, die Lehrer der Hochschule und die gesammte Klerisei zogen ihm entgegen mit brennenden Kerzen und begrüßten ihn jubelnd unter Absingung von Psalmen.

Als er am Thore vom Rosse stieg, gab ihm der älteste Domherr den Kuß des Friedens und ringsum stimmte man den Gesang an: „Advensti, desiderabilis!“ Und mitten in dieser Festlichkeit drängte sich ein Weib zu dem Kaiser und schrie: „Schaffet Gerechtigkeit, Herr Kaiser einer unterdrückten Wittib!“

Es war Barbara von Wilsperg, die augenblicks von den Umstehenden zurückgewendet und fest gehalten wurden, also daß sie im Zorn vor innerem Gift schäumte. Sigismund aber gebot, daß er sie hören wolle, und nachdem er die Wittib, anderseits auch Zeugen wieder sie vernommen, bestellte er den in seinem Gefolge befindlichen Eberhard Windeck zum Austrag der Dinge insoweit, daß er ihm Bericht erstatte nach Anhörung der Einen wie der Andern.

Als solches vollführt war und Kaiser Sigismund keines Rathes in sich wußte, ließ er vermelden: er wolle auf seinem Hinwege gen Costnitz selbst nach Burg Wilsperg kommen zur Schlichtung des Handels befahl zugleich, daß alle Theil sich allbort gestellen sollten, hielt dann am 18. Sept. mit starkem Gefolge, wobei auch eine Rotte von Kriegsleuten, Einkehr auf Wilsper, und da Alle beisammen stunden im Burghofe, sprach er zur bösen Stiefmutter:

„Frau! In Euer Sache gab Euch Lieb' allein das Recht, und weil Ihr die Liebe hier verleugnet habt, dürftet Ihr niemals ein Recht beanspruchen Sintemal Ihr nun gar haßet, wo Liebe Pflicht war, verfielet Ihr in eine Schuld, die Euer Gewissen strafen mag. Ich aber entscheide nun, wie ich's vor Gott zu verantworten gedenke. Die Kinder bleiben Jenen, die ihr Herz gewonnen; die Güter gehören ihnen, sollen ihnen gehören, und ich bestätige und bekräftige dem Eitelwolf von Kramm und seiner Gemahlin die wohlerworbenen Elternrechte, die weder ich noch ein Anderer ihnen streitig machen darf, bin auch sicher, Ritter Eitelwolf werde die Wittib des Niclas von Wilsperg nicht Mangel leiden lassen, vielmehr alsbald mit Eberhard Windeck berathen und bestimmen, was Euch als fester Sitz, so wie Euch und Eurem Sohne zu des Leibes Noth und Pflege gebühre. Das Erbe der Kinder sei aber noch in dieser Stunde und bevor ich von dannen ziehe, an Eitelwolf von Kramm unter Landesburgschaft und Kaisers Schutz übergeben.“

So ward der Streit um die Kinder erledigt durch den mit freudigem Staunen aufgenommen Spruch des Kaisers, und da, wo Eberhard Windeck die Begebenheit uns aufbewahrte, setzt er hiezu:

„Ist auch männiglich bekundet, daß Kaiser Sigismund ein grundbiedrer Herzmann und Fürst war, hätt' auch gern überall Fried' und Gerechtigkeit gesehen, nur konnt' er selten der dienstwilligen Hilfe gewiß sein.“

Digitized by Google

Das erste Debut der Henriette Sontag.

Es ist vielleicht nicht allgemein bekannt, daß das erste Auftreten der nachmals hochgefeierten Henriette Sontag als Sängerin ein ganz zufälliges, unvorbereitetes war. Im „Zwischenact", einer in Wien erscheinenden Theaterzeitung, ist die Geschichte kürzlich mit allen sie begleitenden Umständen erzählt worden, und wir denken, auch unsere Leser hören sie gern. Sie spielt, wenn man so sagen darf, im Jahre 1820 zu Prag. Die Direction daselbst hatte den zu seiner Zeit sehr berühmten Tenoristen Gerstäcker, den Vater des Tourneisten, engagirt; dieser kam und sollte in Mozarts „Entführung" den Belmonte singen, doch Frl. Comet, die Constanze, erkrankte, und weder diese, noch andere Opern, die er proponirte, waren möglich — überall fehlte die erste Sängerin. Man arrangirte endlich, um sich aus der Verlegenheit zu helfen, ein Quodlibet, in welchem Gerstäcker Scenen aus der „Entführung"; der „Vestalrn" und dem „Opferfest" sang. Das Publicum, von seinem Ruf angezogen, stellten sich ein, trotz der unliebsamen Zusammenstellung und der Antipathie gegen ein Quodlibet, es hörte den seltenen Tenor, jubelte ihm zu, kam zu dem zweiten, zum dritten Quodlibet, trotz des hohen Sommers, und ertrug die unleidliche Hitze in dem überfüllten Hause, ohne ihn seiner Extase über den seltenen Tenor zu ermüden, ja es erhitzte sich nur doppelt durch die unermüdliche Ausdauer des Applaudirens. „Wir wollen eine ganze Oper sehen, schaffen Sie Mittel, lieber Holbein!" sagte endlich jedoch der Ausschuß der Bühne zum Oberregisseur. „„Ich werde es versuchen"", erwiderte der geschmeidige Holbein; er versprach es, ohne zu wissen, wie er sein Wort lösen werde. Wie eine Deus ex machna kam ihm sein Kapellmeister, der vortreffliche Operndirigent Triebensee, in den Wurf: „„Gut, daß ich Sie treffe"", rief er ihm entgegen, „„Sie müssen mich, und unsere Oper aus der Klemme reißen! Schaffen Sie mir eine Sängerin, um jeden Preis und sei es nur für eine Opernpartie."" „Für eine? und für welche?„ „„Gerstäcker will den Johann von Paris singen und ich sage Ihnen, Maestro, er singt und spielt ihn, wie ein Gott Kanz ist ein prächtiger Seneschall, den Pagen bringen wir auch noch zusammen, wir brauchen nichts, als eine Prinzessin von Navarra!"" „Bagatelle!" sagte ganz kalt Triebensee, „glauben Sie, die Navarresischen Prinzessinen laufen auf dem Altstädter Ring in Prag so herum, wie die Brezelbuben? Doch halt, warten S', ich habe eine, meine Schülerin Jetti!" „„Jetti? Wer ist die Jetti?"" „Na, wer soll's denn sein? die Jetti, der Sontag ihr jung's Madl! Die Jetti ist ein Kind voll Talent und das Publicum hatte sie gern und zeichnete sie in ihren Kinderrollen aus — und weil's gar so viel mit ihr in der Teufelsmühl' trieb'n haben, so hat's die Mutter in's Conservatorium geben, dort haben's aber g'funden, das Madl habe kein Stimm' — da ist die Mutter vor einem halben Jahr zu mir kommen, hat mir ihre Noth geklagt — ich habe mir von den Madl was vorsingen lassen und hab' zur Mutter g'sagt, ich werd's probiren, ob aus dem Madl was wird — hab's dann in die Korda g'nommen, hab's recht malträtirt und es geht — jetzt studirt's g'rad die Navarrin — in drei Tagen können S' die Oper haben, wenn Gerstäcker mit so ein Fratzen singen will." „„Wenn Sie sagen, es geht, dann singt Gerstäcker g'wiß"" Und es kam der Tag der Vorstellung. Der Theaterzettel enthielt ganz einfach die Namen der darstellenden Sänger und unten die Annonce: „Johann von Paris: Herr Gerstäcker, als Gast." Das genügte, um die Casse zu stürmen; man fragte nicht um die weitere Besetzung der Oper. Um 6 Uhr war der Andrang so groß, daß man fast nur

Digitized by Google

mit Lebensgefahr zu den Vormittags erkämpften Plätzen gelangen konnte; sechs Mann Militär mit gekreuzten Gewehren hatten Mühe, ein Unglück am Eingange zu verhüten. Tausende fanden keinen Einlaß. Das Parterre war natürlich auch überfüllt; die gewichtigsten Musiker Prags, unter ihnen Tomaschek, standen mitten im Gedränge. „Wer singt denn heute die Prinzessin?“ fragte Einer seinen Nachbar. „„Na, wer anders kann singen? — erwiederte ein alter Musiker — ist kan da, als unsere Kacenka!““ So nannten die Böhmen die beliebte Kathy Comet, welche, eine ächte Czechin, in allen Kreisen als Nationalliedersängerin gesucht und geschätzt war. „Die ist ja krank“, bemerkte ein Dritter, „haben Sie den Zettel nicht gelesen? die Sontag singt die Partie.“ „„Ach, gehen Sie weg — lachte der Alte — Sontag ist a Schauspiel rin, tragische und gute, aber singen kann sie nicht““ „Nicht die Alte, die junge Sontag ist's, die die Prinzessin singt, die ganze Stadt ist ja davon voll“, belehrte ein Vierter den alten Czechen. „Pst! pst! tönte es da von allen Seiten; Triebensee saß am Clavier und schwang den Tactirstock; die Introduction war vorüber, Gerstäcker trat oder flog vielmehr auf die Bühne ein tausendstimmiges Bravo begrüßte ihn; er sang wie ein Gott und spielte, wie noch kein Sänger vor und nach ihm. Das Publikum war in bester Laune — da flogen die Thüren auf und Prinzessin Sontag erschien an der Schwelle. Ein „Ah!“ des Erstaunens flog durch die Menge, denn ein wahres Engelsbild zeigte sich. Die kleine Jetti war in der kurzen Zeit von zwei Jahren zur blühendsten Jungfrau herangereift; umflossen mit dem ganzen Reize wahrhaft jungfräulicher Schönheit mußte sie alle Herzen erobern. Sie trat schüchtern, aber nicht ängstlich in den Vordergrund und als sie den Mund öffnete und die ersten Töne mit seltenem Wohlklange und jugendlicher Frische aus der kleinen runden Oeffnung erschallten herrschte Todtenstille im Parterre — ihr schönes, blaues Auge in dem sich die reine Seele spiegelte, erglänzte feurig, als das erste, wenn auch leise Bravo ertönte, denn dieses kam aus dem Munde ihres Lehrers, des alten Kapellmeisters Triebensee, der über die Reinheit der Intonation entzückt, nicht länger seine Freude unterdrücken konnte, ohne zu bedenken, daß dies Bravo, obschon nur hingehaucht, als ein für das ganze Publikum maßgebendes Urtheil gelten werde. Wie ein wogender Sturm brauste auf dieses Bravo der allgemeine Applaus. Verlegen durch diese seltene Auszeichnung, verbeugte sich die Sängerin, einen Augenblick zitterte die Stimme, aber die Aufregung ging schnell vorüber und wie Perlen reihte sich Ton an Ton, bis ein wunderschöner Triller das Forte der herrlichen Arie: „Wie schön ist das Reisen!“ schloß. Von diesem Augenblicke an war Gerstäcker nicht der alleinige Held des Abends, er mußte seine Triumphe mit der Sängerin theilen. Der zweite Act begann. Das bekannte und damals so beliebte Troubadour-Lied machte Furore, Gerstäcker mußte seine Strophe wiederholen; jetzt aber sang die Sontag die ihre — Da Capo! schrie das ganze Haus; sie willfahrte dem Wunsche, doch eine Wiederholung genügte nicht, man wollte diese Strophe nochmals hören, und zum dritten Mal, und diesmal wo möglich mit noch steigender Kunstfertigkeit perlten die Töne über die rosenfarbenen Lippen der Sängerin. Jetzt war der Sieg entschieden, über die Novize war der gefeierte Gast einen Augenblick vergessen, doch im Finale trat er in den Vordergrund, und der Jubel, der alle seine Gastvorstellungen begleitete, verdoppelte sich, als der Vorhang fiel. Das Gastrecht ehrend, erscholl es wie aus einem Munde: „Gerstäcker!“ Der Vorhang flog auf, die Bühne blieb leer. „Gerstäcker!“ Gerstäcker!“ tobte es von allen Seiten; der Gerufene erschien in der Thüre; er blickte in die Coulissen und zögerte, vorzutreten; nach kurzer Verbeugung verschwand er wieder — der Vorhang fiel, um sich auf den,

Digitized by Google

Ruf: „Gerstäcker! Sontag!“ von Neuem zu erheben. Der Meister erschien, an seiner Hand, schüchtern vortreten die jungeo Novize — ein donnerndes Bravo tönte Beiden entgegen und Gerstäcker sprach zum Publicum also: „Lassen Sie dies Mädchen Ihrem Wohlwollen empfohlen sein! Es ist ein seltenes Talent, und ich täusche mich gewiß nicht, wenn ich ihr meine Hand reichend zurufe: Klimm hinan, muthig hinan zum Tempel der Kunst, du wirst dahin gelangen — und Ihnen in prophetischem Geist sage: Diese Kunstjüngerin wird einst als die erste deutsche Sängerin gefeiert werden.“ So endete das erste Debut der Henriette Sontag.

Des Teufels Schwiegermutter.

Ein andalusisches Volksmärchen.

Von Fernan Caballero.

Es war einmal eine häßliche alte Wittwe, dünn wie ein Spargel und gelb wie das Fieber, mit einer solch schlechten Laune und so boshaftem Gemüth, daß selbst Lot es nicht bei ihr ausgehalten haben würde. Man nannte sie daher die Muhme Holofernes, und so oft sie den Kopf aus dem Fenster streckte, machten sich alle jungen Leute aus dem Staube. Bei alle dem war Muhme Holofernes reinlich und fleißig und darum machte ihr ihre Tochter Pamfila viel zu schaffen, die so faul und träge war, daß es eines Erdbebens bedurft hätte, um sie in Aufregung zu bringen. Das Hadern zwischen beiden begann mit Sonnenaufgang. „Du bist so dumm, wie holländischer Tabak,“ sagte die Mutter zu ihrer Tochter; „man braucht ein Gespann Ochsen, um Dich aus dem Bett zu bringen. Und bist Du einmal aufgestanden, so thust Du nichts als Liebäugeln vnd aus dem Fenster schauen den ganzen lieben langen Tag. Aber gib Acht, ich will Dir schon Füße machen.“ Pamfila aber ließ ihre Mutter schelten, schnitt Gesichter und gähnte, und schlüpfte hinter ihr vorüber und zum Hause hinaus.

Muhme Holofernes begann nun das Haus zu kehren, und begleitete das Fegen und Wischen ihres Besens mit folgendem Selbstgespräch: „In meiner Jugend arbeiteten die jungen Mädchen so hart wie Maulthiere!„ Und husch, husch, husch! ging der Besen. „Sie lebten so zurückgezogen wie die Nonnen,“ husch, husch. „Aber jetzt sind sie ein Rudel Närrinnen,“ — husch, husch; — „faul,“ husch, husch; — „putzsüchtig,“ husch, husch; — „flatterhaft.“ Aber während die Mutter kehrte, hatte die Tochter einen Anbeter herbeigewinkt, dessen Rücken die Mutter durch die offene Thüre zu Gesicht bekam, und augenblicklich führte sie mit dem Besenstiel einen tüchtigen Streich nach ihm, daß es ordentlich klatschte. Als sie den jungen Faut fortgeprügelt hatte, schlug sie auf ihre Tochter.

„Was hast Du denn nur?“ rief Pamfila; „soll ich den nie heirathen?“ — „Du und heirathen?“ rief die Mutter; „wie unterstehst Du Dich nur daran zu denken?“ — Aber Du warst ja auch verheirathet und die Großmutter ebenfalls!“ — „Ja, Gott sei's geklagt! Das war auch schon der Mühe werth!“ rief die Alte; „ich hab's so kennen gelernt, daß mir keines meiner Kinder einen ähnlichen dummen Streich machen soll. — Aber Pamfila ging ruhig ihren

Digitized by Google

alten Weg, bis eines Tages, als Muhme Holofernes eine Wäsche hatte, ein großer Kessel voll Wasser über dem Feuer stand, den Pamfila über die Kleider gießen sollte, um sie abzubrühen. Aber gerade als das Wasser im Kessel in's Sieden kam, sang ein junger Mann unter dem Fenster und Pamfila schlüpfte zum Hause hinaus. Die emsig waschende Muhme Holofernes sah das Wasser überwallen und mußte selbst den Kessel vom Feuer heben; weil sie aber zu alt und zu schwach war, um ihn zu tragen, so verschüttete sie das Wasser und goß es sich über den Fuß hinunter, den sie sich verbrühte. Während sie nun vor Schmerz schimpfte und fluchte, schaute sie zufällig aus dem Fenster, sah ihre Tochter wieder bei ihrem Liebsten stehen und begann sie nun auszuschelten und den lieben Gott zu bitten, wann er sie je verheirathe, ihr den leibhaftigen Gottseibeiuns zum Manne zu geben.

Einige Zeit später stellte sich ein Mann ein, der um Pamfila warb, einen Kerl so hübsch und sanft und artig, daß Muhme Holofernes selber ihm das Mädchen nicht versagen konnte So ward er denn als Verlobter angenommen; bis aber der Hochzeitstag herankam, sagte man sich gar seltsame Dinge über den Freier im Dorfe. Er legte eine sonderbare Vertraulichkei mit allen Lumpenkerlen und Gaunern der Gegend an den Tag und drückte ihnen auf solch väterliche Weise die Hand, daß die Lunte darüber staunten. Muhme Holofernes machte sich ihre Gedanken darüber und roch Leute; namentlich gefielen ihr die beiden Erhöhungen vorn auf seinem Kopfe nicht, welche ihm das Haar auf eine seltene Weise in die Höhe trieben. Sie erinnerte sich an den Wunsch, den sie bei Gelegenheit ihrer Brandwunde gethan hatte, und argwöhnte, jener Wunsch sei rascher in Erfüllung gegangen, als ihr lieb war

Aber der Hochzeitstag kam heran. Muhme Holofernes hatte ihre süßen Kuchen und bitteren Gedanken im Hause, sowie eine große Olla podrida zum Mittagsbrod, eine Tonne Wein der gar nicht vom schlechtesten, und einen Plan im Kopfe, der gar nicht vom besten war. Als das neuvermählte Paar im Begriff war, sich in das Brautgemach zu begeben, rief die Alte ihre Tochter beiseite und sagte! „Du mußt zuerst in die Brautkammer gehen, Thüren und Fenster sorgfältig verschließen und alle Ritzen und Spalten gut vestopfen und Dich vergewissern, daß nirgends mehr ein Loch offen ist, als das Schlüsselloch. Dann nimmst Du diesen Oelzweig, der in der Kirche geweiht worden ist, und schlägst damit Deinen Mann auf den Rücken. Das ist der Brauch bei allen Hochzeiten und bedeutet, daß die Frau im Hause das Regiment hat und die Absicht, sich desselben zu bemächtigen und es aufrecht zu erhalten."

Dieß leuchtete Pamfila ein, und zum ersten Mal in ihrem Leben befolgte sie der Mutter Rath und that alles, was sie geheißen worden war. Und als nun der neuvermählte Ehemann den gebenedeiten Oelzweig in den Händen seiner Frau sah, da drängte es ihn gewaltig, aus der Stube zu entkommen.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Bei einer in Biel umlängst stattgehabten Vorstellung eines Taschenspielers hat sich folgender Vorfall zugetragen. Der Künstler führt das bekannte Stück mit der Pistole auf, deren Patrone mit der Kugel umhergegeben und sodann vor den Augen der Zuschauer geladen und auf den Zauberer abgeschossen wird, natürlich ohne ihn zu treffen. Denn die Kugel muß von dem, der ladet, abgebissen werden, so ist er instruirt. Dießmal aber sieht der Zauberer, daß der Lader die Kugel nicht abbeißt, sondern in den Lauf stößt; diesen Schuß à bout pordant auszuhalten, ist denn doch zu gefährlich, und dennoch will der Mann sich nicht kompromittiren. Er kommandirt auch wirklich eins! zwei! drei! wirft sich aber bei der „drei“ rasch auf den Boden; der Schuß ging im Moment los, die Kugel fährt durch das Fenster des Rathsaales, fliegt quer über Burgplatz in das Fenster und das Getäfel eines gegenüberstehenden Hauses, hart an einer dort lesenden alten Frau vorbei, die begreiflich über den unerwarteten, frechen Besuch nicht wenig in Aufregung gerathen ist. Auf diese Weise ist wenigstens nahezu die alte Behauptung erwahrt worden, daß auch ungeladene Pistolen losgehen können.

Der Riesenmagen von Wien verbrauchte im Jahre 1861 an Schlachtthieren 97,609 Stücke. (Aufgetrieben wurden 139,325 Stücke, von denen 41,716 Stücke an die Landfleischhauer verkauft wurden.) Ferner wurden consumirt 93,073 Kälber, 51,332 Lämmer, 49,106 Schafe und 80,134 Schweine. Der Umsatz an Weizen auf der städtischen Fruchtbörse erreichte 1,590,000 Metzen. Auf den Landkörnermarkt wurden zugeführt: 184 Metzen Weizen, 83 Metzen Korn, 2336 Metzen Gerste, 204,388 Metzen Haber, 4420 Metzen Türkenweizen. An Kartoffeln wurden gebracht: auf den Kärnthnerthormarkt 316,680 Metzen auf 15,834 Wägen und auf dem Donaukanal beiläufig 100,000 Metzen. Eier wurden 42 Millionen Stücke verbraucht

— — —

Verehrung Garibaldi's! Ein neapolitanisches Blatt erzählt: „Ein gewisser Santo Grimaldi, Makler im Seidenhandel, litt mehrere Jahre an einem Beinübel. Er hatte schon längst der Madonna und allen Heiligen des Himmels Gelübde gethan, wenn sie ihn von der Krankheit erlösten allein es war Alles umsonst. Entflammt von Liebe und Treue zu Garibaldi, kaufte er dessen Bildniß und band es auf den kranken Theil des Körpers und siehe, am 2. Tage darauf erwacht er am Morgen gesund. Das war genug, um dem leichtgläubigen Italiener als ein Wunder zu erscheinen. Für Grimaldi ist nun Garibaldi ein Heiliger und anstatt, wie es in Neapel üblich, vor dem Bildniß der Madonna ein immerwährendes Licht zu haben, brennt jener es nun vor dem Bildniß Garibaldi's.“

Czechischer Witz. Die Narodni Listy bringen in der letzten Nummer in der Rubrik „Unglücksfälle und Verbrechen“ die Nachricht, die deutschen Prager Studenten hätten eine neue Burschenschaft unter dem Titel „Germania“ gegründet.

Dieser Tage gelangte an den König von Preußen die Bittschrift eines armen Mannes um eine kleine Geldunterstützung mit der sonderbaren Ueberschrift: „Allerdurchlauchtigster, Allergnädigster, Allerdurchdringlichster (buchstäblich) König und Herr!“ Der König lachte und bewilligte die erbetene kleine Summe.

Einige Fragen und Antworten.

F. Welche Aehnlichkeit hat ein Koulissenreißer mit einem eifrigen Banquier?

A. Beide greifen gern nach — Effekten.

F. Wer war der beste der Monarchen?

A. Prinz Albert, denn er hat am meisten für die Bevölkerung seines Adoptivlandes gesorgt.

Zu einem Berliner Stutzer, welcher im Gehen mit einer Reitpeitsche spielend, sich über die eigenen Waden schlug, äußerte ein neben ihm gehender Schusterjunge: „Aber lieber, juter Herr, lassen Se doch das arme Vieh zufrieden!“

Redaktion, Eigenthum, Druck und Verlag von J. F. Rietsch in Landshut.

Digitized by Google

Nro. 5. VIII. Jahrg.

Die

Plauderstube.

Eine Sonntagsgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kalter für Niederbayern.)

Sonntag den 2. Februar 1862.

Des Teufels Schwiegermutter.

Ein andalusisches Volksmärchen.

Von Fernan Caballero.

(Schluß.)

Da aber jede Spalte und Ritze verstopft war bis auf das Schlüsselloch, so mußte er sich durch dieses hindurchzwängen, denn der Verdacht der Alten war begründet und der Bräutigam kein Anderer als der leibhaftige Gottseibeiuns, der Vater alles Unheils, der zwar sehr geschickt sein mag, aber in seiner Schwiegermutter nun doch seine Meisterin gefunden hatte. Denn als der Teufel sich mühsam durch das Schlüsselloch hindurchgearbeitet hatte, sah er sich in einer Flasche, welche die Muhme Holofernes vor das Schlüsselloch gehalten hatte und schnell verkorkte und mit Wachs von einer geweihten Kerze versiegelte. Der Schwiegersohn bat gar höflich und demüthig, die Alte möchte ihn doch freilassen. Allein Muhme Holofernes konnte nicht einmal von ihm hintergangen werden, sondern nahm die Flasche und wanderte mit derselben einen Berg hinan und ruhte und rastete nicht eher, als bis sie den steilen, kahlen, felsigen Gipfel desselben erreicht hatte. Auf diesem ließ sie die Flasche, und machte sich auf den Heimweg, nachdem sie im Weggehen ihrem Schwiegersohn noch mit der Faust gedroht hatte.

Hier auf diesem öden Berggipfel thronte nun der Teufel, in seine Flasche eingesperrt die nächsten zehn Jahre hindurch. Und was waren das für Jahre! — Frieden herrschte in der ganzen Welt; jedermann kümmerte sich nur um seine eigenen Angelegenheiten und mengte sich nicht in andrer Leute Geschäfte; niemand wollte Andere Schuhe tragen oder aus fremder Leute Häuten sich Riemen schneiden; Degen und Schwerter wurden rostig, die Gefängnisse leer — es war goldene Zeit.

Allein alles Gute in der Welt hat auch sein Ende. Der Soldat Rasgofino (scharfer Witz) hatte Urlaub genommen, auf einige Wochen in sein heimathliches Dorf zurückzukehren, dasselbe, worin Muhme Holofernes wohnte, und er war nicht der Mann, der eine Strecke

Digitized by Google

Weges weiter ging, um einem Berge auszuweichen. Wenn ein solcher in seinem Wege lag, ging er schnurstracks darüber hinweg, und so kam er denn auf den Berggipfel, wo Muhme Holofernes ihren eingesperrten Schwiegersohn gelassen hatte, welcher ungeduldig seiner Erlösung entgegen sah. Der Soldat war überrascht, daselbst eine Flasche zu finden, worin ein lebendiges Geschöpf herumhüpfte, denn der arme Teufel war von dem langen Fasten und der Sonnenhitze so ausgedörrt und zusammengeschrumpft, wie eine getrocknete Zwetsche. — „Was für eine kuriose Art von Käfer mag denn das sein?" fragte Rasgofino. — „Ich bin ein achtbarer und wohlverdienter Vater," versetzte der Gefangene; „ich bin der Vater des Unheils und der Schwiegersohn der Muhme Holofernes, der schlimmsten und tückischsten aller Schwiegermütter. Tapferer Krieger, laß mich heraus und ich will Dir das erste beste geben, was Du Dir wünschest!"

„Nun denn, ich wünsche mir zunächst, daß ich vom Heere entlassen werde," versetzte Rasgofino alsbald.

— „Dieß soll Dir werden; aber nur öffne den Kork!"

Rasgofino lüftete den Kork ein wenig, da kam ein mephitischer Gestank heraus, daß er darob niesen mußte; darum drehte er den Kork schnell wieder hinein und trieb ihn mit einem kräftigen Faustschlag noch fester an, worüber der Gefangene sich wand und krümmte und auf schrie: „Was magst Du denn, Du elender Wurm? Du bist ja noch treuloser und grausamer als meine Schwiegermutter!"

„Mir ist so eben beigefallen, daß ich ein Recht habe, noch eine Bedingung zu machen wenn ich Dir einen solch großen Dienst leiste," erwiederte Rasgofino. „Du mußt mir für Deine Erlösung lebenslang täglich vier Thaler geben."

— „Geizhals, ich habe kein Geld!" schrie der Teufel.

„Na, dann bleib' in der Flasche!" erwiederte der Soldat und schickte sich zum Weitergehen an.

Aber der Gefangene rief ihm nach: „Halt halt! Wenn ich Dir auch kein Geld geben kann, so kann ich Dich doch in den Stand setzen, welches zu verdienen Aber laß mich heraus laß mich los!"

„Nur gemach!" sagte der Soldat; „es eilt gar nicht, und es ist niemand hier, der uns drängt. Kein Mensch in der Welt verlangt nach Dir. Wenn Du herauskommst, so will ich Dir nur gleich im Voraus sagen, daß ich Dich so lange am Schwanz halte, bis Du mir Dein Versprechen erfüllt hast. Thust Du das nicht, so bleibst Du, wo Du nun bist!" — „Nun denn, so halt' mich, lieber Freund, am Schwanze oder an der Nase, wie Du willst!" sagte der Teufel, fügte aber leise hinzu: „Wart, Kerl, ich will Dir's schon heimgeben.

So ward denn die Flasche entkorkt und der Schwiegersohn der Donna Holofernes kroch langsam heraus, wie ein Küchlein aus dem Ei, zuerst mit dem Kopf, dann mit den Armen, dann mit den Körper; als aber der Schwanz herauskam, erfaßte Rasgofino denselben, so sehr auch der Teufel bemüht war, jenen zwischen seine Beine einzuklemmen.

Als der Teufel sich ein wenig ausgestreckt und gedehnt und seine Gelenke ein wenig gerieben hatte, brachen sie mit einander auf, der Teufel hüpfend wie ein Frosch, und Rasgofino der wacker hinter ihm herlief, ihn an seinem Schwanze festhaltend. So kamen sie an des Königs Hof und der Teufel sagte zu seinem Befreier: „Ich will der Prinzessin in den Leib fahren, und wenn der König, ihr Vater, der sie unbeschreiblich liebt, sieht, was für ein Unheil in ihr vor sich geht, so daß kein Doktor ihr helfen kann, so mußt Du kommen und sie gegen einen

Digitized by Google

lebenslänglichen Gehalt von vier harten Thalern per Tag kuriren. Dann werden wir mit einander quitt."

Alles ging so wie sie es ausgemacht hatten; allein als alles geschehen war, hatte der Teufel sehr Unrecht zu glauben, er könne seine Wege gehen. Rasgofino hielt ihn am Schwanz fest und sagte: „Wenn ich mir's näher überlege, Alter, so sind vier harte Thaler per Tag eigentlich ein lumpiger Lohn für das, was ich Dir zu Gefallen gethan habe. Besinne Dich auf eine Art und Weise, wie Du freigebiger gegen mich sein kannst, und verschaffe Dir dadurch ein Bißchen Kredit in der Welt."

Da er dabei des Teufels Schwanz noch immer fest eingeklemmt hielt zwischen Kork und Flasche, so gab es nur ein einziges Mittel, um frei zu werden. „Wart, ich will Dir einen Streich spielen!" dachte der Teufel; aber laut sagte er: „Komm', ich weiß noch eine andere Prinzessin am Hofe von Neapel; mit dieser wollen wir dasselbe Geschäft machen, und als Belohnung für Deine Kur sollst Du ihre Hand verlangen und die Hälfte des Thrones."

So geschah es denn auch; aber als der Soldat seine Bedingungen stellte, machte der König von Neapel ebenfalls die seinigen, nämlich, daß der Abenteurer nach Verlauf von drei Tagen aufgeknüpft werden sollte, wenn ihm seine Kur nicht gelinge. Der Teufel hatte dieß gehört und betrug sich darnach. Er sprang vor Freuden über seine Aussichten in die Höhe, und bei jedem Sprunge, welchen er in ihr machte, krümmte sich die Prinzessin in ihrem Bett. Am ersten Tage war sie sehr schlecht auf, am zweiten noch schlechter, und am dritten so schlecht, daß sie schrie, man solle nach dem Arzte schicken. Rasgofino sah, was für eine Falle der Teufel ihm stellen wollte, aber er war nicht der Mann, der über einer Schwierigkeit den Kopf verlor. Gerade dem Thor des Palastes gegenüber hatte der König schon einen Galgen errichten lassen. Als daher Rasgofino am dritten Tag in das Zimmer trat und ihr nicht helfen konnte, schrie sie: „Werft den Quacksalber zum Fenster hinaus!" — Der Soldat aber sagte mit allem Ernste eines Arztes: „Gemach, Euer Majestät; noch sind nicht alle Mittel erschöpft; geruhen Euer Majestät mir nur noch einige Minuten Geduld zu schenken!" Damit verließ er das Zimmer und gebot, daß im Namen der Prinzessin alle Glocken in der ganzen Stadt geläutet werden sollten.

Als er in das Zimmer der Prinzessin zurückkehrte, fragte der Teufel, der das Glockengeläute nie leiden kann und überdieß zu allen Zeiten mit Neugier geplagt ist: was für eines Heiligen Fest man einläute?

„Man läutet zum Willkommen für Deine Schwiegermutter, die ich habe holen lassen," versetzte Rasgofino.

Wie nun der Teufel hörte, daß seine Schwiegermutter angekommen sei, machte er sich mit solcher Geschwindigkeit auf und davon, daß ihn kein Sonnenstrahl eingeholt haben würde. So ward er gezwungen, dem Soldaten seine Belohnung zu überlassen, und den Ruhm, daß er für den Teufel in eben so hohem Maße allzu pfiffig gewesen sei, wie dessen eigene Schwiegermutter. Rasgofino heirathete die Prinzessin und lebte glücklich mit ihr, und wenn sie nicht gestorben sind, so leben sie noch.

Digitized by Google

Proceß Jacobi in Darmstadt.

Der Proceß wider den Hofbuchdrucker Jacobi, welcher der Vergiftung seiner Frau angeklagt ist, wird schon seit einiger Zeit in der Presse lebhaft besprochen, und zwar, da der Genannte einer gewissen politischen und religiösen Partei angehörte, zum Theil in tendenziöser Weise. Da der heute vor dem Schwurgericht eröffnete Proceß von Seiten der hiesigen Einwohnerschaft sowohl, als auch in weiteren Kreisen mit berechtigter Spannung entgegengesehen wurde, glauben wir, daß auch die nähere Verfolgung desselben vielen unserer Leser von Interesse sein wird und beginnen deßhalb mit einem ausführlichen Referate über denselben.

Zunächst entnehmen wir dem am 27. d. M. heute verlesenen Anklageact gegen den Hofbuchdrucker Jacobi auszugsweise folgende thatsächliche Verhältnisse:

„Georg Heinrich Jacobi ist 52 Jahre alt, Hofbuchdrucker und Herausgeber des „Hessischen Anzeigers". Sein Vermögen besteht neben dem Geschäfts-Inventar und den Hausmobilien aus einer Hofraithe, auf welcher circa 10,500 fl. Schulden haften. Seine erste Ehefrau starb im Juli 1851. Schon im Oktober 1851 heirathete er die Wittwe des Peter Neugesser, Elisabethe geb. Sohl, welche circa 1400 fl. einbrachte und einen Sohn erster Ehe, den Metzger Georg Neugesser dahier, hatte. Beide Ehen des Jacobi sind kinderlos geblieben. Er ist übel beleumundet, hat schon zu Lebzeiten der ersten Frau Verhältnisse mit anderen Frauenspersonen unterhalten, besitzt ein uneheliches Kind, ist im Jahre 1838 mit einer Dienstmagd nebst Wagen, Pferd und Geld durchgegangen, saß nach seiner Rückkehr wegen Betrugs der Gläubiger vier Monate in Untersuchungshaft, wurde aber gegen den Antrag der Referenten freigesprochen. Daß Ortsgericht gibt ihm das Zeugniß, daß er die Achtung seiner Mitbürger nur in geringem Grade besessem und in letzter Zeit ganz verloren habe. Die zweite Ehe des Jacobi war, in Folge seines Betragens gegen die Frau und seiner Untreue, keine glückliche und namentlich traten heftige Zwistigkeiten ein, als seine Frau erfuhr, daß er mit der Dienstmagd des in seiner Nachbarschaft wohnenden Kreisassessors Küchler, Marie Huber aus Stuttgart, Tochter des Schuhmachers Huber daselbst, eine Liebschaft angeknüpft hatte, derselben Geschenke machte und heimliche Zusammenkünfte pflog. Einigemal hat er die Frau sogar geschlagen. Alsbald nach dem Tode der zweiten Frau verlobte er sich mit der genannten Marie Huber und nahm dieselbe schon am 10. September v. J. zu sich. Die Vorbereitungen zur Heirath waren bereits getroffen als am 31. October v. J. seine und der Huber Verhaftung erfolgte. Letztere wurde jedoch später wieder aus der Haft entlassen.

Am 29. Juli v. J. (Montag) hatte Frau J. verschiedene Freunde besucht und diesen erzählt, daß ihr Mann jetzt ordentlich sei und ihr namentlich durch das Geschenk eines Huts große Freude gemacht habe. Auch hatte sie Projecte für den Winter gemacht. Als sie gegen 6 Uhr nach Haus kam, verzehrte sie mit J. Bier und Käse, besorgte dann, weil er sich unwohl fühlte, noch einen Ausgang für ihn, aß nach ihrer Rückkehr gegen 9 Uhr noch etwas saure Milch und legte sich zu Bett. Nachdem sie sich schon am folgenden Tag (Dienstag) unwohl gefühlt, blieb sie am Mittwoch wegen heftigen Magenschmerzen mit Erbrechen und Abführen

Digitized by Google

im Bett liegen. Dem zugezogenen Arzt, Med.-Rath Leidhecker war gesagt worden, sie sei in Folge von Diätfehlern und Erkältung an Erbrechen und Abführen erkrankt. Es wurden warme Aufschläge und Arznei verordnet, welche vor das Bett gestellt und von der Frau selbst nach Vorschrift eingenommen wurde. Am Freitag konnte sie wieder auf einige Zeit das Bett verlassen, legte sich aber wegen Mattigkeit bald wieder nieder. Dr. Leidhecker verschrieb ihr zwei Pulver, bestehend aus wässerigem Gummi-Extract, Brechwurzel, arabischem Gummi, Austernschalen und Pfeffermünzzucker und verordnete, daß das eine vor dem Einschlafen, das andere bei Eintreten des Abführens gegeben werden solle. Die Pulver sind in der Kalmbergschen Apotheke genau nach Vorschrift gemacht und wahrscheinlich durch einen Druckerlehrling in der Apotheke geholt und dem Jacobi behändigt worden. Jacobi will sich dieses Umstandes nicht erinnern. Sie sind nach Versicherung des verordnenden Arztes und der in der Untersuchung zugezogenen Aerzte durchaus unschädlich und nicht übelschmeckend gewesen. Die Farbe derselben war grau.

Nachdem Jacobi um 6 Uhr seiner Frau ein Pulver gegeben, machte dieselbe sogleich ein Gesicht, als ob sie etwas sehr widrig Schmeckendes genommen hätte. Sofort trat auch eine wesentliche Verschlimmerung, namentlich Erbrechen und heftiger Durst ein. Jacobi hatte sich nachdem er wegen angeblicher Correcturen ungewöhnlich lang, bis gegen 11½ Uhr, im Wohnzimmer aufgeblieben war, in ein anderes Zimmer zu Bett begeben, während die Magd im Krankenzimmer schlief. Gegen Morgen traf die Magd Frau Jacobi an die Wand gelehnt auf der Bettpfanne sitzen, wo sie schon lange zu sitzen angab. Sie jammerte vor Schmerzen im Magen, zeigte die größte Unruhe und verlangte nach dem Arzt, welcher jedoch erst gegen 10 Uhr, nachdem zum zweiten Mal zu ihm geschickt worden war, kam. Die Schmerzen hatten noch zugenommen, Kopf und Hände waren glühend heiß, so daß sie sich ein nasses Tuch auf den Kopf legte. Sie verfiel darauf in einen so heftigen Krampf, in welchem sie die Augen verdrehte. Dr. Leidhecker fand, als er ankam, die Veränderung sehr auffallend. Die Züge waren verfallen, der Puls matt, die Haut lederu, die Zunge blaßbläulich, der Leib eingefallen, Erbrechen und Abführen hatten aufgehört. Jacobi gab an, die Frau habe vom Dienstmädchen zur bestimmten Zeit das eine Pulver erhalten, aber wieder weggebrochen, sei dann gegen Zureden der Magd aufsitzen geblieben, bis sie ganz kalt und schwach gewesen. — Die vom Arzt verordneten Mittel zeigten kaum noch Wirkung und schon zwischen 11 und 12 Uhr Mittags trat der Tod ein. In dem Todenschein, von welchem sich in Jacobi's Papieren eine von seiner Hand geschriebene Abschrift vorfand, hat Dr. Leidhecker bescheinigt, daß der Tod in Folge „der Brechruhr mit hinzugetretener Unterleibslähmung" erfolgt sei. Schon am Samstag Abend fielen dem Sohn G. Neugesser und Kaufmann Schmidt an der Leiche die rothen Flecken an Händen und Füßen auf, die Augen standen offen und die Händen ließen sich nicht schließen. Der Arzt fand am andern Tag die Leiche sehr getrieben und Hände, Beine und Füße von blau-rother Farbe.

Die Beerdigung erfolgte ohne vorherige Sektion, obwohl Kreisassessor Küchler, welcher von Jacobi's Verhältniß zu Maria Huber Kenntniß hatte und durch den auffallend schnellen Tod der Frau betroffen war, eine solche bei Dr. L. in Anregung gebracht hatte. Auch dem alsbald auftauchenden Gerücht gegenüber, die Frau sei an Gift gestorben, an welche Todesart auch der Sohn des Medicinalraths L., der praktische Arzt Dr. Leidhecker gleich Anfangs gedacht hatte, beruhigte Med.-Rath L. sowohl den G. Neugesser, als den Stadtrichter Pistor durch die

Digitized by Google

Versicherung, daß die Todesursache eine natürliche gewesen sei und er die Frau, die sehr unvorsichtig gewesen und oft große Diätfehler gemacht habe, früher schon in ähnlichen Krankheiten behandelt habe. Als aber Jacobi schon Anfangs September die Huber als seine Braut proclamirte, in sein Haus aufnahm und alle Schritte zur Verehelichung that, tauchte das Gerücht so heftig wieder auf, daß der Sohn G. Neugesser bei der Polizei eine Anzeige erhob und am 29. Oktober v. J. im Beisein der Aerzte Dr. Pfannmüller und Dr. Leber, sowie der Chemiker Obermed.-Rath Dr. Winkler und Reallehrer Dr. Thiel die Ausgrabung der Leiche unter Leitung des Stadtgerichts vorgenommen wurde. Nachdem schon der äußere Zustand der Leiche, die wohlerhalten war, Bedenken erregt hatte, fanden die Chemiker gleich bei der ersten Untersuchung der ihnen übergebenen Körpertheile (Magen, Schlund, Leber, Gallenblase, Milz, Nieren c.) so auffallende Erscheinungen, namentlich Geschwüre im Magen und eine goldgelbe Masse in der Gegend des Magenmundes, daß sie eine sofortige anatomische Untersuchung beantragten. Diese fand am 31. Oktober statt, und ergab, daß die Geschwüre von der Einwirkung eines in der vorgefundenen Weise nicht als Arzneimittel zu betrachtenden ätzenden Stoffes auf die Magenhäute herrührten. Die Chemiker erkannten den gelben Stoff als gelben Arsenik und sprachen später in ihrem Gutachten bestimmt aus: Der Tod der Frau Jacobi sei durch Gift und zwar durch schwefelarsenckhaltige Säure erfolgt, welches sich in großen Massen in Magen, Leber und Eingeweiden vorgefunden. Dieser Behauptung ist auch das Gutachten der beiden genannten Aerzte beigetreten, welche sich weiter dahin ausgesprochen haben, die vorgefundene Quantität Gift habe nothwendig den Tod bewirken müssen, das Gift sei zu Lebzeiten der Frau in Pulvergestalt in den Schlund und Magen eingeführt worden. Auch die am 30. Juli und folgenden Tagen hervorgetretenen Erscheinungen müßten schon als Einwirkungen der Vergiftung angesehen werden und es sei fast keinem Zweifel unterworfen, daß die am Freitag eingetretene Verschlimmerung die Folge einer weiteren und stärkeren Gabe von Gift gewesen sei, und daß das von Jacobi seiner Frau gegebene Pulver das Gift enthalten habe.

Frau Jacobi ist hiernach an Gift gestorben und Jacobi ist der Mörder. In Ermangelung aller Anhaltspuncte für einen von Jacobi selbst nicht einmal bestimmt behaupteten Selbstmord, oder für eine Schuld der Dienstmagd, Elisabethe Gemsert, deuten alle Anzeichen nur auf ihn hin. Das gewöhnliche Motiv des Gattenmords, Ueberdruß und Lüsternheit, finden sich in reichem Maße bei ihm. Abgesehen von seiner früheren Untreue und dem dadurch hervorgerufenen Mißverhältniße zu der zweiten Frau, hat er in der Zeit von 1857 bis 1859 mit der im Nachbarhause dienenden Marie Huber ein Liebesverhältniß angeknüpft, derselben Geschenke gemacht und ihr, wie die mit derselben bei Kreisassessor Küchler dienende Henriette Wolf erzählte, damals schon auf dem Grab seiner ersten Frau Treue versprochen und versichert, er werde nicht eher ruhen, bis sie Besitzerin seines Hauses und Gartens sei. Nachdem die Huber wegen ihres Verhältnisses zu ihm ihres Dienstes entlassen und von ihrer Mutter mit nach Haus genommen worden war, besuchte er sie im Sommer 1859 und Winter 1860 zweimal in Stuttgart und fand sogar in ihrer Familie Eintritt. Als jedoch der alte Huber bei Gelegenheit des zweiten Besuchs das Paar im Gasthaus zum Hirsch in einem verschlossenen Zimmer fand, setzte es h ftige Grobheiten und solche Schläge für die Tochter ab, daß diese das Haus verließ und sich einen Monat lang in der Familie des Fabrikarbeiters Michelfelder aufhielt. Diesen erzählte sie ihr ganzes Verhältniß zu Jacobi, daß er ihr die Ehe versprochen, und daß seine Frau bald sterben werde. Auch las sie dort einen sehr verliebten Brief von ihm vor, in welchem er sie

Digitized by Google

zur Rückkehr nach Darmstadt einlud und ihr mittheilte, er habe für ihre Unterkunft gesorgt, mit der Heirath werde es sich bis Ostern entscheiden. Wirklich reis'te sie mit 5 Gulden, welche ihr Jacobi geschickt hatte, wieder nach Darmstadt, wurde von ihm an der Eisenbahn abgeholt und zu der Wittwe des Gärtners Wagner gebracht, wo sie sich fünf Tage aufhielt und Zusammenkünfte mit ihm hatte. Dann ging sie als Dienstmädchen mit Frau v. Minnigrode bis zum Herbst nach Baden-Baden, logirte nach ihrer Rückkehr einige Tage bei Bekannten und bei der Wagner und wurde dann von Jacobi nach Frankfurt in einen Dienst gebracht, weil sie einer, solchen in Darmstadt wegen ihres Verhältnisses zu ihm nicht mehr fand. Von dort aus wurde der Verkehr durch Briefe unterhalten, in welchem ihm die Huber Vorwürfe machte und erklärte, sie wolle nichts mehr mit ihm zu thun haben. Von Frankfurt aus vermiethete sie sich nach Homburg, was Jacobi anfangs nicht leiden wollte, weil an Badeorten die Mädchen leicht verführt würden. Sie führte aber ihren Vorsatz doch aus und schien überhaupt damals die Absicht zu haben, ernstlich mit ihm zu brechen. Beide sahen sich nun nicht mehr bis zum August v. J. Nachdem ihr Jacobi damals den Tod seiner Frau zuerst brieflich gemeldet, erschien er persönlich in Homburg und verlobte sich mit ihr. Er bestand darauf, daß sie alsbald in sein Haus einziehe und kündigte ihr brieflich an, er müsse Alles als einen schönen Traum ansehen, wenn sie nicht bis zum 20. Sept. komme. Er erreichte jedoch seinen Zweck erst dann, als er die Zustimmung der Eltern zur Heirath eingeholt hatte. An den Vater der Braut, Schuhmacher Huber zu Stuttgart, hatte er geschrieben:

„Wertheſter Herr Huber! Durch das Ableben meiner Frau trete ich als Wittwer vor Sie, um mein Ihnen gegebenes Ehrenwort in Betreff ihrer Tochter Marie einzulösen und Sie um Ihre Einwilligung zu ersuchen." Am Schluße hieß es dann: „Im Vorstehenden, Herr Huber haben Sie meine Gesinnungen erkannt. Ich stehe als Mann von Ehre vor Ihnen, zeigen Sie mir nun durch schnelle Abrufung Ihrer Tochter von Homburg, daß ich es auch mit einem Ehrenmanne zu thun habe."

Am 8. September schrieb darauf der alte Huber:

„Ihr werthes Schreiben habe erhalten und ersehe, daß Sie gesonnen sind, meine Marie zu ehelichen. Ich habe in dieser Beziehung nichts einzuwenden, wenn Sie das mir gegebene Ehrenwort einlösen, wie es einem rechtschaffenen Mann gebührt."

Am 20. September v. J. zog die Huber in sein Haus ein und schrieb Briefe voll Glück an ihre Eltern.

Schon die in die Monate Juli und Sept. 1860 und Febr. 1861 fallenden Erkrankungen der Frau, welche sich durch Leibschmerzen, Erbrechen, kalte Extremitäten und krampfhaftes Augenverdrehen charakterisirten, sind sehr verdächtig wenn man damit ihre mehrfach geäußerte Furcht vor Jacobi und die damals schon von ihr gegen die Neugesser's Ehefrau ausgesprochene Besorgniß, von ihm vergiftet zu werden, sowie die weitere Thatsache in Verbindung bringt, daß er durch gehässige und unwahre Nachreden und Anbringereien die Mutter mit dem Sohn erster Ehe und dessen Frau gänzlich zu entzweien und bei diesen, die er häufig besuchte, die Eifersucht und die Furcht seiner Frau vor ihm als Zeichen einer Geisteszerrüttung darzustellen suchte. Er selbst erzählte den Neugesser's Eheleuten, seine Frau bilde sich ein, er wolle sie vergiften. Die steigende Abneigung gegen die Frau, die Vorwürfe und das Drängen der Huber, sowie der Gedanke an die in Homburg drohende Verführung der Letzteren, rückten den Zeitpunct der Ausführung des längst gehegten verbrecherischen Vorsatzes näher. Während er bei den Neugesser's

Eheleuten mehr als je über unerträgliche Eifersucht der Frau klagte, machte er diese durch freundliche Behandlung und Geschenke sicher und noch in derselben Woche lag dieselbe, von Arsenik vergiftet, auf dem Todtenbette!

Nur er hatte den schlimmen Ausgang der Krankheit vorher gesehen. Schon am Mittwoch äußerte er zu Neugesser, „die Frau werde sich nicht durchreiß", und als Neugesser am anderen Morgen seine Mutter nicht besonders krank fand und ihm dieß mittheilte, erwiederte dieser, „er werde sehen, daß etwas vorfalle." Auch zur Magd äußerte er: „wenn es nur nicht wieder so schlimm wird, wie das vorigemal, als sie die Wassersucht hatte." Wirklich wurde die Kranke besser, bis ihr Jacobi das Pulver reichte, das zum Tode führte. Er hat Anfangs entschieden in Abrede gestellt, der Frau das Pulver gereicht zu haben, erklärte aber gleich darauf er wisse es nicht mehr, es sei ja auch einerlei, ob er es gegeben habe, es sei ja etwas Unschuldiges. Während das vom Arzte verordnete Pulver grau war, war das von Jacobi gegebene Pulver wie die Magd versichert, weiß. Das Pulver war Arsenik und Jacobi besaß solchen. Dem Rattenfänger Melzer, welcher ihm ein keinen Arsenik enthaltendes Gemisch von Gyps, Kalk und Mehl zur Vertilgung des Ungeziefers verkaufte, zeigte er als Rattengift auf einem Teller ein weißes Mehl, welches Melzer für Arsenik hielt, zumal da es Jacobi seiner Angabe nach sorgfältig verschlossen hielt. (Fortsetzung folgt.)

Die Pariser Blätter bringen jetzt folgende Reminiszenz: Die schönste Frau auf Erden behaupten französische und italienische Schriftsteller, war Paula de Vignier, eine Zeitgenossin Petrarca's. Man schildert sie als eines der Meisterwerke der Natur. Sie durfte sich in ihrer Vaterstadt Toulouse nicht blicken lassen, ohne daß sie von ganzen Schaaren von Männern nnd Frauen, Jünglingen und Mädchen verfolgt wurde, denn man konnte sich nicht satt an ihr sehen. Das Parlament in Toulouse befürchtete Unruhen, und wußte kein anderes Mittel, dem zu wehren, als Fräulein Paula zu ersuchen, sie möchte nie unverschleiert ausgehen. Darüber waren die Leute jedoch sehr ungehalten, weil man ihnen den Anblick des schönsten Weibes auf Erden entzog, und sie drohten deßhalb mit Gewalt. Darauf stellte das Parlament die Ordre aus, Paula solle sich zweimal in der Woche unverschleiert am Fenster zeigen. Paula beklagte sich über diesen Zwang; man beantwortete ihre Klage sehr freundlich, ohne weitere Notiz davon zu nehmen. Sie behielt ihr anmuthiges Gesicht und ihre graziöse Gestalt beinahe bis zum achtzigsten Jahre.

Poetisches Dienst-Offert. — Eine treue, fleißige Magd, — Die einen guten Lenmund hat, — Die freundlich ist mit Jedermann — Und die Kinder führen kann. — Die im Kochen wohl besteht — Und die Reinlichkeit versteht; — Die alle Schwatzereien haßt, — Und in eine Wirthschaft paßt, — Find't sogleich einen Platz hienieden, — Bei Gruber, Maler in St. Frieden.

Der bekannte General Prinz Moritz von Oranien hatte sich in dem Lager vor Gertrudenburg stark verschanzt, und der feindliche spanische General konnte ihn durch alle Künste nicht heraus manövriren. Als nun Moritz einen Trompeter in's feindliche Lager schickte, zu dem spanischen General, fragte dieser, ob sich denn sein Herr fürchte, da er sich so stark verschanzte — es würde ihm als einem jungen Soldaten besser anstehen, sich in's freie Feld hinauszuwagen, und eine Schlacht zu versuchen. — „Gnädiger Herr," antwortete der Trompeter, unser Prinz fürchtet sich so eben nicht; aber nun, er will doch auch gern ein so alter Kriegsmann werden, wie Ew. Gnaden sind.

Redaktion, Eigenthum, Druck und Verlag von J. F. Riesch in Landshut.

Digitized by Google

Nro. 6. VIII. Jahrg.

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 9. Februar 1862.

Proceß Jacobi in Darmstadt.

(Fortsetzung.)

Auch eine ihm von Neugesser's Eheleuten angebotene Katze lehnte er ab, weil er ein Gift gegen die Ratten und Mäuse habe. Nach dem Tode der Frau brachte Jacobi der Dienstmagd Elisabethe Gemsert einmal ein mit einem weißen Mehl bestreutes Stück Brod, welches, in die Küche gestellt, bald alle Mäuse verschwinden machte. Den Rest verschloß Jacobi wieder im Comtoir. Bei der Haussuchung fanden sich in einer in einem Schrank stehende Tassen zahlreiche fest aufsitzende horizontale Streifen von intensiv bräunlich-gelber Farbe, welche die Chemiker als gelben Arsenik erkannten. Dieselben sprachen zugleich aus, das der Frau beigebrachte Gift sei wahrscheinlich in dieser Tasse gewesen. Die Dienstmagd weiß nichts davon, daß die Tasse während der Krankheit der Frau im Gebrauch gewesen sei. Jacobi äußerte überall, seine Frau habe sich an Bier und Dickmilch verdorben und sei an altem Uebel gestorben. Seine Absicht, die Huber zu heirathen, verbarg er geflissentlich durch scheinbare Speculationen auf andere Verehelichungen und auffallende Kurmachereien, während er schon 14 Tage nach dem Begräbniß der Frau nach Homburg fuhr und sich mit der Huber verlobte. Bei der Rückkehr zeigte er den Neugesser's Eheleuten die Photographie der Braut und bemerkte heuchlerischer Weise: „Wie vom Himmel sei ihm auf einmal der Gedanke eingegeben worden, die Marie zu heirathen." Der Angeklagte ist überhaupt ein großer Heuchler. Am 7. Sept. v. J. schickte er große gedruckte Verlobungsbriefe herum, welche wie folgt lauteten:

„Herr Hofbuchdrucker Jacobi in Darmstadt wird die Güte haben, meine nachstehende Entschließung seinen Freunden und Bekannten, sowie unter herzlicher Begrüßung den im Briefe näher bezeichneten Personen im badischen und würtemberger Oberlande bekannt zu machen:

„Mit großer Freude, begleitet mit meinem innigsten Segenswunsche, ertheile ich als senior familiae meine Einwilligung zur Verlobung unserer lieben Nichte Mary Huber mit dem großh. Hofbuchdrucker G. H. Jacobi in Darmstadt. Indem ich Ihnen dieses hiermit anzeige, beten

Sie mit mir, daß der Friede und Segen des Allmächtigen über dem Geschick der Verlobten walten möge.

Johann Huber,

Präsident des kaiserl. russischen evangelisch lutherischen Consistoriums und Generalsuperintendent.""

Indem wir Ihnen Vorstehendes mittheilen bitten wir ergebenst um Ihre fernere Freundschaft und Gewogenheit.

Mary Huber. G. H. Jacobi."

Der Präsident existirt gar nicht und das falsche Actenstück ist nur von Jacobi gemacht worden, um die Huber als aus guter Familie stammend darzustellen.

Jacobi hat gegen die ihm vielfach zu Ohren gekommenen Gerüchte weiter nichts gethan, als daß er sich öffentlich zeigte, um damit zu beweisen, daß er weder verhaftet sei, noch sich entleibt habe. Er befolgte nicht einmal den ihm von seinem Hausarzt gegebenen Rath, mit dem großh. Stadtrichter Pistor über die Sache zu sprechen. Nach der Ausgrabung der Leiche, die er nur wegen der Kosten nicht beantragt haben will, ging er auf den Friedhof und zog bei dem Todtengräber Erkundigungen ein, wobei er fälschlich behauptete, er habe auf Ermittlung des Urhebers des Gerüchts 100 fl. ausgesetzt. Als ihm seine Schwester sagte, Neugesser wolle die Leiche ausgraben lassen, erwiederte er, „jetzt sei es schon kalt, da sei die Sache nicht mehr so stinkig."

Der Angeklagte leugnet die That und die ihn betreffenden Nebenumstände. Die entstandenen Gerüchte schreibt er der Gehässigkeit politischer Gegner und der Neugesser'schen Eheleute zu. Sein Verhältniß zur zweiten Frau schildert er der Wahrheit zuwider als ein glückliches und stellt sein Verhältniß zur Huber als ein ganz unschuldiges dar. Er will erst dann um sie gefreit haben, als er bei Anderen abgewiesen worden sei. Gift will er nie besessen haben.

Sein Urtheil hat sich der Angeklagte in der Untersuchung selbst gesprochen. Denn als ihm alle gegen ihn vorliegenden Indicien mit der Frage vorgelegt wurden, was er als Unparteiischer sagen würde, wenn ihm bezüglich eines Dritten solche Gründe vorgeführt würden, erklärte er: „Er hat's gethan!"

Die Anklage geht hiernach dahin:

daß Jacobi seiner am 3. August v. J. verstorbenen Frau Gift oder Substanzen, von denen er wußte, daß sie, wie Gift, den Tod bewirken, beigebracht und dadurch den Tod verursacht habe.

Bei der heute Morgen um $9^1/_2$ Uhr unter großem Zudrang begonnenen Verhandlung führte das Präsidium Hofgerichtsrath Draudt. Die Staatsbehörde vertrat der Staatsanwalt Dr. Siebert, während Herr Ger.-Adv. Vogel als Vertheidiger fungirte. Als Hauptgeschworene saßen die Herren: de Bary, Repp, Gernandt, Niclas, Nerroth (von Offenbach), Mönch, Leydhecker (Advocat), Göbel, Levi, Hasenbach, Rapp, Petri, als Ergänzungsgeschworene die Herren Dieffenbach und Buchner von hier. Von Seiten der Vertheidigung sind die Herren Prof. Delfs und Hofrath Metzger von Heidelberg und von Seiten des Präsidenten die Herren Prof. Will von Gießen und Medicinalrath Dr. Simon von Mainz neben den bereits in der Untersuchung vernommenen Sachverständigen als weitere Experten zugezogen. Auf einem Tisch sind Gefäße mit chemischen Präparaten aufgestellt. Der Angeklagte sieht bleich und verfallen aus. — Nach den Einleitungsverhandlungen

Digitized by Google

wird zum Verlesen des sehr umfangreichen Anklageacts (einer meisterhaften Arbeit des Staatsanwalts Dr. Siebert) geschritten.

Nach einer Pause begann die Sitzung wieder um 2½ Uhr Nachmittags. Der Präsident beeidigt zunächst die vier schon in der Untersuchung zugezogenen Experten, Obermed.-Räthe Dr. Winkler und Dr. Pfannmüller, prakt. Arzt, Dr. Weber und Reallehrer Dr Thiel. Sodann wird zur Vernehmung des Angeklagten geschritten, welche bis 7 Uhr Abends andauert.

Der Angeklagte liefert zunächst eine längere ins Detail eingehende Schilderung seines früheren Lebens und gibt zu, daß er während seiner ersten Ehe einmal vor seinen Gläubigern, jedoch ohne ein Frauenzimmer mitzunehmen, durchgegangen sei, die mitgenommenen Gegenstände (Wagen, Pferde ꝛc.) unterwegs verkauft und dann nach seiner Rückkehr vier Monate wegen Betrugs der Gläubiger in Untersuchungshaft gesessen habe, die mit Freisprechung endete. Nach dem Tode der ersten Frau (Juli 1851) machte er alsbald Anstalten zu einer Heirath mit seiner zweiten Frau, der Wittwe Nungesser*) an demselben Tage, an welchem sich sein Verhältniß zu einer anderen Auserwählten auflöste. Seine zweite Frau schildert er als sehr leidenschaftlich und mit vielfachen unangenehmen Eigenschaften behaftet, will aber ein überaus glückliches und zufriedenes Leben mit ihr geführt haben, weil nur er es verstanden habe, sie zu behandeln. Seiner Schilderung nach ist er und sie ein Herz und eine Seele gewesen, alle Leiden und Freuden hätten sie mit einander getheilt und ohne ihn habe die Frau keine Freude gehabt. Etwaiges lautes Sprechen mit der Frau habe seinen Grund darin gefunden, daß seine Maschinen so großen Lärm gemacht hätten. Der Angeklagte verliest dann ein von ihm aufgestelltes Verzeichniß von angeblichen Geschenken, welche er der Frau in den letzten Jahren gemacht haben will, die jedoch meist aus nothwendigen Kleidungsstücken bestehen. Als ihm dieß der Staatsanwalt vorhält, sucht er seine Liberalität und Aufmerksamkeit mit einem schon vorher vorhanden gewesenen Ueberfluß an Kleidungsstücken zu motiviren und ruft aus: „ich kann Ihnen gar nicht beschreiben, wie ich die Frau geliebt habe, als ich ihr die Geschenke machte.“ Daß die Frau jemals gegen ihn Mißtrauen gehegt und sich namentlich vor Vergiftung gefürchtet habe, weist er mit Entschiedenheit zurück, behauptet vielmehr umgekehrt, dieselbe habe gefürchtet, der Stiefsohn Georg Nungesser habe die Absicht gehabt ihn, den Jacobi, zu vergiften, als er ihn eines Tages zu Leberklößchen habe einladen lassen. Das Verhältniß seiner Frau zu G. Nungesser und dessen Frau stellte er als ein sehr gespanntes dar, weil seine Frau die Streitigkeiten und Processe über das ersteheliche Vermögen ꝛc., welche der Sohn mit ihr geführt, nicht habe vergessen können. Nur er will stets der Vermittler und Friedensstifter gewesen sein, obwohl er auf Vorhalt des Staatsanwalts zugestehen muß, daß er den Nungesser's Eheleuten erbitterte Aeußerungen, welche die Frau über dieselben gethan haben soll, wieder hinterbracht habe. Seine häufigen Besuche bei Nungesser's will er mit einer überaus großen Anhänglichkeit an deren Kind erklären und behauptet, seine Frau habe gar nicht wissen dürfen, daß er zu jenen gehe; wenn sie es erfahren, habe sie ihm jedesmal Vorwürfe gemacht. Die in den letzten Jahren mehrfach vorgekommenen Erkrankungen seiner Frau, bei welchen sich jedoch kein Erbrechen gezeigt habe, schreibt er Diätfehlern, kalten Waschungen und Bädern, Aufstehenlassen der Fenster ꝛc. zu und behauptet, in den Jahren 1859, 1860 und 1861 habe seine Frau

*) Nicht Neugesser, wie irrthümlich angegeben wurde.

Digitized by Google

dreimal zu verschiedenen Zeiten an Geistesstörungen gelitten, in welchem sie das tollste Zeug gemacht habe.

Die Ursache der letzten Krankheit seiner Frau will der Angeklagte in dem Genuß von Bier und sauerer Milch gefunden haben und darin auch durch die Aeußerung der Magd, es sei kein Wunder, daß seine Frau nach dem Genuß jener Stoffe krank geworden, bestärkt worden sein. Wer die beiden von Dr. Leibhecker am Freitag verordneten Pulver in der Apotheke geholt habe, und an wen dieselben abgegeben worden seien, will er nicht wissen und ebenso leugnet er, zu wissen, wer am Freitag Abend der Frau das erste Pulver gegeben habe. Er will es nicht gethan haben und glaubt, die Frau habe es selbst eingenommen, wenigstens haben sie ihm gegen 7 Uhr Abends auf sein Befragen erklärt, sie habe das Pulver richtig genommen. Die Pulver haben seiner Behauptung nach auf einem kleinen Nachttischchen vor dem Bette der Frau gestanden und sind weiß gewesen, wie er am andern Morgen an dem zweiten nicht eingenommenen Pulver, welches er dem Dr. Leibhecker gezeigt, gesehen habe. Daß das erste Pulver sofort schlimme Wirkungen, namentlich Leibschmerzen, Erbrechen ꝛc. hervorgebracht habe, läugnete er, indem er ja bis 10 Uhr im Wohnzimmer beschäftigt gewesen sei und von Erbrechen und Lamentiren der Frau nichts gehört habe. Eben so wenig will er am anderen Morgen dem Dr. Leibhecker erzählt haben, das Dienstmädchen habe seiner Frau das erste Pulver gegeben, allein dieselbe habe es aus Widerwillen wieder weggebrochen. Die Pflege der Kranken ist seiner Angabe nach nur von der Dienstmagd Elisabethe Gansert besorgt worden, und zwar zu seiner Zufriedenheit. Er selbst will sich nie um die Pflege bekümmert, wohl aber oft in der Küche nach dem Befinden der Frau bei der Magd nachgefragt und dieser ernstlich anbefohlen haben, ja recht aufmerksam und ordentlich zu sein, damit seine Frau ihre gehörige Pflege habe. Auf Vorhalt, daß es sehr auffallend sei, wenn er sich nach dem Befinden seiner Frau, mit der er so glücklich gelebt haben wolle, bei der Magd erkundige, erwiederte er ausweichend, seine Frau sei darin curios gewesen und habe sich oft, wenn man nach ihrem Befinden gefragt habe, verächtlich umgedreht oder nur mit dem Kopf genickt.

Außer dem ihm von Rattenfänger Melzer verkauften Gift, welches von ihm und seiner Frau an verschiedenen Orten des Hauses gegen die Ratten und Mäuse gestellt worden sei, will er kein Gift, namentlich keinen Arsenik, besessen haben, versicherte, solchen überhaupt gar nicht zu kennen und stellte die ihm vorgehaltenen entgegenstehenden Zeugenaussagen in Abrede. Er weiß durchaus nichts darüber anzugeben, wie das Gift in den Körper seiner Frau gekommen sei und will sich seit dem 16. Dec. v. J., wo ihm dieß der Criminalrichter vorgehalten, schon den Kopf darüber zerbrochen haben. Gegen seinen Stiefsohn G. Ringgesser kann er keinen Verdacht aussprechen und ebensowenig eine dritte Person als verdächtig bezeichnen.

Auf sein Verhältniß zu Marie Huber geht der Angeklagte erst auf ausdrückliche Aufforderung des Präsidenten ein, und zwar stellt er dieses Verhältniß als ein „reines Freundschaftsverhältniß" dar. Er will dieselbe, während sie im Gärtler'schen Hause bei Kreisassessor Küchler diente, im Januar 1859 ganz zufällig dadurch kennen gelernt haben, daß sein Hund dieselbe anbellte und er dieselbe beruhigte. Er will von ihrer schönen Sprache angesprochen worden sein, weßhalb er sich nach ihrer Herkunft ꝛc. erkundigt habe. Im Februar habe ihm dieselbe dann zum Geburtstag, von welchem sie zufällig Kenntniß erhalten, gratulirt und ihm auf sein Befragen auch ihren Geburtstag (24. März) angegeben. Bei dieser Gelegenheit habe er ihr ein Paar bei Goldarbeiter Schmidt gekaufte Ohrringe zum Geschenk gemacht, was seiner Frau

Digitized by Google

durch die Familie Gärtler in einer verläumderischen Weise hinterbracht worden sei. Als aber seine Frau die Huber habe rufen lassen und die Ohrringe gesehen, habe sie erklärt, die möge die Huber behalten, ein so kleines Geschenk sei nicht der Rede werth. Darauf habe seine Frau der Huber sogar freundlich die Hand gegeben und ihr eine Vermahnung gehalten, deren Inhalt er jedoch nicht näher angibt. Näheren Umgang mit der Huber will er nie gepflogen haben und namentlich nie auf dem Kirchhof mit ihr zusammengekommen sein.

Nachdem die Huber — so erzählte der Angeklagte weiter — im Folge der Nachreden der Familie Gärtler im Frühjahr 1859 ihren Dienst verloren hatte, wurde sie von ihrer Mutter, welche auf der Frankfurter Messe Schuhe feil hielt, zuerst nach Frankfurt abgeholt. Erst auf sein Zureden habe sich dieselbe zu der von ihrer Mutter verlangten Heimkehr nach Stuttgart entschlossen, sich aber von ihm die Erlaubniß erbeten, zuweilen an ihn schreiben zu dürfen. Sie habe ihm nun auch in der Zeit bis Januar 1860 etwa sechs Briefe geschrieben, von welchen zwei an seine Schwester, die übrigen direct an ihn adressirt gewesen, daß selbst seine Frau, die jedoch keine Kenntniß davon hatte, dieselben hätte lesen dürfen. Von einer zukünftigen Heirath sei weder brieflich noch mündlich zwischen ihm und der Huber die Rede gewesen. Gegen Pfingsten und im August 1859 hat er zwei Geschäftsreisen nach Stuttgart gemacht, und ist bei Gelegenheit der ersten von der Huber, der er vorher seine Ankunft gemeldet, an der Eisenbahn empfangen und in ein Wirthshaus gebracht worden. Am anderen Tage zeigte sie ihm die Sehenswürdigkeiten der Stadt und führte ihn auch in ihre Familie ein, wo er freundlich empfangen wurde. Bei seiner zweiten Anwesenheit in Stuttgart besuchte ihn die Huber in Begleitung einer Frau auf seinem Zimmer im Wirthshaus, und blieb noch einige Zeit bei ihm, als die Frau weggegangen war. Der alte Huber, welcher davon Kunde erhielt, war sehr erbost und erschien plötzlich, nachdem die Tochter die Thüre verriegelt und er dieselbe wieder geöffnet hatte, im Zimmer. Es gab eine heftige Scene, welche damit endete, daß die Tochter nach Haus ging, der Vater aber noch da blieb und Wein mit ihm (Jacobi) trank. Bei dieser Gelegenheit will er dem Vater sein Ehrenwort darauf gegeben haben, daß er für die Tochter, wenn sie durch ihn in Schaden kommen würde, sei es nun durch Testament, oder auf andere Weise sorgen werde. Nur hierauf soll es sich beziehen, wenn er in dem von ihm als ächt anerkannten Brief, in welchem er nach dem Tode seiner Frau den alten Huber um die Hand seiner Marie bittet, erklärte, „er wolle nun sein in Betreff der Tochter Marie gegebenes Ehrenwort einlösen.“

Im Januar 1860 schrieb ihm die Huber einen Brief, worin sie den Wunsch aussprach, wegen ausgebrochener Streitigkeiten mit ihrer Familie nach Darmstadt, welches ihre zweite Heimath sei, zurückzukommen. Ihrem Wunsche gemäß schickte er ihr fünf Gulden Reisegeld und brachte sie, als sie hier ankam, einstweilen bei der in seiner Nachbarschaft wohnenden Wittwe des Gärtners Wagner unter, pflog jedoch keinen weiteren Verkehr mit ihr. Sie verdingte sich dann mit seinem Vorwissen zu Frau v. Minnigrode, mit welcher sie nach Baden-Baden ging. Von dort aus correspondirte sie mit Wittwe Wagner und legte zuweilen auch Briefe an ihn bei, von deren Ankunft ihn die Wagner in der Regel dadurch in Kenntniß setzte, daß sie ihm zurief: „Nachbar, es ist Etwas für Sie angekommen.“

Im Winter 1861 trat die Huber wieder aus ihrem Dienst aus, logirte abermals einige Tage bei der Wagner und vermiethete sich dann im Frankfurt bei einem Herrn Trier, von wo sie ihm durch Vermittlung der Wagner ebenfalls Briefe schrieb. Auch dort hat er sie einmal

Digitized by Google

besucht. Dann vermiethete sie sich mit seinem Vorwissen in Homburg zu einer „Fürstin“ und äußerte mit Rücksicht hierauf zu ihm, „wenn er einmal nichts mehr von ihr höre, sei sie in die weite Welt gegangen.“ Nun will er nichts mehr von ihr gehört und gesehen haben, bis nach dem Tode seiner Frau und nachdem sich sein Vorhaben, eine Fräulein Dressel von hier, oder eine Tochter des Schreiners Schmitts zu heirathen zerschlagen habe. Damals habe er die Mutter der Huber auf der Frankfurter Herbstmesse getroffen und sei von dieser, die bereits gewußt habe, daß er Wittwer geworden, daran erinnert worden, daß er jetzt ihre Tochter wieder zu Ehren bringen könne. Er reiste nun zweimal nach Homburg und machte der Marie Heirathsanträge, erhielt aber erst beim zweiten Besuch das Jawort. Es erfolgte nun eine von ihm als ächt anerkannte im Anklageact zum Theil enthaltene Correspondenz mit der Huber und deren Eltern, worauf er die Huber am 10. Sept. in Homburg abholte und sofort als seine Braut zu sich nahm. Daß das angebliche Schreiben des kaiserl. russischen Consistorialpräsidenten, welches er den gedruckten Verlobungsbriefen einverleibt hatte, von ihm fingirt worden sei, gesteht er kleinlaut zu. Auch bestreitet er nicht die Aechtheit einer Reihe vorgelesener Briefe, welche die Huber von hier aus an ihre Eltern schrieb und worin dieselbe ihre Glückseligkeit mit den glühendsten Farben schildert. In einem dieser Briefe schreibt dieselbe ihren Eltern auch von den Blicken, mit welchen sie hier von den „Geheimeräthen und Consistorialräthen“ angesehen würden, wenn sie mit Jacobi ausgehe. Dieser Passus des Briefs, welcher eine Anspielung auf Jacobi's politische Stellung zu enthalten scheint, erregt die allgemeine Heiterkeit des überaus zahlreich versammelten Publicums.

Der Angeklagte versichert, daß seine Frau von seinem Verkehr mit der Huber nie etwas gewußt und daß derselbe sein eheliches Glück nie gestört habe. Er stellt sich als den väterlichen Freund und Rathgeber des jungen Mädchens dar, wie er sich überhaupt bemüht, als ein ruhiger, ehrsamer und biederer Bürger zu erscheinen. Er spricht in anscheinend ruhigem Ton mit ermüdend einförmiger Stimme. Seine ganze Erzählung machte schon in Folge des gekünstelten Vortrags nicht den Eindruck der Wahrheit, zumal da er sich überall, wo es sich um entscheidende Thatsachen handelt, mit Nichtwissen, unbestimmten und ausweichenden Antworten herauszuhelfen sucht. Der Behauptung des Anklageacts, er sei heuchlerisch dem Sarge der Frau gefolgt, widerspricht er mit dem Bemerken, er sei so von Gram gebeugt gewesen, daß er der Leiche nicht auf den Friedhof habe folgen können. Auf Vorhalt des Staatsanwalts muß er aber in demselben Athem zugestehen, daß er schon nach wenigen Tagen wieder auf die Freierei gegangen und schon nach 4 Wochen die Huber als Verlobte bei sich aufgenommen habe! Warum er den anschuldigenden Gerüchten nicht entgegen getreten sei, weiß er nicht genügend zu rechtfertigen, ja er will erst spät von denselben erfahren haben, obwohl schon am Abend vor dem Begräbniß der Frau ein an seinem Thor Vorübergehenden äußerte: „Dem Nationalverein seine Frau wird begraben, aber sie wird auch wieder ausgegraben.“ Die Mittheilung, Nungesser wolle die Leiche ausgraben lassen, will er Anfangs so aufgefaßt haben, als wolle Nungesser die Leiche in sein eigenes Erbbegräbniß bringen lassen. Auf Vorhalt über das Unwahrscheinliche dieser Auffassung gibt er an, er habe geglaubt, Nungesser wolle sich überzeugen, ob seine Mutter wirklich an Gift gestorben sei.

Eine specielle Vernehmung des Angeklagten soll bei Gelegenheit der Zeugenvernehmungen stattfinden. Morgen und übermorgen wird das Gutachten der Experten über den objectiven

Digitized by Google

Thatbestand erhoben werden, dessen Ergebniß wir entweder alsbald, oder je nach Umständen erst nach den Zeugenvernehmungen mittheilen werden.

Die Sitzung beginnt um 9 Uhr mit der Vernehmung des Obermed.-Raths Dr. Leibhecker, welche bis 11 Uhr dauert. Im Verlauf derselben erscheinen die auswärtigen Experten Professor Delfs von Heidelberg, Professor Will von Gießen und Med.-Rath Simon von Mainz Med.-Rath Metzger von Heidelberg ist ausgeblieben.

Aus den Aussagen des großh. Obermed.-Raths Leibhecker, welche übrigens zum Theil mehr den Eindruck einer Selbstvertheidigung, als einer Zeugenaussage machen, entnehmen wir, daß derselbe Hausarzt bei Jacobi war und dessen Frau schon seit 15 bis 20 Jahren, also schon vor ihrer Verheirathung mit Jacobi, ärztlich behandelt hat. Er schildert dieselbe als eine in Ansehung ihrer Gesundheit sehr unvorsichtige Frau, welche sich häufig großer Diätfehler schuldig gemacht und sich heftige Erkältungen zugezogen habe. In Folge dessen hat er sie mehrfach an gastrischen Störungen behandelt, welche sich in Leibschmerzen, Erbrechen und Blähungen geäußert haben. Im Jahr 1859 behandelte er sie an Wassersucht und im Jahr 1860 an einem gastrisch-nervösen Anfall, bei welchem sich Spuren von Geistesstörung gezeigt haben. Bei der Genesung von letzterer Krankheit empfahl er ihr für die Folge große Vorsicht an. Er behauptet, aus Erfahrung zu wissen, daß die Frau schon im Wittwenstande mit dem Sohn Georg Nungesser auf unfreundlichem Fuß stand und daß später Jacobi mit Jenem näheren Verkehr pflog. Frau Jacobi hat einmal in seiner Gegenwart die Aeußerung gethan, wenn sie sterbe dürfe der Sohn nicht mit zur Leiche gehen. Zeuge will weder von Jacobi, noch von dessen Frau gehört haben, daß eheliche Mißverhältnisse stattgefunden hätten, vielmehr hat er bei Gelegenheit von früheren Krankheiten der Frau sogar wahrgenomuen, daß Jacobi um deren Wohl besorgt war.

Als er am Domerstag (1. August) zum Erstenmal die Kranke besuchte, fand er bei ihr laut seines Krankenberichts, den er seiner Aussage zu Grunde legt, verminderte Hautwärme, blasses Gesicht, schwachen Puls, schleimig belegte Zunge, Magen und Bauchgegend aufgebläht, doch weich und wenig schmerzhaft. Er hielt dieß für Erscheinungen der Brechruhr, die damals in einem großen Theil von Deutschland allgemein verbreitet war, verordnete ihr eine Arznei und fand am andern Tag den Zustand wesentlich besser, so daß die Kranke schon wieder einige Zeit aufstehen konnte. Er verschrieb darauf zwei Pulver des im Anklageact angegebenen Inhalts und ordnete an, daß das eine vor dem Einschlafen, das andere aber nur dann genommen werden solle, wenn keine Besserung, sondern das Abweichen wieder eintrete. Hiermit steht die gestrige Aussage des Angeklagten, das zweite Pulver habe bei eintretender Besserung gegeben werden sollen, in Widerspruch.

Am Samstag Morgen ließ ihn Jacobi frühzeitig sagen, es sei schlimmer mit seiner Frau geworden, er solle dieselbe deßhalb beim ersten Ausgang besuchen. Nach dieser Art der Bestellung hielt er das Verlangen für nicht sehr dringend und kam deßhalb erst nach Erledigung anderer Geschäfte gegen 10 Uhr. Er fand den Zustand der Kranken sehr verschlimmert. Dieselbe war ganz kalt, der Puls schwer zu fühlen, die Haut blieb in eine Falte gehoben, lederartig emporstehen, die Zunge war blaß-bläulich und wenig belegt, der Leib eingefallen, Erbrechen und, Abführen zeigten sich nicht mehr, wohl aber Aufstoßen. Die Mittheilungen über den Verlauf der Nacht will er theils von Jacobi, theils von der Magd erhalten, aber gehört haben, nur das eine Pulver sei zur vorgeschriebenen Zeit gegeben, aber alsbald wieder weggebrochen worden.

Digitized by Google

Von weiterem Erbrechen sei keine Rede gewesen und ebensowenig will er von einem Krampfanfall etwas wahrgenommen oder gehört haben. Das zweite Pulver hat er — im Widerspruch mit den gestrigen Angaben des Jacobi — nicht zu sehen bekommen und ebensowenig will er gehört haben, von wem das erste Pulver eingegeben worden sei. Er widerspricht in dieser Beziehung dem Inhalte des Anklageacts. Die von ihm angewendeten Mittel (warme Aufschläge ꝛc.) brachten nur noch wenige Wärme hervor und bereits zwischen 11 und 12 Uhr erfolgte der Tod, nachdem eine Viertelstunde vorher die Besinnung entschwunden war. Als sein Sohn, der practische Arzt Dr. Leibhecker, nach welchem er vorher geschickt hatte, kam, war der Tod bereits eingetreten. Auf den Weg nach Hause sprach Jener jedoch schon den Verdacht einer Vergiftung aus; allein er beruhigte denselben in dieser Beziehung, indem er einen solchen Verdacht nur bei Demjenigen für gerechtfertigt hielt, welcher die Natur der Frau und deren frühere Krankheiten nicht kannte. Zeuge versichert, daß er auch am Todestage keinerlei Spuren von entzündlicher Affection des Unterleibs gefunden habe und deßhalb an eine Vergiftung, die er jedoch trotzdem nicht für unmöglich hält, nicht entfernt habe denken können, zumal da er für einen solchen Gedanken auch keinerlei äußere Anhaltspuncte gehabt habe.

Zeuge gibt nur zwar zu, daß am Tage nach dem Tode Kreisassessor Küchler zu ihm gekommen, ihn von dem Verhältniß des Jacobi zu Marie Huber in Kenntniß gesetzt und bei dem auffallend schnellen Tode der Frau eine Section in Anregung gebracht habe. Auch habe, wie er selbst hervorhebt, sein Sohn, der pract. Arzt Dr. Leibhecker, wiederholt seine Bedenken über die Ursache des Todes ausgesprochen. Allein gleichwohl will er sich, da er über den natürlichen Tod der Frau nicht im Zweifel gewesen sei und auch auf Einwendung des Jacobi habe gefaßt sein müssen, als Hausartz desselben und in Ermangelung eines officiellen Auftrags, zu einer Section weder für berechtigt noch verpflichtet gehalten haben, glaubt vielmehr, es sei Pflicht des Kreisassessors Küchler gewesen, durch eine zu erhebende Anzeige die Sektion zu veranlassen, wenn derselbe, der ja Polizeibeamter sei, genügenden Grund dazu als vorhanden angesehen hätte. Zeuge vertheidigt sich nun sehr ausführlich gegen die ihm vielfach wegen unterlassener Section gemachten Vorwürfe, sowie gegen einzelu vermeintliche Angriffe und Unrichtigkeiten des Anklageacts und kritisirt dann im Voraus schon einzelne Angaben der Experten über den Zustand der ausgegrabenen Leiche, sowie über die gleich Anfangs von den Sachverständigen im Magen angeblich vorgefundenen Geschwüre, von welchem zuerst auf die Einwirkung von Gift auf die Magenhaut von den Gerichtsärzten geschlossen werde. Den wohlerhaltenen Zustand der Leiche schreibt er dem trocknen Boden, in welchem sich das Grab befinde, sowie der damals andauernden trockenen Witterung zu, und glaubt, die vermeintlichen Geschwüre im Magen könnten vielleicht dadurch hervorgebracht worden sein, daß die Experten die Oeffnungen desselben mit Bindfaden zugebunden hätten.

(Fortsetzung folgt.)

Redaktion, Eigenthum, Druck und Verlag von J. F. Rietsch in Landshut.

Digitized by Google

Nro. 7. VIII. Jahrg.

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

Beilage zum [illegible]

Sonntag den 16. Februar 1862.

Proceß Jacobi in Darmstadt.

(Fortsetzung.)

Als einmal Jacobi einige Wochen nach dem Tod seiner Frau bei ihm über die gegen ihn aufgetauchten nachtheiligen Gerüchte klagte, erwiederte er ihm, er sei selbst Schuld daran, weil er so kurze Zeit nach dem Tode der Frau schon öffentlich mit der Huber, als seiner Verlobten, umhergehe. Von einem Inserat in sein (Jacobi's) Blatt will er abgerathen, wohl aber eine Rücksprache mit dem Stadtrichter anempfohlen haben. Als er später vom Gerichte erfuhr, daß nicht Jacobi selbst die Ausgrabung der Leiche veranlaßt habe, hielt er dieß für ein Zeichen eines bösen Gewissens des Angeklagten.

Nach der Vernehmung des Ober-Med.-Raths Dr. Leidhecker wurden die inzwischen erschienenen weiteren Experten, Prof. Delfs, Prof. Will und Medicinalrath Simon beeidigt. Sodann wurde den bei der Ausgrabung der Leiche zugezogenen und mit der chemischen Untersuchung der Eingeweide, sowie einer bei der Section auf beiden Seiten der Bauchhöhle vorgefundenen weingelben ölartigen Flüssigkeit, beauftragten Chemikern, Ober-Med.-Rath Dr. Winkler und Dr. Thiel das Wort ertheilt, um ihr Gutachten über das Ergebniß der chemischen Untersuchung abzugeben.

Ober-Med.-Rath Dr. Winkler trug nun zunächst in einem eben so gründlich als allgemein faßlich gehaltenen Vortrag den ganzen äußeren Hergang der chemischen Analyse seit der Ausgrabung der Leiche vor und entwickelte den Geschworenen die verschiedenen Gestaltungen und Erscheinungen des Arsenik's, sowie die Methode des Nachweises desselben unter Vorzeigen vieler Proben und Präparate, namentlich der bei der chemischen Untersuchung der Eingeweide der Leiche, des Abwaschwassers von den Eingeweiden ꝛc. gewonnenen zahlreichen Arsenspiegel, welche auf einem Tisch ausgebreitet lagen. Sodann begründete Dr. Thiel in einem sehr gewandten und fließenden Vortrag das bereits im Anklageact angedeutete Ergebniß der chemischen Untersuchung, welches im Wesentlichen dahin geht:

Digitized by Google

„das in allen von den Chemikern untersuchten, aus der Leiche der verstorbenen Frau Jacobi erhobenen Organen und eben so in der öligen Flüssigkeit und dem Abwaschwasser von den Eingeweiden Arsen, entweder als Schwefelarsen, oder arsenige Säure, oder beide in Verbindung enthalten gewesen seien, daß die Verstorbene im Leben eine beträchtliche Quantität der aufgefundenen Gifte auf die eine oder die andere Weise in sich aufgenommen habe und der Tod durch die Einwirkung des Gifts erfolgt sei."

Die Experten nehmen weiter an:

„daß, da sie arsenige Säure in der Leiche nicht als solche in Substanz aufgefunden hätten, dieselbe zugleich mit Schwefelarsen der Frau Jacobi im Leben zugeführt worden sei, daß zwar in der That also eine Vergiftung durch Schwefelarsen als vorliegend angenommen werden müsse, daß aber gleichwohl mit Rücksicht auf die Reichhaltigkeit des in der Leiche vorgefundenen Schwefelarsens an arseniger Säure, wie es eben bei der im Handel vorkommenden Sorte der Fall sei, die Vergiftung richtiger als eine an schwefelarsenhaltiger arseniger Säure geschehene bezeichnet werden müsse."

Auch die in der im Anklageact erwähnten Kaffeetasse vorgefundene Substanz haben die Chemiker als gelben Arsenik nachgewiesen und sprechen sich zugleich in ihrem Gutachten dahin aus:

„daß das Gift, welches die Verstorbene erhalten, höchstwahrscheinlich in jener Tasse gewesen sei."

Die beiden weiteren Experten Will und Delis traten zwar dem mündlich begründeten Gutachten der Herren Winkler und Thiel über die chemische Untersuchung der Eingeweide ꝛc. im Allgemeinen und in allen wesentlichen Puncten sofort bei, allein das von dem Präsidenten auf Anregung des einen ärztlichen Experten angeordnete Endresultat einer von sämmtlichen Herren Chemikern gemeinschaftlich vorzunehmenden Berathung und Verständigung über einzelne Puncte, namentlich über die Frage, ob nur arsenige Säure allein, oder solche in Verbindung mit Schwefelarsenik in den Körper eingeführt worden und ob auch die in der Tasse vorgefundene Substanz als Arsenik zu betrachten sei, wird erst morgen verkündigt werden.

Die Sitzung wurde um 1 Uhr geschlossen und begann wieder um 3 Uhr mit Verlesung der Protocolle über Ausgrabung, Befund und Section der Leiche, sowie über Ablieferung einzelner Theile der Eingeweide an die Experten. Dann folgte die Verlesung des sehr umfangreichen schriftlichen Gutachtens der Herren Winkler und Thiel, sowie des Gutachtens der beiden für die vorliegende Sache besonders verpflichteten Gerichtsärzte Obermed.-Rath Dr. Pfannmüller und Dr. Weber. In letzterem Gutachten sprechen die Aerzte auf Grund der ihnen mitgetheilten Geschichte der letzten Krankheit der Frau Jacobi, sowie auf Grund der Section und der chemischen Untersuchung folgende Hauptresultate aus:

„Obgleich die vorliegenden Krankheitserscheinungen Symptome enthalten, welche bei mehreren Krankheiten vorkämen und deßhalb für sich allein nicht ausreichten, um eine bestimmte Todesursache zu erkennen, so seien diese Krankheitserscheinungen doch jedenfalls auch unerläßliche Symptome einer Vergiftung durch ätzendes Gift, so zwar, daß sie, unterstützt durch andere Beweismittel, selbst zum Beweismittel für eine solche Todesart würden. Diese Unterstützung hätten sie schon in gewissem Grade in dem auffallend verzögerten Verwesungsproceß der Leiche, in der Vertrocknung und lederartigen Umbildung der Haut, der verminderten Befestigung der Kopfhaare und in den verdächtigen gelben Flecken auf der äußeren und inneren Magenwand gefunden; durch die im Innern des Magens entdeckten Geschwüre sei ferner die ätzende Ein-

Digitized by Google

wirkung eines Stoffs, und zwar eines gelben Stoffs erwiesen worden und nachdem durch die chemische Analyse in den Eingeweiden der Leiche, namentlich in dem Magen, der Leber und dem Darmcanal Schwefelarsen von der im Handel vorkommenden Sorte und arsenige Säure, welche beide zu den heftigsten Giften gehörten, in genügender Menge hergestellt worden wäre, so sei schon in jenen Krankheitserscheinungen örtlich wie allgemein der verderbliche Einfluß des Gifts auf die Organe als verwirklicht zu betrachten."

Die Aerzte betrachten es als gewiß:

„Daß die Ehefrau Jacobi durch in ihren Magen gebrachten Schwefelarsenik und arsenige Säure den gewaltsamen Tod der Vergiftung gestorben, daß das Gift, da es sich schon in den zweiten Wegen (Milz, Leber ꝛc.) befunden, schon zu ihren Lebzeiten und zwar in Pulvergestalt durch den Schlund in den Magen eingeführt worden sei."

Auch die in der Zeit vom Dienstag (30. Juli) bis Freitag Abend (2. August) aufgetretenen Krankheitserscheinungen erklärt das ärztliche Gutachten „für Erscheinungen einer Vergiftung" und betrachtet es als fast „unzweifelhaft", daß die am Freitag Abend nach vorheriger Besserung eingetretene Verschlimmerung im Zustand der Kranken „die Folge einer weiteren und stärkeren Gabe von Gift gewesen sei, und daß das von Jacobi (nach Aussage der Magd) an jenem Abend gegebene Pulver (auf welches sofort die Verschlimmerung eintrat) das Gift enthalten habe."

Ueber die gestern Abend um 6¼ Uhr beendigte Sitzung ist noch zu erwähnen, daß der ärztliche Sachverständige Dr. K. Weber dem verlesenen schriftlichen Gutachten zwar dem Endresultate nach beigestimmt, dagegen aber in einem ebenfalls verlesenen Separat-Gutachten insofern eine abweichende Ansicht aufgestellt hatte, als er behauptete, der Verstorbenen sei nicht künstlicher Schwefelarsenik, sondern nur arsenige Säure (weißer Arsenik) beigebracht worden, welcher sich erst in den Eingeweiden durch Hinzutreten des bei dem Verwesungsprozeß sich entwickelnden Schwefelwasserstoffs theilweise in Schwefelarsenik verwandelt habe.

Heute um 9 Uhr begann die Sitzung mit der von Professor Will vorgetragenen Verkündigung des gestern in Aussicht gestellten Endergebnisses der chemischen Expertise, welches in Uebereinstimmung mit dem schriftlichen Gutachten der Herren Winkler und Thiel im Wesentlichen dahin ging:

Es hätten sich in allen von den Experten Winkler und Thiel untersuchten Theilen der Eingeweide ꝛc. zwei Verbindungen, eine feste (Schwefelarsen) und eine lösliche (arsenige Säure) in so reichlichem Maaße vorgefunden, daß dadurch der Tod eines Menschen nothwendig habe herbeigeführt werden müssen und zwar sei das Gift der Verstorbenen bei Lebzeiten, in Pulvergestalt durch den Schlund in den Magen eingeführt worden. Bezüglich des in der Tasse vorgefundenen Stoffs liefere zwar der durch die chemische Analyse erzielte Arsenspiegel die größte Wahrscheinlichkeit, daß jener Stoff ebenfalls Arsenik gewesen sei. Eine positive Gewißheit lasse sich aber bei der Schwäche des Arsenspiegels in dieser Beziehung nicht aussprechen, zumal da die dermalen noch in der Tasse vorhandene Substanz zu einer weiteren chemischen Untersuchung keinen genügenden Stoff mehr darbiete.

Zur Beantwortung der von dem ärztlichen Experten Dr. Weber wiederholt angeregten Frage, ob das Gift als künstlicher Schwefelarsen oder nur als arsenige Säure in den Körper eingeführt worden sei, nahmen die Chemiker sofort wiederholte mikroskopische Untersuchung des in dem

Digitized by Google

Magen vorgefundenen Arseniks vor und sprachen sich dann auf Grund dieser Untersuchung durch Herrn Professor Delfs dahin aus:

Der Arsenik sei entweder als künstlicher Schwefelarsen mit einer sehr starken Beimischung von arseniger Säure in die Eingeweide eingeführt worden, oder es sei eingeführte rein arsenige Säure erst in den Eingeweiden durch Hinzutreten von Schwefelwasserstoff ꝛc. theilweise in Schwefelarsenik verwandelt worden.

Es wurde noch erwähnt, daß sich ungefähr 1 Gramm = $16^1/_{10}$ Gran Arsenik in den Eingeweiden vorgefunden haben, während unter Umständen schon jedenfalls aber 4—5 Gran absolut tödtlich seien.

Die Herren Professoren Will und Delfs wurden hierauf entlassen und die weiteren gutächtlichen Aeußerungen der ärztlichen Experten vorerst bis zu stattgehabter Vernehmung derjenigen Zeugen verschoben, welche über die Frau Jakoby in den letzten Jahren und in der letzten Krankheit aufgetretenen Krankheitserscheinungen Auskunft geben sollen.

Hierauf wurde zunächst vernommen der praktische Arzt Dr. Leibhecker, Sohn des großh. Obermed.-Raths Dr. Leibhecker. Sein Vater hatte am Samstag Morgen (3. August), nachdem derselbe bereits gegen 2 Stunden bei Frau Jakobi zugebracht, zu ihm geschickt, um ihn bei der Kranken abzulösen. Als er ankam, war der Tod bereits eingetreten. Bei Erwägung der verschiedenen Todesursachen dachte er auch in Folge des ungewöhnlich rasch eingetretenen Todes an eine Vergiftung, weiß aber nicht, ob er diesen Verdacht gegen seinen Vater, wie dieser behaupte, sofort ausgesprochen habe. Nachdem jedoch Kreisassessor Küchler bei seinem Vater einen solchen Verdacht zu erkennen gegeben hatte, theilte auch er dem Letzteren seine Bedenken mit, wurde aber von demselben durch Aufklärung über die Natur der Krankheit und die Constitution der Verstorbenen beruhigt.

Buchdruckerlehrling Dietz war im Jahre 1861 bei Jacobi bis zu dessen Verhaftung in Diensten, erinnert sich aber nicht, die von Med.-Rath Leibhecker am Freitag verschriebenen beiden Pulver in der Apotheke geholt zu haben, wie dieß von anderen Lehrjungen und Gehülfen ausgesagt werde. Er behauptet, daß wenn er sie im Auftrag des Angeklagten geholt habe, dieselben auch von ihm an Jacobi abgegeben worden seien. Von der Frau hat er einen solchen Auftrag nicht erhalten und erinnert sich auch nicht, daß dieß von der Magd geschehen sei.

Obermed.-Rath Dr. Leibhecker, wieder vorgerufen, behauptet mit Bestimmtheit, das Einzelne des zweiten der am Freitag verschriebenen Pulver für den Fall verordnet zu haben, daß keine Besserung, sondern wieder Abweichen eintrete.

Der Angeklagte gibt dieß zwar in Widerspruch mit seiner früheren Behauptung zu, weiß aber keinen genügenden Grund anzugeben, aus welchem er das Eingeben des zweiten Pulvers unterlassen, oder untersagt habe. Er verwickelt sich in dieser Beziehung in Widersprüche und beschränkt sich auf die Behauptung, er habe sich an die Vorschrift des Arztes gehalten, deren er sich nicht mehr genau erinnere, obwohl er sie gehört und verstanden habe. Er will seine Frau Freitag Abends gegen 7 Uhr nach ihrem Befinden gefragt haben und als dieselbe erklärte, sie sei sehr schwach, habe er erwiedert, „dann lassen wir das zweite Pulver retour.“

Zeuge gibt als möglich zu, daß schon die früheren, namentlich in den Jahren 1859 und 1860 vorgekommenen Erkrankungen der Frau, die er als hysterisch und launig schildert, in beigebrachtem Gift ihren Ursprung gehabt hätten, hält dieß aber für unwahrscheinlich und will keine Veranlassung zu einer solchen Annahme gehabt haben. Das zweite Pulver will er, im

Digitized by Google

Widerspruch mit den Angaben des Angeklagten, am Samstag Morgen nicht mehr gesehen haben und hält es für möglich, daß das erste Pulver in Folge seines Inhalts Erbrechen hervorgebracht habe, zumal da Frau Jacobi am Freitag wesentlich besser gewesen sei. Daß die Frau am Samstag Morgen in seiner Gegenwart Krämpfe, oder heftige Schmerzen gehabt habe, hat er nicht wahrgenommen, weiß vielmehr nur, daß sie über Schwäche klagte und zuweilen heftiges Aufstoßen hatte.

Apotheker Kalmberg: In dessen Apotheke sind die beiden Pulver am Freitag durch seinen Provisor Gravelius gemacht worden. Er hat dieselben nicht gesehen, hält aber eine Verwechslung mit Gift, nach dem in seiner Apotheke bestehenden Einrichtungen für unmöglich.

Wilhelm Gravelius, Provisor bei Kalmberg, hat am Freitag die Pulver, deren Inhalt er angibt, genau nach Vorschrift gefertigt, weiß aber nicht mehr, wer dieselben abgeholt hat. Er erklärt es für unmöglich, daß aus Versehen eine giftige Substanz beigemischt worden sei. Er zeigt das von ihm zu den Acten gegebene, nach derselben Vorschrift gefertigte Pulver den Geschworenen vor. Es ist von blaß-grauer Farbe und nimmt seiner Angabe nach bei Auflösung in Wasser eine dunklere Farbe an.

Rattenfänger Melzer bot im Frühjahr 1861 dem Angeklagten Rattengift an. Der Angeklagte erklärte, er habe schon Phosphor und Arsenik gegen die Ratten gestellt, welch' letzteres er von dem verstorbenen Rattenfänger Fries erhalten habe. Jacobi kaufte Rattengift von dem Zeugen, welches keinen Arsenik enthält, und zeigte demselben auf einem unter einem Schrank hervorgeholten Teller eine weiße Maße, welche Zeuge für Arsenik hielt. Der Angeklagte behauptete, es seien Hirsen zum Füttern der Hühner gewesen. Als ihm Zeuge bezüglich der Anwendung des Gifts Vorsicht anrieth, erklärte er, um Giftsachen wisse er bescheid, er habe das Gift in einem Schränkchen eingeschlossen, zu welchem er den Schlüssel stets in der Tasche führe. Zeuge versichert, daß Arsenik, trotz des Verbots des Verkaufs, sehr leicht zu erhalten sei und führt Fälle an, wo er bei Privaten bedeutende Quantitäten zum Zweck der Vertilgung der Ratten und Mäuse angetroffen habe. Jacobi bestreitet, bei dem Zeugen von Arsenik gesprochen und solchen je besessen zu haben und läßt mehrere Fragen an den Zeugen stellen, welche dessen Persönlichkeit in ein übles Licht stellen sollen, den beabsichtigten Zweck jedoch verfehlen. Ueberhaupt liefern fast alle Frageſtellungen des Angeklagten und des Vertheidigers ein für den Angeklagten ungünstiges Ergebniß.

Schluß der Sitzung um 1 Uhr. Die Fortsetzung wird die Vernehmung der Nungesser'schen Eheleute bilden.

Die heutige Nachmittagssitzung setzte die heute Vormittag begonnenen Zeugenvernehmungen fort und bot einen sehr reichen, interessanten Inhalt.

Es wurden vor überfüllten Zuhörerräumen Metzger Georg Nungesser und Ehefrau, sowie Schreiner Kunz und die Todtenfrau Bissinger abgehört. Die Vernehmung der beiden Letzteren war kurz.

Schreiner Kunz fertigte den Sarg für Frau Jacobi und war mit der Zeugin Bissinger bei dem Auskleiden der Leiche beschäftigt. Er kam am Sterbetag Nachmittags gegen 4 Uhr in das Jacobi'sche Haus und nahm das Maß zum Sarge. Auffallend war ihm, daß der Angeklagte die Aufdeckung der Leiche nicht zuließ. Kunz hat sonst nichts Bemerkenswerthes an der Leiche wahrgenommen, als die Klarheit der Augen, die ihm wie diejenigen einer Lebenden vorkamen, ferner röthliche Flecken an den Füßen und einen bläulich rothen Flecken an der einen

Digitized by Google

Hüftseite. Jacobi kam ihm „betrübt“ vor. Vom Vertheidiger befragt, ob ihm die Betrübniß als eine aufrichtige erschienen sei, antwortete er, darüber könne er Nichts sagen.

Frau Bissinger waren ebenfalls die klaren, hellen Augen der Leiche auffallend, so daß sie die Frau Jacobi noch für lebend hielt und sie anredete: „Ei, Frau Jacobi, was ist Ihnen denn? Erst nachher überzeugte sie sich, daß die Frau todt war. Sie hat ferner die bläulich rothen Flecken in der Hüftseite bemerkt und in dem einen Mundwinkel einen eigenthümlichen bläulichen Schaum wahrgenommen, den sie auch, nachdem sie den erstvorhandenen abgewaschen hatte, später wieder vorfand. Jacobi folgte der Frau Bissinger, die keine Betrübniß an ihm wahrnahm, als dieselbe sich in das Sterbezimmer begab, auf Schritt und Tritt nach, und ließ sich sofort Ohr- und Fingerringe von der Leiche abnehmen. Als die Zeugin, nachdem sie die Abwaschung der Leiche am Sterbetag vorgenommen, dem Angeklagten erklärt, sie werde Abends noch einmal nachsehen, sagte ihr derselbe, „sie brauche nicht zu kommen, denn er gehe den Abend aus.“

Der Angeklagte stellte diese Angabe Anfangs in Abrede und beschönigte dieselbe alsdann damit, er habe durch diese Aeußerung die Bissinger nur vom Wiederkommen abhalten wollen.

Obermed.-Rath Leibbecker wurde darauf vorgerufen und über die Flecken an den Füßen und in der Hüftseite, sowie über den Schaum im Mundwinkel und die Klarheit der Augen befragt. Er erklärte diese Zeichen für keine Besonderheiten sonst, die Flecken als durch die warmen Krüge und Senfpflaster veranlaßt, den Schaum für eine oft vorkommende Erscheinung, die Klarheit der Augen als öfters bei plötzlichen Todesfällen vorfindlich.

Den größten Theil der Sitzung nahm die Vernehmung der Nungesser'schen Eheleute in Anspruch. Beide machten, obgleich der Ehemann Nungesser wegen seines verwandtschaftlichen Verhältnisses zu Jacobi (er ist der Sohn der vergifteten Ehefrau des Letzteren) nicht beeidigt werden konnte, den Eindruck strengster Wahrheit, trotzdem ihnen fast in Allem von dem Angeklagten wiedersprochen wurde; ihre Depositionen waren bestimmt und entschieden, sie geben eine Menge einzelner Facta's an, die in ihrer ganzen Verbindung ein Gewebe von schweren Indicien gegen den Angeklagten enthielten, denselben moralisch in das richtige Licht stellten und auf ihn selbst eine sichtliche Wirkung hervorbrachten. Derselbe schüttelte zwar wiederholt den Kopf; später aber zur Vorbringung seiner Einwendungen aufgefordert, die er aus einem Notizbuch mit monotoner Stimme nach und nach ableiert, wußte er im Grunde Nichts zu sagen, als „ei Gott bewahre“ oder „das ist nicht wahr“ oder „o nein, daß ist meine Art gar nicht.“ Gegenüber den Nungesser'schen Eheleuten und deren geraden und entschiedenen Aussagen machte der Angeklagte heute mehr als je den Eindruck eines Scheinheiligen und Heuchlers, ein Eindruck, welcher bei dem ganzen Publikum ein allgemeiner war. Kein Zeichen der Theilnahme für ihn gibt sich kund, seine zum Theil sehr übel gewählten Ausflüchte werden durch das Gelächter des Publikums beantwortet.

Nach der Aussage der Nungesser'schen Eheleute, von welchen der Ehemann zuerst vernommen wurde, war ihr Verhältniß zur Frau Jakoby kein intimes, aber doch ein freundliches. Frau Jakoby, welche mit der Heirath des Sohnes nicht einverstanden war, besuchte sie und umgekehrt; namentlich wurde Nungesser stets gerufen, wenn sich im Jakoby'schen Hause etwas ereignete. Jakoby war stets darauf bedacht, die Nungesser'schen Eheleute von seiner Frau fern zu halten und zwar angeblich aus dem Grunde, damit frühere vermögensrechtliche Zwistigkeiten nicht wieder zum Ausbruch kommen sollten.

Digitized by Google

Im Juli 1860 wurde Rungesser eines Tages zu seiner Mutter gerufen; er fand dieselbe „geistesverwirrt", sie sprach seltsames Zeug. Zugleich war sie an Händen und Füßen eiskalt, sie hatte Blähungen, klagte über Leibschmerzen, konnte nicht recht sprechen, ihre Zunge war schwer; auch hatte sie öfters Aufstoßen, Erbrechen und Diarrhöe, ihre Augen waren starr. Nachmittags schickte er seine Frau zur Abwartung seiner Mutter hinaus, und fand diese im Wesentlichen dieselben Krankheitserscheinungen. Die Frau Jakoby lag zu Bette und sprach wieder vernünftig. Sie hatte wollene Decken um Füße und Hände, öfters bekam sie eine Hitze in den Kopf und empfand drängenden Durst. Jakoby ging, während Frau Rungesser bei ihrer Schwiegermutter war, selten aus der Stube, schlug aber dann immer so heftig die Thüre zu, daß Frau Rungesser ihn wiederholt auf den Krankheitszustand seiner Frau aufmerksam machte, was jedoch Jakoby nicht beachtete. Frau Jakoby wollte öfters mit ihrer Schwiegertochter sprechen, kam jedoch selten dazu, da Jakoby sie nicht aus den Augen ließ und nicht von der Stelle wich. Er trug sogar, als seine Frau sich erbrochen, und obgleich Frau Rungesser das Erbrochene selbst wegtragen wollte, dasselbe sogleich zur Stube hinaus. Das Erbrochene war schleimig. Als Jakoby einmal weg war, zeigte Frau Jacobi große Angst vor ihrem Mann und sagte einmal zur Frau Rungesser, ihr erster Ehemann sei ihr leibhaft erschienen und habe ihr zugerufen: „Lieschen, nimm Dich in Acht"; ferner wies sie eine auf dem Ofen stehende Tasse mit Thee, welche ihr Jacobi reichte zurück, und sagte dann zu Frau Rungesser, „davon trinke sie nicht, Der habe etwas hineingethan."

Jacobi selbst erzählte mit Rücksicht hierauf den Rungessers Eheleuten, seine Frau habe ihm den Thee nicht abgenommen, weil sie fürchte, er wolle sie vergiften.

Weitere Besuche der Frau Rungesser vereitelte der Angeklagte dadurch, daß er denselben hinterbrachte, sie solle nur nicht mehr kommen, seine Frau habe gesagt, sie (die Rungesser) sei „die größte Schlange in der ganzen Stadt."

Dieses Unwohlsein dauerte nicht lange, Frau Jacobi stand wieder auf, und wenn sie auch noch schwach war, so war die Krankheit selbst doch vorüber.

Im September 1860 wurde Rungesser nach Mitternacht wieder in Jacobi's Wohnung gerufen; er traf seine Mutter außer Bett, in großer Aufregung, im Zimmer herumgehend, Blumen in den Haaren, die Krinoline über ihre Kleider angezogen. Außerdem hatte sie im Wesentlichen dieselben Krankheitserscheinungen, wie die oben erwähnten. Rungesser lief in die Apotheke und holte Senfmehl; er machte dann während der Nacht heiße Ueberschläge auf Hände und Füße und wurde es in Folge davon Frau Jacobi besser. Andern Tags besuchte Rungesser seine Mutter, sie reichte ihm die Hand und dankte ihm freundlichst für seine Hülfeleistung. Aber auch dießmal verhinderte Jacobi weitere Besuche, durch die Mittheilung an Rungesser, er solle nicht mehr zu seiner Mutter gehen, dieselbe sei erbittert auf ihn, weil er sie mit dem Senfmehl so malträtirt habe. Jacobi gab dem Rungesser als Grund der Geistesverwirrung an, seine Frau habe sich im Theater, in der „Adrienne Lecouvreur" so sehr über die Vergiftungsscene alterirt.

Auch war es im Jahr 1860, als einmal Rungesser eine angeschnittene Torte bei seiner Frau vorfand, von welcher dieselbe aus Furcht vor Gift nichts essen wollte.

Höchst auffallend ist, daß beide Zeugen übereinstimmend angegeben, daß etwa vom Juli 1860 an, Jacobi sie ganz besonders häufig besuchte, fast alle Tage. Er redete ihnen dabei wiederholt vor, daß seine Frau gegen sie feindselig gestimmt sei und namentlich auch erklärt

Digitized by Google

habe, ihr Sohn dürfe ihr nicht mehr in's Haus, sie werde ihn, komme er, mit Gendarmen hinausbringen lassen oder einem Manne einen Gulden per Tag geben, damit er sich an die Thüre stelle und den Nungesser abhalte. Zugleich beklagte er sich über seine Frau, daß sie verschwenderisch sei, das und jenes verlange, was über seine Kräfte gehe, vornehmlich auch über ihre endlose Eifersucht.

So kam er nach Neujahr 1861 eines Abends noch nach elf Uhr, klopfte bei Nungessers an den Laden und als Frau Nungesser denselben öffnete, stand Jacobi ganz erhitzt da und erzählte ihr, eben habe er wieder eine fürchterliche Scene mit seiner Frau gehabt, sie habe ihm wieder ihre Eifersucht gezeigt und da habe er sie auf die Brust gestoßen, daß sie auf's Canapee gefallen sei; er habe ihr dabei vorgehalten, wohin ihre Eifersucht noch führe, das sehe sie daraus, daß sich das Kindermädchen aus dem Nachbarhause (Marie Huber) wegen ihrer Vorwürfe und Quälereien neulich in den Herrengartenteich gestürzt haben würde, wenn er es nicht noch davon abgehalten und mit Hülfe des Zimmermeisters Lautenschläger über die Mauer gehoben, so daß sie noch in ihr Haus hineingekonnt habe.

Die Nungesser'schen Eheleute kamen, sie vom Sommer, er von Weihnachten 1860 an nicht mehr in's Jacobi'sche Haus, die Besuche Jacobi's und die Klagen über seine Frau setzten sich dagegen unausgesetzt bei ihnen fort.

Als jedoch einmal nach dem Tode der Frau Jacobi bei der Schwester des Angeklagten, Frau Gruber, von demselben und den Geschenken, die er dem Nungesser'schen Kinde mache, die Rede war, äußerte die Schwester: „Seht, daß Ihr von ihm kriegt, was Ihr zu bekommen habt, mein Bruder ist ein grundschlechter Kerl, ein Fabch, er ist ein weit größerer Fabch, als Ihr, glaubt."

Dem Ehemann Nungesser fiel auf, daß bei seiner Mutter vom September 1860 an eine große Veränderung vorgekommen war. Er traf sie oft in Fieberhitze, mit Beklemmungen behaftet, sie bekam einen aufgebrochenen Fuß und kam ihm immer so schwach vor, daß sie sich oft auf das Canapee legte, was früher nicht vorgekommen war.

Mittwoch den 31. Juli kam Jacobi in das Nungesser'sche Haus und sagte: „Bei Euch kann man auch verderben und sterben, Ihr seht noch nicht einmal nach Einem." Als er gefragt wurde, was das eigentlich bedeuten solle, antwortete er, „erst sei er krank gewesen, das sei nun freilich vorüber, allein jetzt sei seine Frau krank, sehr bedenklich krank, sie würden sehen dießmal reiße sie sich nicht mehr durch." Er setzte hinzu, seine Frau habe am vergangenen Montag Abend Bier, und noch später eine ganze Schüssel voll Dickmilch zu sich genommen.

(Fortsetzung folgt.)

Redaktion, Eigenthum, Druck und Verlag von J. F. Riedl in Landshut.

Digitized by Google

Nro. 8. VIII. Jahrg.

Die

Plauderstube.

Eine Sonntagsgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 23. Februar 1862.

Proceß Jacobi in Darmstadt.

(Fortsetzung.)

Rungesser ging den folgenden Donnerstag zu seiner Mutter, er fand dieselbe im Bette liegend, doch nicht besonders unwohl, er äußerte auch sofort zu dem in einer Nebenstube befindlichen Jacobi, er könne nicht begreifen, wie er die Krankheit bedenklich finden möge. Jacobi antwortete, „seine Frau sei krank, sehr krank, er werde sehen, daß sich dießmal etwas ereigne." Rungesser ging jedoch unbesorgt weg.

Freitag Abends gegen 7 Uhr kam das Rungesser'sche kleine Mädchen, das zu Jacobi's geschickt worden war, um sich nach der Gesundheit von Frau Jacobi zu erkundigen, nach Hause und berichtete, sie solle von Großvater (Jacobi) sagen, daß die Großmutter viel schlechter geworden sei, „sie erkenne Niemanden mehr, und spreche schon nicht mehr"; auch sagte das Mädchen auf Befragen, ob es mit der Großmutter nicht gesprochen: „ach nein, die Großmutter habe es gar nicht angesehen." Frau Rungesser hielt ihren Mann ab, seine Mutter am Abend noch zu besuchen, weil sie glaubte, der späte Besuch würde die Frau aufregen.

Samstags in aller Frühe ging Rungesser zu Jacobi's und fand dann allerdings seine Mutter in einem höchst veränderten bedenklichen Zustande; schon an der Hausthüre hörte er das Stöhnen der Frau. Er entfernte sich dann noch einmal, nachdem er gefragt, ob nach dem Arzte geschickt worden sei und Jacobi bestätigt hatte, daß schon zum zweiten Male hingeschickt worden sei. Gegen 9 Uhr kam Rungesser wieder; nun war auch Dr. Leibbecker anwesend; es wurden die verschiedensten Mittel angewendet, um das sinkende Leben aufzuhalten. Rungesser bestätigt, daß seine Mutter auch jetzt, und mit steigendem Schmerz, so furchtbar gestöhnt habe daß man es auf der Chaussee habe hören müssen, wenn die Hausthüre aufgewesen sei. Es machte einen tiefen Eindruck, als der Zeuge schilderte, wie die Mutter vor Schmerzen „Huh! Huh!" gestöhnt und entsetzlich gelitten habe. Kurz vor ihrem Tode habe sie sodann einen heftigen Krampfanfall gehabt, seine Hände krampfhaft festgehalten, die Daumen eingeklemmt, den Kopf verdreht, die Augen verzerrt, dann sei sie ruhiger geworden und verschieden.

Digitized by Google

Obermed.-Rath Leidhecker, vorgerufen, will von dem Krampfanfall nichts wahrgenommen haben, behauptet, Frau Jacobi habe über Schmerzen nicht geklagt, und wenn sie gestöhnt, so sei dieß doch nicht so laut gewesen, und wohl nur vom Aufstoßen hergekommen.

Nungesser's fanden Jacobi Nachmittags, als sie hinkamen, betrübt; auch will Frau Nungesser Thränen gesehen haben; die Trauer können sie jedoch nicht für eine aufrichtige erkennen, denn schon am folgenden Sountag, als die Frau noch nicht beerdigt war, hat die Schwester der Frau Nungesser, die dem Jacobi ihren Condolenzbesuch machen wollte, denselben schon auf dem Mathildenplatz gesehen und konnte ihren Besuch nicht ausführen. Er äußerte, er habe die Leiche eingeschlossen und gehe aus.

Der Frau Nungesser sagte er, die Leute behaupteten, seine Frau sei nur einen Tag krank gewesen, er wolle aber in der Todesanzeige sagen, daß die Krankheit fünf Tage gedauert habe. Dieß hat er auch gethan.

Nach dem Tode der Frau sagte Jacobi, er werde nun sein unteres Logis vermiethen, hinauf in die Mansarde ziehen, sich ausspeisen lassen und nur ein Laufmädchen halten. Es waren jedoch kaum acht Tage vergangen, so sah ihn Nungesser auf dem Turnerfeste mit Frauenzimmern in einer Weise verkehren, daß er sich mit Eckel von ihm abwendete.

Nun kam er auch zu ihnen ins Haus und sagte, er könne sich vor Besuchen und Heirathsanträgen nicht mehr retten, da biete ihm Lautenschläger seine Schwägerin mit 12,000 fl. an, Salzmagazinsverwalter Markoff seine Tochter und der Onkel trage ihm seine Nichte an. Etwa 14 Tage nach dem Tode seiner Frau kam er eines Tages zu Nungessers, zeigte der Frau Nungesser die Photographie eines Mädchens und sagte, er werde dieses Mädchen heirathen. Auf die Frage, wer die Auserwählte sei, gab er an, daß es ein Dienstmädchen in Homburg sei, dasselbe sei früher hier gewesen; auf einmal sei ihm wie von Gott eingegeben worden, nach Homburg zu reisen und um dasselbe anzuhalten. Dort habe das Mädchen nicht gleich sein Jawort gegeben, seine „Fürstin" habe es nicht ziehen lassen wollen, sondern habe ihm gesagt, das Mädchen sei ein Juwel und den solle er ihr nicht rauben; die Fürstin habe sich zugleich sehr gewundert, daß ein so ältlicher Mann um das Mädchen freie. Endlich habe er aber doch das Jawort erhalten; es sei ein edles, bescheidenes Mädchen, wie er es zu haben wünsche, auch Herr Kreisrath von Stein habe sich, nach Ansicht der Photographie, sehr befriedigt über das Mädchen ausgesprochen. Als Frau Nungesser nach dem Alter des Mädchens fragte und Jacobi es ihr als 22jährig bezeichnete, sagte Frau Nungesser scherzend, da würden bald sechs kleine Kinder da sein, Jacobi antwortete, da irre sie sich, er sei ein alter Mann.

Erst später hörten Nungessers, daß die Verlobte Jacobi's das Dienstmädchen sei, mit dem er den verbotenen Umgang zu Lebzeiten seiner Frau gehabt habe. Darauf wandten sie sich mit Abscheu von ihm weg.

Andere Thatsachen, welche Nungessers noch angehen, und von Neuem die Absicht Jacobi's documentirten, Zwietracht zwischen ihnen und der Frau Jacobi zu säen und dadurch zu verhindern, daß seine Frau dem Sohn und der Schwiegertochter ihr Leid klage, übergehen wir. Nur das sei noch bemerkt, daß Nungesser die Anzeige bei der Polizei erhoben hat. Es geschah dieß erste am 18. October 1861. Früher, als ihm von verschiedenen Seiten das Auffällige des Todes seiner Mutter bemerkt worden war, hatte er sich bei Dr. Leidhecker befragt, und dieser hatte ihn versichert, daß nichts Auffälliges vorliege. Ebenso war ihm von dem Stadtrichter, bei dem er sich Raths erholte, gesagt worden, daß nach den Mittheilungen des

Digitized by Google

Med.-Raths Dr. Leidhecker eine Veranlassung zu gerichtlichem Einschreiten nicht vorliege. Gensdarmerie Brigadier Dambmann habe ihm endlich vorgehalten, die Gerüchte über eine gewaltsame Todesart seien so stark, daß er auf die Polizei gehen müsse, und da habe er sich zu Polizei-Assessor Elwert verfügt und ihm Anzeige von den die ganze Stadt erfüllenden Gerüchten gemacht.

Das Interesse, welches die vorliegende Sache in allen Kreisen erregt, ist außerordentlich. Die Zuhörerräumen sind stets zum Erdrücken überfüllt, und zahlreiche Menschenmassen halten Abends die Straße besetzt, durch welche der Angeklagte nach dem Criminalgefängniß zurückgebracht wird. Abermals, und wie es scheint, nicht ohne Grund, taucht das Gerücht auf, auch die erste Frau des Angeklagten sei an Gift gestorben.

Schluß der Sitzung 7½ Uhr.

Beginn der Sitzung um 9 Uhr Vormittags.

Der Präsident verliest zunächst diese vom Angeklagten in der „Darmstädter Zeitung" vom 4. August 1861 eingerückte Todesanzeige, nach welcher seine Frau nach „kaum fünftägigen Krankenlager verstorben ist und er um stille Theilnahme bittet.

Sodann werden vernommen:

Die achtjährige Anna Nungesser, Tochter der Nungessers Eheleute, wurde den Freitag Abend gegen 6 Uhr in's Jacobi'sche Haus geschickt, und nach dem Befinden der Großmutter zu fragen. Jacobi kam in die Schlafstube, wo die Großmutter lag und sagte dem Kinde, „es solle Jemand kommen, die Großmutter sei sehr krank, sie kenne Niemanden mehr.

Frau Gerhard, Schwester der Frau Nungesser, als nachträglich geladene Auskunftsperson nicht beeidigt, wollte am Tag nach dem Tode der Frau Jacobi (Sonntag) diese noch einmal sehen und ging deßhalb nach dessen Haus. An der Promenade begegnete ihr aber der Angeklagte, suchte ihr Anfangs auszuweichen und sagte dann, auf Mittheilung ihres Anliegens, er habe die Leiche eingeschlossen und gehe jetzt aus. Acht Tage später sah sie, wie sich der Angeklagte bei dem Turnfest mit Frauenzimmern vergnügte.

Der Angeklagte stellt alle diese Angaben in Abrede.

Obermed.-Rath Dr. Leidhecker, vorgerufen, machte auf Grund seiner Tagebüchern und Recepte nähere Angaben über die verschiedenen Krankheiten, an welchem er die Verstorbene in den letzten Jahren behandelt hat.

Uhrmacher Reichards Ehefrau, Stiefschwester der Frau Jacobi, nicht beeidigt, kam während des Lebens der Verstorbenen nicht in Jacobi's Haus. Am Montag Morgen, als sie dem Angeklagten einen Beileidsbesuch machte, führte sie Jacobi an die Leiche, an welcher sie einen sehr aufgetriebenen Leib bemerkte. Auch fiel ihr an der Hand ein gelber Flecken von der Größe eines Guldenstücks auf, welchen man durch den Blumenstrauß sehen konnte. Sie konnte sich über diese Erscheinung nicht beruhigen und da las ihr Jacobi den Todenschein vor, nach welchem die Frau an der Cholera gestorben sei. Als Ursache der Krankheit gab der Angeklagte den Genuß von Bier und Dickmilch an und erzählte, daß er acht Tage vorher Unfrieden mit der Frau gehabt habe. Als ihr Nungesser den Tod anzeigte, erzählte ihr dieser das schreckliche Ende der Mutter und daß Jacobi gleich gesagt habe, dieselbe werde nicht mehr aufkommen.

Kaufmann Schmidt weicht von seinen in der Voruntersuchung gemachten Angaben wesentlich ab, will namentlich von Unfrieden der Jacobi'schen Eheleute jetzt wenig wissen und behaup-

Digitized by Google

tet, die Frau habe auf Jacobi's Verhältniß zur Huber, das Schenken der Ohrringe ꝛc., wenig Gewicht gelegt. Er weiß, daß Jacobi schon während seiner ersten Ehe ein uneheliches Kind hatte und schildert die Verstorbene als tüchtige Hausfrau, liebevolle Mutter und treue Freundin. Den Montag besuchte ihn Frau Jacobi in seinem Garten, war sehr heiter und ging dann zu Frau Härter. Samstags ging Zeuge auf die Todesnachricht zu Jacobi und fand daß die Leiche eher einer Lebendigen, als einer Todten ähnlich sah. Jacobi schien ihm aufrichtig zu trauern, gab aber nicht zu, daß die Leiche aufgedeckt werde. Am Montag, bei der Beerdigung, hörte er Aeußerungen über den schnellen Tod der Frau Jacobi; ein Frauenzimmer äußerte: „die Erde deckt Vieles.“ Von Geistesstörungen der Frau Jacobi weiß er nichts.

Zimmermeister Chr. Lautenschläger machte den Tag nach dem Tode dem Nachbar Jacobi einen Condolenzbesuch und erwähnte auf dessen Klagen, daß er nun so allein stehe, er könne ja später ein älteres Frauenzimmer von der Art seiner verstorbenen Frau heirathen. Jacobi, welcher Anfangs sehr niedergeschlagen schien, erheiterte sich hierbei sichtlich bis zu freudiger Aufregung und fragte sofort, was er für Papiere zu dieser Heirath nöthig habe. Zeuge entsetzte sich hierüber und theilte dieß seiner Familie mit. Acht Tage später fragte ihn der Angeklagte an seinem Thor nochmals, welche Papiere er zur Verheirathung brauche, erzählte ihm aber noch etwas später, er heirathe ein Frauenzimmer, welches früher hier in Diensten gestanden und in Homburg bei einer Fürstin oder Gräfin in Condition sei. Er erklärte es für eine „infame Lüge“, wenn der Angeklagte behaupte, er habe ihm seine Schwägerin angeboten. Ebensowenig weiß er etwas davon, daß einmal Jacobi mit seiner Hülfe ein Kindermädchen am Herrengartenteich vom Ertränken abgehalten habe.

Kutscher Gerhard, Schwiegervater des Georg Rungesser, hat bei der Beerdigung den Geistlichen auf den Kirchhof fahren lassen. Vierzehn Tage nachher brachte ihm Jacobi das Geld dafür und erwiederte auf die Condolenz des Zeugen: „Him ist hin, fort ist fort.“

Der Angeklagte behauptet, diese Worte seien eine Reminiscenz seiner Frau aus einer Predigt des Pfarrers Strack und nur deßhalb habe er dieselbe gebraucht.

Die Ehefrau des Bau-Aufsehers Härter, war mit der Verstorbenen bekannt. Gegen Ostern 1861 rief Frau Jacobi die Zeugin einmal von der Straße herein und sagte ihr, laut weinend, sie könne sich einen Gotteslohn an ihr verdienen. Sie erzählte ihr nun, daß ihr Mann so roh und grob gegen sie sei, daß er mit der Huber ein Verhältniß gehabt, derselben Ohrringe geschenkt, und daß sie darauf die Huber rufen lassen und ihr erklärt habe, sie wolle ihr die Zimmer räumen, wenn sie in ihrem Hause glücklicher zu sein glaubte. Frau Jacobi erzählte bei dieser Gelegenheit auch, sie sei wieder geistesverwirrt gewesen, ihr Mann habe sie wegbringen, oder ihr ein Stübchen miethen und sie hineinsperren wollen. Schon früher hatte Frau Jacobi der Zeugin mitgetheilt, sie habe sich im Theater bei Aufführung der „Adrienne Lecouvreur“ sehr alterirt, weil das Stück so auf ihre Verhältnisse passe, sie habe sich aber, des Aufsehens wegen genirt, aus dem Theater zu gehen.

Am Begräbnißtage der Frau kam Jacobi Abends gegen 7 Uhr in das Härter'sche Haus, klagte über sein Alleinstehen, und erhielt von Härter die Antwort, er möge sich später wieder verheirathen. Jacobi bat nun Frau Härter sofort, bei Fräulein Dressel ein Wort für ihn einzulegen. Im Laufe der nächsten 14 Tage fragte er noch zweimal nach. Zeugin hatte aber ihrem Vorsatz gemäß nichts gethan, weil sie wußte, daß die Familie Dressel eine ehrenwerthe sei, die mit Jacobi keine Verbindung haben wolle.

Digitized by Google

Zeugin sah Frau Jacobi den Montag Nachmittags zum letzten Male und zwar kam dieselbe damals zu ihr und sprach sich sowohl über ihre Gesundheit, als über ihre Verhältnisse zufrieden aus. Sie erzählte, Jacobi habe ihr einen Hut und Schirm gekauft, und wenn es so bleibe, könne sie gar nicht wünschen, daß es ihr besser gehen möge. Sie machte zugleich Pläne für den Winter, und versprach, demnächst mehr auszugeben, indem sich ihr Mann daran gewöhnen müsse, manchmal allein zu Haus zu bleiben.

Der Angeklagte stellt in Abrede, am Begräbnißtage im Härterschen Haus gewesen zu sein. Bei dem von Frau Härter erwähnten Besuch bei seiner Frau will er anwesend gewesen sein. Frau Härter habe damals zu seiner Frau gesagt: „Sie habe doch einen lieben Mann", worauf seine Frau im Spaß geantwortet habe: „wenn er nur nicht manchmal so grob wäre."

Zeugin erklärte diese Angaben sämmtlich für unwahr.

Schluß der Sitzung um 1 Uhr.

Wiedereröffnung der Sitzung um 3 Uhr Nachmittags.

Es werden vernommen:

Schreiner Schmitts. Wenige Tage nach dem Tode der Frau kam Jacobi zu ihm, angeblich um eine Arbeit an einem Fußboden zu bestellen. Jacobi sah des Zeugen beide Töchter und sprach sich dahin aus, er werde sich eine derselben holen. Als Zeuge wegen des Fußbodens zu dem Angeklagten kam, fing derselbe wieder von den Töchtern an und bemerkte, er habe mit seinen beiden Weibern Unglück gehabt; er müsse sich einmal eine Junge nehmen. Zeuge ließ sich jedoch auf nichts mit ihm ein und der Fußboden wurde nicht gefertigt.

Der Angeklagte bemerkt auf Vorhalt, als er sich um die Schmitts bemüht habe, sei die Sache mit der Dreßel schon erledigt gewesen.

Kreisrath v. Stein, kam wegen „Druckſachen" oft zum Angeklagten und hat weder von der Frau, noch von ihm jemals eine Klage über Unfrieden oder Eifersucht gehört.

Die Ehefrau des Canzlisten Langheinz war mit Frau Jacobi befreundet und hörte mehrfach von ihr Klagen über den Angeklagten, zu welchen jedoch Frau Jacobi zugleich entschuldigend beigefügt hat, das Geschäft bringe manches Unangenehme mit sich. Nur einmal gab sie Eifersucht zu erkennen, indem sie erzählte, sie sei eines Tages nach Haus gekommen, habe Alles verschlossen und dunkel gefunden und als ihr aufgemacht worden, sei Jacobi mit dem Licht aus einem Zimmer getreten, in welchem er sich mit der Magd allein befunden. Später klagte einmal Jacobi über die Eifersucht seiner Frau, namentlich auch wegen vermeintlicher Beziehung zu Christine Gärtler und äußerte bei dieser Gelegenheit, er gäbe sich mit solchen Dingen nicht mehr ab, er sei ein alter Mann. Bei dem Condolenzbesuch, drei Tage nach dem Tode, fand Zeugin gar keine Trauer bei Jacobi, vielmehr äußerte derselbe, er werde wieder heirathen und zwar innerhalb drei Wochen, ehe der Theater-Winter angehe.

Emilie Achenbach, Schwester der vorigen Zeugin. Als bei ihr Frau Jacobi bitter klagte, ihr Mann lasse sich mit allen Mägden ein und wenn eine nicht willfährig sei, müsse sie aus den Haus. Jacobi sei zwar an Gesinnung gut, aber sein Leichtsinn sei an Allem Schuld. Frau Jacobi klagte namentlich über das Verhältniß ihres Mannes zu Marie Huber und erzählte, sie habe, nachdem sie erfahren, daß er der Huber Ohrringe geschenkt, die Huber rufen lassen, derselbe Vorwürfe gemacht, und sich bereit erklärt, ihr das Haus zu räumen. Anfangs

Digitized by Google

sei die Huber keck gewesen, dann aber sehr zerknirscht geworden und habe ihr versprochen, das Verhältniß zu Jacobi abzubrechen.

Christoph Nungesser, Metzgermeister, Vetter des Georg Nungesser und Neffe der Verstorbenen, hat seiner Tante nach dem Tode ihres ersten Mannes das Geschäft geführt, bis sie den Angeklagten heirathete. Er schildert dieselbe als eine tüchtig, achtbare Frau, die trotz der vorgekommenen Processe und Streitigkeiten sehr an ihrem Sohn hing. Am 19. Juli v. J. nach einem Begräbniß schloß sich Frau Jacobi auf dem Friedhof an ihn an und schüttete ihm über die Untreue ihres Mannes ihr Herz aus. Sie klagte namentlich über sein Verhältniß zum früheren Kindermädchen des Kreisassessor Küchler und erzählte ihm, daß sie durch anonyme Briefe davon Kenntniß erhalten habe und daß endlich eines Tags der nunmehr verstorbene Georg Gärtler in Gegenwart des Angeklagten zu ihr gekommen sei und erklärt habe, „er könne die Schande nicht mehr mit ansehen." Gärtler sei sehr aufgebracht gewesen, so daß ihn Jacobi aufgefordert habe, er solle machen, daß er zum Haus hinaus komme. Sie habe in Folge dessen das Mädchen, welchem Jacobi verliebte Blicke zugeworfen, daß sie in die Erde hätte sinken mögen, rufen lassen, ihm Vorwürfe gemacht und sich zweimal von ihr in die Hand versprechen lassen, das Verhältniß abzubrechen. Frau Jacobi klagte namentlich auch über den Verkehr des Angeklagten mit der in der Nachbarschaft wohnenden Wittwe Wagner, mit welcher er in Gemeinschaft das Wochenblättchen hielt und welcher er alles Mögliche, namentlich Holz, Hühner u. s. w. zuschleppe.

Georg Nungesser, wieder vorgerufen, erzählt auf Vorhalt, daß der Angeklagte der Verstorbenen sofort nach dem Tode die Ringe abgenommen und bei Seite gebracht habe, ohne ihm den einen Ring, den er gern als Andenken gehabt hätte, zu geben. Er bot auch einmal dem Angeklagten eine junge Katze gegen die Mäuse an, allein der Angeklagte erklärte, er habe Gift gegen dieselben, das Gift gehe im gar nicht aus. Darauf aufmerksam gemacht, daß es mit dem Gift eine gefährliche Sache sei, erwiederte Jacobi damals, er habe es wohl verwahrt, so daß Niemand daran könne.

Christine Gärtler, 40 Jahre alt, hatte früher mit Frau Jacobi Verkehr und brachte ihr in Krankheiten mehrfach Essen. Sie hatte nie zu Eifersucht Veranlassung gegeben und ist nur einmal zufällig wider ihren Willen vom Angeklagten nach Haus begleitet worden. Die Behauptung des Angeklagten, sie habe sich ihm für den Fall, daß seine Frau sterbe, als Frau angeboten, erklärt sie für „Infamie und Bosheit", wohl aber erzählte ihr der Angeklagte, seine Frau sei kränklich und werde nicht mehr lang leben und dann werde er ein Bäschen heirathen. Frau Jacobi hat bei ihr über das Verhältniß ihres Mannes zu Marie Huber geklagt, in Folge dessen die Huber von Assessor Küchler aus dem Dienst geschickt worden sei.

Nachdem die Zeugin abgetreten war, richten sich die Blicken der Kopf an Kopf gedrängten Zuhörer mit gespannter Aufmerksamkeit auf die Thüre, durch welche der Gerichtsdiener die Marie Huber vor die Schranken des Gerichts führt. Sie ist 24 Jahre alt, mittlerer Größe, von gefälligen anspruchslosem Aeußeren und einfach bürgerlich gekleidet. Mit sichtbarer Beklommenheit und Aufregung tritt sie vor den Präsidenten, im Vorbeigehen einen flüchtigen Blick auf den Angeklagten werfend, in dessen bleichem verfallenen Gesicht dießmal wenigstens eine Röthe wahrnehmbar wird. Der Staatsanwalt verzichtet sofort mit Rücksicht auf die Beschaffenheit der Thatsachen, über welche die Huber vernommen werden solle und bezüglich deren man ihr die Angaben der vollen Wahrheit zumuthen könne, auf deren Beeidigung und beantragt, daß

Digitized by Google

dieselbe nur als Auskunftsperson vernommen werde. Diesem Antrag wird unter Zustimmung des Vertheidigers stattgegeben.

Die mitleidige Theilnahme, welche man einem unbegreiflich verirrten, verblendeten und getäuschten Mädchen aus rechtschaffener bürgerlicher Familie unter Umständen der vorliegenden Art anfänglich nicht versagen konnte, mußte alsbald schwinden, als Marie Hubrr auf Aufforderung des Präsidenten, ihr Verhältniß zum Angeklagten so anzugeben, wie sie es vor Gott und ihrem Gewissen verantworten könne, mit vernehmlicher fester Stimme, in schöner, zum Theil gewählter Sprache, mit einem gewissen theatralischen Anflug eine längere Geschichtserzählung liefert, welche mit der ihr durch die stenographischen Berichte offenbar hinlänglich bekannt gewordenen Darstellung des Angeklagten in allen wesentlichen Puncten übereinstimmte und demgemäß auch die ganze Menge von Unwahrheiten enthielt, deren der Angeklagte bereits überführt ist und durch die Aussagen der weiter vernommenen Zeugen noch mehr überführt wurde. Ihre sämmtlichen Angaben sind nur auf Entlastung des Angeklagten gerichtet und sollen denselben als ihren Freund und Rathgeber darstellen. Sie hat ihn, während sie bei Kreis-Assessor Küchler als Kindermädchen diente, eines Abends zufällig und zwar durch Vermittlung seines Hundes kennen gelernt, welcher, gleichsam eine gewisse sympathetische Beziehung zwischen ihr und dem Angeklagten witternd, „bald zu ihr und bald zu ihm hinsprang." Ihre unschuldige Geburtstagsgratulation erwiederte der Angeklagte bei Gelegenheit ihres Geburtstag mit dem Geschenk von Ohrringen, welches von dem ihr nachstrebenden „gräßlichen Gärtler" der Frau des Angeklagten hinterbracht wurde und dann zu einem Zusammentreffen mit dieser führte, bei welchem Frau Jacobi das Geschenk für kaum der Rede werth erklärt und sie mit freundlichem Händedruck entlassen habe.

Nie will sie mit dem Angeklagten von einer Heirath gesprochen, und nie einen Verkehr mit ihm gepflogen haben, welcher den ehelichen Pflichten des Mannes widersprochen habe. Durch Gärtlers Verdächtigungen ihrer Stellung dahier verlustig geworden, hat sie von Stuttgart aus zweimal unter der Adresse der Frau Gruber und dann unter der eigenen Adresse des Angeklagten mit diesem korrespondirt und erst von Baden-Baden, Soden und Frankfurt aus die Briefe unter der Adresse der Frau Wagner abgesendet, mit welcher sie ohnedieß in Korrespondenz gestanden habe, weil sie hier schon mit derselben bekannt geworden sei. Nur wegen Mißverhältnissen mit der Stiefmutter will sie das elterliche Haus in Stuttgart wieder verlassen haben und nach Darmstadt zurückgekehrt sein, welches sie nur deßhalb ihre zweite Heimath genannt habe, weil in Ober-Ramstadt eine Schwester von ihr verheirathet sei, mit welcher sie jedoch geständigermaßen nach ihrem Bekanntwerden mit Jakoby gar keinen Verkehr mehr gehabt hat. Jakoby soll ihrem Vater nur sein Ehrenwort darauf gegeben haben, daß er für sie sorgen wolle, wenn sie durch ihn an ihrer Ehre Schaden leide, aber an Heirathen sei auch hierbei nicht gedacht worden.

Auf Aufforderung des Staatsanwalts, ihrem Verhältniß zu Jakoby einmal einen Namen zu geben, erklärt sie in wörtlicher Uebereinstimmung mit Jakoby: „es war ein Freundschaftsverhältniß" und dabei blieb sie trotz aller Vorhalten, in welchem ihr durch unwiderlegbare Thatsachen das Unerlaubte und Unsittliche dieses Verhältnisses nachgewiesen wurde. Viele ihrer Versicherungen bekräftige sie mit erhobener und pathetischer Stimme durch den Zusatz: „vor Gott" oder „vor dem allmächtigen Gott" und vermehrte dadurch nur noch den höchst unangenehmen Eindruck, welchen ihre ganze Aussage hervorbringen mußte.

Digitized by Google

Durch die Angaben der weiter vernommenen Zeugen wurden dann ihre Versicherungen über das Bestehen eines „Freundschaftsverhältnisses“ in das richtige Licht gestellt.

Es deponirten nämlich weiter:

Henriette Wolf, welche gleichzeitig mit der Huber bei Herrn Küchler in Diensten stand, daß die Huber des Abends beim Wasserholen oft lange ausblieb und sich, ohne anfänglich einen Namen zu nennen, einer „Bekanntschaft“ rühmte, bis der verstorbene Gärtler, von dem die Huber behauptete, er habe ihr heftig nachgestrebt und sei erbittert gewesen, weil sie ihm kein Gehör geschenkt, herausgebracht habe, daß Jakoby der Anbeter sei. Die Huber habe dieß nun auch eingestanden, trotz Abmahnungen auch von dem verheiratheten Mann nicht abgestanden, und ihr erzählt, „Jakoby habe ihr auf dem Grab seiner ersten Frau mit entblößtem Haupte Treue geschworen und erklärt, er werde nicht ruhen und rasten, bis sie Besitzerin seines Hauses und Gartens sein.“

Die Huber kann diese Aeußerung zwar nicht bestreiten, behauptet aber, sie habe aus Unvorsichtigkeit und Geschwätzigkeit zu viel gesagt, sie sei mit Jacobi nie auf dem Kirchhof gewesen, demselben nur einmal am Kirchhof begegnet und habe ihm „vor Gott“ erklärt, er möge seiner Wege gehen, wie sie die ihrigen.

Henriette Wolf ruft der Huber entrüstet zu: „Du hast mich viel belogen und stehst als große Lügnerin vor Gericht.“

Fabrikarbeiter Michelfelder's Eheleute aus Stuttgart, bezeugen eidlich, daß sie im Januar 1860 die Huber, als dieselbe ihr elterliches Haus verlassen hatte und sich eher entleiben, als zurückkehren wollte, 33 Tage bei sich aufgenommen. Die Huber erzählte ihnen, daß ihr ein vornehmer Herr in Darmstadt, der 60,000 fl. Vermögen habe, Jacobi heiße und Hofbuchdrucker sei, die Ehe versprochen und ihr auf den Kirchhof Treue geschworen habe. Als sie erfuhren, daß der Herr eine Frau habe, erwiederte die Huber, derselbe liebe seine Frau nicht, dieselbe sei kränklich und werde bald sterben, oder werde sich scheiden lassen; derselbe sei zwar schon alt, aber wenn er sterbe, bekomme sie sein Vermögen. Sie schrieb und empfing in jener Zeit ungefähr sechs Briefe, von welchen die ihrigen an eine Frau adressirt wurden, damit es seine Frau nicht merke, während die seinigen mit „eigenhändig abzugeben“ bezeichnet und „arg verliebt“ waren. Wenn ein solcher Brief kam, hatte die Huber vor Freude „weder Hunger noch Durst“ und sprach immer von „ihrem Jacobi“. Aus einem Brief las sie einmal eine Stelle vor, worin es hieß, die Huber solle nur nach Darmstadt kommen, er wolle ihr eine Stube miethen, mit der Heirath werde es sich gegen Ostern machen. Die Huber hat dieß damals dahin erläutert, wenn die Frau bis Ostern nicht todt sei, werde sich Jacobi scheiden lassen, lieber sei es ihr aber, wenn die Frau sterbe. Sie zeigte auch den Michelfelder's Eheleuten eine Photographie des Angeklagten die sie bei sich trug und oft küßte. Von Stuttgart reiste sie mit Geld, welches der Angeklagte geschickt hatte, nach Baden-Baden ab.

Marie Huber erklärt alle diese Angaben der beiden Zeugen, von welchem sie in Betreff der Bezahlung ihres Aufenthalts bei denselben übervortheilt worden sein will, für Ausflüsse feindseliger Gesinnungen und behauptet zugleich, sie habe auch die Michelfelders Eheleute belogen, indem sie nie Briefe solchen Inhalts und ebensowenig jemals ein Eheversprechen von Jacobi erhalten habe.

(Fortsetzung folgt.)

Redaktion, Eigenthum, Druck und Verlag von J. F. Rietsch in Landshut.

Digitized by Google

Nro. 10. VIII. Jahrg.

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsausgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 9. März 1862.

Proceß Jacobi in Darmstadt.

(Fortsetzung.)

Der Zeuge Häner Ernst Böttinger arbeitete 1857 bis 1860 bei Gärtler und sah im Frühjahr 1860 die Frau Jacobi einen ganzen Nachmittag in ihrem Garten sitzen und weinen. Fräulein Gärtler bemerkte ihm damals, daß ihr Bruder Georg der Frau Jacobi einen Brief geschrieben und ihr darin von dem Verhältniß des Jacobi zur Huber Nachricht gegeben habe. Zu derselben Zeit vernahm Zeuge von dem jetzt verstorbenen Georg Gärtler, daß Jacobi der Huber am Grabe seiner ersten Frau die Ehe gelobt und Haus und Garten versprochen habe. Der Zeuge hielt dieß bei ernster Gelegenheit der Marie Huber vor, worauf diese bemerkte, das sei die Wahrheit.

Chirurg Jochheim, nochmals vorgerufen, gibt weiter an, daß ihn seine Schwägerin wegen der Mißhandlungen Jacobi's habe wiederholt rufen lassen. Als er in deren Wohnung gekommen sei, habe sie gesagt, „der Halunk sei im Garten", er möge mit ihm reden. Auf seine ernste Ansprache habe Jacobi die Hacke gegen ihn erhoben, was ihn veranlaßt habe, den Garten und die Hofraithe schleunigst zu verlassen. Am Fenster habe er seiner Schwägerin nur noch gesagt, sie solle sehen, wie sie mit Jacobi fertig werde, sie habe ihn ja gegen den Willen ihrer Familie geheirathet.

Während der letzten Krankheit der ersten Frau vernahm Jochheim, daß seine Schwägerin sehr krank sei und besuchte sie deßhalb. Er fand Jacobi nicht zu Hause, die arme Frau aber sehr krank und schon kalt am ganzen Körper, so daß er ihr warme Tücher und Senfpflaster auflegte und den behandelnden Arzt Dr. Heidenreich rufen ließ. Die Kranke war kurze Zeit nach der Operation noch der Pflege der Magd überlassen worden. Der gerufene Arzt verordnete Anreichen mit Wein, wozu Jacobi zwei Flaschen Wein herbeibrachte. Jochheim sagte am Abend seiner Frau, wenn sie ihre Schwester noch am Leben sehen wolle, möge sie hingehen und wenn sie etwa dort wachen wolle, so möge sie nur bleiben, er werde ihr in jeder Stunde der Nacht die Hausthüre öffnen. Frau Jochheim begab sich zu ihrer Schwester und erklärte

Digitized by Google

sammelt, weil man erwartet hatte, daß die Dienstmagd Elisabethe Ganfert, welche erst im Lauf der Assisenverhandlung in die Wochen gekommen war, heute zur Zeugenvernehmung erscheinen werde. Es wurde jedoch alsbald kund, daß deren Vernehmung erst morgen stattfinden werde. Gleichwohl bot die Sitzung verschiedene sehr erwähnenswerthe Momente dar.

Es wurden vernommen:

Prakt. Arzt Dr. Verdier von hier, war der behandelnde Arzt der ersten Ehefrau des Angeklagten. Ueber die im Jahr 1851 an derselben vorgenommene Operation deponirt derselbe im Wesentlichen übereinstimmend mit dem am Samstag vernommenen Dr. Heidenreich und bestätigt namentlich, daß die Operation im Einverständniß mit dem Angeklagten vorgenommen wurde und gut verlief. Alsbald nach der Operation reiste Zeuge nach London und erfuhr nach seiner Rückkehr von Dr. Heidenreich, daß die Frau gestorben sei. Die ihm von Letzteren angegebenen Krankheitserscheinungen, welche dem Tode vorausgingen, begründeten bei ihm keinen Verdacht einer Vergiftung.

Nach Vernehmung des Zeugen Verdier erhebt sich der Vertheidiger, Advokat Vogel, und beantragt, zur Beseitigung des von dem Staatsanwalt auf den Angeklagten im Lauf der Verhandlungen geschleuderten Verdachts, daß er seine erste Ehefrau durch Gift getödtet habe, möge es dem Präsidenten gefallen, sofort auch die Ausgrabung der Leiche der ersten Ehefrau und deren chemische und medizinische Untersuchung anzuordnen.

Der Präsident behält sich vor, über diesen Antrag nach vorherigem Benehmen mit den Sachverständigen Entschließung zu fassen; der Staatsanwalt erklärt aber:

Er habe die Art des Todes der ersten Ehefrau in die gegenwärtige Verhandlung nicht hineinziehen wollen, zur Beruhigung des Vertheidigers wolle er aber kundgeben, daß auch die Ausgrabung der Leiche der ersten Frau, wenn auch nicht während der gegenwärtigen Verhandlung, allerdings stattfinden werde, und daß der Spaten zu diesem Zweck bereits angesetzt worden sein würde, wenn ihn nicht Dr. Heidenreich in Contrast mit seinen als Zeugen gemachten Angaben vorher versichert habe, daß an eine Vergiftung der ersten Frau gar nicht zu denken gewesen sei.

Hierauf wurden weiter vernommen:

Dorothea Walther von hier, eine Gothe der ersten Ehefrau des Angeklagten. Sie kam häufig zu der Letzteren und bezeugte, daß dieselbe vom Angeklagten sehr arg „drangsalirt und geschlagen wurde." Der Angeklagte unterhielt zu Lebzeiten der ersten Frau Verhältnisse mit anderen Frauenzimmern und nahm eines Tags einen Knaben in sein Haus auf welcher Adam (oder Adolph) Jacoby hieß und später nach Amerika geschafft wurde. Von ihren Eltern hörte sie, daß der Angeklagte einmal mit Wagen, Pferd und sonstigen Effekten durchgegangen sei; auch fiel seiner ersten Ehefrau einmal ein Brief in die Hände, in welchem eine Frauensperson den Angeklagten zu einem Rendezvous bestellte. Sie selbst traf ihn einmal im Herrngarten mit einer Frauensperson unter dem Mantel. Seine Frau weinte sich oft bei ihren Eltern aus. Am Tag vor dem Ableben ihrer Pathin wollte sie dieselbe besuchen, der Angeklagte ließ sie aber nicht zu ihr, indem er vorgab, es sei derselben zu schlecht.

Der Angeklagte erklärt, wie gewöhnlich, diese Angaben für Lügen.

Garde-du-Corps-Corporal Urban bezeugt, daß der Angeklagte seiner ersten Ehefrau eines Tages mit Wagen und Pferd und sonstigen Effekten durchging. Während die Frau auf den Markt gegangen war, halfen zwei Chevaurlegers dem Angeklagten packen, und als die Frau nach

Digitized by Google

Haus kam, war er auf und davon. Ob er eine Frauer person mitnahm, weiß Zeuge nicht.

Frau Jochheim, Ehefrau des Chirurgen Jochheim, ist eine Schwester der ersten Ehefrau des Angeklagten. Wenn die Schwester zu ihr kam, klagte dieselbe über die Untreue und die Mißhandlungen des Angeklagten. Auf Mittheilung ihres Mannes, daß ihre Schwester lebensgefährlich krank sei, besuchte sie dieselbe am Tage vor ihrem Tode und blieb bis gegen 9 Uhr Abends dort. Da schickte sie aber der Angeklagte nach Haus, weil er angab, das Haus solle zugemacht werden. Am andern Tage erfuhr sie den Tod der Schwester.

Die zweite Frau besuchte einige Wochen vor ihrem Tode die Familie Jochheim und erklärte auf Hervorhebung ihres gesunden Aussehens, sie wolle ihrem Manne die Zeit noch lange machen.

Der Präsident verliest die im „Darmstädter Journal“ vom 22. Juni 1851 enthaltene Anzeige des Todes der ersten Frau, in welcher angegeben ist, daß dieselbe an einem zu einer Operation hinzugekommenen „nervösen Fieber“ gestorben sei.

Der Angeklagte erklärte die Angabe der Todesursache in den Todesanzeigen für etwas ganz Gewöhnliches und will die Angabe eines nervösen Fiebers auf die Mittheilung des Dr. Heidenreich gegründet haben.

Letzterer bezweifelt zwar, daß er dem Angeklagten eine solche Todesursache angegeben habe, gibt es aber doch als möglich zu, da die Krankheitserscheinungen denjenigen eines solchen Fiebers gleich gewesen seien.

Hebamme Haack, 78 Jahre alt und als Auskunftsperson nicht beeidigt, hat zur Zeit des Todes der ersten Frau beim Angeklagten gewohnt und an der Pflege der Frau Theil genommen. Sie behauptet, dieselbe sei an Krämpfen gestorben, an welcher dieselbe schon als Mädchen gelitten habe, der Angeklagte habe dieselbe gut behandelt und ihr häufiges Weinen sei nur von „schwachen Nerven“ gekommen.

Auguste Rau, war von Herbst 1860 bis Febr. 1861 in Diensten des Angeklagten und hat wahrgenommen, daß er seine zweite Frau barsch behandelte. Sie erzählte von einer Geistesverwirrung, in welche die zweite Frau des Angeklagten im Herbst oder Winter 1860 nach der Rückkehr aus einer Theatervorstellung verfiel. Die Frau machte Nachts allerhand unkluges Zeug und erklärte am andern Morgen, eine Scene in dem Theaterstück, in welcher es einen Frauenzimmer schwach geworden sei, habe sie so sehr aufgeregt.

Minna Schenck, Tochter des im Hause des Angeklagten wohnenden und bereits vernommenen Ober-Appell.-Ger.-Raths Schenck, hörte im Juni oder Juli 1861, daß der Angeklagte mit seiner Frau Streit hatte und dieselbe schlug. Man hörte die Schläge und das Stöhnen der Frau im oberen Stock des Hauses. Im Sept. 1860 war Frau Jacobi krank und ließ Fräulein Schenck um Suppe bitten, worauf ihr dieselbe mehrere Tage lang Suppe schickte. Es kam ihr jedoch vor, als ob der Angeklagte nichts davon merken dürfe, zumal da derselbe einmal bemerkte, seine Frau habe Alles, was sie brauche. Die Schenck'sche Köchin sprach jedoch die Meinung aus, die Frau bekomme gar nichts, da der Herd immer kalt sei. Nach der Genesung schickte Frau Jacobi der Zeugin ein freundliches Dankschreiben und ein kleines Andachtsbuch.

Der Angeklagte erwiederte auf diese Aussagen nichts.

Großh. Stadtrichter Pistor, erkundigt sich, als die über den Tod der Frau Jacobi cursirenden Gerüchte zu seinen Ohren drangen, bei dem behandelnden Arzte Dr. Leibhecker über die Todesursache, wurde aber von diesem vollständig beruhigt, weßhalb er sich in Ermangelung

Digitized by Google

jeder Anz ige zu keinem Einschreiten veranlaßt sah. Später kam Georg Rungesser wegen seiner vermögensrechtlichen Verhältnisse zum Angeklagten zu ihm und erwähnte dabei auch der fraglichen Gerüchte, worauf ihm Zeuge von den Mittheilungen des Dr. Leibbecker in Kenntniß setzte. Als später der Angeklagte selbst wegen der zu seiner Heirath erforderlichen Papiere zum Zeugen kam, erwähnte der Angeklagte von jenen Gerüchten nichts, obwohl dieselben nach Ansicht des Zeugen dem Angeklagten damals schon bekannt sein mußten.

Dorothea Schmidt, Tochter der Stiefschwester des Angeklagten, bestreitet die Behauptung der Frau Rungesser, daß die Schwester des Angeklagten, Frau Gruber, in ihrer Gegenwart zu Frau Rungesser gesagt habe, der Angeklagte sei ein schlechter Kerl und ein „Flappgn" ꝛc.

Die weiteren Verhandlungen und Vernehmungen hatten den Ruf und die Glaubwürdigkeit der noch als Hauptbelastungszeuge zu vernehmenden Elisabethe Gansert aus Nieder-Beerbach zum Gegenstand.

Zunächst trat der Großh. Bürgermeister und Ortsgerichts-Vorsteher von Nieder-Beerbach vor, und bestätigt auf seinen Eid den Inhalt des vorgelesenen vom Ortsgericht zu Nieder-Beerbach über Elisabethe Gansert ausgestellten Leumundsberichts, nach welchem dieselbe in unbescholtenem Rufe steht, noch nie in Untersuchung gestanden hat, zwar etwas eigensinnig und störrisch, j doch keineswegs lügenhaft ist. Sie ist 24 Jahre alt, die Tochter rechtschaffener Eltern, der Forstwart Gansert's Eheleute, hat bei dem Zeugen selbst in Diensten gestanden und ist nur wegen weggefallenen Bedürfnisses einer Dienstmagd entlassen worden.

Auf Befragen des Staatsanwalts, ob nicht Elisabethe Gansert in letzter Zeit in eine Untersuchung verwickelt worden sei, erklärte der Zeuge:

Mitte Januar l. Js. (also nach Schluß der Untersuchung gegen den Angeklagten) sei Hofgerichts-Advokat Dr. Vogel bei ihm in Nieder-Beerbach erschienen und habe ihm einen landgerichtlichen Befehl vorgezeigt, nach welchem er unter Zuziehung des Dr. Vogel bei der Gansert eine Haussuchung nach angeblichen gestohlenen Gegenständen habe vornehmen und etwa vorgefundene als gestohlen bezeichnete Gegenstände in Gewahrsam nehmen sollen. Dr. Vogel zog zu diesem Act noch die Marie Huber hinzu, welche er mitgebracht hatte. Bei der Haussuchung fanden sich als angeblich gestohlene Gegenstände zwei Nachthauben, ein Stück bereits in Gebrauch gewesener Seife, etwas Reis, Oel, Kaffee ꝛc. und ein Stück baumwollenes Zeug. Man war in Nieder-Beerbach sehr erstaunt über diese Procedur, da Niemand die Elisabethe Gansert eines Diebstahls für fähig hält und gleich die Vermuthung ausgesprochen wurde, daß die ganze Manipulation nur mit Rücksicht auf das von ihr in der Untersuchung gegen den Angeklagten abgelegte Zeugniß gemacht worden sei. Am andern Tag gab der großh. Bürgermeister seine bei der Haussuchung gemachten Wahrnehmungen bei dem Landgericht Darmstadt zu Protokoll, welches denn auf Antrag des Hofgerichts-Advokaten Vogel eine Untersuchung wegen Diebstahls gegen die Gansert einleitete.

Ueber den Stand dieser Untersuchung erklärte der vorbeschiedene großh. Landgerichts-Assessor Korrmesser, Elisabethe Gansert habe zugegeben, daß sie die beiden fast werthlosen Nachthauben (taxirt zu 8 kr.), während sie noch in des Angeklagten Haus diente, im Schmutz gefunden und das in ihrem Gebrauch gewesene Stück Seife (taxirt zu 3) kr. bei ihrem Dienstaustritt mitgenommen habe, während über den redlichen Erwerb der übrigen Gegenstände bereits Bescheinigungen von ihr beigebracht worden seien und das deßfallsige weitere Verfahren noch im Gang sei. Elisabethe Gansert habe zugleich erklärt, Marie Huber habe ihr nach ihrer (der Huber) Ent-

Digitized by Google

lassung aus der Haft wegen ihres in der Untersuchung gegen Jacobi abgelegten Zeugnisses Vorwürfe gemachte und ihr erklärt, sie müsse aus der Stadt.

Hofgerichts-Advocat Vogel sucht sein Verfahren mit seiner Eigenschaft als bestellter Vermögensverwalter des Angeklagten weitläufig zu rechtfertigen und richtet an den großh. Ortsgerichts Vorsteher noch die Frage, ob nicht ein Bruder der Elisabethe Ganfert wegen Diebstahl bestraft worden sei und ob sich nicht eine Schwester derselben gehängt habe?

Auf Bejahung dieser Fragen, bejaht der Zeuge ebenso die Frage des Staatsanwalts, ob nicht eine andere Schwester der Ganfert ein sehr braves Mädchen sei und gibt in motivirter Weise als Ursache des Selbstmordes der anderen noch sehr jugendlich gewesene Schwester übertriebenes Ehrgefühl an.

Der Staatsanwalt äußerte sich darauf sehr mißfällig über die Art, wie man die Elisabethe Ganfert und ihre Familie zu verdächtigen suche und bemerkt: „Da habe Mancher mehr Ursache, sich zu hängen."

Man war im Publicum allgemein der Ansicht, daß eine derartige Anfechtung der Glaubwürdigkeit eines an und für sich unbescholtenen Zeugen nicht nur einen sehr übeln Eindruck mache, sondern auch gerade den Beweis liefere, wie sehr auf Seiten des Angeklagten das Gewicht der Aussagen des Zeugen gefürchtet werde.

Schluß der Sitzung 1 Uhr.

Hoffentlich wird morgen der Vernehmung des letzten Zeugen, der Elisabethe Ganfert, kein Hinderniß mehr entgegenstehen und der ganze Proceß den Mittwoch Abend sein Ende erreichen.

Beginn der Sitzung 9½ Uhr Vormittags.

Alle Zuhörerräume sind dicht besetzt, weil man der Vernehmung der Elisabethe Ganfert entgegen sieht, welche in Folge ihres erst vor acht Tagen eingetretenen Wochenbetts seither am Erscheinen gehindert war.

Nach Vernehmung zweier bereits früher vernommenen Zeugen, deren Aussagen nicht von wesentlichem Interesse sind, tritt Elisabethe Ganfert, von einer Hebamme begleitet, in den Saal und nimmt auf einem Stuhl vor dem Präsidenten Platz. Zur Stärkung wird ihr ein Glas mit Wein auf den Tisch gestellt. Ihre Persönlichkeit machte einen günstigen Eindruck, sie spricht mit fester vernehmlicher Stimme und ihre sämmtlichen Angaben tragen das Gepräge der Gewissenhaftigkeit und Wahrheit an sich.

Schon beim Eintreten der Elisabethe Ganfert war eine gewisse Aufregung auf dem Gesicht des Angeklagten nicht zu verkennen. Als aber die Zeugin bis an das Eingeben des Pulvers gekommen war und auch in dieser Beziehung unter allen Zeichen der Wahrheit bestimmte und sichere Angaben machte, trat bei dem Angeklagten eine höchst auffallende Veränderung ein. Sein bis dahin fallenes Gesicht wurde bleicher und verstörter als je, seine Augen sahen gebrochen aus, so daß man oft nur das Weiße darin sah, und in etwas vorgebeugter Haltung sitzend, stierte er die Zeugin lange starr an. Eine furchtbare Bewegung schien in seinem Innern vorzugehen, er schien zu fühlen, daß alles Leugnen und Heucheln nun vergeblich sei.

Bezüglich des Eingebens des Pulvers erklärte er stotternd, ob es denn etwas Auffallendes sei, wenn ein Mann der kranken Frau ein Pulver gebe.

Schluß der Sitzung um 1 Uhr.

Digitized by Google

Wiedereröffnung der Sitzung um 3 Uhr.

Da Elisabethe Ganfert noch nicht wieder erschienen war, wurden zunächst vernommen:

Elise Websch von hier, welche angibt, daß Frau Jacobi am Montag vor ihrem Ableben sie besuchte, sehr heiter war und äußerte: „der Friede sei wieder bei ihr eingekehrt."

Philipp Keller II. ist dem Angeklagten, welcher in den ersten Tagen nach dem Tode seiner Frau gar nicht ausgegangen sein will, den Sonntag Abends als die Frau noch nicht begraben war, am Mainthor begegnet und sah, daß derselbe mit einem Frauenzimmer sprach.

Octroiaufseher Meyer kam am 21. Oktober v. J. zu dem Angeklagten um etwas zu holen. Der Angeklagte sprach von den über den Tod seiner Frau cursirenden Gerüchten, erzählte dem Zeugen, an welcher Krankheit seine Frau gestorben sei und behauptete, er habe wegen der Gerüchte bereits mit dem Stadtrichter und Polizeirath gesprochen, von welchen der Erstere der Ansicht gewesen sei, die Gerüchte würden nach und nach wieder verschwinden.

Octroiaufseher Schmitt sah im März 1861 den Angeklagten mit einer Dienstmagd auf einem einsamen Weg nach dem Feld gehen.

Großh. Bürgermeister von Nieder-Beerbach, wieder vorgerufen, gibt auf Befragen des Staatsanwalts an, daß sich bei der im Ganfert'schen Hause vorgenommenen Haussuchung auch ein Kalender vorgefunden habe. Elisabethe Ganfert habe behauptet, diesen Kalender von Marie Huber zum Geschenk erhalten zu haben. Die Huber habe zwar nicht bestritten, den Kalender der Ganfert gegeben zu haben, allein da die Haussuchung so wenig Erfolg gehabt habe, so habe es die Huber doch für gut befunden, auch den Kalender in Gewahrsam nehmen zu lassen.

Octroi-Inspicient Melsheimer, welcher noch als Auskunftsperson vernommen wurde, bestätigt, daß er an dem Tage, an welchem die Leiche ausgegraben wurde, in das Haus des Angeklagten kam und an der Vorplatzthüre schellte. Nach einiger Zeit öffnete der Angeklagte die Thüre und sah bestürzt aus. Es kam dem Zeugen so vor, als sei es dem Angeklagten unangenehm, daß er in einer Beschäftigung, bei welcher er nicht gestört sein wolle, unterbrochen worden sei.

Der Präsident verliest noch eine Reihe von tagebuchähnlichen Einträgen, welche Frau Jacoby in verschiedenen Lebensverhältnissen in ihr Gesangbuch gemacht hatte. Aus allen spricht ein rechtschaffener Sinn und ein tiefes religiöses Gemüth. Im vorletzten Eintrag bemerkt die Verstorbene, sie habe Gott gebeten, sie nicht zu verlassen, „in Angst und Verzweiflung", während der letzte Eintrag den Goethe'schen Vers enthält:

„Wer nie sein Brod mit Thränen aß,
Wer nie in kummervollen Nächten
Auf seinem Bette weinend saß,
Der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte."

Sodann gibt der Präsident noch Kenntniß von einem bei der Haussuchung vorgefundenen Notizbuch, welches die Aufschrift führt: „Notizbuch für Frau Jacobi, geborene Huber."

Hierauf erstattet groß. Obermed.-Rath Dr. Pfannmüller auf Grund der seitherigen Verhandlungen ein mündliches Gutachten über die Todesart der Frau Jacobi, welches dahin geht, daß dieselbe unzweifelhaft an Arsenik gestorben sei und daß auch die in die Zeit vom 30. Juli bis 2. August fallenden Krankheitserscheinungen Anzeichen einer Arsenikvergiftung gewesen seien.

Dr. Weber schließt sich diesem Gutachten im Wesentlichen an, kommt dabei aber auf

Digitized by Google

seine frühere Behauptung, daß das Gift als arsenige Säure eingeführt worden und erst in den Eingeweiden theilweise in Schwefelarsenik sich umgewandelt habe, zurück und bekämpft dann sehr schlagend die von Obermed.-Rath Leibbecker aufgestellte Behauptung, das im Magen der Verstorbenen vorgefundene Geschwür könne vom Zubinden des Magens durch Bindfaden bei der Section herrühren. Zur Beantwortung der Frage, ob auch schon die in frühere Jahre fallenden Krankheitserscheinungen der Frau Jacobi als Folgen von Arsenikvergiftung zu betrachten seien, erklärt Dr. Weber genügende Anhaltspuncte durch die Verhandlung nicht gewonnen zu haben.

Schluß der Sitzung $6^1/_2$ Uhr.

Beginn der Sitzung um $9^1/_2$ Uhr. Die Zuhörerräume sind wieder überfüllt.

Nach Verlesung einiger hier nicht wesentlicher Actenstücke ertheilt der Präsident dem Staatsanwalte das Wort zur Begründung der Anklage.

Der Vortrag des Staatsanwalts, den wir in seinen Einzelheiten hier nicht mittheilen können, dauerte bis $12^1/_2$ Uhr und war ein meisterhafter.

Nach den Einleitungsbemerkungen, in welchen er auf die Schwere des Verbrechens und die Art und Weise hindeutete, wie die öffentliche Meinung dem Urtheil der Geschworenen bereits vorausgeeilt sei und einen Act der Gerechtigkeit verlange, erörterte er unter Zugrundlegung des bereits mitgetheilten Anklageacts zunächst den objectiven Thatbestand de. Verbrechens, dessen Vorhandensein durch die übereinstimmenden Gutachten der Chemiker und Aerzte über allen Zweifel erhaben sei. Von der „felsenfesten" Grundlage des objectiven Thatbestandes geht er dann in subjectiver Richtung direct auf die Person des Mörders los, um den er das dichte Netz der Indicien immer enger und enger zusammenzieht, so daß zuletzt bei dem Mangel jeglichen Anhaltspuncts für eine zufällige Vergiftung oder für einen Selbstmord, nur der Angeklagte als Derjenige übrig bleibt, welchem das Verbrechen zuzuschreiben ist. Jeden Zweifel in dieser Beziehung beseitigt der Staatsanwalt durch Hervorhebung der bestimmten und unter aller Voraussetzung der Glaubwürdigkeit gemachten Angaben der Elisabethe Gansert, welche sah, wie der Angeklagte am Freitag Abend seiner Frau dasjenige weiße Pulver gab, welches nach dem einstimmigen Gutachten der Aerzte das den Tod verursachende Gift enthalten haben muß.

Der Angeklagte saß während des ganzen Vortrags des Staatsanwalt., in welchem dieser auch das Verhalten der „ehr- und pflichtvergessenen Marie Huber, sowie der Kupplerin Wagner" in geeigneter Weise charakterisirte, wie vernichtet da und richtete oft die Augen in scheinheiliger Weise zum Himmel empor.

Am Schlusse fordert der Staatsanwalt die Geschwornen auf: „den Spruch zu thun, durch welchen der von Gott und den Menschen verlassene Verbrecher aus der bürgerlichen Gesellschaft ausgestoßen werde."

Schluß der Sitzung um $12^1/_2$ Uhr.

Die Sitzung begann wieder um 3 Uhr Nachmittags mit der Vertheidigung, welche bis nach 6 Uhr Abends andauerte.

(Schluß folgt.)

Redaktion, Eigenthum, Druck und Verlag von J. F. Rietsch in Landshut.

Digitized by Google

Nro. 11. VIII. Jahrg.

Die

Plauderstube.

Eine Sonntagsausgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

Beilage zum [illegible]

Sonntag den 16. März 1862.

Proceß Jacobi in Darmstadt.

(Schluß)

Der Vertheidiger verliest zunächst eine längere Einleitung, in welcher er die gegen den Angeklagten so laut und entrüstet auftretende öffentliche Meinung hauptsächlich der Erbitterung zuschreibt, welche derselbe durch das nur unter seinem Namen erschienene in Wirklichkeit aber von ganz anderen, dem Angeklagten als Autoritäten gelte den Persönlichkeiten geleitete und zu ihren Zwecken benutzte Blatt (den berüchtigten „Hessischen Anzeiger") auf sich geladen habe. Er schildert den Angeklagten als einen geistig sehr untergeordneten Menschen, welcher sich dadurch geehrt gefühlt habe, daß Personen aus höheren Kreisen mit ihm in Verbindung getreten seien und in ihre Gesellschaft gezogen hätten. Nur dieser allgemeinen Erbitterung sei es zuzuschreiben, daß man den nach dem Tode der Frau des Angeklagten aufgetauchten Gerüchten so willig Glauben geschenkt habe und daß selbst die Untersuchungsrichter von vornherein von der vorgefaßten Meinung, daß der Angeklagte schuldig sei, ausgegangen seien. Der Vertheidiger beanstandete dann in freien Vortrage zunächst den objectiven Thatbestand in so fern, als nicht erwiesen sei, daß trotz des in den Eingeweiden der Verstorbenen vorgefundenen Arseniks, der Tod nicht in anderen Krankheiten, z. B. in einem Herz- oder Gehirnschlag seinen Grund habe, worauf er sodann zu einer Bekämpfung der Erheblichkeit und Schlüssigkeit der einzelnen von der Staatsbehörde aufgestellten Indicien übergeht, welche er zur Begründung einer festen Ueberzeugung der Geschworenen nicht für zureichend erachtet. Auch die Aussagen der Elisabethe Gansert, welche er durch Nachweisung vermeintlicher Widersprüche und sonstiger ihrer Glaubwürdigkeit entgegenstehender Momente zu entkräften sucht, bezeichnet er in dieser Beziehung als ungenügend und macht darauf aufmerksam, wie bedenklich es sei, in dieser Sache, in welcher es sich um das Leben des Angeklagten handele, auf Grund der Aussage nur eines Zeugen ein Schuldig gegen den Angeklagten auszusprechen.

Den wesentlichsten Theil der Vertheidigung bildete alsdann der Nachweis der Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit, daß sich Frau Jacobi selbst vergiftet habe, sei es nun durch den

Digitized by Google

Genuß von Arsenik, welchen sie zur Erhaltung ihrer Schönheit und körperlichen Beschaffenheit eingenommen habe, oder absichtlich aus Lebensüberdruß und Verzweiflung über ihr Mißverhältniß zu dem Angeklagten.

Hierauf folgte die Replik des Staatsanwalts, sowie die Duplik der Vertheidigung, welche wesentliche neue Momente nicht darboten. Bemerkt sei nur, daß der Staatsanwalt die Möglichkeit einer Selbstvergiftung schlagend widerlegte und namentlich auch darauf hinwies, daß die Erbitterung gegen den Angeklagten nicht etwa in Folge der politischen Haltung seines „armseligen" Blattes, sondern nur darum so groß sei, weil man ihn fast ausnahmslos für einen Menschen halte, welchem ein Verbrechen der vorliegenden Art vollkommen zuzutrauen sei.

Nach Schluß der Verhandlung wurde der Angeklagte befragt, ob er zu seiner Vertheidigung noch Etwas zu sagen habe; derselben erhob sich und erklärte: „er befinde sich in einer gräßlichen Lage und sei für seine unüberlegten Handlungen schon durch die Untersuchung und den gänzlichen Ruin seines Geschäfts schwer genug gestraft. Man behaupte, in der Leiche seiner Frau Gift gefunden zu haben und er müsse es glauben, könne aber in dieser Beziehung nur Vermuthungen hegen. Vor Gott und seinem Gewissen sei er unschuldig."

Der Präsident schloß darauf die Debatte und resumirte den Geschwornen in gedrängter unparteiischer Darstellung die wesentlichsten Be- und Entlastungsmomente.

Sodann behändigte er denselben die Acten mit Ausnahme der Zeugen-Protocolle, sowie die zu beantwortende Frage, welche dahin lautete:

„Ist der Angeklagte G. H. Jacobi, 52 Jahre alt, schuldig, daß er seiner am 3. August 1861 verstorbenen Ehefrau im Leben Gift, nämlich Arsenik, in der Absicht, dieselbe zu tödten, beigebracht, und dadurch deren Tod verursacht habe."

Um $9^1/_2$ Uhr zogen sich die Geschworenen in das Berathungszimmer zurück und traten gegen $10^3/_4$ Uhr wieder heraus.

Der gewählte Obmann, Hof-Ger.-Advokat Leidhecker, verkündigte den Ausspruch der Geschwornen mit den Worten:

„Bei meiner Ehre und bei meinem Gewissen vor Gott und den Menschen, der Ausspruch der Geschwornen auf die vorgelegte Frage ist:

Ja, der Angeklagte ist schuldig, das Verbrechen mit allen Umständen begangen zu haben, welche in der gestellten Frage enthalten sind."

Mit tiefer Stille hörte das Kopf an Kopf gedrängte Publicum die Verkündigung des Wahrspruches an. Es war, als ob der Geist der unglücklichen, ruchlos gemordeten Frau durch den Gerichtssaal schritte. Nur von der Straße herauf hörte man zuweilen das Getöse der Volksmenge, welche gespannt auf das Urtheil wartete.

Der Angeklagte, wieder vorgeführt, trat mit festem Schritt auf seinen Platz und blieb aufrecht stehen, deutlich genug die Spuren der furchtbaren inneren Aufregung verrathend. Das Verdict der Geschworenen wurde ihm vorgelesen. Bei den Worten: „Ja, der Angeklagte ist schuldig", schlug er mit dem Ruf: „Ach Gott!" die Hände zusammen, ließ sich auf die Bank nieder und legte den Kopf auf das Geländer, die Hände vor die Augen haltend. Man hörte kein Schluchzen und sah keine Thränen bei ihm, sein ganzes Benehmen machte den Eindruck eines harten, verstockten Verbrechers.

Der Staatsanwalt beantragt die einzige Strafe, welche das Gesetz im vorliegenden Falle kennt: den Tod.

Digitized by Google

Der Vertheidiger erklärte, daß ihm das Gesetz zu einem Antrag in Betreff der Strafe keine Gelegenheit biete.

Der Assisenhof sprach nach kurzer Berathung die Todesstrafe aus, deren Verkündigung der Angeklagte sitzend und starr vor sich hinsehend, anhörte, auch als sich der Gerichtshof zurückzog und das Publikum den Saal verließ sich willenlos von der Gendarmerie abführen ließ.

Durch Spaliere von Soldaten, welche die in den Straßen Kopf an Kopf gedrängte Menge mit Gewalt zurückdrängten, wurde er in einer Droschke nach dem Criminalgefängniß zurückgebracht, auch dießmal wieder begleitet von Ausbrüchen der Erbitterung eines Theils der Volksmenge.

Pariser Briefe über Dieses und Jenes.

Ende Februar.

Es wird Karneval und das Empire scheint meiner Seele sich in einen Karneval auflösen zu wollen. Leicht und lustig werde ihm der Tod! Alles geht schief, Alles steht auf dem Kopfe. Skandal zwischen England und Nordamerika — wird nichts; England war viel zu schlau, Bonaparte seine kürassirten Fregatten probiren zu lassen und auch zur See Weltrichter zu spielen. Die Anleihe, die man bei jener Gelegenheit zu machen suchte, fiel ins Wasser. Mexiko, Monarchisirung der Neuen Welt, Könige von Napoleons Gnaden — es hapert; denn die Mexikaner wehren sich und England könnte leicht aus der mexikanischen Frage eine zweite syrische machen und die Franzosen wie die Spanier hinaus „notifiziren."

Rentenkonversion, 300 Milliönchen Abzug vom Decouvert — auch das will nicht. Von den 300 Millionen sind wir längst abgegangen, Hr. Fould bescheidete sich, mit 200 vorlieb zu nehmen — falls er sie nur bekommen könnte! Von 8 Fr. Soulte — wie hat der deutsche Zeitungsleser gestaunt, als ihm dieses „betrunkene" Wort zuerst in den Weg stolperte! — sind wir auf 5 Fr. herabgepurzelt, und 50 Millionen Renten sind mit Ach und Krach angemeldet, wenn's wahr ist; denn hier wird Niemanden und Nichts mehr geglaubt. Immerhin hat die „Freiwilligkeit" der „Bekehrung" der Regierung bis jetzt erst den vierten Theil ihrer gehofften Summen eingebracht! Weiter wagt man nicht einmal zu — lügen!

Die Studenten pariren nicht mehr, sie schreien, lärmen und toben gerade wie zu Louis Philipps Zeiten oder unter der „anarchischen" Republik. Sie wollen Spektakel machen und erkiesen sich zum Opfer einen Günstling und Geheimschreiber der Tuilerieen und des Palais Royal, Hrn. Eduard About. Hr. About ist eine geistreiche Fliege, ohne Charakter, Konsequenz und Gewissen; er ist nicht schlecht, denn er weiß nicht was gut ist; er hat sich nicht verkauft, es sei denn an das Auffehen, an die Sensation; er ist kein Preßlakai, denn er bedarf der Allerhöchsten Gunst nicht, um gelesen zu werden. Er dient dem Witze als seinen Götzen und ist einfältig genug, an das Empire zu glauben.

Sein Stück: „Gaëtana" war ein Vorwand, eine Gelegenheit; er hätte ebenso gut „Ninive" oder „Tombuktu" schreiben können; sein Stück war verloren, es sollte ein Exempel statuirt

Digitized by Google

werden! Das Stück ist des Pfeifens nicht werth, eine platte Cicisbeo-Geschichte, ohne Lösung bloß mit einem Ende, wie Alles unterm Monde; es ist auch nicht imperialistisch, bonapartisch, antidemokratisch; es ist Nichts, und dieses Nichts sollte ausgepfiffen werden. Was Gründe, Schuld, Strafbarkeit, Erbitterung? hang him! wie Mr. Lynch ruft.

Auflaufe in den Straßen, Zusammenrottungen, feierliche Züge ohne Polizisten an der Spitze, öffentliche Meinung auf freiem Boulevard; das war seit dem 4. Dezember nicht mehr erlebt worden! Jetzt haben wir's erlebt, und sehr dick.

Ernest Renan, ein tüchtiger Gelehrter, ein Orientalist im Herder'schen Sinne, ein einfacher, bescheidener Mann, läßt sich zwar auch von der Regierung anstellen, nachdem er auf ihre Kosten gereist war. Wiederum setzt es Lärm; aber die Feinde Abouts waren nicht die Feinde Renan's, der vielmehr von den Ultramontanen und Legitimisten befehdet wurde, den aber die liberale Jugend herausbiß, 2000 an der Zahl, die ihm vor seinem Hause eine Ovation brachten, nachdem sie wieder in pleno durch das eingefriedete Paris gezogen waren! Ich schwöre Ihnen, kein Mensch war höher erstaunt, als die Polizisten selbst, daß sie so etwas duldeten. Vielleicht wundern sie sich eines Tages wieder, wenn sie: Vive la République! schreien.

Die Szene im „erhaltenden Senat" setzt den politischen Karneval die Krone auf: Prinz Plon-Plon als rother Hanswurst, der mit der Pritsche auf den Rattenkönig von Heulern, Aristokraten, Papisten, Legitimisten, einbalsamirten Mumien und Möbeln aller vergangenen Regierungen schlägt, daß die Motten herausfahren und einen Teufelslärm machen! Der rothe Prinz dem seine Apanage, sein Senatorengehalt, sein Generalsgehalt, sein Palais Royal und sein griechisches Haus ausgezeichnet schmecken, möchte diese Kostbarkeiten in Ehre noch länger genießen aber er sieht, daß das Ding schief und immer schiefer geht, daß das Empire in schlechten Hosten steckt, daß es About geworden ist, à bout! Da beschwört er die „Revolution", steigt auf die Spitze des „Berges" — ein „erhaltender Senat" spricht schreckliche Dinge: „Nieder mit den Emigranten, den Adeligen, den Priestern!" Erst als der Graf Segur d'Aguesseau in den Heidenlärm hineinschrie: „Nehmen Sie sich in Acht, Hr. Präsident, sonst zieh'n wir den Degen!" verbesserte sich der prinzliche Robespierre, die faule Kopie des Philippe Egalité: „Nicht prêtres, sondern traîtres habe ich gesagt!" Wenn Einer mit der Degenspitze auf ihn losgegangen wäre, so hätte er gerufen: „Vive Henri V!"

Dieser Senat, ein zoologisches Kabinet, 30,000 Fr., die rare Species, ist zum Entzücken schön, interessant. Napoleon III. hat sich da etwas Hübsches angerichtet, und die alten Knaben, deren Schulden, er decken mußte, damit sie dem Gerichtsvollzieher nicht verfielen, bedanken sich herrlich für seine Gefälligkeit!

Der Hr. Marquis de Larochejacquelein hieß im Jahre 1848 kurzweg „Bürger Larochejacquelein" und schrieb auf sein Wahlprogramm: „ich halte die Republik künftig für unmöglich." Als er gesaft hatte credo quia absurdum, leckte er Napoleon III. die großen Stiefel und erhielt 30,000 Fr. Jahrgehalt! Der Hr. Graf Segur d'Aguesseau, auch einmal citoyen pour rire, schrieb 1848 in seinem Wahlzirkular: „Die Zeit der monarchischen Form liegt hinter uns, kein Bonapartismus mehr!" Jetzt lobt er wieder den Monarchen Bonaparte für das Geld desselben Bonaparte, vergleicht diesen Bonaparte mit Karl X. und hat auch den Fürsten Polignac bereits im Grafen Persigny erkannt, ohne dessen Erkauf der Offiziere in der Dezemberwahl der Hr. Graf niemals Senator geworden wäre.

Digitized by Google

Der Hr. Marquis de Boissy, olim Bajazzo der Pairskammer unter der Julidynastie, dann rother Republikaner und Gesandter — pour rire —, behauptet jetzt, das Geld, so man im Krimkriege verschleudert, wäre besser zu einer Landung in England verwendet worden! — Dann würde Rußland und Oesterreich blühen und der Papst eine Großmacht darstellen! Der Rath, England anzugreifen, ist der perfideste, den ein alter Narr ertheilen kann. Mit dem Angriff auf England geht das Empire sicher in Scherben; einstweilen wird es von den galonirten Senatoren unterwühlt!

Baron Charles Dupin, der alte Liberale, Voltairianer, Skeptiker und Akademiker, vertheidigt die Vincenzbrüder! Aber hat nicht schon Hr. Thiers den Papst und die Jesuiten vertheidigt? Schrieb nicht jüngst noch Hr. Guizot, der Protestant, für die Erhaltung der weltlichen Macht? Hat nicht der Advokat Barrot Rom für die Kardinäle gerettet, der Demokrat Tocqueville diese Rettung vertheidigt? Eins ist klar, sie haben Alle zusammen den heillo esten Schrecken vor dem, was nach diesem kommt, sie würden den Teufel und seine Großmutter kanonisiren ehe sie den Katholizismus seiner eigenen Ueberredungskraft und inneren Wahrheitsmacht anheimgäben. Sie werden toll, wenn Einer an den frein des Hrn. Guizot für die vile multitude des Hrn. Thiers rührt. Aber bedenken die Leutchen auch, was sie thun, wenn sie das Empire stürzen? Das Empire ist der letzte Nothanker alles Alten, weß Namens und Kalibers es immer sei. Nach dem Empire heißt die Parole: Vogue la galère!

Und was sagt Er denn zu allen diesen Dingen? Er' der diese zwei Buchstaben mit sich in's Grab nehmen wird, und noch weiter hinaus? Er soll den rothen Prinzen zu sich haben rufen lassen und ihm gesagt haben: où en voulez-vous venir? „Wohinaus soll das? Was hast Du vor?" — So viel Unwahrscheinlichkeiten als Worte: erstens läßt Er den rothen Prinzen gar nicht kommen Er ist vielmehr froh, wenn der rothe Prinz nicht von selbst kommt. Und dieß geschieht sehr oft, öfter als Er es wünscht, weil es in der Regel der rothe Prinz ist, der etwas verlangt, heischt, fordert, gebieterisch polternd verlangt, fordert, heischt; weil es Lärm gibt, wenn der rothe Prinz etwas heischt, fordert, verlangt, ohne es zu erlangen, und weil die Vertrauten des Elisée sagen: „Gott sei Dank, der Prinz ist noch nicht ganz Herr, er thut noch nicht Alles, was der rothe Prinz fordert, verlangt, heischt!" Wenn schlechtes Wetter ist, so erscheint der Prinz gar nicht bei ihm, so erwartet man den rothen Prinzen nicht, so geht der rothe Prinz nicht. Geht dann der rothe Prinz, kommt er Abends zum Thee, so legt er sich quer über das Sopha, die Beine in die Luft, neben der Frau Kaiserin, die nicht mucksen darf, neben dem Kaiser, der von selbst nicht mucksi.

Und warum muckst er nicht, der allmächtige Imperator, der 7 Millionen Stimmen kommandirt und 600,000 Mann Soldaten extra? der den Staatsstreich damit ankündigte: „Frankreich wird in meiner Hand keine Gefahr laufen"? Weil Ludwig XVI. den Philipp Egalité nach seiner ganzen Bedeutung „schätzt", weil Ludwig XVI., der zugleich Ludwig XVIII. und Karl X. und Ludwig Napoleon ist, Angst hat vor der Palastrevolution, vor der Branche Jérome, welche selbst wieder eine Heidenangst vor Allem hat, was wie geschliffenes oder gegossenes Metall aussieht. Dann aber gehört der Prinz zu der bonapartischen Herrschaft, er ist eine Staatsinstitution, er ist der rothe, demokratische Faden, der die Tuilerieen mit den Faubourgs verbindet, das „Prinzip von 1848", das bisweilen zur Schau gestellt wird, der Demokratismus des Empire, — wie der Senat die „Garantie für die Ruhe und Ordnung" bedeutet, das Pfand an die „alten Parteien". Die Phrase: „das Empire steht über den Parteien,

Digitized by Google

es ist die Regierung aller Franzosen", heißt weiter nichts, als: das Empire wirft allen Gelüsten einen Köder hin, das Empire ist „das Mädchen für Alles" des Berliner Intelligenzblattes.

Wer's noch nicht glauben will, betrachte den Grafen Palikao, Divisionsgeneral mit 25,000 Fr., Senator mit 30,000 Fr., der so eben eine Dotation von 500,000 Fr. erhalten soll, und der dem Kaiser schreibt, er sei „zwar ohne Vermögen." 55,000 Fr. Jahrgehalt — und „ohne Vermögen!" Ich möchte wohl so „vermögenslos" sein! Das Corps legislatif, welches gleichfalls glaubte im Karneval zu sein und den geschmückten Ochsen schon heranführen sah, erlaubte sich bei Einbringung des Gesetzvorschlages zu lachen, zu höhnen, zu trampeln, Trödel zu machen, wie ungezogene Studenten im Kolleg zu thun pflegen. Als Hr. de Morny verlas: „Graf Palikao", rief der Fuchs Picard: „Musik von Offenbach!" Als Hr. de Morny frug: „Auf wann die Diskussion?" schrie ein bemooster Haupt: „Nächstes Jahr!"

Er ist natürlich sehr zornig über solche Bubenstreiche und kann schier nicht begreifen, was sich die „Kandidaten des Empereur" herausnehmen. Er schreibt daher dem Grafen Palikao („Musik von Offenbach"): das Corps legislatif könne seine eigene Meinung haben, Er aber wolle das Geld haben. Das Corps legislatif darf also seine Meinung behalten, aber das Geld muß herausgegeben werden! Demokratisch sind wir, der rothe Prinz hat es soeben im Senat gezeigt; aber unser Wille muß geschehen, denn wir sind das Volk!

Dem Korps legislatif wird indirekt bedeutet, daß es zu gehorchen habe, widrigenfalls könnte man es leicht auflösen, zu den Fenstern hinausjagen, wie die Nationalversammlung. Der „demokratische" Persigny hat längst Neuwahlen gefordert, er wünscht eine antipapistische Kammer zu haben; aber diese demokratische Kammer soll gehorchen, denn „Gehorsam ist die erste Pflicht des Ritters, der für Louis ficht."

Das Dosch-Fest in Kairo.

Eine der merkwürdigsten, seltsamsten Ceremonien des mohamedanischen Cultus, die mit dem letzten Tagen der Feier des Geburtsfestes des Propheten ihren Anfang nimmt, ist das Dosch-Fest.

In Kairo wird es in einer Abtheilung des Gartens von Esbekieh abgehalten und währt neun Tage. Obschon es viel von seinem früheren Glanze verloren hat, so findet es doch bei der niederen Volksclasse noch immer ziemlich starke Theilnahme und bei den strenggläubigen Moslemin hohe Verehrung. Während der Festfeier werden allerorts Zeltdecken ausgespannt, die während der Nacht mit unzähligen Glaslampen prachtvoll erleuchtet werden. Unter diesen am Tage vor der glühenden Sonne schützenden improvisirten Dächern werden von Derwischen und anderen begeisterten Gläubigen religiöse Uebungen sehr anstrengender Art veranstaltet. Bei dieser, „Zikka" genannten Ceremonie schütteln die Frommen die Köpfe mit der größten Heftig-

Digitized by Google

keit, wobei sie sich regelmäßig im Kreise herumdrehen. Anfänglich erscheint dem Fremden dieses Schauspiel lächerlich und excentrisch, bis das vielleicht eine Stunde währende Gebahren Schrecken und Entsetzen erregt, wenn die Gesichtszüge anschwellen, am Leibe der Schweiß in Strömen herabfließt, die Körperfarbe dunkelblau wird und der Schaum aus dem Munde hervorquillt. Die schauerlichen Windungen, welche diese Fanatiker schließlich machen, drücken die Qualen des Körpers aus; die weniger Kräftigen stürzen zu Boden, ohne daß die Uebrigen darauf achten . . . diese sehen vielmehr den fürchterlichen Reigen fort, bis die Ulemas (Priester) das Zeichen geben, mit den gräßlichen Bewegungen einzuhalten. Die mitten im Kreise stehenden Ulemas singen inzwischen Verse aus dem Koran und die Tänzer rufen unaufhörlich mit heiserer Stimme Allah! Nach dem Zeichen der Ulemas tritt etwa für eine halbe Stunde lang eine weniger anstrengende Uebung ein, die als Ruhezeit betrachtet wird. Dann beginnt das widerliche Schauspiel von Neuem, bis die meisten der Theilnehmenden zu Boden gestürzt sind, von denen Einige nie wieder aufstehen. Außer diesen barbarischen Ceremonien bietet das Fest auch Vergnügungen, die dem Volke von Tänzern, Zauberern und Geschichten-Erzählern auf den Straßen und öffentlichen Plätzen bereitet werden. — Am neunten und letzten Tage des Festes bricht am frühen Morgen der Scheik (der oberste) der Saadeyeh aber Derwische von der Moschee El. Hassaneyu, wo er die Nacht mit Beten zugebracht hat, auf, und begibt sich zu dem Hause des Scheik El Bekru (des Oberpriesters). Auf dem Wege dahin schließt sich ihm eine Anzahl Derwische mit ihren Fahnen aus den verschiedenen Stadttheilen an. Außerdem wird der Zug noch von Leuten aus dem Volke begleitet, die auf Rohrpfeifen Musikstücke aus dem Stegreif zum Besten geben. Auch wird fleißig die Trommel gerührt. Ein Trupp Männer, vier bis fünf Mann hoch, gehen, von einigen Derwischen überwacht, Arm in Arm und beständig unter dem Ausruf Allahhu! dem Scheik voran. Es sind dies Fromme, die sich der Probe des Dosch (einer Art Gottesurtheil) unterweisen und lieber Alles verlieren wollen, als Paradies und ewiges Leben. Ihr Benehmen ist weniger abstoßend, als dasjenige, welches die Fanatiker der Zikka zeigen: sie gleichen eher Leuten, welche die Nacht bei Zechgelage zugebracht haben. — Diesem bunten Gemisch von Fanatikern, Derwischen, Soldaten und improvisirten Musikern folgt der Scheik selbst zu Pferde, umgeben von einer Abtheilung Grenadiere der Leibgarde des Vicekönigs und einer Anzahl Priester. Am südlichen Ende des Gartens von Esbekieh und gegenüber dem Hause des Scheik El Bekru angekommen, werfen sich die Frommen, von den Derwischen dazu aufgefordert, platt auf die Erde. Hier werden sie sorgfältig, mit den Köpfen alle nach einer Richtung, zusammengeschichtet, wobei sie den Ruf Allah! unaufhörlich wiederholten; dieser wird von den ebenfalls in die größte Aufregung gerathenden Zuschauern auf das lebhafteste beantwortet. Das Pferd des Scheik ist prächtig aufgezäumt, aber unbeschlagen. Im ersten Augenblick zaudert das Roß zwar, auf die am Boden Liegenden zu treten; doch auf einige leichte Anregungen der nebenher gehenden Priester trabt es ruhig weiter, dabei die größte Obacht nehmend, mit einem Fuß nur auf die Schulter und mit dem andern auf die Hüfte jedes Mannes nur ein Mal zu treten. Sowie die Menschenschicht überschritten ist, springen die Frommen mit dem Ruf Allahhu! auf. Bei diesem Act tritt bei der Volksmasse der höchste Grad von Aufregung ein und die Kawassen (Polizeidiener) müssen bisweilen ziemlich energisch einschreiten, um den Pöbel in Ordnung zu halten. Unter der Menge erblickt man hier und da auch halbnackte religiöse Schwärmer oder vielmehr Gaukler, welche Schlangen und anderes Ungeziefer, Glas ꝛc. verzehren zu können vorgeben. Das Dosch-Fest steht, gleich manchen anderen religiösen Ge-

Digitized by Google

bräuchen der Moslemin, in der neuern Zeit nicht mehr in dem frühern Ansehen; so hat die Zahl der Frommen, die sich zu jenen widersinnigen Ceremonien hergeben, sehr abgenommen; ebenso zeigt sich die zuschauende Menge immer theilnahmsloser. Außer vereinzelten Ueberspannten, die sich der höchsten Erregung überlassen, rufen selbst die übertriebensten Leistungen der Derwische nur ein „Maschallah!" (Gelobt sei Gott) bei den indifferenten Neu-Mohammedanern hervor.

Zigeuner-List.

Eine in England vorgekommene Vergiftung, bei der ein Zigeuner verdächtig geworden ist, veranlaßt einen „Medikus" zur folgenden interessanten Mittheilung in der „Times" über das sogenannte Trei und Tri — ein eigenthümliches Vergiftungsmittel, das ein Geheimniß der Zigeuner sein soll: Es ist ein braunes Pulver, das aus einer Fungus-Art gewonnen wird, und eine Unzahl von Sporen (Saamen von gewissen Moosen, Flechten ꝛc.) enthält. Diese Sporen haben die Eigenthümlichkeit, daß sie sich in Berührung mit lebenden animalischen Substanzen (z. B. wenn sie verschluckt werden) weiter entwickeln und unzählige grünlich gelbe Fasern von 12 bis 18 Zoll Länge ansetzen. Das Pulver wird gewöhnlich in ein laues Getränk gemischt; die Sporen, mit diesem unbemerkt verschluckt, heften sich an den Schleimhäuten fest, keimen und treiben die erwähnten Filamente zu Millionen. Letztere wachsen furchtbar rasch, erzeugen zuerst Symptome von hektischem Fieber und nicht selten fortwährendes Blutspucken, bis nach 2 oder 3 Wochen der Tod eintritt. Einen Fall dieser Art hatte ich vor 2 Jahren in Italien beobachtet. Erst bei der Leichenschau ward die Todesveranlassung ersichtlich. Die Fibern, deren Wachsthum durch den Tod des Individuums und den Mangel an nöthiger Wärme zum Stillstand gebracht worden waren, befanden sich theilweise schon im Zustande der Zersetzung; zwei oder drei Tage später war keine Spur einer Vergiftung weiter nachweisbar gewesen. Die Analyse dieses „Trei" weist, nach dem oben Bemerkten, kein eigentliches Gift nach. Kennt man den Fungus, so ließen sich doch an Thieren mit ihm Experimente anstellen, die zur Entdeckung eines wirksamen Gegenmittels führen dürften."

Der Fremde in Paris wird von Seiten der Polizei oft mehr beachtet, als er denkt, wie dies vorzüglich unlängst einem Engländer erging. Er hatte seine Wohnung vergessen, Straße, Hausnummer, Alles dies war seinem Gedächtnisse im Trubel der Weltstadt entschwunden. Da rieth ihm Einer, sich auf das Polizeibureau zu begeben. Hier angelangt, hörte er zu seinem Erstaunen nicht nur, wo er abgestiegen, sondern auch noch, wo er den Tag über gegessen, getrunken und sich sonst aufgehalten habe.

Die Waterloo-Medaille. Ein Franzose unterhielt sich mit einem Engländer, der diese Medaille trug, und meinte: „Wie kann man ein so erbärmliches Ding, das noch nicht drei Franken kostet, als Orden verleihen?" — „Freilich," entgegnete der Engländer, „kostet der Orden unserer Regierung noch nicht drei Franks, aber Euch Franzosen kostet er einen Napoleon."

Was ein echter Berliner ist, der schnabbert schon bei Zeiten. Ein Berliner Betteljunge erhielt in einem Laden von einer Dame ein Almosen mit der Bemerkung: „Du könntest auch schon ganz gut arbeiten?" Der freche Bengel sah die Dame groß an und schnabbelte ihr entgegen: „Na, vor Ihren Dreier brauchen Sie nicht mich was vorzupredigen; ich bin confirmirt und verbitte mich das „Du." Eine ächte Berliner Antwort.

In einem Dorfe nahe bei Wien standen auf einer Tafel hart an einer Wiese die Worte: „Niemand wird gebeten, über diese Wiese zu gehen."

Redaktion, Eigenthum, Druck und Verlag von J. F. Rietsch in Landshut.

Digitized by Google

Nro. 12. VIII. Jahrg.

Die

Plauderstube.

Eine Sonntagsausgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 23. März 1862.

Wie es hinter den Coulissen zugeht.

Ein Guckkastenbild aus der Theaterwelt.

An einem Theaterabend, wo Oper und Ballet zusammenwirkt, wo das ganze Personal beschäftigt ist, und wo von der ersten Sängerin an bis zur letzten Choristin und Figurantin jedes weibliche, dem Theater angehörige Wesen irgend ein fühlendes Herz unter dem Publicum weiß, das sich für seine Leistung oder auch nur für sein bloßes Erscheinen auf's lebhafteste interessirt — an einem solchen Abende hat die Pförtnerin in der kleinen Nische an der engen, feuchten, gewundenen Treppe alle Hände voll zu thun, was jedoch nur figürlich gesprochen ist, um Contrebande und Ueberlästige vom Eingang jener geheiligten Räume abzuhalten. Die Alte braucht in Wahrheit aber nur ihre scharfe Augen und ihre flinke Zunge höchstens einmal ihre rechte Hand, um ihre Kneifbrille fester auf die Nase zu drücken.

Die hat in der That außerordentlich viel zu thun, denn die, welche wider Fug und Recht die Bühne betreten wollen, sind unermüdlich in sinnreichen Erfindungen, um sich einzuschwärzen. Aber alle scheitern schmählich auf der Mitte der engen Treppe, und mancher, der mit selbstzufriedener, triumphirender Miene hier heraufstieg, schleicht einen Augenblick später ganz demüthig die Treppe hinab — die Alte ist eine Klippe, an welcher der kühnste Muth, die kälteste Entschlossenheit Schiffbruch leidet.

Ei siehe da, Herr Baier, konnte sie einmal einem Choristen sagen, der mit drei bis vier Kollegen, den Anfang einer Arie pfeifend, die Treppe hinanstieg. Wen haben wir da? Habe nicht die Ehre, diesen Herrn zu kennen.

Ein angehender Sänger, Frau Beil, versetzt der Chorist, indem er vorüber eilen will. Doch geht es dem angehenden Sänger nicht besser, als schon einigen Andern, die das gleiche Manöver versucht.

Die Pförtnerin schüttelt mit einem boshaften Lächeln ihr Haupt und gibt zur Antwort: Müssen was Schriftliches vom Chordirektor haben, der angehende Sänger. Ah, Herr Baier, sagte sie achselzuckend und mit einem Tone der Geringschätzung. Sie sollten doch so etwas bei mir

Digitized by Google

nicht versuchen. Gehen Sie in Frieden, wendet sie sich an den Andern, der etwas verblüfft drein schaut, und kommen Sie mir nicht wieder.

Herr Baier bellamirt vielleicht etwas, wie: Mit des Schicksals Mächten ist kein ew'ger Bund zu flechten! und der angehende Sänger verschwindet schnell.

Glücklich, wer endlich oben angelangt ist, auf einem erhellten Vestibul, wo es schon behaglicher aussieht, wo viele Thüren sind, wo eine Menge Corridors einmünden, einige halb erhellt, andere ganz dunkel, sich unabsehbar weit in das Haus hineinziehend, an seinem Ende mit einer kleinen Lampe besetzt, die sich von hier wie ein Irrlicht ausnimmt.

Dieses Vestibul ist, wie man sagen könnte, das erste Vorzimmer der Bühne, die Thüren, die wir sehen, führen fast alle in die Garderobe der Herren, eine etwas größere auf einen Vorplatz, von dem man dann unmittelbar zu den Coulissen gelangt. Aus den Garderoben hören wir kräftige Stimmen Scala singen, solfeggiren und sich so zur nächsten Arie vorbereiten.

In dem Vestibul befinden sich einfache Holzbänke, auf denen Krieger des christlichen Heeres sitzen, deren fleischfarbene Trikots eine etwas sehr röthliche Nuance zeigen, auch bedächtige Falten werfen, und deren meistens pechschwarze Bärte mit Schnüren um ihre Ohren befestigt sind. Zuweilen sitzen diese Bärte etwas schief auf der Seite, was dem etwas grell roth geschminckten Gesicht ein ziemlich komisches Ansehen gibt.

Hier herrscht die friedlichste Gemeinschaft, denn neben dem tapfern Kreuzfahrer, der die wuchtige Hellebarde, zwischen den Knieen mit beiden Fäusten hält und auf diese Fäuste sein Haupt stützt, gelegentlich vor sich auf die Erde spuckend, sitzt ein biederer Saracene mit untergeschlagenem Arme, und Beide unterhalten sich mit einer christlichen Jungfrau aus der Jetztzeit, die, eingehüllt in ein wollenes Umschlagtuch, einen Waschkorb am Arme hat, und vor ihnen steht.

Aus den Garderoben kommt hier und da einer der Choristen oder auch wohl der Solosänger und schreitet durch das Vestibul auf die Bühne, Tänzerinnen in umfangreichen Röcken und mit schlanken Taillen, die sie so coquett und gewandt hin und her bewegen, daß man glauben könnte, sie hätten dort ein ganz besonderes, den übrigen Sterblichen nicht verliehenes Gelenk, erscheinen unter einer anderen Thür und hüpfen auf die Bühne.

Folgen wir ihnen.

Im Vorplatz, der uns noch von der Bühne trennt, haben wir es, die Alte auf der gewundenen Treppe als Charybdis angenommen, noch mit einer Scylla zu thun, die sich uns in der Gestalt eines Portiers mit Bandelier, Degen und silberbeschlagenem Stocke präsentirt. Der Mann hier aber ist umgänglicher und drückt ein Auge, nach Befinden auch beide zu. Die hellen und dunkeln Gänge, von denen wir vorhin sprachen, führen zu den Sperrsitzen und zur ersten Galerie, und dort befinden sich schon ein paar Glückliche, die es wagen können, sich im Zwischenact auf der Bühne zu zeigen. Hier hilft ein gewisses ungezwungenes Benehmen, auch ein gewählter Anzug schon dazu, von dem Portier eingelassen zu werden. Junge Offiziere in glänzender Uniform huschen hier zuweilen verstohlen ein, auch wohl ältere Herren mit Stern, und Ordensband, diese dem Mann im Bandelier herablassend, jene ihm vertraulich zunickend.

Wir sind nun auf der Bühne, da es mitten im Akte ist, so wollen wir es vermeiden mit dem grimmigen Inspicienten, der, so lange der Portalvorhang in der Höhe ist, nicht den geringsten Spaß versteht, zusammen zu treffen, und beeilen uns deßhalb, bis zur achten Coulisse

Digitized by Google

zurück zu gehen wo sich die Helle, die vorn herrscht, in ein angenehmes Halbdunkel verwandelt hat. Vom Orchester herauf brausen die Musikklänge mächtig auf uns ein, die Stimmen der Sänger und Sängerinnen auf der Scene klingen uns erschreckend nah, und wir blicken schüchtern um uns, ob nicht irgendwo eine Spalte offen ist, durch die wir das Publikum sehen und von diesem vielleicht wieder gesehen werden könnten.

Doch ist alles in bester Ordnung; von der ersten Coulisse bis zur vierten ist eine lebendige Mauer, hinter der wir ungesehen vorüberschlüpfen. Kreuzfahrer und Türken, Odalisken und gefangene Christinnen, lauter junges, gesprächiges Volk, das vor Begierde brennt, einen Blick ins Haus hinaus zu werfen, und immer ermahnt werden muß, nicht über den schwarzen Strich zu treten, der sich am Boden von Coulisse zu Coulisse hinzieht.

Diese Ermahnungen, jetzt in freundlichem, jetzt in ärgerlichem Tone gesprochen, gehen vom Regisseur aus, einem alten, würdigen Herrn mit einem warmen Paletot; er trägt den Hut etwas auf dem Hinterkopfe, sein Hals ist mit einem dicken Shawl umwickelt und seine Füße sind mit Filzschuhen bekleidet, der kalten Luft wegen, die aus dem Podium hervorkommt.

Weiter zurück hinter der fünften Coulisse sehen wir Christen und Christinnen, auf Rasenbänken und Felsstücken sitzend, die das hier alles schon zu lange mitgemacht haben, um noch einen Blick auf die Scene zu werfen, wenn sie nicht gerade in den nächsten Takten auftreten müssen.

Hier sitzen Madame Pauke und Madame Schelle; beide befinden sich, nicht vorgerückten Alters halber, sondern als Opfer schreiender Ungerechtigkeit, im grauen unscheinbaren Gewande gefangener Christensclavinnen, während unreifes, nichtswissendes Volk, wie zum Beispiel die unproportionirte, dicke Semmelich, als junge Türkin in sehr ausgeschnittenem knappen Mieder einherstolpert.

Die Pauke und die Schelle strickt jede an einem wollenen Strumpfe, und die Eine sagt zur Anderen mit einem geringschätzenden Achselzucken: Geht das nicht da herum, wie ein Pfau? Gott der Gerechte, das war früher doch anders, und wer nichts im Hintergrunde zu thun hatte der blieb hübsch vorn wo es hell ist.

Beide nicken in übereinstimmung mit den Köpfen und stricken fort, daß die Nadeln klappern.

Wir gehen gerade hier vorüber, geneigter Leser, und vernehmen mit einem Mal eine Stimme, die uns unwillkürlich zwingt, stehen zu bleiben. Es ist eine dünne und zitternde Stimme, die Stimme eines Bekannten aus früherer Zeit, und da wir so nahe sind, daß wir die Worte, welche jene Stimme spricht, verstehen können, so wissen wir auch, wer zusammengebückt dort auf den Stufen des großherrlichen Thrones sitzt.

Ihr habt etwas gehört und wißt nicht was! sagt die Stimme. Leuchtkäfer gibt es allerdings in Australien, Kerls wie meine Hand so groß; aber das ist das wenigste. Ich bin einmal Nachts von Melbourne weggeritten — auf einem Reitkameel, — es machte seine zwanzig Meilen, in der Stunde.

Doch englische Meilen, will ich hoffen? fragte eine andere Stimme lachend.

Was englische? — australische Meilen — zwei deutsche sind gleich einer australischen Meile. Es war finstere Nacht als ist wegritt, und auf einmal komme ich auf eine weite Ebene die taghell beleuchtet ist.

Von Leuchtkäfern, Schellinger?

Digitized by Google

Nein, von Leuchtbüffeln; jedes dieser merkwürdigen Thiere hat auf dem Kopfe eine hörnerne Laterne von zwei Fuß Höhe und einer Leuchtkraft von zwanzig Gasflammen.

Die sollte man aber der Ersparniß halber beim Theater anstellen, diese Leuchtbüffel.

Würden sich mit den andern nicht vertragen, entgegnete der Theaterschneider in seinem rutzigen näselnden Tone.

Gehen wir ruhig vorüber an dieser Gruppe, es sind meistens Zimmerleute, die den Erzählungen Schellinger's lauschen und die plötzlich auseinanderstieben werden, so wie die Glocke zur Verwandlung ertönt. Dann steigt der Eine auf einem der großen Wagenzüge empor zum Theaterhimmel, dem Schnürboden, während der andere unter das Podium zur Hölle hinabfährt.

Wie gesagt, schreiten wir vorüber, aber leise, drücken wir uns dort vorsichtig in den tiefen Schatten jener tropischen, kunstvoll gemalten Blätterverschlingung, über welche einzelne schlanke Kokospalmen emporragen, um so dem spähenden Blicke des Inspizienten zu entgehen, der selbst einem Habitué während des Aktes nicht duldet, der selbst jenem alten Herrn mit dem Stern auf der Brust und den jungen Offizieren, die zuweilen hier geduldet werden, keinen freundlichen Blick schenkt, und ihnen vorkommenden Falles mit scharfer Stimme sagen wird: Sie erlauben mir zu bemerken, daß der Zwischenact vorüber ist.

Der Inspizient ist eine eigenthümliche Figur im Theater, originell in seinem ganzen Thun. Was kümmert ihn der Inspektor und Verwalter, von den einzelnen Künstlern gar nicht zu reden! Was fragt er nach den Regisseuren, ja, selbst nach den General-Intendanten, wenn er seinen Kommandostab, d. h. die kleine, hellklingende Glocke in der Hand hat? Für ihn gibt es nur einen Willen, einen Befehl, ein Gesetzbuch — das Scenarium — so heißt das Buch, welches er während mühevoller Proben angelegt und in dem er verzeichnet hat: wann, wo, wie und mit welchem Stichwort ein Jeder auftreten muß, wo es Tag sein soll oder Nacht, wo heitere Lüfte wehen oder dumpfer Donner grollt, wo Kerzenlicht oder Mondschein ist, wo der Blitz einschlägt, oder der Hagel niederprasselt.

Zwischen der dritten und vierten Coulisse sehen wie ein kleines Stehpult; auf demselben liegt das erhabene Buch, von dem wir vorhin sprachen, sowie eine Klingel. Das alles ist Tabu — geheiligt, wie einzelne Indianerstämme von dem zu sagen pflege, was ihr großer Häuptling berührt hat; es ist unverletzlich, unangreifbar, es wird von den unternehmendsten Charakteren des Künstlerstandes hier auf den Brettern mit Scheu betrachtet, Niemand wird wagen, ein Blatt dieses Buches umzuwenden oder die Klingel zu berühren. Ja, selbst die angehenden kleinen Mimen, welche mit der größten Fertigkeit gottlose, Alles verhöhnende Straßenbuben spielen — kleine Schlingel, welche keinen Anstand nehmen, selbst die Posaunen der Priester der Isis und des Osiris als Spucknäpfe zu gebrauchen oder auf dem Divan des Großsultans oder dem Ruhebette der Valentine von Saint-Bries eine Balgerei zu veranstalten — selbst diese gehen schüchtern um das Pult des Inspizienten herum und betrachten das Wirken dieses gewaltigen Mannes aus der Ferne mit Ehrfurcht und Hochachtung.

Von der linken Seite der Bühne wird der wüthende Liebhaber, überzeugt von der Untreue der Geliebten, herausgelassen. Er dreht seinen Schnurrbart in die Höhe, er fährt durch sein Haar, daß es sich emporsträubt, seine Blicke funkeln, er tritt, er tritt mit dem rechten Fuß vor. — Noch nicht, sagt ihm der Inspizient mit der größten Seelenruhe, indem er auf die Bühne horcht, wo der Nebenbuhler gerade noch beschäftigt ist, einen Brief zu lesen.

Digitized by Google

Sie wissen was sie zu sagen haben? flüstert der Beamte, indem er seine Brille fester auf die Nase drückt, und dann spricht er in näselndem Tone: Ha Verruchte, es ist noch nicht so spät, wie gewähnt — du bist entlarvt, Heuchlerin . . . So, jetzt gehen Sie. Der Liebhaber stürzt hinaus, nachdem er sich noch einmal geräuspert, vor das gespannte, erschreckte Publikum. Ha, Verruchte! knirscht er, und so weiter, während der Inspizient auf die andere Seite der Bühne eilt, um dort gegenwärtig zu sein, damit die treulose Geliebte, welche ihren Edgardo in den Garten treten sah, nicht den richtigen Moment verpaßt, um ihm mit verabscheuungswürdiger Heuchelei entgegenzufliegen.

Laßt die Thüre nicht so hastig hinter mir zufallen, sagt sie zu den Zimmerleuten, die dort stehen; das wäre ein schöner Skandal, wenn mir meine Schleppe eingeklemmt würde, wie es gestern der Grippenberger geschehen. Seh' ich blaß genug aus, Franzel? wendet sie sich an eine der Ankleiderinnen, welche hinter ihr steht, und beschäftigt ist, die besprochene Schleppe in anmuthig bauschende Falten zu legen. Ist mein Haar anständig derangirt?

Alles in Ordnung, versetzt das junge Mädchen, nachdem es einen prüfenden Blick auf die Künstlerin geworfen. Ich will die rechte Locke noch mehr zerzausen. Ha, da ist er, murmelt die treulose Geliebte für sich, und ihr Busen wallt in künstlicher Erregung, als wolle er über seine Ufer von weißem Atlaß treten. Doch Fassung, o mein Edgardo!

Der Inspicient, der neben ihr steht, wiederholt diese Worte aus dem Buche lesend, nochmals auf die eintönigste Weise von der Welt: Ha, da ist er, doch Fassung, o mein Edgardo!

So — hinaus!

Und so ist er überall gegenwärtig, jetzt an den Seitenthüren, dann im Hintergrunde, und gleich darauf wieder an einem offenen Fenster, um hier auch zuweilen mitspielend in den Gang der Handlung einzugreifen.

Sie steht z. B. am Fenster, ihn erwartend.

Bst, bst! Hört man draußen, — die Stimme des Geliebten? — O nein, es ist der Inspicient, der hier für ihn eintritt, während sich der Andere noch in der Garderobe seinen Schnurrbart kräuselt.

Es ist ein anders Stück, eine andere Scene, ein kleines harmloses Lustspiel, wo er, da er den Weg durch die Thüre nicht wagen kann, sich genöthigt sieht, zum Fenster hinauszuspringen. Aber, o weh! schon steht er zum Sprunge gerüstet da, auf einmal hört man das wuthentbrannte Bellen eines bösartigen Kettenhundes. — Eines wirklichen Kettenhundes? — Nein, es ist das Organ des Inspicienten, welcher auch hierein Unglaubliches leistet, denn wirkliche lebendige Thiere werden nur bei ganz besonderen Veranlassungen auf der Bühne geduldet.

Und so gehen seine Leistungen in's Unglaubliche: er bezieht vier Handlungen nacheinander, die in der Wirklichkeit von vier besonderen Wesen ausgeführt werden müßten. — Morgengrauen — im einsamen Schloßhof, rechts im Kerkerthurm, durch eine Spalte der dicken vergitterten Mauern schimmert das letzte Flackern eines ersterbenden Lichts, dumpf wie aus einer Tiefe von hundert Fuß vernimmt man Kettengeklirr — der Inspicient. Ein herzbrechender Seufzer folgt darauf — der Inspicient. Eine Uhr zeigt mit gellendem Schlage die vierte Morgenstunde an — der Inspicient. Um uns in die gehörige Frühsituationen zu versetzen, hören wir in der Ferne einen Hahn krähen — der Inspicient kräht mit einer waren Virtuosität. Es wird an das Burgthor gepocht, drei schwermuthsvolle dumpfe Schläge — der Inspicient hat es gethan. Dann klirrt die Kette abermals, und hierauf sagt eine Stimme hinter dem Burgthor: O Gott!

Digitized by Google

noch immer erschlossen — ebenfalls der Inspicient, denn der fromme Pilger, welcher seinen Herrn suchend, von Jerusalem herpilgerte, (das ist nämlich der mit Ketten klirrenden und im Burgverließ Seufzende,) kommt im ganzen Stücke nicht mehr vor.

Und so stellt er nicht nur Thierstimmen und menschliche Leidenschaften aller Art vor, läßt nicht nur aus dem Boden, oder aus schauerlichen Felshöhlen blitzen, wenn die Teufel über eine gefallene Menschenseele jubeln — nein, er schwingt sich auch hinauf in die reinen Lüfte er läßt den Mund der Glocken ertönen, jetzt zu friedlichem Geläute, jetzt zu Brand und Kriegsnoth, er läßt regnen und Winde wehen, blitzen und donnern. Und was das letztere anbelangt, so kann er sich nicht genug in Acht nehmen, daß die rohe Hand der Zimmerleute, denen er die Ausführung in der Höhe anvertrauen muß, nicht den Einschlag-Donner regieren, wenn es nur in weiter Ferne frühlingsartig murren und grollen soll. Und wie verfinstert sich seine Miene, wenn der Donner nicht auf sein Stichwort einfällt.

Antworte, bei dem Gott, der da droben donnert, sagt der alte Thibaut, und das Publikum wird diese Worte schaudernd mitfühlen wenn nun wirklich der Donner droben murrt. Aber vergebens lauscht der Incipient, vergebens blickt er in die Höhe, die Lippen finster zusammengebissen, vergebens klopft er mit seinem Buche die magern Lenden — der Zimmermann droben, eine Prise genommen und heftig genies't hat, kommt eine Minute zu spät Die Jungfrau drunten benutzt ihre größerere Pause zu einer ausdrucksvollen Pantomime und der alte Thibaut, dessen effektvolles Spiel durch die fehlende Mitwirkung des Donners abgeschwächt wird, murmelt leise, aber doch so laut in den Bart, daß es die allerchristlichste Majestät mit allerhöchstem Gefolge, so wie die Volksmassen von Rheims deutlich hören können: Diese verfluchten Esel!

Aber auch der Zimmermann entgeht seinem Schicksal nicht, mag er sich im Zwischenakt noch so weit hinten befinden, um harmlos, als sei nie etwas geschehen, lange Drahtstifte gerade zu klopfen — der Inspicient wird ihn finden, er wird sich zu ihm hinab beugen und ihm mit verhaltener Wuth ins Ohr flüstern: So, Knuber, du hast so vortrefflich gedonnert? worauf Knuber sich entschuldigend sagt: Aber, Herr Inspicient, ich donnere doch sonst gerade nicht so schlecht.

Daß ein Mann, der alle diese Macht hat, im Himmel, auf Erden, ja tief hinab wo die Teufel und Kobolde hausen, der wenn er einen Künstler oder eine Künstlerin veranlaßt, zu früh oder zu spät heraus zu treten, den Effekt einer ganzen Rolle stört, der das Publikum bei der wirksamsten Scene zum Lachen bringen kann, wenn z. B. der ruchlose Bösewicht sein Opfer erlauernd, schaudernd aufbrüllt: Ha, Mitternacht! aber die Uhr hartnäckig schweigen läßt — daß ein Mann, dessen Gewalt in die höchsten Sphären hinaufreicht, der durch ein zu frühes oder zu spätes Anfangen der Ouverture sogar einen feierlichen Empfang Allerhöchster Personen zu schmälern im Stande wäre, daß ein solcher Mann gefürchtet ist, daß ihn alle Mitwirkenden um sein Wohlwollen ersuchen, ist leicht begreiflich Aber in diesem Punkt erzeht es ihm wie man es von den Leibkutschern des Czaren erzählt, welche so oft sie die Staatscarosse erkletterten, zu hohem Rang emporstiegen. Unten auf der Erde ganz gewöhnliche Stallbedienstete hatten sie, so erzählt die Sage, beim ersten Tritt auf das Rad Lieutenantsrang, gingen dann vom Capitain zum Major über, um sich auf dem breiten Sitze mit dem Charakter als Oberst nieder zu lassen.

So ist der Inspicient außer Dienst einfach der Herr Bärenbläser, ein gemüthlicher harmloser Mann, der seinen Schoppen Bier dort trinkt, wo ihn auch die gewöhnliche Menschheit genießt und der erst gerade dann, wie der russische Leibkutscher, zur Macht emporsteigt, wenn er

Digitized by Google

die Theatertreppe hinaufgeht. Die Pförtnerin grüßt ihn noch ziemlich mürrisch, der Portier aber schon respektvoller, die Zimmerleute reißen ihre Mützen herunter, wenn er an ihnen vorbeigeht und ist er erst an seinem kleinen Stehpulte angekommen, so ist er mit einem Male zu einem unerhörten Range emporgestiegen; denn er darf sich unterstehen, dem jugendlichen König von Frankreich, Ludwig XIV., zu sagen ohne dabei nur an seine Sammtmütze zu rühren: Sie haben es, wie mir scheint, vergessen, daß Sie aus dem Hintergrunde zur Mittelthüre hereinkommen. — Unerhört!

Und doch gibt es Orte auf dem Theater, denen sich selbst der barsche Inspicient milde und freundlich nähert, die abgezogene Sammtmütze in der Hand, wo er bescheiden anklopft und auf freundliches Herein! nicht nur demüthig unter der Thüre stehen bleibt, sondern ganz ehrerbietig fragt: Erlauben Sie, daß man das Zeichen zum Anfang geben kann?

Das Gemach, zu welchem der Inspicient also herein spricht, ist ein kleines, aber elegantes Zimmer. Das Ameublement besteht aus einem großen Spiegel, der in angemessener Breite von der Decke bis zum Fußboden reicht, und welchen, so wie das ganze Gemach, Gasflammen, auf broncenen Armleuchtern brennend, taghell erleuchten. In der Ecke stehen ein paar zierliche Fauteuils, hie und da einige Sessel und auf einem Tischchen neben der Thüre liegen nach Umständen ein bis sechs kolossale Blumenbouquets. Auf dem Boden in der Nähe des Fensters befindet sich ein zierlich geflochtener großer Korb mit blauer Seide ausgeschlagen, die Decke desselben ist halb zurückgeworfen und läßt uns ein duftendes Durcheinander gewahren von Battist, Mousseline, Spitzen und Bändern.

Und in diesem Gemache, unter allen diesen Herrlichkeiten, thront die launische Tyrannin des Inspicienten, des Regisseurs des ganzen Theaterpersonals bis zum Lampenputzer herab, des Intendanten und Theaterchefs selbst — die erste Sängerin! Bis in dieses gefährliche Heiligthum wollen wir nicht vordringen. Also Kehrt gemacht! Adieu!!

Ein Lustspiel aus dem Leben.

Das Haus eines Kaufmanns in Pösseldorf, der bereits häufig seine Frau mit den Anfällen einer thörichten Eifersucht geplagt hatte, ward unlängst der Schauplatz einer häuslichen Scene, bei welcher der Zufall die Karten fast seltsamer mischte, als man es dem Lustspieldichter auf den weltbedeutenden Brettern gestatten wird. Die Frau jenes Kaufmanns — nennen wir denselben Othello — hatte seit einiger Zeit ein Dienstmädchen, das den gleichen Namen wie ihre Herrin führte, und diesen bei Antritt ihrer Condition mit einem andern vertauschen mußte. Othello hatte Nichts von der Umtaufung des Mädchens erfahren, das mit einem jungen Manne in Kiel versprochen war, und demselben von Zeit zu Zeit ein Billetdour schreiben ließ, da sie selber sich nicht auf die edle Schreibkunst verstand. Vor circa drei Wochen ließ sie sich einen Brief an ihren Bräutigam aufsetzen, worin sie demselben ihren Besuch in Kiel „zur Besprechung ihrer Herzensangelegenheit" ankündigte. Die Epistel schloß mit den Worten: „Der Herr tritt am Sonntagmorgen eine Geschäftsreise an — noch am selben Tage, mein Heißgeliebter, eile ich in deine Arme!" Nachdem die Herrin, welche dem Mädchen die Erlaubniß zur Reise ertheilt hatte, auf deren Bitte die Adresse auf den Brief geschrieben, gestattete sie jener, denselben auf die Post zu tragen. Das Mädchen, welches noch mehrere Bestellungen in der Stadt, unter andern auch im Comptoir ihres Herrn auszurichten hatte, verspätete sich, und bat daher den Laufburschen des Geschäfts, den Brief für sie zu besorgen. Um ganz sicher zu sein, daß er dieß nicht vernachlässige, gab sie an, ihre

Digitized by Google

Herrin habe ihr das Schreiben mitgegeben. Als der Bursche dasselbe später mit verschiedenen Geschäftsbriefen auf die Post tragen wollte, erkannte der Kaufmann die Handschrift seiner Frau, riß das Couvert auf, und las die liebeglühenden Zeilen, welche nur mit einem Vornamen — dem gleichen den seine Gemahlin trug — unterzeichnet waren. Außer sich vor Wuth stürzte er nach Hause, machte seinem Herzen in den beleidigendsten Vorwürfen Luft, wollte keine Erklärung seiner betroffenen Frau anhören, sondern begab sich zu seinem Anwalt, um denselben zur Einleitung einer Scheidungsklage zu veranlassen. Zufällig suchte die tiefgekränkte Frau am nächsten Morgen denselben Anwalt auf, dem es, nachdem er die wahre Sachlage erfahren, natürlich leicht gelang, den erzürnten Othello über die Grundlosigkeit seines Verdachtes aufzuklären und eine Versöhnung der erbitterten Gemüther herbeizuführen.

Wir lesen im „Vaterl." folgende Anekdote aus Venedig: Am 16. wohnte Se. Maj. mit dem Grafen v. Chambord einer Wasserjagd bei. In der Begleitung Sr. Maj. befand sich ein Landmann, bekannt als geübter Wasserjäger. Ein schöner Schuß Sr. Maj. erregte den Ausdruck der Bewunderung des schlichten Landmanns. Se. Majestät wendet sich gegen den Bewunderer um und sagt: „Du sollst ein trefflicher Schütze sein und wirst wohl oft Gelegenheit haben, deine Kunst zu üben." „Leider Euer Majestät," anwortete der Jäger, habe ich keinen Waffenpaß und mithin auch kein Gewehr." „Nun warum erlangst du keinen Waffenpaß," replizirte Se. Maj., „vielleicht hast du Anstände vor Gericht gehabt oder dich politisch kompromittirt?" „O gewiß nicht, Euer Majestät," antwortete der Landmann, „aber die Herren Beamten thun eben was sie wollen, und so haben Andere Gewehre und ich keines." Der Kaiser lächelte und schwieg. Zwei Tage später erhielt der Jäger plötzlich die Weisung, sich direkt in die k. Burg zu begeben. Vor Se. Maj. geführt, händigte ihm Se. Majestät ein Doppelgewehr und einen Waffenpaß ein und sagt zu ihm: „Ich habe mich über dich informirt, und da ich nur Gutes von dir gehört, so habe ich dir den Waffenpaß verschafft, und damit du gleich zu jagen anfangen kannst, gebe ich dir auch ein Gewehr. Lebe wohl — und schieße mir nicht gar alle Enten weg."

Ein gelungener Maskenscherz.

Das siebenbürgische Blatt „Korunk" erzählt folgendes artige Histörchen, dessen Schauplatz einer der jüngsten Maskenbälle in Klausenburg gewesen sein soll. Daselbst erschien eine Dame — ob Frau oder Mädchen wird nicht näher angegeben — in der verführerischen Maskentracht einer Gärtnerin, als ihr Symbol einen mit Blumen gefüllten Korb tragend. Die schöne Maske fand allgemeine Bewunderung, Jedermann wollte eine Blume aus dem Korbe zum Andenken erhalten, doch keinem wurde sein Verlangen gewährt. Endlich gegen Mitternacht setzte sich auch ein Herr an die Seite der reizenden Maske und verlangte gleichfalls eine Blume. Dieser Glückliche wurde erhört, die maskirte Gärtnerin war bereit, seinem Wunsche zu willfahren, jedoch unter der gleichzeitigen Bedingung, daß er — der einzige Glückliche — eine kurze Zeit die Obhut über den Blumenkorb übernehme, bis sie, die Maske, wieder komme; sie wollte sich nur einen Augenblick entfernen. Selbstverständlich ging der Glückliche diese Bedingung ein. Die schöne Gärtnerin ging — kehrte jedoch niemals wieder. Unser Glücklicher wird endlich des Wartens müde und er suchte sich das Mißbehagen seiner Langweile dadurch zu vermindern, daß er den Inhalt des ihm anvertrauten Blumenkorbes einer eingehenden Prüfung unterzieht. Doch wer malt sein Entsetzen, als er zwischen Blumen und Moos etwas findet, das man gewöhnlich nur in Wiegen aber nie in einem Blumenkorb zu suchen pflegt. Ein neugeborner Weltbürger lachte ihm schlummernden Antlitzes entgegen. Und nun wollen Böswillige wissen, daß der kleine Blumengebettete dem glücklichen Herrn auffallend ähnlich sein soll, und darum war dieser Herr der — einzige Glückliche.

Redaktion, Eigenthum, Druck und Verlag von J. F. Rietsch in Landshut.

Digitized by Google

Nro. 13. VIII. Jahrg.

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsausgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Frankfurter Wochenblatt und Kurier für Kinderwelt.)

Sonntag den 30. März 1862.

Der Lumpensammler von Paris.

Eine wahre Geschichte.

Die Straßen im Faubourg Saint-Marceau sind begreiflich der kümmerlichsten Art; auch in den breitern passirt selten ein Fiaker, und eine herrschaftliche Equipage ist wohl seit Menschengedenken nicht dort gewesen. Kleine Handwagen dagegen in Menge, meist von Kindern gezogen und mit schmutzigen Lumpen, Lappen und Fetzen, mit Papier, Knochen und jenem unnennbaren tausendfachen Unrath angefüllt, den die Pariser Morgens und Abends vor ihre Hausthüren werfen, und den eben die Chiffonniers zusammenlesen, bevor sie den Rest den Gassenkehrichtwagen überlassen. Die Wohnungen der Lumpensammler sind vollends unbeschreiblich; in den meist großen, aber zerfallenen Häusern wohnen oft zwanzig, dreißig Familien beisammen, neben, über, unter einander, ja auf einander möchte man fast sagen: denn jedes Plätzchen ist bei der hohen Miethe (die Miethen sind auch im Faubourg Saint-Marceau hoch!) viel Geld werth, und darf nicht unbenutzt gelassen werden. Daher in allen Höfen, auf allen Gängen und Treppen, bis hinein in die kleinen niedrigen Zimmer alles vollgepfropft mit Bündeln und Päcken, welche die Ausbeute der täglichen Excursionen enthalten, bis allwöchentlich, in der Regel am Samstage, die Zwischenhändler kommen, um die verschiedenen „Waaren" zu holen und die großen Niederlagen abzuliefern. Vorher wird dann noch alles ausgekramt und aufs neue sortirt, und darüber gehandelt und gefeilscht. Dazwischen buchstäblich unter Lumpen und auf Lumpen, sitzt wohl die Mutter, ein mageres, elendes Weib, mit einem Säugling an der welken Brust; weiterhin an einem zerbrochenen Tische die andern Kinder, bettelhaft schmutzig. Sie zanken sich um die Reste des Frühstückes, das aus dem ewigen „Fricot" besteht, einem namenlosen Gerichte, das schon mehrere Gäste gesehen hat, bevor es in diese Gegend gekommen. . . . Der Vater schließt unterdeß, beim Marchand de Vins gegenüber, den Handel ab, streitet, flucht und schwört und trinkt dabei einen Schnaps nach dem andern — genug, genug und vorüber, denn schon die Gerüche sind schrecklich und überwältigend. Hätten Sie auch ein ganzes Flacon Violette de Parme — der feinste Parfüm der vornehmen Welt — es würde Ihnen zu nichts helfen, mein Fräulein; Sie müßten zu englischem Salz oder gar zu Chloroform Ihre Zuflucht

Bayerische Staatsbibliothek München

Digitized by Google

nehmen. Auch ist das obige Bild, obwohl in nichts übertrieben, doch nur ein allgemeines; es gibt auch andere Haushaltungen bei den Chiffonniers, die einen menschlicheren Anstrich haben, und in eine von diesen wollen wir uns jetzt begeben. Nehmen sie aber Ihr Flacon immerhin mit, Verehrteste; schaden kann es nicht.

In der Rue du Panier Nr. 7 wohnte noch im vorigen Jahre der alte Père Marteau mit seiner Frau und seiner Tochter; er hatte sogar eine Magd, ein unerhörter Luxus unter jenen Leuten; der Alte gab sie aber für eine Verwandte aus, die er aus Barmherzigkeit zu sich genommen. Der Père Marteau war nun ein Lumpensammler, nichts weiter, aber er trieb die Sache im Großen. Dreißig Jahre lang war er täglich mit seinem Korbe und seinem Spitzhacken durch die Straßen von Paris gezogen, hatte Millionen von Kehricht- und Unrathhaufen durchwühlt und durchstöbert, und alles Gefundene in's Nest geschleppt, verkauft und verhandelt, und im Stillen speculirt und allerlei „Geschäfte gemacht. Seit dem sechsten Jahre stand er auf eigenen Füßen. Vater und Mutter hat er nie gekannt; er fand sich eines Tages (das ist die erste Erinnerung seines Lebens!) auf der Straße unter Lumpensammlern, und that wie sie und sammelte. Ein Stück Brod und, wenn es hoch kam, ein Stück Käse fand er schon für den Hunger; Geld gab er nicht aus, er sparte und scharrte zusammen. Sein robuster Körper widerstand allen Entbehrungen; Wind und Wetter konnten ihm nichts anhaben; wochenlang trug er seine durchnäßten Kleider, bis sie auf seinem Leibe wieder trocken wurden; krank ist er in seinem Leben nicht gewesen. Vor der großen Oper fand er einst ein kostbares Armband in Brillanten, gegen zehntausend Franken an Werth; es gehörte einer Fürstin Ligne. Er brachte es selbst zurück; er war damals zwanzig Jahre alt und ein schmucker Bursch. Die Fürstin ließ ihn vor sich kommen, dankte ihm, lobte seine Rechtschaffenheit und reichte ihm ein Fünfhundert-Franken-Billet als Belohnung. Der junge Marteau schlug es bescheiden aus: er habe nur seine Pflicht gethan, das sei ihm genug. Die Fürstin schenkte ihm darauf einen Ring, den er als Andenken sorgfältig aufbewahrte und den er später . . . . Doch wir wollen uns nicht vorgreifen. —

Dreißig Jahre trieb, wie gesagt, unser Held sein Handwerk, ein Menschenalter lang; aber da er als kleines Kind angefangen, so war er erst sechsunddreißig Jahre alt, als er an's Heirathen dachte. Eine Lebensgefährtin fand er leicht, zumal er im Geruche des „Reichthums" stand, so einfach er auch lebte, und so sehr er sich auch bemühte, sein wachsendes Vermögen zu verbergen. Seine Frau brachte ihm ebenfalls eine kleine Mitgift zu und „führte die Bücher", der Lumpenhandel des Père Marteau, wie er nach seiner Verheirathung überall genannt wurde, mußte also schon bedeutend an Ausdehnung gewonnen haben. Vater und Mutter arbeiteten un. verdrossen; sie hatten nur ein Kind, ein kleines Mädchen, aber sie hatten sich gegenseitig im Stillen gelobt, auf dies eine Kind Reichthum und Glück zu häufen, so viel sie nur immer vermochten.

Marie wuchs heran, spielte wohl hin und wieder mit den Kindern der Lumpensammler in der Nachbarschaft, lief auch in den Straßen umher wie die andern, und sie ist auch in ihrem Leben nicht ein einziges auf's Lumpensammeln gegangen. Man nannte sie im Quartier die kleine Prinzessin, obwohl mehr im Scherz als Neid, da Jedermann das reizende Mädchen lieb hatte. Auch in die Schule ging sie und lernte lesen und schreiben, und als sie sich zum Religionsunterrichte bei dem Pfarrer von Saint Marceau einstellte, wunderte sich der gute Mann über die „ungewöhnlichen Kenntnisse" seines Beichtkindes.

Digitized by Google

In der Februar-Revolution machte Vater Marteau einen coup de maître, wie man hier an der Börse eine gewagte und glückliche Speculation heißt: er kaufte vierprocentige Renten, als sie so niedrig standen, daß sie fast umsonst zu haben waren, behielt sie anderthalb Jahre lang (er konnte ja warten und zusehen) und verkaufte sie alsdann unter der Präsidentschaft mit außerordentlichem Profit. Dabei blieb er immer der Chiffonnier, der er war. Allerdings fing er nicht mehr selbst auf's Lumpensammeln; aber er trieb den Lumpenhandel nach wie vor, zahlte gute Preise, stand im Rufe eines rechtlichen Mannes und vergrößerte seine Magazine unmerklich mit jedem Jahre. Schon gehörte ihm das ganze große Haus, in welchem er mit seiner Familie nur das untere Stockwerk bewohnte; aber die Miethsleute wußten es nicht, denn die Geschäfte gingen durch einen unbekannten Dritten. Das Haus hatte zwei Höfe, deren erster dergestalt von Lumpen und ähnlichem Unrath angefüllt war, daß man nur schwer in den zweiten hineingelangen konnte. Der Vater hatte sein Geschäftszimmer vorn nach der Straße hin. Im zweiten Hofe nach hinten wohnte die Mutter mit der Tochter. Hier sah alles anders aus: der Hofraum war in einen zierlichen Garten verwandelt, und Rosen, Jasmin und Flieder gediehen dort, so gut es die hohen Mauern und die kärgliche Sonne gestatteten. Die Zimmer der Frauen waren vollends ein unerhörtes Wunder für das dortige Quartier: blanke Fensterscheiben, weiße Vorhänge, saubere Tapeten, bunte Teppiche und Mahagoni-Möbeln, Pendulen, ein Piano, auf welchem Marie sogar ganz artig zu spielen wußte, Bilder in Goldrahmen an den Wänden . . . . Man erzählte sich das alles kopfschüttelnd in der Nachbarschaft; die Wenigsten wollten es glauben, aber einige Neugierige hatten es mit eigenen Augen gesehen und versicherten, es sei wirklich wahr, und „bei Rothschild's in Paris" könnte es unmöglich schöner sein. Vater Marteau ließ die Leute schwatzen, ging aber stets, wenn er eine freie Stunde hatte, hinüber zu seiner Tochter, wusch sich auch die Hände vorher, ließ sich dann von ihr einen Strauß'schen Walzer vorspielen, und wenn er bei guter Laune war, so rief er oft ganz vergnügt: „sag' nur, was du haben willst, Marie; für dich ist mir nichts zu theuer, ich kauf' es dir gern." Marie sagte nichts und bekam so stets am meisten. —

Eine schöne duftende Blume mag aber noch so versteckt auf der Wiese oder im Thalgrunde stehen, endlich findet sie doch ein Schmetterling, der sie entdeckt hat, der sie tändelnd umgaukelt, ihr Liebesworte zuflüstert und ihr schwört, sie sei die schönste Blume der ganzen weiten Flur. O über die leichtfertigen Schmetterlinge! So fand auch Marie den ihrigen Gott weiß, wo und wie; genug, sie fand ihn, und zwar in Gestalt eines eleganten, höflichen jungen Mannes aus der Rue Montmartre.

Hier aber müssen wir nach den Regeln der Novellistik ein neues Capitel beginnen, jetzt, wo der „Held" auf die Bühne tritt, nachdem wir bereits die „Heldin" unsern Lesern vorgeführt.

Charles Dubois, um ganz ehrbar anzufangen, war dreieinzig Sohn eines angesehenen Modewaarenhändlers in der Rue Montmartre; wir sagen angesehen, denn die Dubois'schen Magazine waren groß und gefüllt, noch dazu in einem der theuersten Quatiere von Paris. Dreißig, vierzig Commis und Lehrlinge: Abends glänzend erleuchtet und fast täglich hielten mehrere elegante Equipagen vor dem Eingange.

Dabei war aber Monsieur Dubois noch immer kein reicher Mann; sein Vermögen steckte eben in seinem Geschäfte, das er erst seit zehn Jahren auf eigene Rechnung führte, wenn nach nicht völlig mit eigenen Capitalien, denn der Betrieb eines Pariser Mode-Magazins erfordert große Summen. Dabei mußte die Familie Dubois gewissermaßen ein Haus machen; eine ele-

Digitized by Google

gante Wohnung war unumgänglich nothwendig. Madame Dubois „empfing“ im Winter allwöchentlich ei mal; man machte Musik und tanzte; hier und da auch ein Diner für die Geschäftsfreunde des Mannes; im Sommer ein kleines Landhaus in Asnières oder Montmorency — das war alles, wie gesagt, „unumgänglich nothwendig“, um dem Hause in der commerciellen Welt das erforderliche „Relief“ zu geben; denn in Paris geht und richtet die Menge nur nach dem äußern Schein. Ein derartiges, immer noch sehr „einfaches“ Hauswesen kostet aber hier zu Lande sechszehn bis zwanzig tausend Franken jährlich, ein Aufwand, der nur mit genauer Noth durch den Verdienst im Geschäfte, nach Abzug aller Kosten gedeckt werden konnte. Doch auf diese Weise leben in Paris Tausende von Kaufmanns-Familien und sind ganz glücklich dabei; ohnehin lebt auch der Pariser mehr für die Gegenwart als für die Zukunft, von der man in Frankreich ja nie weiß, was sie bringt.

Charles Dubois war Commis in dem Geschäfte seines Vaters, und die Eltern hegten bereits ein hübsches Heirathsprojekt mit einer befreundeten Familie, wobei das Dubois'sche Geschäft nur profitiren konnte. Charles selbst war ein gut erzogener Mann, d. h. in dem Sinne wie man „bien élevé“ zu verstehen hat: er hatte hinreichende Schulbildung genossen, ohne dabei je ein Lumen gewesen zu sein; er verstand Musik und tanzte recht hübsch, kleidete sich mit Geschmack, ging in's Theater und ritt in's Bois de Boulogne, so oft es seine leider stets zu beschränkten Mittel erlaubten. Aber die Mutter, natürlich war er ihr bevorzugtes Lieblingskind, steckte ihm manchen Thaler heimlich zu, den sie an ihrem Haushaltsgelde zu erübrigen wußte. Summa Summarum: Charles war ein ehrlicher guter Junge und jedenfalls hundertmal besser als Tausende seines Gleichen, was vielleicht nicht viel sagt, aber denn doch auch nicht negativ ist.

Seit einiger Zeit (ein neues Capitel!) bemerkte Madame Dubois eine auffallende Veränderung in dem Wesen und Betragen ihres Sohnes: er war zerstreut, verlegen, wich den besorgten Fragen aus, die seine Mutter an ihn richtete, schaute bei Tische starr vor sich hin und aß nicht, redete laut mit sich selbst, wenn er allein auf seinem Zimmer war, kurz, ein Thun und Treiben, wie es Madame Dubois, wenn auch nicht aus eigener Erfahrung, so doch aus allen Romanen und Feuilletons zur Genüge kannte.* Der Vater, zu sehr von seinen Geschäften in Anspruch genommen, merkte Anfangs nichts, bis ihn endlich seine besorgte Gattin aufmerksam machte. Papa Dubois lachte und sagte: „Was soll' es großes sein! Er wird sich irgendwo verliebt haben, wie alle jungen Leute; cela se passera.“

Als aber Charles immer einsilbiger und verschlossener wurde, als er anfing seine Rechnungsbücher zu vernachlässigen, und auf die Ermahnungen und Fragen seines Vaters ausweichend oder auch gar nicht antwortete; als er endlich fast allabendlich, ohne weiter ein Wort zu sagen, auf und davon ging: da wurde auch der alte Dubois seinerseits ungeduldig und unruhig. Er zog den Buchhalter in's Vertrauen und beauftragte diesen, seinem Sohne auf jenen heimlichen Gängen zu folgen. Der Buchhalter brachte auch bald die Nachricht zurück: Monsieur Charles nehme jeden Abend den Omnibus von Montmartre und steige am Place Maubert aus, von da ginge er in's Quartier Saint Marceau, durch verschiedene Straßen und Gassen, bis in die Rue du Panier und verschwände in dem Hause Nr. 7. Man sieht, der Buchhalter hatte seine delikate Mission getreu und genau erfüllt.

Papa Dubois machte große Augen und seine Frau noch größere. Wer wohnte in jenem Hause? Im Pariser Adreßkalender waren nun die Hauptstraßen jenes Quartiers verzeichnet und noch dazu unvollständig. Es wohnten ja nur Lumpensammler dort, und der Buchhalter hatte

Digitized by Google

bestimmt versichert, daß das große Haus Nr. 7 in der Rue du Panier ebenfalls von oben bis unten von Chiffonniers bewohnt wäre. Madame Dubois erschrack bei dem bloßen Gedanken, daß ihr Sohn, dieser feine, wohlerzogene junge Mann, eine ernsthafte „liaison“ unter seinem Stande haben könnte, — er, die Hoffnung der Familie, für dessen Zukunft sie bereits so schöne Projekte gemacht hatte. Eine Lumpenhändler-Liebschaft! Denn wenn auch das Wort Chiffonnier ganz hübsch klingt, so war doch die Realität eine und dieselbe: eine Mesalliance der traurigsten Sorte. Unmöglich konnte Charles sich so weit vergessen . . . . um nicht wegwerfen zu sagen.

Während noch Vater und Mutter sorgenvoll mit einander berieten, wie der gordische Knoten am passendsten zu lösen oder zu zerhauen sei, kam die Entwickelung und Auflösung der schrecklichen Geschichte ganz natürlich und wie von selbst, der alte Marteau klopfte eines Morgens bei Monsieur Dubois an.

Die Sache war nämlich so: Charles hatte es dahin gebracht (wohin bringt es ein Verliebter nicht!) die Erwählte seines Herzens besuchen zu dürfen. Die Mutter, eine rechtschaffene, gute Frau, hatte gern die Erlaubniß dazu gegeben, etwas voreilig vielleicht; aber der junge Mann war so anständig und bescheiden, so zurückhaltend und doch zugleich so — so . . . . verliebt mit einem Wort, und Fräulein Marie schien so aufrichtiges Gefallen an ihm zu finden. Dabei ging alles in Ehren zu — kurz, Monsieur Charles war schon ein täglicher, gern gesehener Gast im zweiten Hofe der Rue du Panier Nr. 7, bevor der alte Marteau das Geringste merkte. Er war auch gerade in jener Zeit häufig abwesend von Paris, manchmal acht Tage lang und länger; denn er hatte bei Pontoise, wieder ganz in der Stille, einen Meierhof gekauft, den er einrichten mußte. Endlich erfuhr er denn aber doch den Roman im Hinterhause.

Als einfache schlichte Natur machte unser père Marteau nicht viel Umstände und ging direct auf das Ziel los. Er machte auch seiner Frau keine Vorwürfe und noch weniger seiner Tochter. Wozu das auch? Nur als sich Monsieur Charles am nächsten Abend wie gewöhnlich einstellte, wurde er nicht von den beiden Frauen, sondern von dem Vater empfangen. Der Alte sagte dem jungen Manne ganz höflich, aber sehr bestimmt seine Meinung. Charles indeß ließ ihn nicht einmal ausreden, sondern entgegnete seinerseits, wie er sich sehr freue, daß es endlich zu einer Erklärung komme; er liebe „Fräulein Marie“ mehr als er sagen könne, und habe die ehrlichsten Absichten von der Welt. Er sei der und der, sein Vater wohne da und da, habe ein großes Geschäft, er sei der einzige Sohn und sein höchster Wunsch auf der Welt, Fräulein Marie als seine Gattin heimzuführen.

Diese offene Erklärung, die auch eben so offen gemeint war, übte auf den alten Marteau den günstigsten Einfluß. Der junge Mann schien ihm als künftiger Schwiegersohn zu gefallen, und er wurde nachgiebig und freundlich. Dabei war er aber doch auch Diplomat nach seiner Weise, er ließ daher seine Zufriedenheit nicht allzu sehr merken, antwortete, er werde die Sache mit seiner Frau überlegen, und bat schließlich den Antragsteller, seine Besuche vor der Hand nicht fortzusetzen. Der arme Charles mußte sich fügen, aber er ging doch um eine große Hoffnung reicher nach Hause.

Der alte Marteau konnte kaum den folgenden Tag abwarten, um Licht in der Sache zu bekommen. Zuerst erkundigte er sich unter der Hand nach der Familie Dubois: es verhielt sich alles so, wie Charles gesagt hatte. Monsieur Dubois war ein angesehener Kaufmann in

Digitized by Google

der Rue Montmartre. Manche sagten, er sei gerade ein reicher Mann, was man schon an dem Aufwand in seinem Hauswesen sehen könne. Andere sagten, er verdiene gut, verzehre aber so ziemlich, was er verdiene, Madame Dubois sei eine vornehme, stolze Dame u. s., w. kurz, unser Père Marteau erfuhr, was er wissen wollte.

Am nächsten Morgen klopfte er bei Monsieur Dubois an. Er war einfach, aber sauber gekleidet, trug jedoch die traditionelle blaue Jacke und die schwarze Mütze; Rock und Hut hatte er für diesmal noch zu Hause gelassen. Der Père Marteau war, wie gesagt ein Diplomat. Wie er so durch das lange, prächtig ausgestattete Magazin ging und an den Commis vorüber, die sämmtlich, denn so will es die Sitte fein frisirt waren, und weiße Cravatten trugen, schauten ihm die meisten neugierig und lächelnd nach und wunderten sich über diesen Besuch; denn der Alte hatte mit klarer Stimme „Monsieur Dubois Père" verlangt, und der Buchhalter führte ihn in das Kabinet des Herrn. Charles hatte den Alten ebenfalls gesehen, aber nicht von seinem Pult aufzublicken gewagt, vor Angst und vor Freude.

Der Lumpensammler (nennen wir ihn nur d eist einmal so, schon des Contrastes wegen) — der Lumpensammler blieb auch jetzt, wo er dem Monsieur Dubois gegenüber saß, ehe sich dieser überhaupt den Grund des seltsamen Besuches erklären konnte, seiner Taktik getreu. Er sagte ohne alle Präliminarien, er sei der Père Marteau aus dem Faubourg Saint Marceau, Rue du Panier Nr. 7; Monsieur Charles habe seine Tochter Marie kennen gelernt und wolle sie heirathen. Er, Père Marteau, habe persönlich nichts weiter dagegen, auch seine Frau nicht, sie fühlten sich sogar durch den Antrag geehrt, aber sie möchten denn auch wissen, was da sei, und ob Herr und Madame Dubois dächten wie Monsieur Charles . . . . und — deshalb sei er gekommen.

Das Erstaunen des alten Dubois kann man sich leicht vorstellen: das Kind eines Lumpensammlers zur Schwiegertochter, und der Lumpensammler selbst hier, in seinem Kabinet, der sie ihm antrug für seinen Sohn. Das war ja die verkehrte Welt von Anfang bis zu Ende. Dennoch imponirte ihm dieser „Lumpensammler"; das intelligente, offene Gesicht, die klugen, geistvollen Augen, das anständige, sichere Benehmen des alten Mannes, die Wohlhabenheit die selbst aus seinem schlichten Anzuge sprach . . . . aber ein Chiffonnier, und er Gaspard François Dubois, der täglich an die Börse ging und des Abends in den cercle de commerce, der Magistrats-Personen zur Tafel lud, und dessen Frau . . . . doch an Madame Dubois wagte er nicht zu denken.

Der alte Marteau wartete auf Antwort, und Monsieur Dubois hatte nicht den Muth ihm geradezu die Thüre zu weisen. Er nahm die Sache scheinbar von der scherzhaften Seite und sagte lächelnd: der Antrag sei doch gar zu sonderbar, und in einer kleinen Liebschaft seines Sohnes sehe er für sich, den Vater, noch keineswegs die Verpflichtung, dieselbe durch eine Heirath zu legitimiren.

Der Lumpensammler blieb ganz ruhig und sagte gleichgültig und wie im Vorbeigehen: „Mich dauern nur die beiden Kinder, die sich sehr lieb haben, wie es scheint. Meine Marie ist gut erzogen, sie ist mein einziges Kind und Erbin meines ganzen Vermögens." — Monsieur Dubois spitzte unwillkürlich die Ohren. — „Fünfzig Jahre hab' ich mir's sauer werden lassen," fuhr der alte Marteau fort, „und soll nun nicht einmal den Trost haben, mein Kind glücklich zu sehen."

„Um Gotteswillen," fuhr Monsieur Dubois heraus, dem endlich die Geduld riß „be-

Digitized by Google

denken Sie doch nur den Standesunterschied, meine Stellung in der Welt, meine Familie und . . . .“ Er hielt inne, um nicht den Alten zu verletzen, der ihm, wie gesagt, trotz allem imponirte.

„Vollenden Sie nur“, rief Père Marteau hastig, „Sie wollen sagen: ich, der Lumpensammler, nicht wahr? Nun meinetwegen, Sie können Recht haben; aber mein Vermögen ist redlich verdient, und in unserer Zeit gleicht ja das Geld so vieles aus.“

„Das wohl,“ entgegnete Monsieur Dubois, um doch etwas zu sagen, und der dabei neugierig war, was denn der Chiffonnier eigentlich unter „Vermögen“ verstand.

Dieser zog eine Brieftasche aus seiner blauen Jacke und fuhr in denselben ruhigen Tone fort: „Hunderttausend Franken geb' ich meiner Marie baar mit; meine Häuser in der Rue du Panier sind reichlich eben so viel werth, und was sie einbringen, geb' ich meiner Tochter ebenfalls, ich kann's Gottlob entbehren; denn mir bleiben noch außerdem gegen zwölftausend Franken Renten.“ Er hatte bei den letzten Worten aus der Brieftasche einen dicken Pack Banknoten hervorgeholt, lauter Tausendfrankenbillets, es konnten ihrer leicht hundert sein. Das geübte Auge des Kaufmannes erkannte dies sofort; aber dieser eine Blick war auch alles, was Monsieur Dubois vermochte. Ihn schwindelte; er saß sprachlos in seinem Fauteuil und hielt die Hand vor die Augen . . . . Die Tochter des Chiffonniers war über eine halbe Millionen Franken werth!

Der alte Marteau war aufgestanden und ging, die Hände auf dem Rücken, im Kabinete umher, sah sich die Kupferstiche an, die Pendüle und die Candelaber — die Banknoten hatte er auf dem Schreibtische liegen lassen Er wartete auf Antwort; aber Monsieur Dubois antwortete nicht.

Nach einer langen Pause begann der Chiffonnier von neuem, aber diesmal in weit ernsthafterm Tone: „Für mich selbst, Monsieur Dubois, das bitt' ich nur zu glauben, hätt' ich nie diesen Schritt gethan, niemals! Wir „Lumpensammler“ haben auch unsern Stolz, und wer nichts von uns wissen will, den lassen wir laufen und kümmern uns nicht um ihn. Aber für meine Marie ist es etwas anderes, da kann ich mich schon ein wenig bücken und nachgeben.“

„Mein bester Herr Marteau,“ unterbrach ihn Monsieur Dubois, der endlich wieder zur Besinnung gekommen war und bei dem sich der Kaufmann noch mehr als der Vater Luft machte, „wer hat Sie denn beleidigen wollen und wer spricht von Bücken? Ueberrascht haben Sie mich, mein bester Herr Marteau, das ist alles. Sie haben Recht, vollkommen Recht: das Geld gleicht heutzutage vieles aus; und nun, da ich Ihre Verhältnisse kenne, danke ich Ihnen für den Antrag, muß mich aber doch wohl mit meiner Frau berathen.“

„Die Antwort schicken Sie mir als dann wohl durch Ihren Charles,“ erwiderte der Lumpensammler mit treuherzigem Lächeln und beurlaubte sich. Die Banknoten ließ er auch jetzt wie'er, wie nnabsichtlich! auf dem Schreibtische liegen.

Monsieur Dubois begleitete den Mann in der blauen Jacke und der schwarzen Mütze zuvorkommend und höflich durch das lange Magazin bis bis an die Hausthür und nahm dort mit einem herzlichen Händedruck Abschied von ihm. . . . . Ja, ja, das Geld gleicht vieles aus! . . . . Waren die Commis schon erst erstaunt gewesen, so waren sie es jetzt vollends. Nur der Buchhalter sagte nichts: er wußte was die Glocke geschlagen hatte.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Woher die Benennung: „Nürnberger Trichter“?

Der sehr verdiente Lehrer Schultheiß von Nürnberg, der gefeierte Senior auf der jüngsten Lehrerversammlung in Regensburg, gibt in seinem trefflichen Werke über die deutschen Schulen Nürnbergs über dieses Sprüchwort folgenden Aufschluß.

Welchem Lehrer wäre dies Sprüchwort nicht bekannt? Und welcher hat noch nicht zu seinem Schüler gesagt, wenn derselbe etwas nicht leicht fassen und nicht im Gedächtniß behalten konnte: „Bei dir könnte man auch den Nürnberger Trichter gebrauchen!“ Hiervon machte ich auch öfters Gebrauch, ohne eigentlich in der Sache klar zu sein, und da ich glaube, es geht vielen meiner Collegen wie mir, welche auch gern wissen möchten, was dieses Sprüchwort sagen will, so diene ihnen Folgendes zur Kenntnißnahme:

Der Nürnberger Trichter ist ein aus zwei Theilen bestehendes Buch, welches in Nürnberg bei Wolfgang Endter 1647 und 1648 gedruckt wurde und zum Verfasser Georg Ph. von Harsdorf hatte. Der erste Theil ist betitelt: „Poetischer Trichter,“ die deutsche Dicht- und Reimkunst, ohne Behuf der lateinischen Sprache in 6 Stunden einzugießen. Handelnd 1. Von der Poeterey ins gemein und Erfindung derselben. Inhalt. 2. Von der deutschen Sprache Eigenschaft und Füglichkeit in den Gedichten. 3. Von den Reimen und derselben Beschaffenheit. 4. Von den vornehmsten Reimarten. 5. Von der Veränderung und Erfindung neuer Reimarten. 6. Von der Gedichte Zierlichkeit, und derselben Fehler. Sammt einem Anhange von der Rechtschreibung und Schriftscheidung oder Distinction. Durch ein Mitglied der hochlöblichen fruchtbringenden Gesellschaft. Poetischer Trichter zweiter Theil. Handelnd: 1. Von der Poeterey Eigenschaft, Wol- und Mißlaut der Reimen. 2. Von den Poetischen Erfindungen, so aus den Namen herrühren. 3. Von Poetischen Erfindungen, so aus den Sachen und ihren Umstände herfließen. 4. Von dem Poetischen Gleichnisse. 5. Von den Schauspielen insgemein, und von den Trauerspielen. 6. Von den Freuden und Hirtenspielen. Sammt einem Anhang von der deutschen Sprache. Erwähnte Schriften kann ich auf Verlangen vorzeigen. Dieselben haben unter Andern auch folgend benanntes Büchlein hervorgebracht: Biographisches Ehrengedächtniß des weiland Erfinders des „Nürnberger Trichter.“ Nebst Seltenheiten und Kleinigkeiten aus der Oberösterreichischen Chronik. Freienberg, 1780 kl. Oktav. 40 Seiten.

In einem neuen Melodrama, das kürzlich im Theater von Bowery (England) zur Aufführung kam, wird ein Räuber von altem Schlag, der Held des Stückes, festgenommen und entdauptet; sein Kopf, der sich auf einem in der Mitte der Bühne stehenden Tisch befindet, wird plötzlich zur großen Freude aller Liebhaber starker Gemüthsbewegungen blosgedeckt. Die Täuschung ist vollständig. Der Schauspieler sitzt unter dem Tisch und steckt durch eine in der Mitte desselben befindliches Loch den Kopf heraus, der in einer Schüssel liegen und in Blut gebadet zu sein scheint. — Vor einigen Tagen gelang es dem Spaßmacher unter den Schauspielern gerade in dem Augenblick, als das Tuch vor dem Kopfe weggenommen wurde, eine starke Dose Schnupftabak auf dem Tisch auszubreiten. Der Kopf kam dadurch so in's Nießen, das es gar kein Ende mehr nehmen wollte. Man denke sich nun die Wirkung, die ein so unerwartetes Ereigniß gerade im ergreifendsten Augenblick hervorbrachte. Der ganze Saal brach in ein homerisches Gelächter aus. Die Heiterkeit erstreckte sich auch auf die Schauspieler, und selbst der Kopf mußte unter beständigem Nießen mitlachen. Endlich wurde der Vorhang herabgelassen, und das Publikum, das herbeigekommen war, um dramatische Thränen zu vergießen, verließ in der heitersten Stimmung von der Welt das Haus.

Ein Säufer schlug sich, fallend, in die Stirne ein Loch und klebte ein schwarzes Pflaster darüber. Sein Freund fragte ihn nächsten Tages: „Woher die Wolke auf der Stirn?“ — „Die ist vom gestrigen Nebel.“

Welcher Unterschied ist zwischen einem Mädchen und einer Uhr? Die Uhr bleibt manchmal stehen, das Mädchen manchmal sitzen.

Redaktion, Eigenthum, Druck und Verlag von J. H. Rietsch in Landshut.

Digitized by Google

Nro. 14. VIII. Jahrg.

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsausgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 6. April 1862.

Der Lumpensammler von Paris.

Eine wahre Geschichte.

(Schluß.)

Monsieur Dubois ging an den Pulte seines Sohnes vorüber, klopfte ihm leise auf die Schulter und sagte mit ungemein freundlicher Stimme: „Viens, mon enfant, j'ai à te parler," und Charles folgte dem Vater und Vetter und Sohn erschienen auch an jenem Tage nicht wieder im Magazin; aber oben im Salon bei Madame Dubois gab es eine lange ernste Unterhaltung, bei welcher wir freilich nicht zugegen waren, aber deren Gegenstand wir trotzdem leicht errathen können. Madame Dubois war eine Frau von äußerst strengen gesellschaftlichen Grundsätzen, und es gehörte die ganze Ueberredungskraft des Vaters dazu und die Versicherung des Sohnes, daß die Lumpensammlerstochter ein wahrer Ausbund sei an Schönheit und Liebenswürdigkeit, um die Einwilligung der Mutter zu erlangen. Der Vater der Madame Dubois war Metzgermeister im Orleans gewesen; er hatte auch früher ein hübsches Vermögen besessen, aber unter der Februar Republik schlechte Geschäfte und sogar Bankerott gemacht . . . . Doch das nur nebenbei; Herr und Madame Dubois sprachen nicht gern davon. Kurz, noch an demselben Abend erschien Charles in der Rue du Pauier Nr. 7, überglücklich, mit einem großen Buquet von weißen Camelien und großen Rosenknospen (der Verlobungsstrauß nach Pariser Sitte.) Daß der Botschafter gut aufgenommen wurde, läßt sich denken. Charles überreichte auch dem alten Marteau ganz ernsthaft die Bankbillets, die dieser in dem Kabinet seines Vaters „vergessen" hatte. Der Alte nahm sie lächelnd und gab sie sofort seiner Tochter als „Abschlagszahlung auf die Aussteuer", wie er sagte. „Vergessen" hatte er sie übrigens nicht bei Monsieur Dubois: es war einfach die Visitenkarte des Lumpensammlers, die er zurückgelassen.

Damit könnte nun eigentlich die Geschichte aus sein, die ohnehin lang genug geworden ist; denn was nun noch kommt, kann der Leser ohne große Mühe selbst hinzusetzen. Aber das Beste würde dann fehlen, was freilich der Leser unmöglich wissen kann; wir fahren also fort und erzählen auch noch den Schluß. Die üblichen Visiten wurden gegenseitig gemacht, und alles lief gut und nach Wunsch ab. Madame Dubois hatte allerdings einiges Herzklopfen bei der

Digitized by Google

ersten Vorstellung der zukünftigen Schwiegereltern in ihren Salons . . . . die Gesellschaft war zahlreich und gewählt, reiche Kaufleute des Quartiers, Advokaten vom kaiserlichen Gerichtshofe, sogar ein Staatsrath mit seiner Gemahlin — alles „befreundete Familien“ und „intime Bekannte“ . . . . Aber all' diese Herren und Damen, die durch die allzeit geschäftige Fama bereits von dem „interessantesten Ereigniß“ unterrichtet waren, fanden die Sache ganz natürlich und manche mochten wohl gar im Stillen die Dubois um ihr Glück beneiden. Père Marteau benahm sich vortrefflich und war trotz seinem Frack und seinen Glacehandschuhen nicht im Geringsten verlegen. Er sprach mit den ältern Herrn der Gesellschaft über hunderterlei Dinge aus der Geschäfts- und Handelswelt, zeigte Verstand und Kenntnisse, und sein treuherziges, offenes Wesen gewann ihm alle Gemüther. Madame Marteau machte bei den Damen gleiches Glück. Man hatte freilich an ihrer Toilette mancherlei auszusetzen, aber dem war leicht abzuhelfen; denn im Dubois'schen Magazin fand sich ja stets das Allerneueste und Allermodernste, und ihr, der zukünftigen Schwiegermutter, ließ man natürlich alles zum Einkaufspreise . . . . Fräulein Marie endlich bezauberte selbstverständlich alle Herzen. Sie war auch wirklich eine reizende Erscheinung, diese Lumpensammlerstochter und dabei so ungezwungen und frei, wie wenn sie in der feinen Welt, wo sie doch jetzt zum ersten Male erschien, geboren und erzogen wäre. Sie tanzte vortrefflich und wurde so häufig und so lebhaft engagirt, daß Charles ganz eifersüchtig wurde und daß der alte Marteau ihr mit dem Finger drohte und sie warnte, des Guten nicht zu viel zu thun. Monsieur Dubois hatte also gar nicht nöthig, an jenem Abend so viel von der Gleichheit der Menschen, von der Ehrenhaftigkeit aller Stände und von den Vorurtheilen der Privilegirten zu sprechen und auch nicht davon, daß das Geld so vieles ausmache, und was der bekannten Gemeinplätze mehr waren. Er that es aber doch, denn er hatte es seiner Frau versprochen, die sich, obwohl im Geheimen der neuen Verwandschaft aus guten Gründen herzlich zugethan, doch einer gewissen Furcht nicht erwehren konnte, die Marteau's möchten irgend eine gaucherie oder sottise begehen.

Alles lief aber nach Wunsch ab, und als auch Monsieur und Madame Dubois von ihrem Gegenbesuche in der Rue du Panier Nr. 7 ganz befriedigt nach Hause gekommen waren, konnte man daran denken, die Hochzeit des Paares festzusetzen.

Dem kirchlichen Akte geht in Frankreich der Civilakt vorher und diesem die sogenannte „signature du contrat“, eine Vereinigung beider Familien und der nächsten Verwandten, wo die Vermögens- und Erbschaftsverhältnisse, die Mitgift, Aussteuer u. s. w. vor einem Notar besprochen und geregelt werden. Wenigstens ist dies bei allen vornehmen Heirathen der Fall, und daß die in Reden stehende Heirath eine vornehme war, wissen wir bereits, da wir die Mitgift der Braut kennen. Vornehm und reich ist in Paris, und wohl sonst in der Welt, längst ein und dasselbe; je reicher, desto vornehmer.

Der alte Marteau überließ es den Eltern seines Schwiegersohnes, den wichtigen Tag zu fixiren; Charles selbst drängte begreiflich am meisten und schlug morgen oder übermorgen vor; aber Monsieur Dubois verlangte unter allerlei Vorwänden Aufschub von einer Woche zur andern.

Das Ding hatte nämlich einen schlimmen Haken. Der Lumpensammler, der nun schon seit längerer Zeit ein bekannter und gern gesehener Gast im Kabinete des Herrn Dubois war, hatte eines Tages, wie sich das übrigens von selbst verstand, den Kaufmann nach seinen Plänen in Bezug auf seinen Sohn gefragt und nebenbei auch nach dem Heirathsgut. Papa Du-

Digitized by Google

bois hatte ausweichend geantwortet und gemeint, vor der Hand blieb Charles wohl noch in seinem Geschäfte, in das er ja als Compagnon eintreten könne, wodurch sich alsdann die kitzliche Frage der Mitgift von selbst erledigte. Aber das gefiel dem alten Marteau nicht, der seinen Schwiegersohn selbstständig etablirt sehen wollte, und z. B. den Ankauf einer Tuchfabrik in der Nähe von Paris vorschlug. Für zweimalhunderttausend Franken stand gerade eine solche Fabrik in Pantin zu verkaufen; es war ein vortreffliches Geschäft, und da er, Pere Marteau, seiner Tochter gegen dreimalhunderttausend Franken mitgab, so konnte ja Monsieur Dubois leicht jene Fabrik für seinen Sohn erstehen.

Als Monsieur Dubois auch wieder verlegen auswich, fragte ihn der Lumpensammler einfach nach der Summe, die er seinem Sohne mitzugeben gedenke, und nun mußte der Kaufmann endlich mit der Sprache heraus. Er gestand, daß sein Vermögen mehr oder weniger in seinem Geschäfte stecke, daß er allerdings die Absicht habe, seinem Sohne hunderttausend Franken mitzugeben, daß aber wohl im Laufe des Jahres nicht könne, ohne sich selbst beträchtlich zu schaden daß er aber doch hoffe, vielleicht die Hälfte . . . . u. s. w.; der ehrliche Marteau errieth das Uebrige leicht. Aber er hatte auch schon einen Ausweg gefunden und antwortete: „Hochzeit müssen wir nun einmal machen und das bald, denn unsere Kinder haben keine Lust, länger zu warten. Setzen wir den Tag des Kontraktes auf nächsten Sonntag an, und sorgen Sie bis dahin, für die fünfzigttausend Franken, ich kompletire alsdann die Summe aus meiner Tasche. Es sieht besser aus . . . . vor der Welt, mon cher beau père, vor der Welt . . ., wenn Sie Ihrem Sohne hunderttausend mitgeben. Die Tuchfabrik können wir trotzdem kaufen."

Mit diesen Worten beurlaubte sich der Lumpensammler und ließ den armen Monsieur Dubois ganz beschämt zurück; denn, daß wir es nur gestehen, auch die fünfzigtausend Franken konnte er unmöglich in einigen Tagen schaffen.

„Der Alte glaubt, daß alle Welt so reich ist wie er selbst" murmelte der Kaufmann verdrießlich. „Er gibt fünfzigtausend Franken weg, wie unser Einer ein paar Louisd'or. Ein Chiffonnier!" — Seufzend schloß er seinen Geldschrank auf und schlug in verschiedenen Büchern ab, keine zwanzigtausend Franken konnte er bis zum Sonntag an baarem Gelde zusammenbringen. Dennoch waren die Einladungen ergangen, da man sich doch nicht durch eine weitere Zögerung compromittiren konnte; vielleicht fand sich auch noch ein Ausweg bis dahin.

Am Sonnabend klopfte der Lumpensammler wieder an. Er hatte bereits oben bei Madame Dubois einen Besuch gemacht, sich aber bald beurlaubt, um sie nicht in ihren Vorbereitungen zu stören. Im großen Salon wurden die Ueberzüge von den rothseidenen Möbeln abgezogen; man steckte Kerzen auf die Candelaber und Wandleuchter. Ein Tapezierer war beschäftigt, reiche Portièren in den übrigen Zimmern aufzuhängen; die Domestiken putzten das Silberzeschirr, und Madame Dubois berieth mit dem Brautpaare den Küchenzettel; denn man wollte ein Abendessen geben, wie es seit einiger Zeit in Paris am jour du contrat Mode geworden war. Charles und Marie sagten zu Allem Ja, fanden Alles vortrefflich und dachten dabei an sich selbst.

Pere Marteau fand den Kaufmann in seinem Cabinet, der ihm mit verlegener Höflichkeit entgegenkam. Der Alte zog wieder sein Portefeuille heraus und legte fünfzigtausend Franken auf den Schreibtisch, aber auf seinem treuherzigen Gesichte stand ein großes Fragezeichen. Monsieur Dubois merkte dieß wohl, aber wie ein muthiger Soldat wartete er nicht lange auf den Angriff, sondern ging der Gefahr, da er ihr doch einmal nicht ausweichen konnte. kühn entgegen und sagte, daß er allerdings gegen sechzehntausend Franken zusammengebracht habe, daß er auf

Digitized by Google

bedeutende ausstehende Summen gerechnet, die leider bis jetzt nicht eingegangen seien, und ähnliche derartige Entschuldigungen; dabei sah er so gedemüthigt und beschämt aus, daß man wirklich Mitleid mit ihm haben mußte.

„Aber, cher beau-père," rief der alte Marteau hastig und beinahe ärgerlich, „warum haben Sie mir nicht gleich gesagt, daß es Ihnen so schwer fallen würde, das Geld aufzutreiben. Ich hätte dann nicht auf meinem Vorschlage bestanden, und wir hätten die Sache anders arrangirt. Nun hab' ich mit meiner Frau und meiner Tochter davon gesprochen; sie kennen die Summe. Meine Frau fand sogar hunderttausend Franken nicht sehr bedeutend. . . . . Die Frauen, Monsieur Dubois," setzte er begütigend hinzu, als er sah, daß der Kaufmann feuerroth wurde, „die Frauen haben ja immer zu mäkeln und zu raisonniren. . . . . zurück können wir aber nicht mehr. Zum Glücke habe ich auch an diese neue Eventualität gedacht und noch weitere fünftausend Franken eingesteckt, so daß wir die hunderttausend Franken nun doch beisammen haben. Aber die Sache bleibt unter uns, und unsere Frauen brauchen nichts davon zu wissen."

Bei diesen Worten holte der Alte ein zweites Packet Banknoten hervor und legte es auf das erste.

Statt aller Antwort fiel ihm Monsieur Dubois um den Hals und umarmte ihn von Herzen und zwar zum ersten Male. Die alberne Scheidewand war endlich zwischen ihnen gefallen, und beide Männer unterhielten sich nun vertraulich und ohne Rückhalt wie zwei Freunde, die sie jetzt auch wirklich waren.

„Nur keinen Wein einschenken, beau-père," rief der alte Marteau lachend, „mehr will ich nicht, denn Alles läßt sich in der Welt arrangiren; nur keinen Wein! Man gießt uns ohnehin seit Jahren so viel Wasser hinein. Die Tuchfabrik kaufen wir trotz alledem noch."

Alsdann gingen sie zu den Damen hinauf.

* * *

Damit ist die Geschichte wirklich aus; denn alles Weitere nahm auch hier seinen fröhlichen, schönen Verlauf, wie immer bei solchen Gelegenheiten.

Am Morgen vor der Trennung gab der alte Marteau seiner Tochter einen Ring, den sie bei der heiligen Handlung ihrem Gatten als Trauring überreichen sollte. Es war ein schlichter, massiver Reif aus mattem Golde, mit zwei kleinen Türkisen. Die Leserin kennt den Ring bereits: es war derselbe, den die Fürstin Ligne damals dem jungen Marteau geschenkt.

„Ich weiß nicht," sagte der Lumpensammler gerührt, „aber ich glaube fast, der Ring hat mir Glück gebracht; von jenem Augenblicke an ist mir Alles nach Wunsch gerathen."

Das wollte der bescheidene Mann nicht hinzufügen, daß er eben durch Rechtschaffenheit Fleiß und Energie dahin gelangt war.

Am Hochzeitstage war große Tafel und Ball im Dubois'schen Hause. Der alte Marteau lud beim Nachtische das junge Ehepaar und die Schwiegereltern für den nächsten Frühling auf seinen Meierhof in Pontoise, den er durch Ankauf einer Mühle vergrößert hatte, und wohin er sich auf seine alten Tage mit seiner Frau zurückziehen wollte. Monsieur Dubois stieß seine Gattin an und sagte leise: „Mir wird wirklich ganz bange vor diesem Schwiegervater; nun wieder einen Meierhof und eine Mühle. Nächstens wird er noch ein Landgut und ein Schloß dazu kaufen. Das nenn' ich mir noch einen Cbiffonnier!"

Digitized by Google

Eine Aquarell-Skizze.

Erzählung nach einer wirklichen Begebenheit.

Von Ottfrid Mylius.

„Hollah! was für ein kecker junger Bursche dort in der grauen Blouse! Meiner Treu, Herr, sehen Sie nur, er küßt nicht nur die vornehme Dame, sondern die ganze Familie nach der Reihe, die Gouvernante, die Kinder und die wunderschöne junge Person mit den braunen Augen und blonden Locken! Morbleu! quel heureux chien de rapin!"

Diese Bemerkung galt mir; sie kam aus dem Munde eines sehr liebenswürdigen alten Herrn, mit welchem mich der Zufall auf der Eisenbahn von Boulogne nach Amiens an einem schönen Herbsttage des Jahres 185— zusammengeführt hatte, und ward auf einer kleinen Haltstation zwischen Noyelle und Abbeville gemacht, wo wir Zeugen eines sehr herzlichen Abschiedes zwischen einem kleinen schlanken jungen Mann in grauer Blouse und Strohhut und mit einer Mappe und Feldstuhl unter dem Arme, welche ihn als Maler kundgaben, und der Familie eines Landedelmannes oder Gutsbesitzers waren. Diese Familie bestand aus dem Hausvater, offenbar einem höhern Militär, seiner sehr eleganten und graziösen Frau von etwa 36 Jahren und deren drei Töchtern von respektive etwa fünfzehn, zwölf und zehn Jahren und der hübschen hochgewachsenen englischen Gouvernante derselben. Ein sehr eleganter Phaeton mit zwei prächtigen Halbblutpferden und eine Pony-Carriage daneben schienen diese Familie vom Lande her und auf die Bahn gebracht zu haben und deuteten auf Wohlstand und Rang hin.

Ein reich gallonirter Laquai mit einem Reisesack in der einen und einem zierlichen Victualienkorb in der andern Hand stand auf dem Perron und harrte des abreisenden Malers.

„Adieu, Oberst!" rief der Maler mit einer merkwürdig hellen Sopranstimme; „auf Wiedersehen, und tausend Dank für die liebenswürdige Gastfreundschaft."

„Adieu mon ami, (oder amie, ich hab's nicht deutlich unterschieden! Sein Sie versichert, daß wir Sie stets bei uns willkommen heißen werden!" sagte der Herr mit dem Band der Ehrenlegion und drückte dem Maler herzlich die Hand.

„Einsteigen! einsteigen! Es ist die höchste Zeit!" riefen die Schaffner.

Leichtfüßig wie ein Reh sprang der Maler auf den Perron herauf, lief an der Wagenreihe entlang und ließ seine großen, lebhaften, geistvollen Augen forschend durch dieselben gleiteten. Plötzlich blieb er vor unserm Coupe stehen, nahm dem Laquai Reisesack und Korb ab, grüßte uns mit einem freundlichen Lächeln und stieg zu uns ein, um vom Schlage aus dem Diener noch ein Goldstück in die Hand zu drücken, als dieser ihm ein Billet erster Klasse überreichte.

„Aber, mein Freund, Sie fahren dritter Klasse?" rief der Oberst überrascht, der inzwischen herangekommen war.

— „Immer, Oberst! immer bei Tage," erwiderte der Maler mit dem gewinnendsten Lächeln, das hinter seinen bartlosen Lippen zwei Reihen wunderschöner kleiner elfenbeinweißer Zähne zeigt; „man sieht hier mehr und amüsirt sich besser, als unter den langweiligen Engländern in der ersten und unter der Bourgeoisie in der zweiten Classe. Man macht spielend seine Studien und das ist ja für mich die Hauptsache, wie Sie wissen!"

„Aber sind Sie auch sicher vor — vor unangenehmen Berührungen?" fragte der Oberst.

— „Jawn, ganz wie Sie wollen! Glückliche Reise! Leben Sie wohl!"

Digitized by Google

Ein Pfiff, ein Ruck und der Zug setzte sich in Bewegung. Die Damen warfen Kußhändchen herüber und winkten mit den Tüchern, der Maler schwenkte den Hut und lächelte auf's freundlichste, bis ihm seine Gastfreunde aus dem Gesicht waren.

Mittlerweile hatte ich Zeit gehabt' mir den Maler recht genau und unbefangen zu betrachten. Und seine Erscheinung war in der That dazu angethan, die Aufmerksamkeit anzuregen. Er war eher unter als über Mittelgröße, überaus fein zierlich gewachsen, Hände und Füße so klein wie bei einer Dame, aber gerundet und sehnig, wie unter den blaßgrauen Handschuhen noch zu erkennen war. Das Gesicht war ganz glatt, ohne alle Spur von Bart, also eine Anomalie von einem Malergesicht; die feingeschnittene gerade Nase und der wohlgebildete Mund mit den dünnen Lippen hatten etwas Keckes, Knabenhaftes, und die großen geistvollen Augen schauten so sicher und zuversichtlich und zugleich so treuherzig in die Welt hinein, daß man dem jungen Manne auf den ersten Blick gut werden mußte. Ein leichtes Matrosenhütchen von Strohgeflecht saß etwas übermüthig schief auf einem reichen seidenweichen Lockenhaar. Eine weite graue Blouse bedeckte einen Sommerpaletot von staubgrauem Steff und weite Pantalons von Drell, unter denen ein kleiner Fuß in Juchtenhalbstiefeln hervorsah.

Der alte dicke Herr mir gegenüber, anscheinend ein guter Partier Spießbürger, der vom Seebade zurückkam, war vom Fenster weggerückt und hatte zuvorkommend dem jungen Maler den Eckplatz eingeräumt; der alte Herr mit dem rothen Ordensband neben mir, der mich auf die keck in Küsse aufmerksam gemacht hatte, welche der Maler einnahm und austheilte, warf seine kaum angebrannte Havannah-Cigarre aus dem Fenster und begegnete dem jungen Manne mit achtungsvoller Zuvorkommenheit. Der Maler entschuldigte sich mit dem freundlichsten Lächeln, daß er uns derangire, dankte dem dicken Herrn für seine Zuvorkommenheit, brachte seine Mappe, Feldstuhl und Gepäcke unter, so gut es eben anging, und war bald mit uns in angelegentlichem Gespräche über Wetter und Gegend, die Reize des Landlebens, die allgemeinen Schönheiten der Normandie und die besonderen dieser Tour, und bat uns schließlich, nur ungenirt fortzurauchen da er schon daran gewöhnt sei, — eine Bemerkung, die mich einigermaßen frappirte. Seine Manieren hatten etwas entschiedenes, kurzes, bündiges, in seinen raschen Fragen lag etwas so elastisches und energisches, in seinem ganzen Sein und Wesen eine eigenthümliche Beweglichkeit und Sicherheit und ein savoir faire, das gerade nicht männlich war, sondern mich eher an das Gebahren eines frühreifen wohlgezogenen Knaben oder Jungen erinnerte. Die großen ausdrucksvollen Augen waren in steter Bewegung und musterten bald die Mitfahrenden, die Landleute in ihren eigenthümlichen Trachten, die Weiber und Mädchen, die ganze gemischte Gesellschaft in unsern Wagen bald die reiche gutgebaute Gegend, durch welche wir hinfuhren, und die kleine Hand bezeichnete ab und zu einzelne schöne An- und Aussichten bald mit stummer Geberde, bald mit irgend einer raschen, kurzen und treffenden Bemerkung.

Ehe wir uns versahen, waren wir auf dem Bahnhof von Abbeville. Es war Sonnabend und Markttag, und eine Menge Landvolk harrte auf der Rampe auf den Abgang der Züge, um nach Hause zurückzukehren. Unser junger Maler verwandte kein Auge von diesen Gruppen, und bezeichnete uns Nachbarn wieder manche hübsche, somit manche komische oder auffallende Erscheinung und lachte herzlich mit uns. Dann setzte sich der Zug wieder in Bewegung, und unter fortwährendem Geplauder erreichten wir eine Station, die ungefähr noch ein Kilometer von Amiens entfernt liegt.

Hier trat einer der Conducteurs an den Schlag und lüftete die Mütze vor dem Maler.

Digitized by Google

„Ah, sind wir schon zur Stelle?“ rief der Maler. „Guten Abend, meine Herren, und glückliche Reise!“ Damit stand er auf und verließ den Wagen; der Abend sank hernieder und ich weiß nicht, machte es die einbrechende Dämmerung oder der Abschied des Malers — mir war mit Einem Male, als ob die Scene melancholischer geworden und mit dem jungen Manne der gute genius der Gesellschaft gewichen sei.

„Haben Sie diesen Herrn gekannt, weil Sie ihm so zuvorkommend Ihren Platz einräumten?“ fragte ich den dicken Herrn, welcher wieder mein Gegenüber geworden war.

Der Dicke lächelte. „Dieser Herr ist eine Dame — eine regelrechte Pariserin, eine unserer größten Künstlerinnen,“ sagte er lachend. „Ich kenne sie, wenigstens vom Sehen. Es ist...“

„Doch nicht Rosa Bonheur?“ rief ich.

— „Ja gerade diese,“ versetzte der dicke Herr. „Sie dürfen sich darauf verlassen, ich kenne sie.“

Wär's möglich? So hätte ich doch richtig gemuthmaßt!“ sagte mein Nachbar zur Rechten, der schwarze Herr mit dem Ordensbande. „Dacht' ich wir's doch gleich! Ah, wie schade, daß ich sie nicht angeredet und mich der Identität ihrer Person versichert habe! Sie hätte sich gewiß gefreut, nähere Nachrichten von Angelique Vertaud zu hören.“

— „Angelique Vertaud? wer ist dieß?“ fragten wir neugierig, denn die Bekannte der berühmten Künstlerin mußte uns nothgedrungen interessiren.

„Oh, das ist eine einfache arme Frau, die aber dieser Künstlerin da, deren Herz noch trefflicher ist als die Fertigkeit ihres Auges und ihrer Hand, das Glück ihrer ganzen Familie verdankt. Es ist eine lange Geschichte....“

— „Die Sie uns erzählen werden, nicht wahr?“ rief der dicke Herr. „Ich höre für mein Leben gern rührende Geschichten.“

„Ja, bitte, erzählen Sie!“ sagten wir alle emphatisch.

Der schwarze Herr mit dem Ordensband ließ sich nicht lange bitte. „Mit allem Vergnügen meine Herren, aber die Geschichte ich mehr einfach als interessant; erwarten Sie nichts ungewöhnliches. Sie ist wie eine Geschichte von Florian, und ihr einziges Verdienst ist, daß sie sich wirklich zugetragen hat.“

„Um so besser! desto besser! Erzählen Sie doch!“

— „Nun denn, meine Herren! vor einigen Jahren war ich Steuerbeamter im Nivernais, und ich habe zwar die Geschichte, welche ich Ihnen erzählen will, nicht selbst als Augenzeuge erlebt, aber sie aus dem Munde von Augenzeugen gehört, die mir die Wahrheit verbürgen wollen. Also zur Sache: An der Landstraße zwischen Decise und Moulins-en Gilbert ist eine kleine Schenke etwa ein halbes Kilometer von einem mäßig großen Flecken. Die Schenke liegt in einem wunderschönen Wald- und Wiesenthale an einem kleinen Zuflüßchen der Loire, und heißt zum „heiligen Georg,“ dessen Bild als Drachentödter, von einem Jahrmarktkünstler in grellen Farben auf an ovales Brett gemalt, sich an einem eisernen Schwanenhals über der Haustreppe schaukelt. Es ist eine jener Schenken an der Landstraße, wo die Fuhrleute und Kärrner einkehren, wo man „zu Pierde und zu Fuße logirt,“ und wo der Reisende kaum mehr suchen darf, als ein einfaches Mahl und ein Glas guten Landweins.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Geschichtliche Kuriositäten.

Wratislaw X. von Pommern war ein sehr thätiger und entschlossener Fürst. Ganz besonders machte er sich verdient um die Reinigung des Landes von Räubern und Schnapphähnen, die er unerbittlich und streng bestrafte. Einer von ihnen, Eseborn, von Barth gebürtig, hatte sich auf dem Zwingst einen Raub von Ochsen und Speck zu schulden kommen lassen und seine Beute auf einem Schiffe in Sicherheit gebracht. Sieben Jahre waren seitdem vergangen. Eseborn, der seitdem vermieden hatte, das Land zu betreten, glaubte jetzt seine That vergessen und kehrte zurück. Sein Unstern wollte, daß er dem Herzog begegnete. „Bist du wieder da Eseborn?" rief ihm Wratislaw entgegen. „Warum hast Du mir und meinen Bauern die Ochsen und den Speck gestohlen?" Eseborn erschrack. „Gnädiger Herzog," stammelte er, „es war damals Krieg!" — „Krieg!" antwortete der Herzog, „nun ich wüßte nicht, daß auch jetzt zwischen uns großer Friede wäre. Es bleibt nichts, als daß wir jetzt ein Wörtchen davon reden. Ich fürchte, Du wirst Deine voreilige That mit Deinem Kragen bezahlen müssen." — „Gnädigster Fürst!" rief Eseborn bestürzt; „Ihr werdet das nicht an mir thun. Bedenkt, daß ich Freunde habe, die mich rächen werden, wenn mir von Euch ein Leids wiederfährt." — Der Herzog lachte ob der Drohung, zog stracks aus seinem Aermel einen Hundestrick hervor, knüpfte eine Schleife und sagte: „Kiek mi in dat Loch!" Damit warf er ihm die Leine um den Hals und ließ ihn am nächsten Baume henken.

Zur Geschichte des Regensburger Doms.

Zur Zeit Bischof Leo's von Regensburg anno 1263, etliche schreiben 1272 ist die Thumbkirche durch einen Feuerstrahl vom Himmel angezündet worden und ganz verbrennen sammt allen Glocken, Epitaphien und Kirchen-Zeiten. 12 Cal. Aprilis da hat dieser fürsichtige Bischof allerlei Materialien zusammengebracht und anno 1275 am Abend Sct. Georgii den ersten Stain am Fundament geweihet und den Patronum verändert. Dann dieser Kirchen Sct. Remigius Eps. et Confessor, erster Patronus gewesen, derentwegen die Thumbherrn dieß Stüffts mit den Remigiensibus, allda der heilige Remigius residirt eine confraternitaet gehabt. Und weil jetzt gemelte Kirchen zuvor auch schon etliche Mal verbronnen, hat der gedachte Bischof der neuen Kirche einen neuen Patronum erbeten und solche in der Ehre der heiligen Dreifaltigkeit, unserer Frauen und Sct. Petri eingeweiht anno 1276. An diesem Bau haben täglich um der Ehre Gottes willen und umsonst 8000 Menschen gearbeitet von Landleuten und noch dazu ein Viertel der Stadt, außer den Steinmetzen, Bildhauern, Maurern und Zimmerleut, den hat man den Tag einem 2 Laibl Brod, 1 Regensburger dl. und ein Käß geben, allso wolfail war damals Alle Sachen.

Die Hansestädte schickten einmal ihre Abgesandten zum König Erich von Schweden und Dänemark um mit ihm zu unterhandeln. Der König hatte sie zu Nyköping zu Gaste, und nach der Mahlzeit forderte er sie auf, ihn in seinen Lustgarten vor der Stadt zu begleiten. In Folge vorausgegangenen Regenwetters waren die Wege überaus schmutzig, und König Erich, der allein zu Pferde saß, hatte die seltsame Grille, eben die allerkothigsten Stellen zu wählen, was natürlich die in ihre Prachtgewänder gekleideten Gesandten ungemein verdroß. Es dauerte nicht lange, so kamen sie zu einer Lache, die wenigstens knietief war. Der König hatte sie bereits eine Weile hinter sich, als die Hansestädter noch immer rathlos dastanden und bald auf die Kothlache, bald auf ihre schönen Gewänder blickten. „Ei was," sagte da Ebert von Hohensee, der Bürgermeister von Stralsund, „was stehen wir noch hier und lassen den König allein reiten. Meine Herren vom Sunde haben Geld genug, um mir ein neues Gewand kaufen zu können." Und ohne weitere Rücksicht auf seine kostbaren Kleider zu nehmen, ohne eine Miene zu verziehen, watete er mitten durch den Tümpel. Der König war darüber so erfreut, daß er nicht nur dem Bürgermeister eine neue Zobelhaube reichen ließ, sondern auch den Stralsundern, denen er sonst eben nicht sehr gewogen war, günstigere Bedingungen gewährte.

Redaktion, Eigenthum, Druck und Verlag von J. F. Rietsch in Landshut.

Digitized by Google

Nro. 15. VIII. Jahrg.

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsausgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 13. April 1862.

Eine Aquarell-Skizze.

Erzählung nach einer wirklichen Begebenheit.

Von Ottfrid Mylius.

(Fortsetzung.)

Dieses Wirthshaus gehört seit etwa sechzehn Jahren einem schlichten Landmann, André Vertaud mit Namen, der aus der Gegend gebürtig oder vielleicht auch aus der nahen Auvergne ist. Vertaud hat gedient und war ein schmucker Uhlan, der als Offiziersdiener und als Einsteher sich ein Sümmchen erspart, dann sein Schätzchen geheirathet und sich dort angekauft hat. Angelique war Köchin in Clermont-Tonnerre gewesen und verstand sich auf das Hauswesen ganz ferm, und André suchte seinesgleichen in der Behandlung von Pferden. Er ward Fuhrmann und hatte Arbeit genug und genoß Vertrauen. Die Schenke hatte Zulauf, denn man fand bei Mutter Angelique gute Küche, reinen Wein, ein freundliches Gesicht und reinliche Betten. Es war nichts Seltenes, daß sogar Stadtleute im „heiligen Georg" übernachteten — Maler auf Reisen, die ihr Skizzenbuch bereichern wollten, oder Studenten, welche in die Auvergne gingen, um zu botanisiren, oder auf geognostischen Ausflügen. So ging es dem jungen Ehepaare gut, und sie waren auf dem besten Wege, ihr Anwesen schuldenfrei zu machen, und ihren soliden Wohlstand zu gründen. Sie hatten das schönste Vieh im Stalle, den hübschesten Garten am Hause, die bestbestellten Felder, und ein Häuflein schöner, frischer und gesunder Kinder. Was verlangten sie mehr?

Aber mit einem Male brach ein Unstern um den andern über sie herein. André Vertaud hatte auf seinen Fahrten als Fuhrmann einen alten Kameraden vom Regimente her wieder gefunden, der in Avallon eine kleine Schenke und Herberge hielt und einen Pferdhandel betrieb, und die beiden alten Soldaten, die vordem Bettkameraden gewesen waren, hatten mehrfach bei einander logirt, sich die Kinder aus der Taufe gehoben, und eine dicke Freundschaft angefangen, welche um so inniger ward, weil sie beide anscheinend in gleich günstigen Verhältnissen waren. Dieser „Schlaf" von André, Mouthardy mit Namen, war nun eines Tages

Digitized by Google

unserem Fuhrmann auf dem Jahrmarkt in Chateau-Chinon begegnet und hatte unter dem Vorgeben, daß er zu einer höchst einträglichen und sicheren Spekulation auf kurze Zeit einer größeren Geldsumme bedürfe, und daß er für diesen Freundschaftsdienst höchst erkenntlich sein werde André Bertaud veranlaßt, eine Bürgschaft für 2000 Franken für ihn einzugehen. André Bertaud sträubte sich zwar Anfangs dagegen, jedoch mehr aus instinktmäßiger Abneigung als aus Grundsatz, und weil es seine Gewohnheit war, ohne Mutter Angelique's Vorwissen kein derartiges Geschäft einzugehen. Allein Montbardy behandelte die Sache so leichthin und einige andere Viehhändler und der Jude selbst, welcher das Geld hergeben wollte, setzten Bertaud so sehr mit Bitten und Vorstellungen und mit Weintrinken zu, daß er am Ende seine Krakelfüße vor Notar und Zeugen unter eine Urkunde schrieb, die er nicht lesen konnte und deren vorgelesenen Inhalt er nur halb verstand, und ging so eine Verbindlichkeit ein, deren Tragweite er sicher nicht einsah. Als er freilich von dem Bureau des Notars zurückging in den „goldenen Hahn," bereute er beinahe den gethanen Schritt und verrieth seine Herzensangst durch sorgliche Fragen und Erkundigungen bei Montbardy, der ihn aber lachend zu beruhigen und ihm jede Furcht auszureden suchte.

„Jenun, Furcht hab' ich eben nicht," meinte Bertaud. „Aber es genirrt mich doch, daß Mutter Angelique nichts davon weiß. Wenn ich es ihr sage, so wird sie mich auszanken und ich werde es auf jedem Teller Suppe essen müssen!"

— „Narr, dann verhehl' es ihr! sagte Montbardy. „Es ziehmt ohnedem einen braven Kerl nicht, daß er den Unterrock gleich wissen läßt, was er für einen guten Kameraden gethan hat. Und überdem darfst Du es um meinethalben auch nicht wissen lassen, denn es könnte meinem Kredit schaden, wenn es alle Nachbarinnen wüßten, daß Hippolyte Montbardy von einen Juden Geld gepumpt hat. Kein Bauer in Deinem Canton verkaufte mir mehr einen Gaul auf Handschrift."

Dieß klang plausibel, und zudem war ja Montbardy ein wohlhabender Mann und Bertaud's „Schlaf" gewesen, und galt für einen braven Kerl. Er war sicher nicht im Stande einen guten Freund in Verlegenheit zu bringen; und im Übrigen: man hilft sich unter einander. Mit solchen Erwägungen entschlug er sich der leisen Besorgniße, als er in später Nacht und so ziemlich „halb über See" vom vielen Rothwein nach Hause fuhr.

Frau Angelique erfuhr also nichts von der Bürgschaft, welche ihr Mann eingegangen, und als vier Monate später ein Kärrner die Nachricht mitbrachte, daß Hippolyte Montbardy, „der Korporal," wie er mit seinem landläufigen Zunahmen hieß, ertrunken sei, und Bertaud dabei ganz entsetzlich erschrack, schrieb sie diesen Schreck auch nur auf Rechnung der alten guten Kameradschaft, die zwischen André und dem Todten bestanden hatte. Sie fand es sogar erklärlich und billig, daß André einige Tage später den großen Braunen vor den Char-à-banc spante und nach Avallon hinüberfuhr, um nach Gevatter Montbardy's Wittwe und Kindern zu sehen. Wohl kehrte André sehr gedüstert von dieser Reise zurück, aber Mutter Angelique maß den Ernst ihres Mannes der Thatsache bei, die er in Avallon ermittelt hatte, daß sein Kamerad selber den Todt gesucht habe, weil seine Vermögens-Verhältnisse sehr derangirt gewesen seien. Einige Tage darauf kam auch der Jude aus Chateau-Chinon, der das Geld hergegeben hatte, aber André wußte es so zu richten, daß er demselben im Wagen nach Nevers fuhr, und sie erfuhr noch immer nichts von der Bürgschaft, welche Bertaud für seinen Freund eingegangen hatte und deren Verbindlichkeit nun auf ihn allein übergegangen war.

Digitized by Google

Von dieser Zeit an war jedoch Andrés ungemein ernst und verdüstert geworden; er, der sonst so fröhlich und leutselig gewesen war, ging verschlossen und finster umher, war reizbar und beinahe schwermüthig. Er ritt und fuhr in der ganzen Gegend herum, bei Pächtern und Notaren, und ward seinem Hauswesen und Geschäfte fremd. So mochten etwa fünf Monate vergangen sein, als der Mann, der seither so kräftig gewesen war, zu kränkeln anfing. Vergebens zerbrach sich Mutter Angelique den Kopf über die Veränderung, welche mit ihren Gatten vor sich gegangen war, vergebens drang sie in ihn mit Fragen nach dem Grunde seiner Schwermuth und Verbitterung, — er gestand ihr nie die wahre Sachlage. Eines Morgens konnte er das Bett nicht mehr verlassen und lag im heftigsten Fieber und Delirium. Seine lauten wirren Gedanken beschäftigten sich unaufhörlich mit Monthardy und dessen Tode, und erfüllten Mutter Angelique mit einer unaussprechlichen Angst. Man holte einen Arzt von Decise, und dieser erklärte die Krankheit für ein lebensgefährliches typhöses Fieber.

Das war eine harte Zeit für die arme Angelique, welche schier Tag und Nacht nicht von dem Bette ihres Gatten wich. Aber das Schlimmste sollte noch kommen. Andrés mochte etwa drei Wochen lang bettlägerig sein und war noch nicht bei Besinnung, da kam eines Morgens ein Jude aus Nevers, verlangte den Wirth zum „heiligen Georg" zu sprechen und, als er diesen nicht sehen konnte, eine Unterredung mit dessen Frau. Mutter Angelique wußte nicht, was der Mann von ihr wollte, den sie in ihren ganzen Leben niemals gesehen hatte. Der aber wollte viel von ihr: nur dreitausend baare Franken auf einen Wechsel, welchen Andrés Vertaud ausgestellt hatte. Sie war wie gelähmt; als sie sich aber vom ersten Schreck wieder erholt hatte, und sich besann, daß Andrés niemals auch nur eine Silbe hievon erwähnt, war sie geneigt, das Ganze für eine Lüge zu halten, nannte den Juden einen niederträchtigen Betrüger und hieß ihn sich packen, wenn sie ihn nicht durch den Knecht hinauswerfen lassen solle. Der Jude ging, kam aber Nachmittags wieder mit einem Notar aus Decise, welcher abermals Mutter Angelique zur Bezahlung aufforderte und, als sie nicht bezahlen zu können noch zu wollen erklärte, ein Document darüber aufnahm. Jetzt merkte Mutter Angelique, daß die Sache doch kein Betrug sein könne, sondern bitterer Ernst sei, und legte sich auf's Bitten. Der Jude war taub gegen alle Vorstellungen. „In drei Tagen mein Geld, oder ich lasse Euren Mann in den Schuldthurm stecken und Euch ausspänden!" lautete sein Bescheid.

Die arme Frau war der Verzweiflung nahe. Der erste lichte Moment, welchen Andrés hatte, ward dazu benützt, ihm dieses Ereigniß möglichst schonend beizubringen, und nur erst gestand er der Mutter Angelique alles. Monthardy's Verlassenschaft war im Concurs und überschuldet; die Bürgschaftsschuld konnte nicht bezahlt werden; der Gläubiger hatte also den Bürgen zur Bezahlung derselben angehalten und sich erst nach langem Bitten und Flehen Andrés's dazu verstanden, die Summe nebst Zinsen noch ein halbes Jahr zu stunden, wenn er ihm einen Wechsel auf 3000 Franken unterschreibe. Vergebens hatte der unglückliche Schuldner seither alle Thüren aufgestoßen, um diese, für seine Mittel so bedeutende Summe zusammenzubringen. Die Angst vor dem täglich näher rückenden Verfallstermin und der Kummer über seine vergeblichen Schritte hatte seine Gesundheit unterwühlt. Alle Bemühungen waren vergeblich gewesen, denn wer hat auf den platten Lande Kapitalien außer den Juden und den Notaren, und bei den ersteren fand Andrés keinen Kredit mehr, weil sein Gläubiger ihm bereits alle Hülfsquellen abgeschnitten hatte, und die Letzteren liehen die Gelder ihrer Klienten nur auf ganz sichere Hyppotheken, welche Andrés nicht zu bestellen vermochte, am wenigsten ohne Vorwissen

Digitized by Google

seiner Gattin. Es war gleichsam, als ob sich alles gegen den armen Fuhrmann verschworen habe, um seinen Gläubigern Haus und Hof und die ganze Habe in die Hand zu spielen.

Dreitausend Franken binnen drei Tagen! Dieser Gedanke mit seiner furchtbaren Tragweite schmetterte die arme Frau beinahe zu Boden nieder. Allein Mutter Angelique war eine starke Frau und vom guten zähen Stoffe. „Unsere Bedürfnisse sind unsere Kräfte," sagt ja das Sprichwort. Als sie sich von der ersten Betäubung wieder erholt hatte ging sie zum Pfarrer. Das ist immer die erste Zuflucht der Armen auf dem Lande, und die armen Geistlichen haben ja gottlob noch ein Herz für die armen Leute. Angelique erzählte dem alten Curé alles haarklein, und dieser versprach für sie zu handeln und zu sorgen, legte sogleich seine Soutane an, nahm Hut und Stock, und wanderte nach Decise zu einem Advokaten seiner Bekanntschaft. Na, meine Herren! was soll ich Ihnen lange den ganzen Hergang schildern, welchen Sie sich ohnedem denken können? Mutter Angelique verpfändete was sie konnte, aber es reichte nicht zur ganzen Summe, und dann waren noch die schweren Gerichtskosten und Sporteln zu bezahlen, und André war vor Alteration wieder rückfällig geworden und lag zwischen Leben und Tod.

Eines Morgens kamen ein Huissier und der Schreiber eines Notaire aus Decise und der Maire aus dem benachbarten Flecken, um eine Pfändung vorzunehmen. Man trieb die beiden Kühe und das eine Pferd, und eine junge Färse und einige Ziegen aus dem Stall der Herberge heraus in die kleine Wiese neben dem Hause, um sie zu verkaufen. Da erhob sich ein Jammer im Hause, der Steine hätte erweichen können. Mutter Angelique weinte zum Verzweifeln und die Kinder schrieen und klammerten sich an die Thiere an. Nehmt einem Bauern das Vieh, meine Herren, und Ihr macht ihn rettungslos unglücklich; er sinkt dann herunter zum Häusler, zum Proletarier, zum Heloten — mit seinem Ansehen und Kredit ist es aus und vorbei. Das wußte Mutter Angelique und sah im Geiste voraus, daß sie nun bald auch das Häuschen werden räumen und ihr Brod betteln oder durch Tagelohn verdienen müssen. „André wird es nicht überdauern, wenn er es erfährt," jammerte sie; „sein Vieh war sein Stolz und unsere Wohlstandsquelle. Und das alles soll in die Hände der Juden wandern, der Elsässer, der Blutsauger, der Bauernschinder? Gibt es denn kein Erbarmen mehr auf Erden und keinen Gott mehr im Himmel?"

Der gute Pfarrer tadelte sie sanft über diese gotteslästerlichen Ausdrücke, die ihr nur die Verzweiflung abgerungen.

„Seid ruhig, betet und vertrauet! Gott kann noch helfen mittelbar oder unmittelbar!" sagte er mild und gläubig.

In der That waren nur wenig Bauern da zur Versteigerung, aber weit mehr Viehhändler, und das sind dort zu Lande meist Juden aus dem Elsaß. Die Bauern warfen den Israeliten finstere Blicke zu, wagten aber doch nichts gegen sie, denn der Maire war ja da und der Gendarme. Die Juden musterten die Thiere und bipperten unter einander in ihrem Judendeutsch, wie viel sie wohl geben wollten, wenn die Bauern nicht steigerten, und kamen überein, daß keiner dem andern das Geschäft verderben sollte. Die Versteigerung sollte gleich beginnen, da kam von Moulin-en-Gilbert her ein Cabriolet angefahren mit einem jungen Menschen und einem älteren Frauenzimmer darin, die wollten hier frühstücken in der Herberge zum heiligen Georg. Der junge Mensch fand di Gegend wunderhübsch, nahm seine Mappe und begann zu zeichnen. Da hörte er das Weinen und Jammern der Kinder, die ihre Ziegen nicht lassen wollten, blickte über die Hecke und sah die Gruppe von Vieh, von Kindern, Bauern und Juden.

Digitized by Google

Das schien ihn anzuziehen, denn er betrachtete die ganze Sache erst aufmerksam, nahm dann schnell ein weißes Blatt aus der Mappe und begann hastig eine Skizze der ganzen Gruppe. Er war so in seine Arbeit vertieft, daß er gar nicht bemerkte, wie der greise Pfarrer sich ihm genähert hatte, und über seine Schulter auf das Papier blickte, auf welchem unter der Hand des jungen Menschen Gestalt um Gestalt in wenigen Strichen mit täuschender Wahrheit und Aehnlichkeit zum Vorschein kam.

„Wie seltsam!“ sagte der Pfarrer gleichsam im Selbstgespräch, „des Einen Untergang ist des Andern Leben, diese traurige Veranlassung, welche einer Familie ihre beste Habe kostet, gibt Ihnen den Stoff zu einem hübschen Gemälde.“

— „Wie so eine traurige Veranlassung?“ fragte der junge Mensch betroffen, und blickte dem würdigen Geistlichen mit seinen großen schönen Augen neugierig in's Gesicht. „Ist der Eigenthümer dieses Viehes, das hier versteigert werden soll, gestorben?

„O nein, er ist todtkrank, und die Nachricht, daß man ihm sein Vieh hinweggenommen, kann ihn tödten und eine arme Wittwe mit vier Waisen in Armuth zurücklassen,“ entgegnete der Pfarrer.

— „Also eine Zwangsversteigerung?“ fragte der junge Maler. „Und aus welchem Anlaß? Bitte, sagen Sie mir alles; ich höre, während ich in meiner Skizze fortfahre.“ Und er zeichnete weiter, so lange ihm der Pfarrer die ganze Geschichte erzählte. Plötzlich hielt er mit dem Zeichnen inne; seine großen Augen standen voll Thränen, als er sich zu dem ehrwürdigen Greise wandte mit den Worten: „das ist ja entsetzlich! Und wieviel beträgt der Rest der Schuld?“

„Mehr als siebenhundert Franken,“ erwiderte der Pfarrer.

Der Maler nahm sein Portemonnaie heraus und zählte seine Goldstücke. „Ach,“ sagte er traurig, „es reicht nicht, ich habe kaum die Hälfte der Summe bei mir. Aber ist denn keine andere Hilfe möglich?“ Der Greis schüttelte traurig den Kopf. „Ist keine einzige edle Seele in der Nähe, welche diesem Unglück vorbeugen würde?„

„Es ist eine arme Gegend, mein Herr! siebenhundert Franken sind hier zu Lande ein Vermögen; ich habe meine Bürgschaft angeboten,“ setzte er wehmüthig hinzu, „allein wer borgt einem hochbetagten Greise, einer Frau, die im Begriffe ist, Wittwe zu werden und — Bettlerin?“

— „O mein Gott! Sie haben recht. Welch ein Jammer! — Aber dort seh' ich ja ein Schloß hinter jenen Pappeln und Platanen hervorschauen. Ist es nicht bewohnt? Wem gehört es?“

„Der Marquise de Brizac, die gegenwärtig sich dort aufhält!“ sagte der Pfarrer.

— „De Brizac? der Wittwe des Ministers? — Jenun, das ist ja eine reiche Dame! Sollte sie kein Herz haben für so viel Elend?“ rief der junge Maler.

Der Pfarrer schüttelte mit wehmüthigem Lächeln den Kopf. „Nicht als ob die Marquise nicht mildthätig wäre — nach ihrer Weise nämlich,“ erwiderte er mit Milde; „sie hat der Mutter Angelique, als sie ihr vorige Woche eine Bittschrift überbrachte, einen Napoleon geschenkt — aber das erbetene Darlehen hat sie ihr verweigert. Solche Geschäfte seien Sache ihres Notars oder Sachverwalters, hat sie gesagt; sie verstehe sich nicht darauf, und werde allzu viel in Anspruch genommen. Ich zweifle, ob sie die Bittschrift nur gelesen, ja ob sie sie überhaupt bekommen hat. Sie ist reich, jung und glücklich, und man hält von solchen Menschen

Digitized by Google

alle Dinge fern, welche sie verstimmen könnten. Und doch kostet Ein Möbel, Eines der vielen Gemälde, womit sie ihre Salons ausgeschmückt, oft mehr, als was der Mutter Angelique ihren Gatten und ihr Vermögen erhalten würde!"

„Sie haben recht, ehrwürdiger Herr! Die Marquise treibt den Luxus mit solchen Dingen bis zur . . . . Aber Sie, haben Sie nicht versucht, die Frau Marquise für Mutter Angelique's Anliegen einzunehmen?"

— „O gewiß habe ich das, mein junger Herr aber ich habe sie nicht sprechen können. Die Domestiken haben mich abgewiesen; was kann ein armer Landpfarrer im Hause des Reichthums auch Andres wollen, als betteln? Und Bettlern, mein junger Herr, weist man ohne Umstände die Thüre auch wenn sie für Andere betteln!"

Der junge Maler drückte dem Greise tief gerührt die Hand; sie verstanden sich Beide. „Und gibt es denn auch nicht einmal ein Mittel, die Versteigerung aufzuschieben?" fragte der junge Mensch plötzlich lebhaft, als wenn ihm jählings eine glückliche Idee gekommen wäre.

„O ja, es gibt ein Mittel," versetzte eine Stimme hinter ihnen — die des Arztes aus Decise, welcher unbemerkt zu den beiden herangetreten war und noch einen Theil ihrer Unterhaltung gehört hatte; „allein was wäre mit einem Aufschub gewonnen?"

— „Oh, ein Aufschub von wenigen Stunden kann noch Hilfe bringen — Hilfe durch mich, durch diesen würdigen Geistlichen hier," erwiederte der junge Maler zuversichtlich. „Mein Herr, ich beschwöre Sie, bieten Sie alles auf, um diesen Aufschub zu erzielen."

Der Arzt faßte Vertrauen zu dieser Zuversicht des jungen Menschen, und auch der Geistliche drang in ihn, dieser Bitte Folge zu geben; wenn auch nichts gewonnen werden würde, so sei wenigstens noch eine Chance da, und nichts verloren als einige Stunden.

„Wohlan denn, ich will es versuchen," sagte der Arzt, trat zu dem Maire und sagte: „Mein Herr Maire, die Execution und Versteigerung kann nicht stattfinden. Meister André Vertaud ist besinnungslos, und man kann ihm den Gerichtsbefehl nicht insinuiren, wie es das Gesetz verlangt."

„So ist es," sagte der Maire, „die Versteigerung muß vertagt werden."

„Nein," sagte der Bevollmächtigte des Gläubigers, „wir können um Dispensation davon einkommen. Ich sende den Greffier nach Moulin-en-Gilbert zurück und lasse mir die Dispensation vom Richter holen. Die Steigerer sind nun einmal da und werden nicht unverrichteter Dinge gehen wollen. Auch können sie Ersatz für Zeitverlust und Reisekosten ansprechen, wenn die Versteigerung vertagt wird."

Die Viehhändler unterstützten diesen Protest, und der Maire sagte achselzuckend: „Meinethalben, aber ohne die Dispensation hat die Execution nicht statt. Schicken Sie also meinethalben zum Richter!"

„Ah!" sagte der Maler mit einem Seufzer der Enttäuschung, das kommt uns in die Quere. Und wie lange wird es dauern, bis der Bote vom Richter zurück ist?"

— „Vier bis fünf Stunden, mein junger Herr," sagte der Pfarrer.

„Nun denn, so mag er gehen! Gott wird mir beistehen, daß diese Zeit hinreicht!" rief der Maler fröhlich und winkte dann dem älteren Frauenzimmer herbei, das mit ihm gekommen war. „Loulou, meine Aquarellfarben, meinen Feldstuhl, die kleine Staffelei!"

Im Nu war alles herbeigeschafft und der junge Maler extemporirte sich ein Atelier im Freien unter dem Holzschuppen neben dem Kuhstalle. Das Vieh blieb auf der kleinen Wiese

Digitized by Google

ſtehen, wo es gemächlich weidete; die Bauern und die Viehhändler aber gingen in die Schenkſtube der Herberge, um ein Glas petit bleu oder piquette (rothen oder weißen Landwein) zu trinken, und der alte Pfarrer, welcher zwar des jungen Malers Abſichten nicht begriff, aber von deren Zuverſicht gar wunderſam gerührt wurde, ging zu Mutter Angelique, um dieſe zu tröſten und ihr die Sorge für den Kranken abzunehmen, während ſie die Gäſte bedienen mußte.

Nach einer Stunde war der junge Maler von einer ganzen Gruppe Bauern und Viehhändler umgeben, welche ſeinem Treiben neugierig zuſahen, und in lautem Jubel ausbrachen, als aus dem weißen Papier allmälig in Farben die ganz belebte Scene herauswuchs, an welcher ſie vorhin ſelbſt als handelnde oder paſſive Perſonen theilgenommen hatten.

„Ah, wie hübſch das iſt! ſieh nur, Pierre, die prächtige falbe Kuh und die ſchwarze dort mit dem Stern und die Schecke da, die Färſe! Sapriſti, und das iſt Nachbar Berlan mit ſeiner Blouſe und dem Knotenſtock! Und jener dort iſt Vater Benoit mit ſeinen hohen Lederkamaſchen und der runden Weſte!“

„Ah diautre! und das biſt ja Du ſelbſt, Bernard! und die Ziegen, und die weinenden Kinder, und die Juden dort mit ihren deutſchen Pfeiffen! Und hier der Herr Maire mit der Schärpe! Ah parbleu, man meint, man könne Menſch und Vieh nur ſo greifen!“

So gings von Mund zu Mund in der naivſten Bewunderung. Der junge Maler lächelte ganz glückſelig und arbeitete mit Pinſel und Stift noch in das Bild hinein, und ſputete ſich, daß ihm die hellen Schweißtropfen auf der Stirne ſtanden. Und ab und zu blickte er dem Einen oder dem andern der Bauern eine Weile feſt in's Geſicht, und kuſch! ſaß dann nach wenigen Strichen deſſen Phyſiognomie und geſtalt ganz getreu und kenntlich auf dem Gemälde.

„Und nun, meine Freunde! hub der Maler endlich an, als er in ſeiner Arbeit ſchon ziemlich weit gediehen war, und etwas Ellbogenraum bedurfte, um behaglicher arbeiten und athmen zu können, „wenn ihr mir eine Gefälligkeit thun wollt, ſo ſtellt Euch einmal ungefähr wieder in derſelben Weiſe in die Wieſe hinein, wie ihr vor drei Stunden ſtaudet, ehe die Verſteigerung vertagt wurde.“

Die Leute gehorchten neugierig und voller Neugier, was denn daraus werden würde, und hielten ſtille, wie die Oelgötzen. Nach einer halben Stunde ſprang der Maler auf, tratt einige Schritte von ſeinem Bilde zurück, betrachtete es genau und half da und dort noch etwas. „Gottlob, ich bin fertig!“ rief er dann; „Loulou, unſer Cabriolet! Und wo iſt denn unſer ehrwürdiger Prieſter?“

„Er iſt im Hauſe beim Vater, — er betet mit ihm,“ ſagte ein rothwangiges, barfüßiges kleines Mädchen, das ebenfalls abconterfeit war, ein verjüngtes Ebenbild der Mutter Angelique.

— „Geh', mein Kind, und bitte ihn zu mir zu kommen! Und ihr, meine Freunde, mögt euch nun nicht mehr anſtrengen! Ich danke Euch für eure Gefälligkeit. Ich bin fertig und ihr könnt nun meine Skizze betrachten!“

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

(Ein höchst komisches satyrisches Gesuch) befindet sich als ein Inserat in einem ausländischen Blatte. Dasselbe lautet: Ein stiller Familienvater (Beamter) nebst zahmer Frau und zwei folgsamen Kindern sucht für kommendes Georgiziel ein kleines Logis im Preise von 100 bis 150 fl., wo möglich nicht über 5 Treppen. Die Familie ist ein Muster von Solidität, hat kein Dienstmädchen sondern eine taubstumme Aufwärterin, welche auf Filzschuhen geht. Würde noch mehr verlangt, so ist der Miether gerne bereit sich von seiner geliebten Frau zu scheiden, die beiden Kinder in eine Versorgungsanstalt zu thun und die Magd mit dem Kanarienvogel in Pension zu geben. Abmiether verspricht still und eingezogen zu leben, schlägt keinen Nagel in die Wand und klimpert höchstens alle sechs Wochen auf dem Pianoforte die Arie: „Wie sie so sanft ruhe." Von Spirituosen trinkt er nur bei hartnäckigem Leibschneiden einen „sanften Heinrich". Zeugnisse über Obiges liegen vor in 516—17.

Dem Zuschauer wird folgende Anekdote mitgetheilt, die derselbe indeß ohne Gewähr wiedergibt. — In einer gewissen Stadt war ein Wachsfiguren-Cabinet producirt. Unter den Schaulustigen befand sich auch ein alter Mann vom Lande, Verteran aus den Freiheitskriegen. Im ersten Zimmer stehen alte preußische Regenten, auch Friedrich Wilhelm III. Erfurchtsvoll begrüßt der Veteran sie und küßt ihnen die Hand. Im zweiten Zimmer sind andere Potentanten aufgestellt, unter ihnen auch Napoleon I. Als der Alte den zu sehen kriegt, steigt ihm die Galle auf. „Watt", sagt er in seinem ehrlichen Plattdeutsch, „watt lett hei sich ook vör Geld sehen? Töw, Musch Nüdlich, di will ick betahlen!" (Was, läßt er sich auch für Geld sehen? Warte, Musje Niedlich, dir will ich's bezahlen.) Und kaum ist das Wort dem Gehäge seiner Zähne entflohen so ist auch schon sein wackerer Krückstock in Bewegung, als wäre er sein alter Pommerscher Gewehrkolben und die Wachspuppe ein veritabler Franzosenschädel. Die umstehenden Zuschauer schreien entsetzt auf, und erschrocken fährt der Besitzer des Cabinets gegen ihn los, aber da war an kein Steuern zu denken, bis die Puppe in kurzen Stücken lag. Was darnach weiter geworden, z. B. mit dem Schadenersatz, davon schweigt der Bericht.

In einem Wirthshause sank ein Zecher, vom Weine überwältigt, vom Stuhle und schlief ein. Als er aufwachte fragte er nach der Zeche, und der Wirth verlangte für 6 Flaschen Wein drei Thaler. „Das ist unmöglich", bemerkte der Gast, „mein Magen faßt nur 5 Flaschen." „Ganz recht", fiel ihm der Wirth in's Wort, „darum ist Ihnen auch die sechste in den Kopf gestiegen". Der Zechbruder lachte und bezahlte.

Ein Lehrer wollte seinen Schülern die lange Dauer von 180 Jahren, welche eine Kanonenkugel gebrauchen würde, um von der Erde bis zum Saturn zu fliegen, recht deutlich machen und sagte daher: „Wenn man mit einer Kanonenkugel nach den Bewohnern des Saturn schösse, so würde der Schuß erst deren Enkelkinder treffen."

(Passende Verbindung.) In einem sächsischen Provinzialblatte las man neulich sich als ehelich Verbundene empfehlen: „Theodor Hunger und Emilie Satt." Hier hat also sie, die Satt ist, Hunger, und er, der Hunger sie Satt gekriegt.

Aus dem Geschworenengericht. Präsident: Aber, Frau, was hat euch bewegen können, euerm Mann dieses Gift zu geben? Angeklagte: I hamen nume e Bitzele wölle plage, — ihm Bauchweh mache. —

Ein Kaufmann machte in öffentlichen Blättern bekannt, daß er, um aufzuräumen, seine Waaren unter dem Einkaufspreise verkaufen wolle. „Unmöglich," bemerkte ein Nachbar, „denn er hat noch keinen Groschen dafür bezahlt."

Redaktion, Eigenthum, Druck und Verlag von J. F. Riesch in Landshut.

Digitized by Google

Nro. 16. VIII. Jahrg.

Die

Plauderstube.

Eine Sonntagsausgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 20. April 1862.

Eine Aquarell-Skizze.

Erzählung nach einer wirklichen Begebenheit.

Von Ottfrid Mylius.

(Schluß.)

„Ah, das ist ja wunderschön!“ riefen die Zuschauer. „Das lacht Einen an! Und das Vieh, das ist wie lebendig! Ah, süperb!“

Der greise Priester kam auch heran und staunte das Bild an, das in solch kurzer Zeit entstanden und so wunderbar treu war. „Wie? Das geht ja kaum mit rechten Dingen zu, mein junger Herr?“ rief er aus; „wenige Stunden haben hingereicht, um ein solches Bild zu schaffen?“

„Meiner Treu, ja! aber ich habe in meinem ganzen Leben niemals so mit Dampf gearbeitet, und doch bin ich mit meinem Erfolg nicht unzufrieden,“ versetzte der Maler. „Sehen Sie, ehrwürdiger Herr, dieses Bild schenke ich Mutter Angelique und ihren Kindern. Nehmen Sie es in dieser Mappe mit nach dem Schlosse der Frau Marquise von Brizac, welche eine solche Verehrerin von Bildern ist, und tragen Sie es ihr zum Kaufe an, und als Legitimation geben Sie der Frau Marquise diese Karte.“

— „Ist's möglich, junger Herr! Sie wollten sich dieses Kunstwerks entäußern?“ fragte der alte Pfarrer und wagte kaum seinen eigenen Ohren zu trauen.

„Und warum nicht? das Bewußtsein, Ihren armen Schützlingen genützt zu haben, ist ein schönerer Lohn als Gold.“

— „Ja fürwahr! der Lohn dafür, der Sie dort oben erwartet, ist nicht mit vielem Gold zu erkaufen!“ sagte der Priester. „Ich glaube wirklich, der liebe Gott sandte Sie uns zum Retter, als eines seiner Werkzeuge, und er hat durch Ihre Hand ein Wunder gethan.“

„Allzu gütig, mein ehrwürdiger Vater!“ sagte der Maler erröthend aber mit dem glücklichsten Lächeln! „allein ich glaube in der That auch, daß der liebe Gott ein Wunder durch mich gethan hat. Es ist eines meiner besten Bilder, trotz der Eile mit welcher es gemalt ist!“

Digitized by Google

— „Der gute Zweck hat Sie inspirirt mein lieber Sohn!“ sagte der Priester; „aber Sie sind ein Genie! Sie werden es noch weit bringen!“

„So Gott will! Allein nun gehen Sie mein ehrwürdiger Vater! Verlangen Sie von der Marquise tausend Franken für dieses Blatt; sie wird es hoffentlich nicht abweisen!“

— „Tausend Franken?“ wiederholte der Priester und glaubte nicht recht gehört zu haben. „Tausend Franken für dieses Blatt?“

„Ja, mein ehrwürdiger Herr! In Paris getraute ich mir in einer Stunde mehr dafür zu erzielen! aber wir sind in der Provinz, und die Zeit drängt. Und sollte je die Frau Marquise das Blatt nicht kaufen wollen, so bitten sie im Namen des Künstlers, ihm auf dieses Bild als Faustpfand tausend Franken zu borgen.“

Dem Priester standen die Thränen in den Augen; er öffnete seine Arme dem jungen Mann, der diese Einladung nicht verschmähte und es tief gerührt geschehen ließ, daß der greise Geistliche ihn auf die Stirne küßte und segnete. Dann führte der Maler ihn zu seinem eigenen Cabriolet, hob ihn hinein, gab ihm die Mappe und die Visitenkarten in die Hand und hieß den Kutscher nach dem Schloß der Marquise de Brizac fahren und sein Pferd nicht schonen.

„Tausend Franken!“ murmelten die Zuschauer noch ganz verwundert unter einander, als der junge Maler wieder zurückkehrten, um seine Malergeräthschaften zusammen zu räumen.

Ja, meine Freunde! tausend Franken!“ wiederholte der Maler. „Das erscheint euch ungeheuer viel für eine Pinselei von vier Stunden; aber bedenkt, daß ich auch habe mehr als zwanzig Jahre studiren und arbeiten müssen, um es so weit zu bringen! — Und nun laß mir dort in der Laube decken, Loulou, und bring' mir mein Mittagbrod!“

Die einfache ländliche Mahlzeit schien dem jungen Maler königlich zu munden, und zwar mit Recht, denn sie war ja gewürzt mit dem Bewußtsein einer guten Handlung und eines künstlerischen Erfolgs, gewürzt zugleich mit der Hoffnung, dem Leid und Kummer dieser schwergeprüften Familie ein Ende gemacht zu haben.

Als das frugale Mittagbrod verzehrt war, ging der junge Maler mit raschen Schritten auf der staubigen Chaussee auf und ab; man sah ihm die Ungeduld an, welche ihn wegen des Ergebnisses seiner Sendung an die Marquise de Brizac quälte. Der Pfarrer blieb ungebürlich lange aus. Der Greffier war bereits von Moulineux-Gilbert zurückgekommen und hatte die Dispensation von dem legalen Akt der Notifikation an den bewußtlosen zu pfändenden Schuldner mitgebracht, es war kein Grund mehr vorhanden, die Versteigerung aufzuschieben. Der Maire konnte mit dem besten Willen den dießfälligen Bitten des jungen Malers nicht nachgeben; doch gelang es ihm, die Clausel anzufügen, daß der Kauf erst von Seiten des Communalraths genehmigt werden müsse, falls nicht die nöthige Summe nebst Sporteln und Kosten erzielt werde. Und hinzu war wenig Aussicht vorhanden, denn selbst die jüdischen Viehhändler zweifelten an dem Erfolge einer etwaigen Steigerung und boten nur mechanisch und ganz geringe Preise. Man sah, sie blieben mehr aus Neugierde, um zu erfahren, ob die Marquise auch wirklich tausend Franken für das Bild zahlen würde, welches so rasch und unter ihren Augen entstanden war.

Und die Marquise bezahlte diese Summe wirklich auch und mit größter Freude. Sie saß noch mit ihren Gästen am Dessert, als man ihr die Mappe mit dem Bilde hereinbrachte und ihr meldete, daß ein armer Landgeistlicher aus der Gegend es ihr zum Kauf anbiete. „Von Rosa Bonheur?“ rief sie; „eine Aquarelle? und noch ganz frisch? Und ich habe noch

Digitized by Google

kein Bild von Rosa Bonheur! Sehen Sie, meine Damen und Herren wie reizend, wie wundervoll!"

„Charmant! sublim! Die reinste Natur!" rief Jedermann.

„Und eine Aquarelle? Man kennt beinahe noch keine Aquarellen von der Meisterin! . . . Aber es ist hier ihre Zeichnung, ihre Färbung, es ist echt; es ist voll ndet!"

„Wie kommen Sie zu diesem Bilde?" fragte die Marquise den alten Priester, als man ihn herein beschieden hatte. Und mit Thränen in den Augen erzählte der Greis schlicht und bündig den ganzen Hergang. „Es ist ein Engel, dieser junge Mann!" schloß er mit Innigkeit; „die Vorsehung konnte dieses schöne Talent, dieses seltene Genie keinem Würdigeren verleihen!"

— „Nein, in der That nicht, denn Ihr junger Herr ist eine junge Dame", sagte die Marquise lächelnd und ebenfalls tief gerührt. „Mein Intendant wird Ihnen die tausend Franken für das Bild einhändigen und Sie begleiten, ehrwürdiger Herr, um diese Künstlerin zu mir einzuladen, denn sie soll mein Gast sein. Allein ich denke, wir andern Frauen dürfen uns nicht durch dieses junge Mädchen beschämen lassen — wir müssen auch etwas für seine Familie thun! Legen wir zusammen, meine Damen, und legen wir unser Scherflein in die Hände dieses ehrwürdigen Priest rs. Hier ist das meinige, ehrwürdiger Vater! sagte sie und drückte ihm ihr Portemonnaie in die Hand.

Es fielen reiche Spenden, denn der Wein und die Tafelfreuden hatten die Herzen erschlossen und die Gemüther erweicht, und die Hand gibt freudiger, wenn das Herz voll ist und das Blut leichter strömt.

„Es gibt noch Engel genug auf Erden, aber man findet sie nicht immer zur rechten Stunde! sagte der greise Priester. „Gott segne Sie, meine Damen! erlauben Sie mir, daß ich mich beile, um die Herzen meiner Armen zu erfreuen!"

— „Gut, ehrwürdiger Herr, aber kehren Sie bald wieder und bringen Sie uns die Künstlerin, welcher wir diese Weihestunde verdanken!" sagte die Marquise. „Und dieses Bild soll fortan mein Boudoir zieren, denn es wird — um der Umstände willen, die daran knüpfen — das liebste meiner ganzen Sammlung sein, weil es mich die Malerin nicht nur als Künstlerin, sondern auch als Frau so sehr liebgewinnen und hochachten lehrte!"

„Halten Sie ein mit der Versteigerung, denn sie ist unnöthig!" rief der junge Maler dem Maire und dem Schreiber des Notars zu; „sie kommen, sie kommen! Sie winken von fern mit einem weißen Tuch!"

In der That sah man die Berline der Marquise mit zwei raschen Pferden bespannt eilends die Landstraße herunterkommen, und der Lakai winkte schon von weiten mit dem Hute wie der greise Priester mit seinem Tuch. Neben dem Curé aber saß im Wagen der Intendant der Frau Marquise im schwarzen Frack und weißer Halsbinde, und brachte dem jungen Maler die freundlichste Einladung, die Gastfreundschaft der Frau Marquise de Brizac nicht zu verschmähen. Und nun denke man sich die Freude, in welche sich so plötzlich das Elend und der Jammer der Mutter Angelique Verlaub und ihrer Kinder verkehrten, als ihnen nicht nur das Vieh wieder in den Stall getrieben, sondern auch von dem Pfarrer noch eine hübsche Summe als Unterstützung behändigt wurde. . . . . .

„Und Sie, meine Herren!" wandte sich der Herr mit dem rothen Bande an uns, „mögen nun selber urtheilen, ob es dem jungen Maler nicht Freude gemacht haben würde von An-

Digitized by Google

gelique Bertaud Nachrichten zu bekommen, welche seit der Genesung ihres Gatten wieder ganz glücklich und zufrieden ist, und seither täglich und stündlich das Andenken segnet von unserem jungen Reisegefährten von vorhin, welcher kein Anderer ist als eben Rosa Bonheur."

Arme Gesellen, Betyaren und Räuber in Ungarn.*)

Arme Gesellen und Betyáren sind Namen, deren Klang Wenigen in Deutschland, deren Bedeutung noch Wenigern bekannt ist, über ungarische Räuber hat man zwar furchtbare, aber ganz unklare Vorstellungen; es dürfte also Ihren Lesern nicht ungelegen sein, von Einem, der Ungarn kürzlich nach achtjährigem Aufenthalte verlassen, Wahrheitsgetreues über diese drei Menschenklassen zu erfahren.

Schon Csaplovits macht aufmerksam, wie groß die Unsicherheit der Person und des Eigenthums seit — also gewiß auch vor — Stephan dem H. bis 1710 in Ungarn war. Das ungarische corpus juris wimmelt bis dahin von Strafgesetzen gegen Mord, Straßenraub und (namentlich in den ersten zwei Jahrhunderten) gegen Dieberei. Einige historische Thatsachen mögen die Zustände früherer Zeiten in dieser Richtung beleuchten.

Am Ende des 13. Jahrhunderts wurde der niedere Adel, welcher doch mit dem hohen Adel die ungarische Nation bildete, von den übermüthigen „Magnaten" bis zur Vernichtung bedrückt, so daß Andreas III. einen Reichstag mit Ausschluß der Reichsbarone einberief, der die Mittel zum Schutze des Landes gegen jene oligarchischen Räuber aufzufinden hatte. Von diesem Zeitraume bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts mußten wiederholt Gesetze über Zerstörung der Raubburgen erlassen werden. Aber in welchem Styl, mit welcher Grausamkeit hausten jene Stegreifelden! Nach 1526 scheuten sich die Raubritter nicht, „Hajduken", ungarische Vieh- namentlich Ochsenhirten, — in früheren Zeiten des Straßenraubes dringend verdächtig und zum Schutze der Heerden mit Spießen und Flinten bewaffnet, bis ihnen dieselben wegen des häufigen Mißbrauches verboten wurden, — förmlich in Sold zu nehmen, und stellten die „zaskornikos" in ganzen Banden zusammen. Der glückliche Erfolg dieses adeligen Gewerbes reizte sogar mitunter kön. Freistädte, welche bis dahin Schweres von den Oligarchen litten, zur Nachahmung des verruchten Beispieles, dessen verführerischer Macht auch viele Glieder des Clerus nicht zu widerstehen vermochten. Doch nicht blos in den Zeiten innerer Parteikämpfe, sondern auch in der vielgepriesenen Regierung des Mathias C. stand es um Hab und Gut, um Leib und Leben lange Zeit erbärmlich: „Es hat sich," sind des Königs urkundliche Worte, „wegen unserer langen Abwesenheit im Lande eine solche Menge von Mördern, Dieben, Straßenräubern,

*) Aus „Stimmen der Zeit." — Von dem Verfasser des ungar. Edelhofs u. s. w.

Digitized by Google

Betrügern, Brandlegern und ähnlichen Verbrechern gebildet, daß weder der Reisende, noch der Bruder vor dem Bruder, und der Gast vor dem Gastfreunde sicher sind." Die Reichsgesetze vermochten aber den Freveln der bewaffneten Banden so wenig Einhalt zu thun, daß von diesen ganzen Ortschaften gänzlich zerstört wurden, und beispielweise im Jahre 1625 in Losonz (Com. Neogard) 130 Menschen von einer solchen Horde bei einem Ueberfalle erschlagen, und den übrigen Bewohnern die für jene Zeit hohe Summe von 3000 fl. unter Martern erpreßt wurden.

Nicht besser trieben es vom 13. bis 17. Jahrhundert jene, die zum Schutze des Landes da waren. Des Reiches Krieger, auch die mit zahlreichem Gefolge reisenden Reichsgroßen hausten oft ärger als in Feindesland (siehe die Gesetze des Königs Sigmund von 1433). Die nationalen Milizen, besonders die Husaren also nicht die nachmaligen „deutschen Soldaten, legten sich bei den Feldübungen im Sommer, auf dem Zuge ins Lager und zurück, dem Edelmanne und Bauern in Küche und Keller; die adeligen Banderien plünderten, brandschatzten, und benahmen sich im rohen Uebermuth oft wie gemeine Mordbrenner. Die Gesetze ergehen sich in strafenden Schilderungen der entarteten Vaterlandsvertheidiger, und nennen sie: undisciplinirt, unbehilflich und unfähig, weil zu alt, zu arm oder gebrechlich, oft nur mit Stöcken bewaffnet, und sich mehr aufs Betteln, als aufs Kriegsführen verlegend.

Das Verderben war, nachdem Ungarn unter weisen und kräftigen Königen glücklichere Zeiten gesehen, von oben gekommen. Als die letzten Arpaden (13. Jahrhundert) meist schwache Fürsten, unwürdige Große mit verschwenderischer Hand begabten, wurde von diesen der Staat öffentlich bestohlen und beraubt, und nach dem Aussterben des Königshauses das Land von einigen Oligarchen wie Privateigenthum getheilt. Einer dieser Räuber war sogar Palatin gewesen, ein anderer, der Graf Mathäus Csak von Trentschin hohnlachte der jungen Macht der Anjous ungestraft. Auf demselben Schauplatze, dem Waagthale, setzten sich dann Wegelagerer von Podmanin fest, die sogar Mähren und Schlesien durchplünderten, aber von ihren Nachkommen im 16. Jahrhundert noch übertroffen wurden. Die Bebek, Tornallyai, Base, um noch einige leuchtende Beispiele anzuführen, wirthschafteten unter Ferdinand I. in Gömör und der Zips nicht minder entsetzlich, als die Perényi und Pálóczi in Zemlin unter Mathias C. Ihre Thaten übertreffen weit, was adelige Räuber Jahrhunderte vorher in Deutschland getrieben.

Die vielen äußeren und inneren Kriege*) gaben zum Einreißen der Gesetzlosigkeit, der Gewaltthätigkeit, des räuberischen Unwesens nur zu reiche Gelegenheit. Wenn im ungarischen Mittelalter, entsprechend der Uebermacht des hohen Adels, Raub und Gewaltthat überwiegend von den Baronen ausging, das gemeine Volk, soweit es zu Verbrechen geneigt war, Diebstahl übte: so kamen in der Neuzeit mit der veränderten Kriegführung, mit der Bewaffnung der unteren Stände gegen die ungeheuren Türkenheere, mit den Bauernaufständen, den wilden, religiösen und bürgerlichen Kriegen, — welche Vorwand genug zu Raub und Plünderung gaben, — eigentliche Räuberbanden unter stehenden Anführern auf. Die Verwilderung und Rohheit der armen und gedrückten Slaven und Romanen, der Hang zur Ungebundenheit, zum schweifenden, abenteuerlichen Leben, die Freude an List und Kühnheit, die Gleichgiltigkeit gegen eigenes und fremdes Leben bei dem magyarischen Volke mußten diese Banden furchtbar machen. Die

*) Von Stephan dem H. bis 1526 zerrütteten 200, von 1526—1739, also binnen 213 Jahren abermal 200 Kriegsjahre das unglückliche Land.

eigenthümlichen, physikalischen, socialen und politischen Verhältnisse des Landes, dann die dünne Bevölkerung machten dem Verwegenen die Straflosigkeit sehr wahrscheinlich, und dieses Moment führte den Räuberbanden unabläßig Zuzüge arbeitsscheuen, gewaltthätigen Gesindels, und durch die Kriegsnoth zur Verzweiflung getriebener Bauern zu. Waren die Kämpfe auch zeitweilig beendigt, so blieben die Räuberschaaren, die nun theils an ihre Lebensweise gewöhnt waren, theils vor dem Galgen, noch mehr aber vor einer gräßlichen Todesstrafe zurückschracken, als Plage des Landes zurück.

Unter den Aufzeichnungen der Augenzeugen aus dem 16. und 17. Jahrhundert sind die des „Ungarischen Simplicissimus“ äußerst lehrreich und werthvoll. Als er von Polen nach Ungarn reiste, mußte die große, nach und nach zusammengekommene Gesellschaft unterhalb der Tatra von einer mehr als 100 Köpfen starken Räuberbande sicheres Geleit erkaufen, und auf deren Geheiß gegen Geld Reitpferde von den Bauern im Dorfe entlehnen, denn diese Schelmen waren die Gehilfen der Diebe. — Aehnliches erzählt er dann von den Liptauer Slovaken: „Und dieses ist ihre größte Hantirung, die Leute berauben, oder um's Geld sie über dieses Gebirge convoyiren.“ — Als er aus der Zips nach Scharosch über den Branisko reiste, standen am Eingange des Passes einige Räuber als Wachen, alle den Stuhltrabanten (Comitatsbanduren) in ihren ungarischen Beinkleidern, Bundschuhen, und einem bis an den Gurt reichenden, fettgetränkten und geräucherten Hemde, das so gegen Regen und Ungeziefer Schutz gab, ganz ähnlich, und mit gezogenen Röhren, Csákanen (Hackenstöcken) und Hacken bewaffnet. Man führte ihn vor die Hauptleute. Die Räuber saßen in vielen Gruppen herum, etliche kochten, etliche aßen, etliche schlachteten, andere tranken; Brod, Branntwein, Bier, Wein, Schaffleisch und Käse waren in Fülle da. Die Wegelagerer waren überwiegend Ruthenen und nannten sich mit Stolz pacholki (tapfere Kerle). Die Anführer trugen um Krempe und Deckel des Hutes Doppelreihen von Dukaten genäht, der Eine hatte sogar an den Enden des hinter die Ohren gelegten Schnurrbartes je ein Goldstück hängen. Sie saßen neben einigen Schäfern, kochten Fleisch mit vielem Gewürze in Milch und nöthigten den Simpler, tüchtig zuzugreifen und tapfer zu blasen, wenn sie aus silbernen und vergoldeten Bechern die Gesundheit ihrer gespießten, geräderten, in Hacken aufgehangenen, geviertheilten und lebendig geschundenen Vorfahren tranken, und deren Thaten und Standhaftigkeit im Ertragen der Martern rühmten. Wachen liefen ab und zu, berichtend, was für Leute zu Fuß und zu Pferd, und wie stark den Wolfs- und Purzelgrund herauf kamen, und Verhaltungsmaßregeln einholend.

Der Hauptmann Janko fraß an dem lustigen Trompeter einen Narren, und stellte ihm den berühmten Hauptmann Hafran, der 150 und den Beyhus, der über 100 Mann befehligte, vor. Beide hatten kurz vorher eine große polnische Handelskarawane und deren starke Bedeckung aufgehoben. Mit Ausnahme der vielen Bachen waren bald alle Räuber toll und voll, schossen da und dorthin, fuchtelten mit Pallaschen und Äxten herum und sprangen dann einer über des andern Säbel, worauf der, der den Säbel hielt, dem Springer mit der flachen Klinge „eines über den podex gab“, was den Kerlen ungeheuern Spaß machte. Am Abend wollten die Räuber, weil sie von Simpler Verrath fürchteten, ihm ein Bein brechen, dann ihn durchaus umbringen; Janko aber nahm sich „seines Landmanns“ sehr an, erwirkte ihm auch von jedem Hauptmanne 5 Ellen Tuch und 6 Thaler als Trinkgeld; er entkam zuletzt, nachdem sie ihn in eine Grube gesteckt und ein Faß über ihn eingeraumt*).

Digitized by Google

Von den Räuberhäuptlingen, die sich seit dem Ende des 17. Jahrhunderts einen Namen in Ungarn gemacht und heute noch die Volksphantasie beschäftigen, steht obenan Peter Janossy, ein Slovak. Er stammte aus einem reichen Bauernhause, zeichnete sich frühzeitig durch Schönheit, Gewandtheit und Stärke aus, und soll bereits als Bursche sein erstes Meisterstück durch Beraubung seines vom Markte heimkehrenden Vaters abgelegt, diesen aber durch die Kühnheit und Gewandtheit des verkleideten und von ihm nicht erkannten Räubes mit Bewunderung erfüllt, und nachdem er sich dem entzückten Vater zu erkennen gegeben, ohne Abschied in die Welt gegangen sein, um sogleich ein freies Leben zu führen. Nach anderen Nachrichten hatte er eine gute Schulbildung genossen, war unter Rákoczy Hauptmann bei den Kurruzzen, diente dann in der kaiserlichen Armee und wurde erst nach seinem Abschiede und seiner Bekanntschaft mit dem berüchtigten Banditen Urovejk, im Komitat Trentschin für das Räuberhandwerk gewonnen. Der Ruf seiner Thaten sammelte bald eine Bande um ihn, welche er militärisch organisirte und einübte. Er beraubte nur die Reichen, spielte den ihm verhaßten Juden allerlei üble Possen, ließ aber jedes Menschenleben schonen. Einst aber schoß ein Student ein Pistol auf ihn ab, gefeyt und kugelfest fing Janossy die Kuzel mit der Hand auf, warf sie auf den Erschreckenen zurück und tödtete ihn so. Janossy zeigte sich bei vielen öffentlichen Gelegenheiten, die Besitzenden fürchteten ihn, das Landvolk aber leistete ihm allen Vorschub, denn er that den Armen viel Gutes, beschenkte dürftige Reisende, und war gegen die Armuth nur dann hart, wenn er hörte, daß sie ihn fürchte oder ihn schmähe. (Letztere Züge stimmen ganz mit dem überein, was von seinen Zeitgenossen und Kollegen Ondraschek und Juraschek erzählt wird, die auf der Lissa hora zwischen Schlesien und Ungarn hausten.)

Namentlich begünstigte er reisende Studenten und ließ sich und seinen Leuten durch erwachsene fahrende Schüler, denen er eine Art Kanzel aufschlagen ließ, und die er so zu Feldpredigern aus dem Stegreif machte, ordentlich in's Gewissen reden, worauf jeder seiner Untergebenen den Gewissensrath mit Geldeswerth beschenken mußte. Bauernmädchen, die zufällig durch den Wald gingen, waren (angeblich) ganz sicher gegen alle Zudringlichkeiten dieser Tugendhelden wieder Willen, welche Janossy's eiserne Strenge kannten. Desto unbefangener tanzten die Dirnen mit den flinken Gesellen, welche auf der Sallaschie gern gesehene Gäste waren, mit Milch und gebratenem Lammfleisch sich bewirthen und die Hirten auf dem Dudelsack zum Tanz aufspielen ließen. —

(Fortsetzung folgt.)

---

*) Mittlerweile hatten sich die Stuhltrabanten, deren jedes Comitat mit Einschluß des hohen Adels und der Freistädte an hundert hatte, in Bewegung gesetzt. Die Hauptleute wurden gefangen und Simplex hatte die schauderhafte Genugthuung, in Eperies sie unter gräßlichen Martern hinrichten zu sehen. Dem Hafran z. B. schnitt der Henker zwei Riemen vom Nacken bis zur Ferse aus der Haut und bot die Riemen des gräulich Fluchenden zum Verkaufe aus. Simplex erstand sie für 4 Thaler. Als Hafran auf Befragen erfuhr, daß sie zu Säbelgurten, Riemen oder Karbatschen ihm dienen sollten, freute er sich, „weil doch ein ehrlicher Kerl seine Haut so theuer kaufe und zum Andenken tragen wolle.“ — Beyhus wurde gerädert und lebendig geschunden; — Janko, der bereits zweimal begnadigt worden und ehedem sogar Hauptmann der Sároser Comitatspanduren und ein Schreck der Räuber gewesen, viele gefangen und zahlreichen haarsträubenden Executionen beigewohnt, nochmal aber, wie so manche Panduren, Räuber geworden, auf die unmenschlichste Weise umgebracht. Zum Schluß wurden zwei Weiber gehenkt, welche den Räubern Pulver und Blei zugetragen. „Und es stehen um das Eperieser Hochgericht Spieße und Räder voll, wie ein kleiner Wald.“ Dieß geschah in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhundert.

Digitized by Google

Eine Pariser Geschichte.

Ein junger Mann von mehr Ehrgeiz als Einkommen machte Anspruch auf die Hand einer reichen Erbin. Er gefiel und es handelte sich nur noch um ein par kleine Ausein-a-dersetzungen, um die Sache zum Abschluß zu bringen. Aber gerade an dieser Kleinigkeit fürchtete er zu scheitern. Er sollte gestehen, daß sein Vater ihm nichts geben könne und daß er selbst einige Schulden zu decken habe. Was thut nun der junge Mann? Er richtet an seinen Vater ein Schreiben, etwa folgenden Inhalts: „Lieber Papa! Ich stehe im Begriff, eine glänzende Partie zu machen, welche mir ein Einkommen von 20 bis 30,000 Livres Rente sichert. Ich glaube nicht, daß Sie sich dieser Ehe widersetzen werden, welche Ihnen wie ein unerwartetes Glück erscheinen wird; aber es ist nöthig, daß Sie die Miene größter Entrüstung annehmen. Sie sind, wie ich glaube — Baron aber arm; meine zukünftigen Schwiegereltern- einfache Geschäftsleute ohne Titel, aber mehr-sehende Millionärs; Grund genug, daß Sie nachstehend formulirtes Schreiben unterzeichnen: „„Mein Sohn! Ich höre, daß Du darauf bestehst, Mademoiselle X. zu heirathen; aber was man auch Gutes über diese junge Person sa-t — so kann ich doch nicht meine Einwilligung zu einer Heirath geben, die eine Mißheirath wäre. Du wirst also, aus Achtu g gegen Deine Vorfahren, das angedeutete Verhältniß sofort abbrechen. Da ich aber weiß, wie uninteressirt Du bist und wie leicht Dich die Leidenschaft verblenden könnte, eine sogenannte Heirath aus Liebe zu schließen, so sage ich Dir auf das bestimmteste, daß ich Dir bei Lebzeiten auch nicht einen Sou zukommen lasse, wenn Du wider meinen Willen heiratheſt. Darnach richte Dich u. s. w.“ Kopiren Sie schnell diesen Brief und schicken Sie mir denselben mit umgehender Post.“ Der Vater gehorchte mit vollkommenster Gelehrigkeit. Das Schreiben traf ein. Eduard, so hieß der spekulative Liebhaber, stürzte voll Verzweiflung zu seiner Geliebten und legte es zu ihren Füßen. Das junge Mädchen ward gerührt von so viel Liebe und Verzweiflung und es gelang ihr, auch die Eltern zu rühren. „Nun“ — sagte Papa Millionär und versenkte die Hände noch tiefer als gewöhnlich in die Hosentaschen — „wenn Eduard Dich heirathen will — eine Bettlerin bekommt er nicht zur Frau.“ Im Stillen aber sagte er bei sich: „Auch Aristokraten müssen sterben und wenn Papa Baron auch bei Lebzeiten seinem Sohne die Groschen abschneidet — enterben kann er ihn doch, nicht!“ In dieser Voraussetzung ward das junge Paar getraut — und hoffentlich findet die junge Frau so großes Glück in ihrer Ehe, um über die Täuschungen der Brautwerbung, wenn ihr dieselben klar werden, sich zu trösten.

Als Curiosum schreibt man, daß in einer kleinen Stadt Bayerns, N. (Na-la), der Bürgermeister Hather, dessen Sekretär Streit, der Amtmann Silbermann, der Polizeidiener Kupfer heißt. Drei Stadträthe führen die Namen Krauth, v Meerwige und Kohl. Der Thurmwächter heißt Habicht, und dessen Gattin ist eine geborene Lerche.

Als der König Louis Philipp im Jahre 1843 mit der Königin Viktoria im Schloßpark von Eu an den Obstspalieren spazierenging und der Königin einen Pfirsich gebrochen hatte, zog er zugleich ein Messer aus der Tasche und setzte lächelnd hinzu: Wer wie ich armer Teufel mit 40 Sous im Tag hat leben müssen, der führt immer ein Messer in der Tasche.

Ein Possenreißer ging mit einem Kammerdiener spazieren. Dieser sagte scherzend zu ihm: „Ich kann es nicht gern haben, wenn ein Narr an meiner rechten Seite geht.“ „Aber ich,“ sagte jener, indem er auf die andere Seite ging.

Ein Bettler behauptete, er und seine Kollegen gehörten zu den angenehmsten Leuten, weil sie Jedermann ansprächen.

Logogryph.

Wie heißt das Wort, das mit demselben Zeichen
Bald anfängt und bald schließt;
Und doch in jeder Form, — ein Name sonder Gleichen —
Dasselbe ist?

Redaktion, Eigenthum, Druck und Verlag von J. H. Rietsch in Landshut.

Digitized by Google

Nro. 17. VIII. Jahrg.

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsausgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 27. April 1862.

Arme Gesellen, Betyaren und Räuber in Ungarn.

Fortsetzung.

Dennoch gerieth er in mehr als eine Gefahr, aus welcher ihn seine unerhörte Stärke rettete, denn er war so stark, daß er „sein zwei Zentner schweres Handbeil hoch in die Luft warf und es wie ein Spielzeug wieder mit der Hand auffing." Ein kleineres Beilchen, daß er gleichfalls mit sich führte, besaß die Eigenschaft, daß es auf den Ruf: „Haue zu, mein Beilchen" um sich schlug und Alles ringsumher zerhackte. Seine äußere Erscheinung machte ihn Denen, die ihm nachstellten, leicht erkennbar: seine phantastische und prachtvolle Kleidung, zumeist sein grünes, goldgesticktes Hemd, der rothe Dolman mit goldenen Schnüren, der kostbare Gürtel, noch mehr aber seine männliche Schönheit.

Endlich gelang es seinen Feinden doch, sich seiner zu bemächtigen. In einer schwachen Stunde vertraute er seinem Liebchen, einer Sennerin, der Tochter seines Leibbudelsackpfeifers, daß das geheime Amulett seiner Stärke in der Fangschnur bestehe, mit welcher er sein Oberkleid zusammenschnürte. Die bestochene Delia löste die Schnur während seines Schlafes von dem Körper und sperrte das bezauberte Beilchen, gleichfalls ein Taufgebinde, das Janossy von einer klugen Frau erhalten hatte, in eine eiserne Truhe. Als Janossy bei dem Geräusch der eindringenden Häscher aufsprang, schüttete ihm diese Erbsen unter die Füße und diese fesselten nun leicht den Verrathenen. — Man konnte ihn keines todeswürdigen Verbrechens überführen, dennoch „siegte der Haß der Reichen gegen ihn", er wurde an einer Rippe aufgehangen. Drei Tage hing er so am Galgen und rauchte, ohne einen Schmerzenslaut auszustoßen, drei Päckchen ungarischen Tabak aus. Das Gericht besann sich zuletzt eines Besseren und wollte ihm das Leben schenken; er aber erklärte trotzig: „Wenn Ihr mich gebraten habt, so mögt Ihr mich auch fressen!" — Das Landvolk erzählt heute noch von den vielen Schätzen, die durch Janossy's Leute in den Karpathen vergraben, niemals gehoben wurden; Lieder, die seinen Tod mit unverkennbarer Theilnahme melden, leben heute noch in den Komitaten Liptau, Gömör, Zips,

MÜNCHEN. 1862

Digitized by Google

Zemplin, denn Janossy ist eine Art Heros seines Volksstammes geworden. Die wenigen märchenhaft verbrämten Züge, die ich hier, aus dem Munde seiner speziellen Landsleute, der Liptauer, wiedergebe, dürften dies hinreichend beweisen.

Gleich vortheilhaft unterschied sich von den gewöhnlichen gräßlichen slovakischen Räuber, Janossy's Nachfolger Surower Jakob, ein galanter und „edler" Räuber, der die Karpathen zum Schauplatz seiner menschenbeglückenden Thätigkeit machte und seine Heimath Arva ganz verschonte. — Mit ihm schließen die bedeutenderen slavischen Räuber Oberungarns, und an deren Stelle traten fortan meist Betyáren größeren Styles in Niederungarn, durchgehends Magyaren.

Mehr Ruf als viele Zeitgenossen geringeren Schlages und zahllose Betyáren dritten und vierten Ranges erwarb sich Onody, Angyal Bandi genannt, aus der Bodrogköz, einer von der Bodrog und der Theiß gebildeten Insel. Ein schmucker Edelmann, erlebte er viele und galante Abenteuer und betrieb mit List und Kühnheit das einträgliche Geschäft eines Pferdediebes. Der Kürbis schwamm aber auf dem Wasser, bis er untersank*); Onody wurde ergriffen, log sich aber so meisterhaft heraus, daß er wegen Mangels an Beweisen entlassen wurde.

Schlimmer erging es dem Zöld Márczi, der sich vom Deserteure zum berüchtigten Pferdediebe, zuletzt sogar zum Räuber aufschwang, endlich aber 1817 mit seinem gleichgesinnten Freunde Betskereki standrechtlich gehangen wurde. — Nicht ohne Glück bewegte sich Kovács András längere Zeit auf einer ähnlichen Laufbahn.

Die letzten zwei Räuber, welche im ganzen Lande viel genannt wurden, sind Sóbry Jósi und der jetzt in Kufstein verwahrte Rózsa Sándor. Ueber beide sind die wunderlichsten und abenteuerlichsten Erzählungen im Schwung. Sóbry gilt heute noch Vielen für einen Edelmann aus alter Familie, denn B. — so erzählt man — B. jung, muthig und ein überspannter Kopf, war mit seinem Geld fertig geworden und ging ins Ausland, unmittelbar darauf setzte Sóbry, den Niemand kannte, alle Welt durch seine eben so listig und launig angelegten, als verwegen ausgeführten, niemals lumpigen Streiche, die er meist allein, selten mit einem Genossen ausführte, in Staunen. Plötzlich kehrte B. mit hergestellten Finanzen aus der Fremde zurück und Sóbry verschwand spurlos. Aber Geld und Gut hielten nicht lange aus; B. trat abermal eine große Reise an, und augenblicklich tauchte Sóbry in seiner bekannten Weise wieder auf, wenn ich mich recht besinne, bis B. Haushalt neu geregelt ward.

Wenn Betyáren und Räuber seit jeher Lieblingshelden der Phantasie den magyarischen Volkes waren, so wurde Rózsa Sándor schon bei seinen Lebzeiten zur Mythe, und erst die Veröffentlichung der Akten wird seinerzeit Licht geben, während die bereits abgefaßten magyarischen und deutschen Volksbücher über ihn allerhand Lügen in Umlauf setzen. Man stempelte ihn zum Edelmann, ließ ihn an allen Enden Ungarns gleichzeitig auftreten, allein und mit vielen Gesellen, machte ihn zum blutigen Mörder, namentlich zum unversöhnbaren Feind der Gensdarmen, und wieder zum „noblen" Räuber; während der Jahre 1848 und 1849 wollte man ihn in mehreren Städten frank umhergehend gesehen haben, dann wieder als Anführer eines von ihm gewordenen Freicorps berittener Betyáren und dgl., kurz, die Volksphantasie war unaufhörlich thätig über ihn Neues zu berichten. Lange war umsonst ein Preis auf seine

*) Magyarisches Sprichwort für: Der Krug geht so lang zum Wasser, bis er bricht.

Digitized by Google

Habhaftwerdung ausgesetzt, bis er durch Verrath von rückwärts überfallen und mit einem Beile verwundet wurde. Rózsa stellte sich nun als eine nichts weniger als poetische Erscheinung heraus, ein Bauer im gewöhnlichen Bauernkleide, nicht durch Schlauheit, — so muß man wenigstens bis heute annehmen — sondern durch die gewöhnlichen Eigenschaften eines Bethyären, freilich im höhern Grade auffallend. Rózsa erklärte ehrlicher, aber kluger Weise schon bei der Gefangennehmung, daß viel von andern Leuten auf seinen Namen gesündigt worden sei, das Gericht konnte ihm, einen Fall der Nothwehr abgerechnet, keine Tödtung nachweisen und erkannte gegen ihn auf schweren Kerker. Sich die Einsamkeit der eintönigen Haft zu erleichtern, bat er nur inständig um größere Mengen Rauchtabak.

Neben diesen hervorragenden Räubern und Bethyären gab es zu allen Zeiten noch vielen Leute „vom Fach", deren Namen nicht in weitere Kreise drangen, und eine ungarische Kriminal-Statistik könnte Reihen schwerer Verbrecher aus allen Nationalitäten Ungarns — die deutschen ausgenommen — zusammenstellen. So erzählt z. B. Hacquet, ein höchst glaubwürdiger Reisender aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts, wie er auf der Südseite des Krivan (Tátra) einer Horde daselbst umherstreifender slovakischer Straßenräuber ausweichen mußte. Es ist allgemein bekannt, wie bös die Nation in dieser Gegend ist und darf man nur an die Kanniba engeschichte denken, die sich vor 11 Jahren hier zutrug, und wo die Mitinteressenten lauter Slovaken waren. Er lernte nur die östlichen Slovaken kennen, nennt sie aber „verschmitzt, heimtückisch, falsch, diebisch, mörderisch." (B. V. S. 20 f.) — An ähnlichen Mittheilungen aus den romanischen Gebieten fehlt es auch nicht.

Zu den Räubern und Mördern zähle ich natürlich nicht die in Ungarn so häufigen Todtschläger, d. h. die in der Leidenschaft einen Menschen getödtet; sie sind oft fast ganz unbescholtene Menschen, und bei den händelsüchtigen, rauflustigen, jähzornigen Magyaren wird manchmal ein guter Freund um einer Kleinigkeit willen erschlagen. Ich will darüber an einem andern Orte mehr mittheilen*). — Nachdem ich nun einige Räuber und Bethyären aus den letzten drei Jahrhunderten vorgeführt, will ich den Unterschied zwischen beiden angeben und den „armen Gesellen" charakterisiren.

Der szegény szegény, Arme Geselle, ist gewöhnlich ein junger Bursche, welcher der Ab-

*) Als Belege dafür theile ich zwei lehrreiche Fälle aus der jüngsten Zeit mit: Ein Bauer trug einem Bekannten, während beide neben einander saßen und plauderten, von seinem Speck an, der eben sein Mahl bildete; der andere lehnt die Einladung dankend ab; außer sich über diese vermeintliche Beleidigung stürzt der andere über ihn her und durchbohrt dessen Brust mit dem Taschenmesser, das er in der Hand hielt. Drei Bauernbursche saßen mit einander in der Schenke, unterhielten sich und tranken jeder eine Halbe schwachen Wein, was für einen Ungarn weniger ist, als für unser einen. Spät am Abend gingen sie in traulichem Gespräche nach Hause. Der eine von ihnen, keineswegs ein roher, rauflustiger, bösartiger Mensch, bleibt zurück, läuft dann den andern nach, schwingt seinen Hackstock und schlägt von rückwärts einen der beiden Freunde zweimal an den Kopf, so daß dieser todt zusammenbricht. Er ging hierauf in ein nahes Dorf zu seiner Schwester, erzählte ihr, „ich habe einen Menschen erschlagen," blieb bei ihr über Nacht und schlief so ruhig, als er die Sache ruhig erzählt hatte; darauf ließ er sich ohne Widerstand, aber auch ohne sichtbare Reue gefangen nehmen. Bei der Untersuchung erklärte er offen, weder betrunken, noch gereizt, noch in der Leidenschaft gewesen zu sein, mit dem Todten überhaupt nie einen Verdruß gehabt zu haben; die That war im selber unbegreiflich, er sagte nur: „Ich hatte mein Blutauge bekommen," ein Ausdruck, den der Richter, selbst ein Ungar, mir übrigens nicht erklären konnte. — Beide Todtschläger waren Magyaren.

Digitized by Google

stellung zu den Soldaten entgehen will, oder um eines Vergehens, vielleicht auch eines Todtschlags willen flüchtig ist. Auf schnellem Pferde, um dessen Erwerbungsart er freilich nicht gefragt werden darf, treibt er sich auf der Puszta herum, wo ihm die Czárda (die Haideschenke,) die Schilfhütte des Hirten, Busch und Hain, Rohrdickicht und die langen und breiten Gebreide- und Heuschober abwechselnd Versteck und Nachtherberge gewähren. Der „Arme Geselle“ wird kein Dieb; denn er ist, obschon ein Bauer, nicht selten guter Leute Kind, und zeigt dies auch in seiner einfachen Kleidung, die nicht verwahrlost ist, sondern beweist, daß dem Tollkopf die Blicke der Dorfschönen, die ihn als netten Tänzer zu schätzen wissen, durchaus nicht gleichgültig sind. Er schweift in einem selbstgewählten Revier herum und ist der gute Kamerad, der muntere, unterhaltende Gesellschafter des Hirten, welcher mit ihm gerne Speck und Brod theilt. Diese Gastfreundschaft thut dem Hirten nicht wehe, und trifft ihn nur zeitweilig; überdies ist der „Arme Geselle“ erkenntlich und hat manchmal über ein „wohlfettes“ Schaf und andere Mundvorräthe zu verfügen; Knickern aber ist dann seine Sache nicht. Einzeln ist der „Arme Geselle“ selbst dem beweglichen Eigenthum in der Regel nicht gefährlich, nur dürfen ihm Pferde nicht zu nahe kommen, ist er bei einer guten Gelegenheit auf dem Rücken des Pferdes, so — nun das Übrige kann man sich denken.

Eine Plage aber werden die „Armen Gesellen“, wenn sich in einer Gegend viel solcher Bursche zusammenschlagen, und die Gastfreundschaft nun im ausgedehnten Maßstab ansprechen, oder erzwingen, dann sind sie mitunter bis zu 20 bis 30 beisammen (sich selbst war in einer Schlucht, die eine größere Zahl beherbergte, unsere Gesellschaft war indeß theilweise bewaffnet) und nähern sich in ihrem Wesen und Treiben den tiefer stehenden Bettlern. Sie sind dann gewöhnlich nicht berittten, weil sie nicht Pferde auftreiben und ernähren können, und werden auch in Nord-Ungarn getroffen. Sie greifen, wenn sie halbwegs zu leben haben, nicht zu Gewaltthaten und sind meist nur mit Knitteln oder Hackenstöcken bewaffnet, wagen sich im Vertrauen auf die Furcht vor den anderen, einzeln zu den einsamen Gehöften, zu den Hirten, in die Edelhöfe, um Vorrath zu erbitten; man kennt sie gewöhnlich alle von Person und Namen, denn sie sind meist aus der Nachbarschaft. Sie halten es nicht für gewagt, sich zu Zweien, Dreien Sonntags im Dorfwirthshaus zu zeigen. Ihre Kleidung, die unglaublich weiten Leinwandhosen, das Hemd mit weit offenen Aermeln, die blaue Weste mit vielen Metallknöpfen, die gleichfarbige Mente mit Schnüren und Knöpfen reich besetzt, die enganliegenden Tschismen lassen sie von Bauernburschen und gutgekleideten Pferdehirten für die Sichtheitsorgane schwer unterscheiden. Sie haben auch ihre Vorstellungen von Anstand und gehen zum Tanz oder in's Herrenhaus gern in reinen Hemdärmeln. Ihre Art etwas zu „erbitten“ ist mitunter seltsam. In B. ging vor zwei Jahren ein sauberer Bursche in das Castell des Grafen P.; nachdem er vom Fuß bis zum Kopf sorgfältig sich herausgeputzt hatte, zog er sein Hütchen vor der Gräfin, die eben in die Speisekammer treten wollte, küßte ihr die Hand, stellte sich als einen Abgesandten der armen Gesellen vor, die „oben im Walde seien“, nannte die Anzahl der Laibe Brod und Pfunde Speck, um die seine Kameraden bitten ließen, und überließ die Anzahl der Weinchlinder dem Ermessen der Gräfin. Die Dame reichte ihm alles nach Wunsch, er dankte manierlich und empfahl sich mit artigem Gruße. — Weniger glimpflich ging ein anderer Bursche mit dem Dorfkaplan um, als dieser zu Mittag aus dem Weinkeller kam, welcher in den Weingegenden sich immer vor dem Ende der Ortschaft befindet. Der Pfarrgehilfe trug einen stattlichen Cylinder mit Wein gefüllt unterm Arm, der arme Geselle faßte die freie Hand, suchielte dem Kaplan mit dem Hacken-

Digitized by Google

stock vor der Nase herum und brachte nun durch eindringliches Bitten und die zutrauensvolle Vorstellung: „man wisse ja, wie gut die hochwürdigen Herren seien und daß sie den Armen gar nichts abschlagen können," einige Flaschen Wein aus des Pfarrers Keller und baares Geld aus des Kaplans Tasche heraus. Der Graf, ein eifriger Oekonom, ritt einige Zeit darauf über Feld, um seine Besitzungen zu besichtigen. Ein vorübergehender Bursche grüßte ihn freundlich und unbefangen. „Du bist's Guzti? Wo kommst Du her?„ „Ich war in M. eingesperrt, es wollte mir aber da nicht gefallen, da machte ich mich auf und lief davon." „Laß meine Schafe in Ruh', Bursch! es könnte Dir sonst übel ergehen, hörst Du?" „Wissen Sie was, gnädiger Herr Graf, schenken Sie mir jährlich ein Schaf, und ich will mich dann in Acht nehmen." „Nun meinethalben, ein Schaf sollst Du haben." „Es könnten wohl auch zwei Schafe sein?" „Nein, durchaus nicht, eins oder gar keins!" „Auch recht, so bleibt es beim Alten und Sie sollen mit mir zufrieden sein, gnädiger Herr." — Darauf ging Guzti in den nahen Ort, wo man ihn kannte und wissen mußte, seine Strafzeit sei noch nicht abgelaufen; er war heute entweder besonders bei Laune, oder hatte ihn der Kerker nachdenklich gemacht, vielleicht auch wollte er sich bei den Leuten in ein gutes Licht setzen, — kurz, Guzti suchte Arbeit und spaltete bald eine Klafter Holz auf der Gasse. „Ja' Guzti, weißt du denn, daß man dich aufgreifen und wieder einsperren kann?" „Ei, bevor man mich hat, drück' ich mich schon, ich bin ja auf die Ferse gefallen" (ich bin nicht auf den Kopf gefallen). — Die armen Gesellen wurden jener Gegend zuletzt so lästig und von den „Pickelhauben" bedroht, daß sie anfingen, bewaffnet zu erscheinen.

Einst kamen mehrere in's Wirthshaus, lehnten die Gewehre in einen Winkel, tranken und tanzten. Ein Mann aus dem Orte, bekannt durch seine außerordentliche Stärke, trat mit einem Doppelgewehre ein, warf mit raschem Entschlusse die Flinten der frechen Gäste zum Fenster hinaus (von wo sie sogleich weggetragen wurden), schoß mit dem einen Laufe einen nieder, verwundete mit dem zweiten einen anderen, jagte die Ueberraschten und Verwirrten in die Flucht, und befreite wirklich für eine Zeit die Gegend, von den in Erpressungen ausgearteten Belästigungen.

Wenn der arme Gesell sein arbeitsscheues, unstetes Leben nicht zu lange geführt, nicht verwildert oder durch üble Kameradschaft zum Betyaren herabgesunken ist, wird oft noch ein ganz tüchtiger Mann aus ihm, sobald er ausgetobt hat; er verliebt sich allenfalls in ein hübsches Mädchen, das doch mit ihm nicht auf der Puszta herumlaufen kann, und wird nun, da er die Puszta so kennt, wie kein anderes Menschenkind, ein vorzüglicher Hirt, oder ein Beres (Knecht) auf einem Gehöfte.

Ihm in der Kleidung ähnlich ist der Betyar, eine böse Brut, gewöhnlich von Geburt Dieb, durch Erziehung Räuber; das wilde Auge, das wettergebräunte, trotzige Gesicht geben ihm einen unheimlichen Ausdruck, zu welchem ihm Hackenstock und Pistolen, auch wohl Flinten den nöthigen Commentar geben. Der arme Gesell ist der junge, kecke Stutzer, das fahrende Genie der Steppe neben dem vernachlässigten, schmutzigen, häufig schon verwitterten Strolch, dem Betyaren, der im besten Fall Vagabund durch und durch ist. Die Bursche, die Lenau in der „Haideschenke" schildert, sind Betyaren. Der Wirth des Steppenkruges, in welchem Betyaren einsprechen, oder übernachten, ist häufig ihr Vertrauter, ihr Hehler. Geräth man in eine solche Gesellschaft, so muß man machen, als ob man gar nicht ahnte, wer die Herren sind, und muß hübsch freundlich gegen sie thun. Eine junge Dame meiner Bekanntschaft mußte mit ihrem

Digitized by Google

Manne in einem solchen Steppenkruge übernachten, sie mußte sich den zahlreichen Betyaren zeigen, welche die zitternde schöne Frau gern ansahen, aber weder ihr, noch ihrem Gemahl ein Leid zufügten, wiewohl sie im Nebenzimmer tief in die Nacht tranken und lärmten. — Der Reisende hat sich vor den Betyaren weniger zu fürchten als der Einheimische, denn der Betyar ist selten ein Straßenräuber, ja er treibt sich, die Marktzeit abgerechnet, gewöhnlich fern von der Straße herum, begeht auch selten einen Mord, wenn er nicht auf das Aeußerste getrieben wird, dann wehrt er sich allerdings mit einer Todesverachtung ohne Gleichen. Doch nur die Angst, vor augenblicklicher Mißhandlung öffnet die Hände seiner widerwilligen Ernährer, der Bauern und Hirten. Den armen Hirten macht er das Leben recht sauer, und läßt sich nur so ohnehin durch ein regelmäßiges Deputat abkaufen, der Hirt muß wohl oder übel mit ihm gut stehen; aber da das Vieh so viel im Freien oder unter offenen Schoppen sich befindet, ersieht sich der Betyar trotz der wachsamen Hunde bald eine günstige Gelegenheit. Ein Pferd, das einmal in seinen Augen Gnade gefunden, ist so gut wie sein, mit der Schlauheit und Gewandtheit des indianischen Diebes bemeistert er sich bei Nacht des Thieres, versteht er das erschrockene Thier lautlos aus der Hürde zu schaffen, und entführt mit bewunderungswürdiger Schnelligkeit das Pferd, das Schaf, das Schwein, nach welchen ihm gelüstete. Jede Spur ist verloren, wenn er einmal mit seiner Beute über die Puszta davonbraust; das Pferd wird einem Kameraden übergeben, der es eben so schnell auf den nächsten Markt zum Verkaufe führt, oder wenn er Gefahr wittert, durch den Wirth einer Csarda in ein sicheres Versteck schaffen läßt; Schafe und Schweine werden aber schon am nächsten Tage geschlachtet und in Gesellschaft fremder Hirten oder befreundeter Betyaren geschmaust, wozu dann die Hirten gern einen Trunk aus dem Kulacs (einem mit Pferdehaut überzogenen, hölzernen, runden und flachen Gefäße) spenden, obschon dieser nur in einem elenden Kräzer besteht. — Die österreichische Regierung strafte während des letzten Dezenniums vergebens die Landbewohner, welche den Betyaren Vorschub leisteten oder Unterstand gaben, die Furcht vor der Rachenahme der Kameraden war zu groß. Der freche Betyar nimmt sich ungleich mehr Freiheiten heraus als der arme Gesell, ladet sich zu den Hochzeiten selbst ein und sucht sich die hübschesten Dirnen zum Tanze aus. Wollte man ihn irgendwo verletzen, so setzen seine Kameraden dem Beleidiger unfehlbar den rothen Hahn auf's Dach, und der Bewohner des einfachen Gehöftes hat mehr Furcht vor dem Betyaren als vor dem eigentlichen Räuber. — Ich sah im Jahre 1860 einen Ruthenen von herkulischem Körperbau erschießen. Er hatte als Deserteur das Leben eines Betyaren begonnen, einem Weibe Gewalt angethan und den Gensdarmen, der ihn einbringen wollte erschossen; bei der Untersuchung machte er Miene, den Richter niederzuschlagen, er starb auch mit dem rohen Trotze eines gänzlich gefühllosen Menschen.

Eine besondere Art von Räubern traf man ehedem unter den Hirten, namentlich den Schweinehirten des Bakonyerwaldes; sie standen, wie heute noch manche, in ihrem Bildungszustand nicht höher als das Vieh, das sie weideten, hatten nie eine Schule besucht, und mordeten vorkommenden Falles Menschen ohne jede Spur von Gewissensbissen.

„Und ist's ein Mensch mit Geld und Gut,
So meint der Hirt: es ist sein Blut
Nicht anders, auch nur roth und warm,
Und ich bin arm."

Die eigentlichen Räuber von Profession sind in Südungarn zu suchen und zeigen einen Grad von Frechheit, Rohheit und Gefühllosigkeit, von dem man sich bei uns keine Vorstellung

Digitized by Google

machen kann, wenn man nicht z. B. die Berichte der „Pesti-Ofener offiz. Zeitung", oder des sonst stark im Magyarismus machenden „Pesther-Lloyd" liest, welche zugleich den deutschen Leser über die Häufigkeit solcher Verbrechen in Staunen setzen. Die Räuber sind mit Messern, Säbeln, Hacken, Pistolen und Flinten bis an die Zähne bewaffnet, überfallen einzelne Gehöfte bei Nacht, schlagen ohne jeglichen Grund die Ueberfallenen mit Hacken in den Kopf oder todt, ermorden sogar Kinder. Sie raubten indeß schon Häuser mitten in bevölkerten Ortschaften aus, und zogen sich, wenn Menschen zusammenliefen, langsam, und beständig nach den Verfolgern feuernd, zurück; ja sie kamen am hellen Tage in großen Haufen mit geschwärzten Gesichtern und verließen die Dörfer erst — schrittweise und schießend — als man Sturm läutete und die Bevölkerung sich gegen sie zusammenrottete. Es sind höchstens drei Jahre, daß derlei geschah. (Ueber jüdische Räuber berichtete ich in den St. d. Z. 1861, Nr. 32).

Seitenstücke minder furchtbarer Art sind jene Wegelagerer, welche unter dem magyarischen Regiment von 1861 so üppig aufschossen, trotz der von den Ungarn vielgerühmten Komitatspanduren glänzende Geschäfte machten und sogar in der Nähe, ja innerhalb des Weichbildes von Pesth ihr Wesen trieben. So lagerten sich beispielweise im November 1861 vor Baja, einem der wichtigsten Märkte Ungarns an der Donau vier berittene Kerle mit einem Anführer, der hoch zu Roß umherweglich zusah, sämmtlich strotzend von Waffen, hielten gegen 60 Wagen an und erbeuteten 15,000 fl. und manche Werthgegenstände, bis Sicherheitsorgane und Soldaten ihnen nachsetzten.

Im Oktober desselben Jahres trug sich nicht im eigentlichen Ungarn sondern in Siebenbürgen, folgender seltsame Fall zu. Acht Räuber umzingelten Nachts das Haus eines Grundherren, wollten zuerst das Thor erbrechen und als sie dieses zu fest fanden, durch ein Fenster einsteigen. Der Hausherr erwachte über den Lärm, trat ans Fenster mit geladenem Gewehr und drohte, den Ersten, der sich nahe, über den Haufen zu schießen. Nun begann eine förmliche Belagerung des Hauses, aber bald wurden Unterhandlungen angeknüpft, und die Belagerer erklärten, daß sie nur der Hunger zu diesem Schritte zwinge. Endlich wurde ein Vertrag abgeschlossen und der Hausherr reichte den Achten durch das Fenster einige Laibe Brod, ein Pfund Speck und drei Flaschen Branntwein; die bescheidenen Belagerer zogen dankend ab.

Die Ungarn behaupten gern, daß die Anzahl der Verbrecher erst nach 1849 „unter der österr. Regierung" so zugenommen; indeß konnte jeder Reisende vor 20 — 30 Jahren dem Anblick der vielen Galgen an den Straßen nicht entgehen, und nach Umfang, Material und Tragfähigkeit (für 1, 2, 3, 4 Personen) des Hochgerichtes konnte man ja bekanntlich die Rangstufe eines Ortes leicht beurtheilen. Wie häufig hingen die Körper der standrechtlich Hingerichteten in Ketten, bis sie herabfielen. Ein Reisender sah einmal unter einem solchen gräßlichem Bilde eine Schaar Kinder lustig und lärmend sich herumtreiben. Er ließ entsetzt den Wagen anhalten und fragte: „Ja, Kinder, fürchtet Ihr Euch denn nicht?" „I, warum denn, der da war ja unser Vater."

Man hatte auch in Ungarn vor 1848 zweckmäßige Anstalten gegen die Räuber getroffen. Zunächst waren die gewöhnlichen Sicherheitsorgane da, die uniformirten Stadthayduken, die Lokalpolizei gegen Diebe, Raufer u. dgl. Leute, dann die in verschiedenen Komitaten verschieden uniformirten und benannten Komitatspanduren, handfeste und herzhafte Männer, nicht zu unnöthiger Bevormundung des Publikums und anständiger Menschen, sondern zum Schutz gegen Räuber bestimmt. (Schluß folgt.)

Digitized by Google

Kaiser Nicolaus als Künstler.

Sternberg erzählte in seinen „Erinnerungsblättern" eine sehr charakteristische Anekdote über den Kaiser Nicolaus, welche ihm eine Dame aus Petersburg in Wien mittheilte. Sie war die Wittwe eines Künstlers, der die besondere Gunst des Kaisers besaß, so daß dieser nicht selten zu ihm ins Atelier kam, um ihm seine Kunstkennerschaft darzuthun. Gewöhnlich ließ er sich ein Blatt Papier geben, das immer sehr fein und glatt sein mußte, und daran fing Se. Majestät an, das Kunstwerk ins Leben zu rufen, das der Phantasie verschwebte. Es war stets ein Soldat in voller Uniform, und zwar fing der Zeichner mit den Füßen des Soldaten an und zeichnete so aufwärts den ganzen Mann fertig, was bewunderungswürdig schnell vor sich ging, aber eine gewisse Monotonie nicht verläugnete, indem immer ein Grenadier völlig so aus sah, wie der andere. Nie war ein Knopf vergessen, nie eine Falte angegeben, die vorschriftsmäßig nicht hätte existiren dürfen, das Bild war vollendet zu nennen. Doch begnügte sich auf die Länge Se. Majestät nicht mit freien Handzeichnungen, er ging in das Feld der Oelmalerei über und da ereignete sich der Umstand, der für die kaiserliche Gemäldesammlung in der Eremitage bedenkliche Folgen haben konnte. Es befanden sich nämlich zwei Landschaften im Atelier des Künstlers, die er soeben vollendet hatte. Der Kaiser betrachtete eins dieser Bilder mit Aufmerksamkeit, ergriff sodann den Pinsel und fing an, in dem Gemälde Aenderungen anzubringen, er malte hier und da Soldaten hinein, die, unbekümmert um die Regeln der Perspective, in gleicher Größe im Hintergrunde, wie im Vordergrunde standen. Obgleich durch diese Zugaben das Bild viel Leben erhielt, so war der Künstler doch wenig mit dieser Staffage einverstanden. Wie sehr erschrack er aber, als Se. Maj eines Tages sich über einen Teniers hermachte und daselbst eine alte Frau, die mit ihrem Reisebündel im Vordergrunde saß, in einen Trommelschläger, das Bündel in eine Trommel zu verwandeln anfing. Als dieses Werk vollendet war, befahl Se. Majestät noch andere Teniers aus der Gallerie herbeizuschaffen, um auch diese den Bedürfnissen der Zeit anzupassen. Zum Glück fand der Maler, der kostbare Schätze der Gallerie bedroht sah, den Ausweg, dem Kaiser Kopien jener Bilder unterzuschieben, die dann auf obige Weise verändert und umgestaltet wurden.

Die Anschauung.

Komm heraus aus deinem Loche,
Kleines Schneckchen komm heraus,
Mach dich frei von deinem Joche,
Deinem eng gebauten Haus.

„Und ich wohn' in keinem Loche,
„Will dein Schneckchen nimmer sein.„

Und wer bist du loser Schelm,
Langsam kriechend durch die Flur,
Trägst am Rücken deinen Helm,
Von dem Schwerte keine Spur.

„Bin ein kluger Sternendeuter,
„Und ein Philosoph dazu,
„Lebe friedlich stets und heiter,
„Im Palast der stillen Ruh;
„Durch die Hörner meinen Tubus,
„Schau ich an den Himmelsglobus.„

Und was siehst du in dem Himmel?

„Einen Hain voll blauen Veilchen,
„Und den lieben Gott darin,
„Hat ein schönes goldnes Häuschen
„Guckt auf mich wie ich auf ihn.

a.

„Das Wort Soufleur läßt sich doch gar nicht ins Deutsche übersetzen," meinte Jemand im Theater. „O, warum denn nicht?" sagte ein Anderer: „Kastengeist."

Wer hat's besser? Ein Hannover'sches Cavalleriepferd, das 144 Thaler jährlich, oder ein hannover'scher Landschullehrer, der 80 Thaler jährlich zu verzehren hat?

Auflösung des Logogryph im Nr. 16.
Ampel — Lampe.

Redaktion, Eigenthum, Druck und Verlag von J. F. Rietsch in Landshut.

Digitized by Google

Nro. 18. VIII. Jahrg.

Die

Plauderstube.

Eine Sonntagsausgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 4. Mai 1862.

Arme Gesellen, Betyaren und Räuber in Ungarn.

(Schluß.)

Außerdem gab es in besonders beunruhigten Komitaten noch eigene persecutores, Räubereinfänger, die namentlich auf Jahrmärkten verkleidet umherirrten und bei ihrer ausgebreiteten Personenkenntniß sehr gute Dienste leisteten. Auch sie waren in den verschiedenen Komitaten verschieden bewaffnet, so trugen sie noch vor einem Menschenalter in Syrmien eine Lanze und ein Panzerhemd, und schlugen sich mit den aus Serbien über den Fluß schwimmenden Räubern herum; der Hadnagy in der Bácska (Südungarn) hatte einen Fokos (Hackenstock) und zwei Pistolen, und trug um den Leib einen Lasso zum Einfangen der flüchtigen Räuber.

Die Gensdarmen der letzten 10 Jahre entbehrten, weil meist nicht Eingeborne, alle Landes- und Personenkenntniß, wendeten sich z. B. mit Fragen über einen verfolgten Betyáren an den Rechten, d. h. an den ihnen begegnenden, aber ihnen unbekannten Betyáren und warnten durch ihre weithin glänzenden Pickelhauben und auffallenden Uniformen, besonders in der Ebene, Alle, die kein gutes Gewissen hatten, so daß diese sich mit Muße drücken konnten. Einen schweren Stand hatten sie in den Schluchten und Waldungen des sogenannten Bakonyerwaldes, und mancher von ihnen fiel hier vom Pferde durch die Kugel des im Hinterhalt versteckten Räubers, welcher sich mit Schießbedarf versehen wollte; doch wurde dieser weitverzweigte Alpenausläufer zuletzt durch sie von allerlei Gesindel und gefährlichen Leuten gereinigt. Nach dem Kriege von 1848 und 1849 wurden nämlich viele kompromittirte, aber auch viel arbeitscheue und liederliche Leute in den Ebenen jenseits der Donau Betyáren, in den Wäldern der kleinen ungarischen Ebene Räuber, darunter Menschen, denen solches Ende nicht an der Wiege war gesungen worden, genau so, wie vor 2 — 300 und mehr Jahren. Der Henker bekam dann diesseits der Donau alle Hände voll zu thun, aber ich sah auch in Oberungarn noch im J. 1855 an mehreren Orten ein Täfelchen, etwas über einen Quadratschuh groß vor den Ortschaften an einem Pfahle befestigt, darauf das Miniaturbild eines Gehenkten und das vielsagende Wort: Statarium (Standrecht); es war nichts Anderes übrig geblieben.

Digitized by Google

Es ist schlimm für ein Land, wenn die Sicherheit der Person und des Eigenthums am wirksamsten nur durch zahlreiche Galgen und durch fleißige Anwendung des Standrechtes gewahrt ist. Es ist kein Zufall, daß wenn in Ungarn die Luft einige Zeit nach Anarchie riecht, das Freibeuterleben auf eine so erschreckende Weise um sich greift. Ich bin weit entfernt davon, die Ungarn für Barbaren und Ungarn für ein Barbarenland zu halten, aber als Erklärungsgrund für solche Erscheinungen läßt sich nur der Mangel an Schulbildung und die Rohheit eines großen Theiles der Bewohner Ungarns angeben. Die Ruthenen z. B. besitzen nicht Eine Zeitschrift, nicht Einen Leseverein, nicht Ein Casino, nicht Ein Förderungsmittel geistigen und geselligen Verkehrs; freilich wurden unter sie fast keine deutsche Kolonisten verpflanzt. Bei den Romanen ist im November 1861 die einzige wissenschaftliche Zeitschrift wegen gänzlicher Theilnahmslosigkeit eingegangen. Unter den Slovaken und Serben gibt es viele, die man mit Ruthenen verwechseln könnte. Und die Magyaren? Mehr als einmal mußte das Militär sich zeigen, wenn bei den Wahlen vor 1848 die Cortes (adeligen Wähler) aus dem Bauernstande*) bewaffnet und brüllend über die Gasse stürzten und im Wahlgebäude Alles kurz und klein schlugen. Wie viel Menschenblut wurde bei den Wahlen zum Landtag von 1861 vergossen! Viele wurden augenblicklich erschlagen, Andere starben nachträglich an den Wunden oder behielten Denkzettel lebelang.

Aus den kurzen Schilderungen, die ich entworfen, dürfte sich jeder Leser selbst ein Urtheil darüber bilden, in welcher Art, in welchem Grade das Betyáren- und Räuberthum der Gegenwart von dem früheren Zeiten sich unterscheidet, und ob es richtig ist, wenn viele Ungarn, voll eitler Schwärmerei, behaupten, vor dem Jahre 1850 hätte auch bei ihnen kein Mensch ein Wässerchen getrübt. Schon Simpler erzählt: „Man hält auch scharfe und gute Ordnung, aber es gibt doch viel Räuber und böse Leute und gefährliche Oerter durch Gründe, über Berge und durch Wüsteneien zu reisen.“ Mit schweren Verbrechern machte man in Ungarn allzeit wenig Federlesens, der Reisende hat auch nicht mehr zu fürchten, um einiger „glänzender Knöpfe wegen,“ die er am Rock trägt, erschlagen zu werden, und kann, einige Gegenden ausgenommen fruchtlos in Ungarn reisen. Aber erst wenn Volksunterricht und Volkserziehung in ganz Ungarn gut bestellt sein werden, wird der Betyár und der Räuber aufhören, zu den Charakterbildern Ungarns zu gehören.

---

*) Im Komitat Borsod sind 30,000, in Zala 60,000 „Bundschuhedelleute.“ — In Ungarn tragen die ärmeren Bauern Bundschuhe (den indianischen Mokassins ähnlich,) welche die Magyaren Botschkoren nennen, ich übersetze deshalb den Spottnamen bocskoros némes emberek wörtlich und treffend mit „Bundschuhedelleute,“ statt mit Bauernadel

Digitized by Google

Der Brillant-Ring.

In einem kleinlichen, wohnlichen Zimmer eines Hauses in dem vornehmsten Theile von London saß eine einfache, angenehme Dame von ungefähr vierzig Jahren und schrieb. Sie trug Trauerkleider; ihr Gemahl, Sir Robert Annesley, war vor einigen Jahren gestorben. Er war als geschickter Arzt in der Welt emporgekommen und sogar in den Adelstand erhoben worden. Lady Annesley war seine zweite Frau gewesen; der jetzige Besitzer des Hauses, Sir Philipp Annesley, gleichfalls ein angesehener und beliebter Arzt, war ihr Stiefsohn.

In dem nämlichen Zimmer saß eine alte Dame auf einem niedrigen Sopha in der Nähe des Kamines, trotz ihrer Blindheit und ihren vierundachtzig Jahren eine heitere und nette alte Frau. Es war die Mutter des verstorbenen Sir Robert. Es hatte, wie sie sich auszudrücken pflegte, dem lieben Gott gefallen, ihr den theuern Sohn zu nehmen und sie selbst zu verschonen. Auf ihrem Schooße lag ein Beutel von weißen Leinen, ähnlich dem Ueberzuge eines Kopfkissens, aber nicht zu groß. Sie war damit beschäftigt, ihn mit Papierschnitzeln voll zu stopfen. Seit sie erblindet war, füllte sie einen Theil ihrer Zeit damit aus, unbrauchbares Papier, alte Zeitungen und dergleichen in kleine Stückchen zu reißen, und Sophakissen damit auszustopfen. Mary Carr, Lady Annesley's Nichte, saß am Fenster und nähte den Ueberzug zu diesem Kissen; er bestand aus zwei viereckigen Stücken von weißem Sammet, die sie selbst mit schönen Blumenbouquets bemalt hatte. Das Kissen war als ein Geschenk für Grace, die Schwester Sir Philipp's bestimmt, die auf dem Punkte stand, sich mit dem Doktor Scott zu verheirathen. Grace war gerade ausgegangen mit der Mündel des verstorbenen Sir Annesley, Georgina Livigston, die auch im Hause wohnte.

Die alte Frau Annesley sah — wenn man von einer Blinden das sagen darf — von ihrem Kissen und ihren Papierschnitzeln auf; sie hatte noch die Gewohnheit, wenn sie zu Jemand sprach, das Gesicht nach jener Richtung zu wenden, wo sie die angeredete Person vermuthete, gerade so wie sie es gethan hatte, ehe sie das Augenlicht verloren. „Wie steht es mit Carl's Heirath? Ist die Sache im Reinen?"

„Nun, ich glaube" — antwortete Lady Annesley, hielt aber plötzlich inne. Die Thür wurde rasch geöffnet und ein großer stattlicher Herr trat ein. Ohne das angenehme Lächeln, welches häufig um seine Lippen spielte, und ohne seine dunkelblauen Augen hätte man seine Züge gewöhnlich nennen können. Und doch gab es Damen, welche meinten, Sir Philipp Annesley sei als unverheiratheter junger Mann zu hübsch für einen Arzt.

„Ist das Philipp?"

„Ich selbst, Großmama, und Niemand anders," antwortete Sir Philipp. „Wer will mir einen Finger leihen?"

Einen Finger! wiederholte Lady Annesley. „Wozu? Sage es Mary."

Mary legte ihren Sammet nieder und trat näher. Sir Philipp öffnete ein kleines Etui, nahm einen Ring heraus und paßte ihn an den vierten Finger ihrer linken Hand. Sie stand in ruher Haltung vor ihm, erröthete aber bis zu den Wurzeln der Haare. Der Ring war von wunderschöner Arbeit und mit zwölf kleinen, aber prachtvollen Diamanten besetzt.

„Philipp, welch' ein schöner Ring!" rief Lady Annesley aus.

Digitized by Google

„Ja, er gefällt mir auch. Grace hat sich einen Ring gewünscht, und ich bin überzeugt, daß Scott bei seiner Zerstreutheit nicht daran denkt. Es sollte mich nicht wundern, wenn er sogar die Trauringe vergäße. Er ist zu groß, nicht wahr, Mary?"

„Er ist viel zu groß. Grace müßte einen andern davor tragen, um ihn nicht zu verlieren."

„Ich hätte besser den kleinern genommen," sagte Sir Philipp. „Der Juwelier hätte noch einen andern, der gerade wie dieser, nur kleiner ist. Ich will diesen zurückbringen und ihn umtauschen."

„Er hat gewiß viel gekostet," sagte Lay Annesley.

„Ziemlich viel; achtundvierzig Guineen."

Die alte Frau Annesley schlug vor Verwunderung in ihre Hände. „O Philipp, achtundvierzig Guineen für einen Ring, das ist doch nahezu eine Sünde. Dein Vater würde den vierten Theil dieser Summe erst zweimal besehen haben, ehe er ihn ausgegeben hätte."

Er ging zu ihr, legte den Ring in ihre Hand, und indem er sich zu ihr niederbeugte, sprach er freundlich: „Fühle nur, Großmutter er ist wirklich wunderschön. Es ist viel Geld; aber wir verheirathen Grace auch nicht alle Tage."

Frau Annesley ließ ihre Finger über den Ring gleiten, nach Art blinder Leute, und gab ihn dann zurück. „Philipp," fragte sie dabei, „wann wirst du für dich einen Trauring kaufen? Sollte es wohl je dazu kommen?"

Das angenehme Lächeln zeigte sich wieder um seine Lippen und vielleicht auch ein Anflug von Roth auf seinen Wangen. „Ein Arzt hat keine Zeit, an solche Dinge zu denken."

„Keine Zeit?" erwiederte die alte Dame, die seine Worte buchstäblich genommen hatte. „Ich denke, er hat dazu eben so gut die Zeit, wie andere Leute. Was man will, das kann man auch. Philipp, weißt du, daß du in deinem fünfunddreißigsten Jahre bist?"

„Und wissen sie auch, was Ihre Patienten sagen?" fügte seine Stiefmutter Lady Annesley hinzu. „Sie sagen —."

„Ich kann es mir schon denken; ich brauche es gar nicht zu hören;" unterbrach sie Sir Philipp lachend. „Wenn sie einen unverheiratheten Arzt nicht wollen, so brauchen sie ja nicht zu mir zu kommen; sie mögen zu einem andern gehen."

„Das werden sie nicht thun," sagte Lady Annesley nachdrücklich. „Philipp, Sie müssen wirklich bald heirathen. Ich wünschte, Sie thäten es: es würde wenigstens zu meiner Beruhigung dienen."

„Beruhigung? Inwiefern?" fragte Sir Philipp rasch und etwas scharf.

„O, ich kann mich nicht näher erklären, antwortete Lady Annesley. „Es würde mich in mehr als einer Hinsicht beruhigen."

„Vorausgesetzt doch, daß ich nach Ihrem Sinne heirathete," sagte Sir Philipp, der diese Anspielungen recht gut verstand.

„Bewahre! nicht nach meinem Sinne; ich zähle gar nicht. Aber nach dem Sinne Ihrer Schwestern, nach dem Sinne der ganzen Welt."

„Aber schrecklich wäre es, wenn ich nach meinem eigenen Sinne heirathete, nicht wahr, Lady Annesley?" sagte er lachend.

Er hatte sie nie Mutter genannt; ja, früher hatte er sie mit Ueberlegung und Absicht immer „Lady Annesley?" angeredet. Er war schon vierundzwanzig Jahre alt, als sein Vater

Digitized by Google

dieſe ſeine zweite Frau heirathete, und damals im Innerſten ſeines Herzens über dieſe Verbindung empört. Anfangs war die ganze Familie unzufrieden darüber; aber mit der Zeit hatte ſich das Verhältniß zwiſchen Lady Annesley und ihren Stiefkindern ganz freundlich geſtaltet. Die Töchter waren jetzt verheirathet, bis auf Grace, deren Hochzeit in Kurzem ſtattfinden ſollte.

„Das iſt nicht zum Lachen, Philipp. — Was für eine hübſche Roſe haben Sie in Ihrem Knopfloch!“ fuhr Lady Annesley fort. „Wo haben Sie die bekommen?“

„Aus Fran Leigh's Gewächshaus,“ antwortete er indem er die prächtige weiße Roſe, ſchön wie eine Camelia, von ſeinem Rocke nahm. „Sie führte mich in demſelben umher, als ich eben in ihrem Hauſe war.“

„Iſt ihre Tochter beſſer?“

„Nein, das arme Mädchen! Und ich fürchte —“

Sir Philipp, ſagte nicht, was er fürchtete. Er gehörte nicht zu denen, die zu Hauſe viel über ihre Patienten ſprechen. In der Pauſe, welche hier eintrat, trat eine Magd ein und meldete Lady Olivier an.

Sir Philipp nickte, ſtand einige Augenblicke in Gedanken und ſchickte ſich dann an, hinunter zu gehen.

„Wollen Sie mir dieſes aufbewahren?“ ſagte er, indem er im Vorbeigehen Lady Annesley den Diamant-Ring reichte. „Ich will ihn umtauſchen, ſobald ich ausgehe. Da, Mary, ein Geſchenk für Sie.“

Er warf Mary die weiße Roſe in den Schooß. Sie rührte ſie nicht an, ſondern ließ ſie ruhig liegen; aber ihre Wangen wurden wieder heiß. Lady Annesley runzelte die Stirne; aber dieſe glättete ſich wieder, als ihre Augen auf den Ring fielen.

„Einen ſchönern Ring habe ich noch nicht geſehen!“ rief ſie aus, indem ſie ihn wiederholt an den Finger ſteckte und wieder abzog. „Aber woran hat Philipp gedacht daß er ihn ſo groß nehmen konnte? Wer iſt das, der da herauf kommt?“

Es war Carl, Mary's Bruder, ein junger Lieutenannt, luſtig, ſorglos und hübſch; oft in Noth, immer in Verlegenheit; bis über die Ohren in Schulden und ähnliche Unannehmlichkeiten; kurz, ein Mann, von dem Alle, namentlich aber Lady Annesley, meinten, es könne kein gutes Ende mit ihm nehmen. Er war Lady Annesley's Neffe, ein Sohn ihres verſtorbenen Bruders. Dieſe Verwandſchaft und den Umſtand, daß ſeine Schweſter Mary im Hauſe wohnte, nahm er zum Vorwande, öfter Beſuch zu machen, als es Lady Annesley lieb war, Sie fürchtete ſehr, er möchte eine Neigung für Georgina Livingſton gefaßt haben, oder ſie für ihn, oder vielleicht gar Beide für einander. Ihr Neffe, der ſo arm wie eine Kirchenmaus war, ſollte Georgina ſtehlen mit ihrer jährlichen Einnahme von 900 Pfund! Wie würden die Leute darüber ſprechen! Sie würden ſagen, Lady Annesley hätte das eingefädelt. Und Lady Annesley legte viel Gewicht auf das Gerede der Leute.

Carl trat ein in voller Uniform; er war einer der hübſcheſten jungen Offiziere, die ſich je vor ihrer Majeſtät in St. James verbeugt hatten. So dachte Mancher, der ihn ſah, und er ſelbſt hatte nichts dagegen einzuwenden, wenn Jemand ſo dachte.

„Wo iſt Georgina? fragte er.

„Georgina iſt ausgegangen,“ erwiederte Lady Annesley ſcharf. „Warum biſt du ſo aufgeputzt?“

Digitized by Google

„Ich komme vom Lever der Königin. Haben Sie vergessen, daß dieses heute stattgefunden?“ entgegnete er, indem er mechanisch das kleine Etui nahm und es öffnete. Carl's Finger hatten die Gewohnheit, alles anzufassen, und schon oft hatte er deshalb von seiner Tante einen Schlag auf die Hand bekommen.

„Was für ein kostbarer Ring!“ sagte er.

„Ein Geschenk für Grace, von Sir Philipp. Aber er soll umgetauscht werden, weil er zu groß ist.“

Carl steckte ihn an seinen kleinen Finger und drehte ihn voll Bewunderung hin und her. „Ein wundervoller Ring!“ wiederholte er, wirklich wundervoll!“

„Du hättest ihn wohl gern?“ rief lachend Mary vom Fenster her.

„Ich wollte, ich hätte das Geld, das er werth ist,“ erwiederte er. „Das könnte ich besser gebrauchen. Was kostet er? Fünfzig Guineen?“

„Nicht schlecht gerathen, sagte Lady Annesley, die Carl wegen seines guten Herzens und seines angenehmen Wesens im Grunde doch gern hatte, wenn sie nur die Furcht und Sorge in Betreff Miß Georgina's hätte vergessen können.

Sie standen zusammen und bewunderten um die Wette den Ring. Ein Mal steckte sie ihn an, das andere Mal er. Lady Annesley nahm ihn zuletzt und hielt über ihn das Etui, als wollte sie ihn vor dem Einschließen in dasselbe noch ein Mal recht betrachten.

„O weh!“ rief die alte Frau Annesley in diesem Augenblicke.

Lady Annesley schloß eilig den Deckel des Etui, stellte dasselbe auf den Tisch und eilte zu ihrer Schwiegermutter. Die alte Dame hatte den Beutel auf den Teppich fallen lassen, und ein Theil des Inhalts fiel heraus.

„Bemühen Sie sich nicht selbst damit, meine Liebe,“ sagte sie, als Lady Annesley begann, ihn wieder hinein zu stopfen. „Legen Sie nur alles auf meinen Schooß. Ich werde nicht noch ein Mal so ungeschickt sein. Sie sehen, das Kissen ist beinahe voll.“

Lady Annesley that, wie sie verlangt hatte und ging zurück an den Tisch. Der unruhige Carl war mittlerweile zu Mary hingetreten, und die Beiden flüsterten zusammen. Lady Annesley nahm ein Stück weißes Papier und wickelte es um das Etui, ohne erst nochmals hinein zu sehen; dann zündete sie ein Wachslicht an und versiegelte es.

„Ich muß gehen,“ sagte Carl. Sind Sie heute Abend zu Hause?“

„Ich! ohne Zweifel,“ lachte die Großmama vom Sopha her. „Ich glaube auch nicht, daß die Andern ausgehen werden. Sie konnte Lady Annesley's Befürchtungen nicht, und Carl war ein besonderer Liebling von ihr.

„Sieh, Mary,“ sagte Lady Annesley, als sie das Gerassel hörte, welche Carl's Säbel verursachte, indem er die Treppe hinunterstieg — „sieh, Mary, ich lege das Etui hier hinein. Wenn Sir Philipp kommen sollte, kannst du ihm sagen, wo es ist.“ Sie öffnete ihr Schreibpult und legte es hinein. Dann ging sie zu Frau Annesley, reichte derselben ihren Arm und führte sie aus dem Zimmer. „Wir kommen heute ganz um unsere Spazierfahrt, wenn wir uns nicht eilen. „Mary kann das fertig machen.“

„Es ist fertig, bis auf das Zunähen“ sagte die alte Dame; „es ist voll genug. Mary, komm' und nimm es mir ab.“

Mary legte ihren Sammet auf das Sopha und begann das Kissen fertig zu machen, indem sie sich der Bequemlichkeit halber auf den Boden knieete. Sie hatte den Sammet schon

Digitized by Google

darüber gezogen und fing gerade an, die Goldkordel und Quasten anzunähen, als Sir Philipp eintrat. Er stützte seinen Arm auf die Sophalehne, sah nieder auf sie und ihre Arbeit und machte nicht zum ersten Male die stille Bemerkung, daß sie ein hübsches Mädchen mit einem sanften Gesichtchen war.

„Ich möchte wissen, ob man mir auch so schöne Geschenke machen würde, wenn ich meinen eigenen Haushalt anfinge?" bemerkte er.

„Sie sollten es mal versuchen," sagte Mary. Aber sie sprach dieses unbedacht; in dem Augenblicke, als die Worte aus ihrem Munde waren, hätte sie dieselben gern zurückgenommen.

„Aber dann würden Sie ausziehen müssen; was wäre das für ein Umstand," wendete er ein. „Ich weiß zwar doch nicht, ob sie gerade Alle gehen müßten." Er brach ab, während sie nur zu gut fühlte, wie ein tiefes Roth ihre Wangen färbte. Sie spielte verlegen mit dem Quasten.

„Gewiß nicht, wenn es nach Lady Annesley's Wünschen ging," begann er wieder. Mary erschrack bei diesen Worten und sah ihn fragend an.

„Sehen Sie nicht, was im Werke ist, Mary?"

„Was soll ich sehen?"

„Nein, ich werde es Ihnen nicht sagen. Um so besser, wenn Sie es nicht gesehen haben. Ich dachte, es wäre Allen im Hause aufgefallen. Meine Eitelkeit hat mich also getäuscht."

„Aber was meinen Sie denn, Sir Philipp?"

Er sah sie fest an. Sie wußte nicht, wohin und woher.

„Sagen Sie mir Ihre Meinung, Mary. Wenn ich mich entschlösse, meinen eigenen Haushalt anzufangen, glauben Sie wohl, daß dann eine von Ihnen zu bewegen sei, bei mir zu bleiben und mir zu helfen?"

Ihr Herz klopfte heftig; sie schlug die Augen nieder. Die Goldkordel drehte sich fortwährend in ihren Fingern. Sir Philipp ging um das Sopha herum, legte seine Hand auf ihre Schulter, während sie noch kniete, und sie blickte zu ihm auf.

„Ich könnte bald einmal diese Frage stellen," sagte er „Wissen Sie, wo Lady Annesley den Ring hingelegt hat?"

Sie sprang auf, öffnete das Schreibpult und gab ihm das Paquetchen, so wie Lady Annesley es versiegelt hatte. Er steckte es in seine Westentasche, ging hinunter zu seinem Wagen und fuhr fort.

In weniger als zwanzig Minuten war er zurück und eilte die Treppe hinauf, so rasch, wie Carl sie hinunter gestürzt war.

„Sie haben mich schön angeführt, Mary! Sie haben mir ein leeres Etui gegeben."

„Ein leeres Etui!" wiederholte sie.

Er nahm das Etui aus seiner Tasche und hielt es ihr offen hin.

„Ich sagte dem Manne, ich brächte ihm den Ring zurück, um ihn gegen den kleinern umzutauschen, öffnete ganz behutsam das Etui, um ihn heraus zu nehmen, und siehe da! es war nichts darin."

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Ein Fisch als Zeuge vor Gericht.

Vor den Assisen zu Strafford in England trug sich kürzlich folgende sonderbare Scene zu: Ein Fabrikant war von dem Pächter einer Flußfischerei verklagt worden, das durch die Gase, die aus der Fabrik des ersteren mittelst Röhren in daß Flußbett ausströmten, alle Fische zu Grunde gingen und er dadurch einen bedeutenden Schaden erleide. Um sich von der Wahrheit der klägerischen Behauptung zu überzeugen, verlangte die Jury, daß ein munterer Fisch vor dem Gerichtshof in ein Becken mit von Gasen geschwängertem Flußwasser geworfen werde. Dies geschah denn auch wirklich, und unter dem lauten Gelächter der Zuhörer wurde ein „stummer Zeuge" in Gestalt einer lustigen, lebensfrohen Forelle in das Wasser geworfen. Schon nach wenigen Minuten begann sich jedoch dieselbe sichtlich sehr unbehaglich zu fühlen, und nur der Milde der Jury, die in diesem Civilprocesse nicht das Leben eines Zeugen gefährden wollte, hatte es die Forelle zu danken, daß sie aus dem gefährlichen Wasser erlöst und wieder in ihr eigentliches Element gebracht wurde. Es versteht sich von selbst, daß der Kläger durch diese schlagende Beweisführung sogleich ein günstiges Urtheil für sich erwirkte.

Weib oder Wolf. In Frankreich scheint die Gesellschaft für die Beschützung der Thiere nicht die Volksachtung zu genießen, die sie verdient, denn die kleinen Witzblätter machen sich unaufhörlich auf Kosten derselben lustig. Ein Witz in Bezug auf dieselbe, der übrigens durchaus nicht zu Gunsten der so vielgerühmten französischen Galanterie gegen das schöne Geschlecht spricht, ist folgender: Ein mit einer sehr großen Keule bewaffneter Landmann fand sich vor dem Präsidenten der Gesellschaft ein und machte Anspruch auf den ersten Preis. Man sagte ihm, er möge den Akt der Menschlichkeit mittheilen, auf den sich sein Anspruch gründe. „Ich rettete das Leben eines Wolfes," entgegnete der Bauer, „den ich mit dieser Keule sehr leicht hätte tödten können." Bei diesen Worten schwang er zu dem nicht kleinen Schrecken des Präsidenten seine Keule durch die Luft. „Wo war aber der Wolf und was hatte er Ihnen gethan?" fragte der Präsident, worauf er die Antwort erhielt: „Er hatte eben meine Frau gefressen." Der Präsident dachte einen Augenblick nach und sagte dann: „Mein Freund, ich bin der Meinung, daß Sie hinlänglich belohnt sind."

Ein Privatlehrer wollte seinem Zöglinge den Unterschied zwischen arm und reich deutlich machen. „Wie nennt man," — begann er — „diejenigen Leute, welche kein Geld besitzen, schlechte Kleider und nichts zu essen haben, oft sogar betteln müssen?" — „Arme Leute," antwortete der Knabe. — „Gut," fuhr der Lehrer fort, „wie heißen aber solche, welche schöne Kleider, viel Geld, Pferde und Wagen besitzen, die besten Weine trinken, acht Schüsseln, Caviar, Austern, Pasteten, und sogar Schnepfenbreck essen?" — „Das sind ja Schweinehunde!" antwortete der Knabe schnell.

Von König Rudolph. Als der König Rudolphus 1284 in Nürnberg zur St. Sebalds-Kirchen ritte, schrie ihn ein verwegener Bettler also an: „Wann er dann einmal das Erbe mit ihm theile, weilen er ja sein Bruder sei; da Adam und Eva ihrer beiden Voreltern gewesen wären." Dem befahle der Kaiser, er sollte heimgehen und einen Sack holen und damit vor der Kirchthür aufwarten. Als er nun aus der Kirche heraus ginge, lasse er ihm einen einzigen Heller in den Sacken mit vermelden, er solte sich von einem jeden Bruder so viel geben lassen, so würde er reicher sein als er selbsten. Pastorius, Franc. 290.

„Sie glauben gar nicht," sagte eine Dame zu einem großen Pferdeliebhaber, „wie ungemein wenig meine Töchter zu sich nehmen!" — „Dieselben werden wohl, meine Gnädigste, denken wie ich: Putzen ist halbe Fütterung!" war die Antwort.

Redaktion, Eigenthum, Druck und Verlag von J. F. Rietsch in Landshut.

Digitized by Google

Nro. 19. VIII. Jahrg.

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsausgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 11. Mai 1862.

Der Brillant-Ring.

(Schluß.)

„Haben Sie den Ring vielleicht im Wagen fallen lassen? Haben Sie das Etui unterwegs geöffnet?“ fragte sie.

Ich habe es, wie Sie sahen, in die Tasche gesteckt und dann nicht wieder berührt, bis ich in dem Laden war. Ich erbrach das Siegel vor des Juweliers Augen.“

„Wo kann der Ring denn sein? fragte Mary. „Lady Annesley hat das Etui versiegelt und selbst in dieses Schreibpult gelegt. Niemand kam in das Zimmer, oder war in demselben, außer mir selbst.“

„Lady Annesley muß das leere Etui versiegelt haben, das ist klar,“ erwiederte Sir Philipp. „Ich habe den andern Ring mitgebracht.“

Als Lady Annesley hereinkam, betheuerte sie, sie hätte nicht das leere Etui versiegelt sondern der Ring sei darin gewesen. Und sie erzählte die Details, so wie sie oben berichtet worden sind. „Das Etui,“ sagte sie, „ist höchstens eine Minute aus meiner Hand gekommen.

„Sind sie ganz sicher, daß Sie den Ring hineingelegt haben? daß er Ihnen nicht vorbei geglitten ist?“ fragte Sir Philipp.

„Ganz sicher!“ wiederholte Lady Annesley, fast empfindlich darüber, daß man sie einer solchen Unvorsichtigkeit für fähig hielt; ich weiß es ganz gewiß. Und wäre der Ring vorbei geglitten, so konnte er höchstens auf den Tisch fallen. Ich habe ihn richtig hineingelegt und das Etui verschlossen.“

„Wer war außer Ihnen noch im Zimmer?“ fragte Sir Philipp.

„Nur Karl. Er stand neben mir und wünschte, daß der Ring ihm gehöre,“ sagte Mary.

„Nein,“ rief die alte Frau Annesley unschuldig, „er wünschte, daß er das Geld dafür hätte! Und das war auch ein vernünftiger Wunsch.“

Ein schmerzliches Gefühl durchzuckte Mary's Herz. Es war noch kein Verdacht. Es war

Digitized by Google

die Furcht, daß der Verdacht kommen möchte: nein, es war die Vorahnung, daß er wirklich kam.

Der Verdacht kam; augenblicklich stieg er in Allen auf. Vergebens stellte ihnen Sir Philipp vor, Karl müsse es im Scherz gethan haben, um Lady Annesley zu erschrecken; ein solcher Streich sehe ihm ganz ähnlich; er werde, wenn er am Abend wieder komme, den Ring mitbringen. Daß er den Ring genommen habe, darüber herrschte kein Zweifel; und Lady Annesley's Aerger war nicht zu besänftigen.

Als Karl kam, griff sie ihn gleich darauf an. „Wo ist der Ring?" fragte sie streng und ohne Umschweife.

„Was für ein Ring?" erwiederte Karl.

„Der Brillantenring, den du heute Morgen mitgenommen hast."

„Ich weiß nicht, was Sie meinen, Tante."

„Ich ließ das Etui neben dir stehen, als ich für Lady Annesley das Kissen aufheben mußte. Wie konntest Du es wagen, den Ring heraus zu nehmen?

„Lassen Sie uns sehen, ob ich ihn bei mir habe," sagte Karl in einer sorglosen, gleichgültigen, herausfordernden Weise, indem er sich stellte, als suchte er in allen seinen Taschen. „O, ich muß ihn wohl in meiner Uniform haben stecken lassen.

Lady Annesley wußte sich vor Zorn nicht zu fassen. Ein Wort brachte das andere; Karl wurde nun für seinen Theil auch aufgebracht; und zuletzt machte die Dame eine Andeutung, er müsse wohl den Ring gestohlen haben. Er erklärte, er habe weder das Etui noch den Ring angerührt; er habe sich in demselben Augenblicke vom Tische entfernt, als Lady Annesley es gethan, und während sie mit dem Kissen beschäftigt gewesen wäre, hätte er mit Mary gesprochen. Er beschwor dieses mit unterschiedlichen kräftigen und an Flüche streifenden Worten, indem er ganz vergaß, daß er nicht in seiner Caserne, sondern in dem Gesellschaftszimmer einer Dame war.

„Wenn Niemand seine Partei nimmt, so will ich es thun!" rief eifrig Georgine Livingstonn aus, nachdem Carl mit der Versicherung aus dem Hause gestürzt war, daß er es nie wieder betreten werde. Sie sah sehr bestürzt aus, und ihre Wangen glühten wie Scharlach, als sie so sprach. „Einen Ring stehlen! Eben so gut wie ihn, könnten Sie mich dessen beschuldigen, Lady Annesley; ja, es sähe mir vielleicht ähnlicher wie ihm."

Besinnen Sie sich, Georgine," fragte die Dame. „Schickt sich eine solche Aeußerung für ein junges Mädchen?"

„Ich frage nichts darnach, ob es sich schickt oder nicht schickt," erwiederte Miß Georgina, indem sie in Thränen ausbrach. „Sie sollten sich über sich selbst schämen, Sie alle zusammen! Weil Carl kein Geld hat, sind Sie gegen ihn und denken, er würde es sich nehmen. Ich werde es ihn wissen lassen, daß ich eine bessere Meinung von ihm hege."

Das waren heiße Worte, im Eifer gesprochen. Wenige Tage später sah sich sogar Georgina genöthigt, ihn weniger milde zu beurtheilen.

Sir Philipp forschte in der Stille, ob sich sein Argwohn bestätige; und er erfuhr, daß Carl noch an demselben Abend, unmittelbar nachdem der Ring vermißt wurde, und auch an dem folgenden Tage mehrere kleine Rechnungen bezahlt hatte, wegen deren er schon lange gemahnt war. Daß er wenigstens zwanzig Pfund auf diese Weise ausgegeben, war schon ermittelt, als Sir Philipp die Nachforschung aufgab. Warum sollte er sie noch weiter verfolgen? Die Sache war zu klar; denn Carl hatte nicht so viel Geld aus eignen Mitteln.

Digitized by Google

Aber hier trat Mary zu seiner Vertheidigung auf. Sie betheuerte bestimmt und unter Thränen, daß sie selbst ihm diese zwanzig Pfund gegeben habe; sie habe sie ihm gerade in dem Augenblicke gegeben, als sie zusammen flüsterten. Sie hätte Carl's Verlegenheiten gekannt und deßhalb dieses Geld für ihn erspart, sagte sie. Lady Annesley aber bestritt dieses. Es wäre nicht anzunehmen, behauptete sie, daß Mary, bei ihren geringen Mitteln, zwanzig, oder auch nur zehn Pfund ersparen konnte. Das sei ganz undenkbar. So fiel denn Mary fast eben so sehr in Mißcredit, wie ihr Bruder, weil sie versucht hatte, seine Schuld durch eine Lüge zu verdecken. Es gab Augenblicke, wo selbst Mary in ihrem kummervollen Herzen ihn für schuldig hielt. Aehnliche Dinge sind ja schon vorgekommen in der Welt unter dem Drange der Noth.

Ein Jahr war vorübergegangen — und in einem Jahre verändert sich vieles. Georgine Livingston war nun großjährig, und es stand ihr frei, ihre Wohnung zu wählen, wo sie wollte. Es war an einem April-Abend, als sie allein im Gesellschaftszimmer saß. Die alte Frau Annesley war wegen Unpäßlichkeit auf ihrem Zimmer geblieben, und Lady Annesley war zu ihr hinaufgegangen. Da trat Sir Philipp ein.

„So allein, Georgina! Was? Sie weinen? Warum?"

„O, Lady Annesley hat mich ausgezankt," war die empfindliche Antwort der jungen Dame. „Sie war ärgerlich über mich, weil ich, wie sie sagt, immer den Kopf hängen lasse; und ich habe ihr erklärt, ich wolle nicht länger hier bleiben, um mich zurechtweisen zu lassen."

„Warum lassen Sie denn auch den Kopf hängen, fragte er.

„Weil ich es will", war die eigensinnige Erwiderung. „Ich brauche nun nicht mehr hier zu bleiben, wenn ich keine Lust habe, wie Sie wissen, Philipp."

„Wenn Sie keine Lust dazu haben — nein," pflichtete Sir Philipp ihr bei. „Wohin wollen Sie aber gehen?"

„Ich weiß es nicht; es ist mir auch einerlei", antwortete Georgina träumerisch.

„Würden Sie nicht wohl für immer hier bleiben wollen?" fragte Sir Philipp nach einer Pause. „Ich dachte schon daran, Sie darum zu bitten."

Eine feine Röthe stieg in ihrem Gesichte auf; aber sie zeigte keine besondere Aufregung. Der Ton seiner Stimme war im Verhältniß zu den wichtigen Worten auffallend fest. Vielleicht waren sich Beide schon seit einiger Zeit bewußt, daß diese Worte einmal gesprochen werden würden. Sir Philipp beugte sich zu ihr nieder.

„Die Leute werfen mir vor, daß ich nicht geheirathet habe. Helfen Sie mir, Georgina, mich von diesem Vorwurfe zu befreien! Keine Andere möchte ich bitten, meine Frau zu werden, als Sie."

„Sehen Sie mich an, Philipp! rief sie indem sie, ihr Haar zurückstrich und ihm ein Gesicht zuwendete, welches die größte Aufregung verrieth. „Ich will Ihnen die Wahrheit sagen. Ihnen kann ich sie sagen, Sie sind so gut, so aufrichtig und edel. Wenn ich Ihnen Ja sagte, und Sie in in dem Glauben ließe, ich liebte Sie, so würde ich lügen. Ich liebte einen Andern; ich bemühe mich mit allen Kräften ihn zu vergessen, aber ich habe ihn geliebt."

„Wer war es?"

„Carl Carr."

Sir Philipp's blaue Augen schimmerten in einem eigenthümlichen Glanze. Er sah nicht nach Georgina, sondern in das Feuer.

Digitized by Google

„Diese Liebe müssen Sie aufgeben", sagte er. „Sie kann zu nichts gutem führen.

„Sagte ich nicht, daß ich sie schon aufgegeben habe — daß ich dagegen ankämpfe, so sehr ich nur kann? Aber die Erinnerung daran will mich nicht sogleich verlassen. Ich liebte ihn sehr; und ich glaube, der Edelmuth, mit welchem Sie seine Schande vertuschten, anstatt sie bekannt zu machen und ihn zu verfolgen, war die Ursache, daß ich Ihnen zuerst mehr als gewöhnlich gut wurde."

„Also sind Sie mir doch gut", lächelte Sir Philipp.

„Ja, sehr, sehr!"

„Gut genug, um Glück und Unglück mit mir zu theilen?"

„Ja; wenn Sie es nach diesem Geständniß noch wünschen?"

„Ich thue es", antwortete er, zog sie an sein Herz und drückte den ersten Kuß auf ihre Lippen. Georgina eilte in ihr Zimmer und brach in einen Strom von Thränen aus. Lady Annesley war über dieses Ereigniß sehr entzückt.

Sie hatte schon lange, lange in ihrem innersten Herzen darauf gehofft.

„Sie haben wohl daran get.an", sagte sie zu ihrem Stiefsohne.

„Ich entgehe auf jeden Fall den Plagereien, welche ich zu erdulden hatte, weil ich noch unverheirathet bin", erwiederte Sir Philipp.

„Philipp", sagte sie im vertraulichen Tone, „wissen Sie, daß ich mich eine Zeit lang halb todt geängstigt habe, bei dem Gedanken, Sie könnten am Ende Mary heirathen? Ich bildete mir ein, Sie hätte sie gern, und die Leute würden am Ende gesagt haben, ich hätte das so eingeleitet."

Philipp's Angesicht wurde glühend roth. „Ich würde sie auch geheirathet haben, wenn nicht die Geschichte mit dem Diamantringe vorgefallen wäre."

Lady Annesley sah verlegen aus. „Also hatten Sie Mary wirklich so gern?"

„Ob ich sie gern hatte?" wiederholte er bewegt; „ich liebte sie, und ich bin nicht sicher, ob ich sie nicht noch liebe. Ja Lady Annesley, gerade an dem Nachmittage, als der abscheuliche Junge das Unheil anrichtete, habe ich ich sie beinahe gefragt, ob sie meine Frau werden wolle."

„Dann bin ich in der That froh, daß es so gekommen ist", sagte Lady Annesley."

„Ueber seinen Fehler hätte ich mich allenfalls noch hinwegsetzen können — aber nicht über Mary's Fehler. Daß sie ihn bestärkte in seinem Betruge, daß sie eine Lüge erfann, um ihn zu rechtfertigen, das war zu viel. Wie hätte ich sie da noch zur Frau nehmen können?"

„Ich möchte wohl wissen, was eigentlich Liebenswürdiges an Mary wäre?" entgegnete Lady Annesley gereizt.

„Nach meinem Dafürhalten ist sie liebenswürdiger als irgend Jemand in der Welt."

„Still, Philipp!"

Die Nachricht von der Verlobung Sir Philipps verbreitete sich rasch durch das Haus. Mary, die keine andere Heimath hatte, war geblieben, indem sie sich Allen, besonders aber der alten Frau Annesley, nützlich zu machen suchte.

„Ich hoffe, Sie werden glücklich werden, Sir Philipp! Ich wünsche Ihnen alles Gute", stammelte sie, weil sie es für schicklich hielt, bei dieser Gelegenheit ihm etwas zu sagen. Aber Sir Philipp bemerkte, daß ihr Gesicht vor innerer Bewegung todtenbleich war, als sie so sprach.

„Ich danke Ihnen; ich hoffe, Ihr Wunsch wird in Erfüllung gehen", erwiederte er kalt. Seit dem unglücklichen Vorfalle hatte er nie anders, als kalt zu ihr gesprochen. „Georgina

Digitized by Google

Livingston besitzt eine wesentliche Eigenschaft, um sich selbst und andere glücklich zu machen — Aufrichtigkeit."

Man fing bald an, Vorbereitungen für die Hochzeit zu treffen. Lady Annesley wollte vor derselben eine andere Wohnung beziehen. Seit Sir Robert's Tode war noch alles unverändert geblieben; doch jetzt mußte Sir Philipp sein Haus für sich selbst haben. Eines Abends brachte Letzterer einige Stunden bei Dr. Scott zu. Er traf daselbst auch einen Marine-Arzt, der zu Oxford mit ihm studirt hatte. Georgina saß in einem andern Zimmer bei Grace Scott und ihrem Kindchen.

„Ist es hier erlaubt, zu rauchen?" sagte der Marine-Arzt, indem er einen Blick auf das elegante Sopha warf, worauf er saß, und auf welchem das schöne Kissen lag, welches Mary Carr gemalt hatte — „ich bin halb todt ohne meine Pfeife."

Nachdem er die Erlaubniß dazu erhalten hatte, zündete er die Pfeife an, und spazierte dann durch das Zimmer, nach Sir Philipp und dem Doctor hin, welche am Fenster standen. Es herrschte ein kleiner Tumult auf der Straße, darum blieben sie alle drei hier stehen, indem sie plauderten und hinaus sahen.

Plötzlich wurde die Dämmerung des Zimmers durch einen eigenthümlichen Schein erhellt; sie drehten sich voll Bestürzung um und sahen umher. Eine Flamme stieg auf aus dem Sammetkissen. Sie nahmen schnell den groben Teppich, der vor dem Kamine lag und versuchten, das Feuer zu dämpfen. Georgina Livingston hörte die Unruhe und kam erschreckt herein.

Doktor Blacke hatte wahrscheinlich einen Funken auf das Kissen fallen lassen, der da still geglimmt hatte, bis das Feuer zuletzt zu dem Inhalte desselben gelangte, der gleich in Flammen aufging. Der Leser wird sich erinnern, daß das Kissen mit Papier gestopft war.

„O das schöne Kissen!" lamentirte Georgina.

„Was ist das?" rief Doctor Scott aus, und holte etwas Glänzendes und Schimmerndes aus der Asche hervor. „Ich glaube gar, es ist ein Ring!"

Es war ein Ring, der verlorne, schöne Brillant-Ring. Die Augen Sir Philipp's und Georgina's begegneten sich.

An demselben Abend saß Mary mit ihrem Kummer allein. Jede Freude war aus ihrem Herzen gewichen, seit jene Wolke es verdunkelt hatte. Sie hörte Sir Philipp kommen und legte deßhalb ihre Arbeit zusammen.

„Laufen Sie nicht weg, Mary, ich habe Ihnen etwas zu erzählen!"

Sie sah ihn verwundert an. Seine Stimme hatte denselben vertraulichen Ton, wie in den vergangenen Tagen; einen Ton, den sie lange nicht mehr gehört hatte.

„Leihen Sie mir ihre Hand, Mary!" Und ungestüm zog er ihre Hand in die seinige, und steckte ihr, wie er es einst gethan, den Diamant-Ring an den vierten Finger. „Kennen Sie ihn wieder?"

„Es ist der Diamant-Ring der Frau Scott. Warum haben Sie ihn mitgebracht?" erwiederte Mary.

„Es ist nicht Grace's Ring; er ist größer. Streifen Sie ihn nicht ab, Mary. Er soll Ihnen gehören, wenn Sie mir erlauben, auch den Verlobungs-Ring beizufügen."

Verwirrt, erstaunt und sich wundernd über den ungewöhnlichen und liebevollen Ausdruck seiner dunkelbraunen Augen, brach Mary in Thränen aus. Sagte er dieses, um ihrer zu spotten? Nein, er wollte ihrer nicht spotten. Er legte seinen Arm um sie und erzählte ihr Alles.

Digitized by Google

Ihr Geſicht ruhte an ſeiner Bruſt; ſeine Augenwimpern ſchimmerten feucht, ſo groß war ſeine innere Bewegung. „Ich kann dich nicht wieder laſſen, mein Leben! Ich bitte dich nicht, mir zu verzeihen; ich weiß, du thuſt es von ſelbſt; denn wir ſind beide gleich unglücklich geweſen.“

„Carl iſt alſo unſchuldig! — immer unſchuldig geweſen!“ ſtöhnte ſie.

„Gewiß, gewiß! Wir müſſen ſuchen, ihm Alles wieder gut zu machen. Ich —“

„O Philipp!“ unterbrach ſie ihn unter Thränen, „du wirſt mir nun glauben! Ich gab ihm die zwanzig Pfund — ich that es wirklich. Ich hatte ſie erſpart in mancherlei Kleinigkeiten; ich machte, daß die alten Kleider wie neu ausſahen, Alles für ihn. Du hätteſt nicht an mir zweifeln ſollen, wenn die Uebrigen es auch thaten.“

„Mein ganzes Leben ſoll dir Genugthuung leiſten, Mary!“ flüſterte er leiſe. „Georgina —“

Sie entzog ſich ihm mit glühend rothen Wangen. In der Aufregung des Augenblicks hatte ſie ſeine Verlobung mit Georgina ganz vergeſſen. Er lachte herzlich; ſeine Augen ſtrahlten vor Freude, als er ſie wieder in ſeine Arme zog.

„Fürchte nicht, daß ich ein Mormone werde und euch beide heirathe. Georgina hat mich aufgegeben, Mary. In der Aufregung, in welche die Entdeckung des Ringes ſie verſetzt hatte, ſprach ſie ſich offen darüber aus, daß ſie mich, trotz allen Verſuchen, die ſie gemacht habe, nicht hätte halb ſo lieb gewinnen können, als Carl Carr, und daß ſie keinen als Carl heirathen könne. — Scott iſt gleich hingegangen, um Carl dieſes mitzutheilen und ihn hieher zu führen.“

„Was in aller Welt bedeutet denn das?“ rief Lady Annesley aus, als ſie in das Zimmer trat. Sie blieb wie verſteinert ſtehen.

„Das bedeutet das,“ erwiederte Sir Philipp, indem er Mary's Hand hinhielt, an welcher der Brillant-Ring funkelte. „Dieſer Unglück-Stifter iſt wieder zum Vorſcheine gekommen. Als Sie ihn an jenem Tage über das offene Etui hielten und die Großmama rufen hörten, haben Sie ihn, ohne Zweifel in der Eile, ſtatt in das Etui unbewußt an den eigenen Finger gleiten laſſen, und dann von dem Finger zwiſchen die Papierſchnitzeln. Das Kiſſen hat ſeinen Raub zurückgegeben.“

Lady Annesley ſank wie niedergeſchmettert auf den nächſten Stuhl.

„So etwas habe ich noch nie gehört,“ ſtammelte ſie. „An meinen Finger? Was ſoll das geben? Der arme Carl?“

„Die Folge davon wird wohl ſein, daß Sie zwei Hochzeiten ſtatt einer haben werden,“ ſagte Sir Philipp lachend.

„Georgina hat ihre Abſichten ausgeſprochen, und ich glaube, Carl wird ihr keinen Groll nachtragen. Ich müßte ihm eigentlich den Ring als Andenken ſchenken, anſtatt Mary.“

„Mary?“ entgegnete Lady Annesley gereizt. Sie verſtand die Worte nicht ganz, ahnte aber nichts Gutes. „Ich ſehe keinen Grund, ihr den Ring zu ſchenken, Sir Philipp.“

„Dafür iſt ein ſehr guter Grund vorhanden,“ erwiderte er, indem er einen ernſtern Ton annahm. „Aber ich habe ihr den Brillant-Ring nur unter der Bedingung geſchenkt, daß ich einen glatten Goldreif hinzufügen darf. Ja, Lady Annesley, wir können uns ſelbſt nicht untreu werden, wenn wir uns auch noch ſo viele Mühe geben. Mary iſt meine einzige Liebe geblieben bis auf dieſe Stunde, ob ich auch mein Herz beſchwichtigen und täuſchen wollte. Und nun hoffe ich, wird ſie es auch bleiben bis an mein Ende.“

Digitized by Google

Löwenjagden.

Von J. Chassaing.

Auf dem Plateau von Bozzola.

Vom 15. April bis zum 15. August blieben alle meine Ausflüge fruchtlos. Kein Löwe ließ sich erblicken. Die Hauptursache von meinem jagdlichen Mißgeschick lag unstreitig in dem Umstand, daß in dieser Jahreszeit die Wanderstämme der Sahara die gesammte Berggegend, welche den Heerden während der heißen Monate eine sehr üppige Weide bietet, in Besitz nehmen, und der Löwe daher sich nicht bis in die Ebene herabbemüht, weil er ohnedies und zwar knapp neben seinen Höhlen Beute im Ueberfluß findet.

Bei alledem befand ich mich am 25. August auf dem Plateau von Bozzola und zwar an der Stelle, die von den Arabern gewöhnlich der „Löwenbrunnen" genannt wird. Dieses Plateau liegt 4 Kilometer von Lambessa und wird von einem großen Dickicht begrenzt in welchem, wie ich mich nach und nach überzeugte, eine ganze Löwenfamilie stecken mußte.

Ich führte mit mir zwei invalide zum Locken bestimmte Maulthiere. Eines davon wurde bei dem Löwenbrunnen, an welchem hartan sich mehrere Steige und Wege kreuzten, an solcher Stelle ständig gemacht, daß es unzweifelhaft dem Löwen in die Seher fallen und seine Lüsternheit erregen mußte, mochte er auch welchen Weges immer einhergezogen kommen. Das zweite Maulthier wurde am östlichen, dem Dickicht zunächstgelegenen Abhang des Plateau angebunden, wo ich auch in geringer Entfernung, ohne viel Zeitverschwendung und Kunst meinen Schirm aus einigen Baumzweigen und Reisig zurechtmachte.

Ueber diesem nothdürftigen Versteck ungefähr 500 Meter höher befand sich eine kleine Lichtung, die etwa nur 30 Meter im Umkreis haben mochte. Auf diesem Terrain verweilten gewöhnlich eine Zeitlang die Löwen, wenn sie von der Tränke wieder zu Holze wechselten, worauf sie weiter eine geraume Strecke lang den nach Lambessa führenden Weg verfolgten, welcher quer über Berg hinweg sich dann ins Thal hinabschlängelte.

Um sechs Uhr Abends untersuchte ich nochmals, ob mein armes Maulthier gut angebunden, und ging darauf zu meinem Ansitz.

Schon eine Stunde nachher hörte ich die Stimme der Löwin aus dem Dickicht jenseits vom Brunnen ertönen, und eine halbe Stunde später erschallte auch das Brüllen des Löwen. Ich konnte auf doppelte Visite gefaßt sein. Die Nacht gestaltete sich ebenfalls ganz befriedigend, und mir glänzte die Hoffnung heute wie noch niemals, denn zu meinem innigen Vergnügen verkündigte mir bald mehrstimmiges Brummen, daß die Familie vollzählig sei.

Aber mehrere Minuten waren vergangen, als meine Hoffnung schon sehr lebhaft enttäuscht wurde, denn anstatt das in meiner unmittelbaren Nachbarschaft befindliche Maulthier mit einem Besuch zu beehren, zog die königliche Familie auf einem anderen Wege langsam fort, und zwar in der Richtung gegen den Löwenbrunnen, wo das andere Maulthier sich befand. Die tiefe Stille, welche ringsherum herrschte, bestärkte noch mehr meine traurige Voraussetzung. Ich ärgerte mich tüchtig über mein Pech, denn es war beinahe sicher, daß die Löwen, nachdem sie einmal dort ihren Raub gefunden, in dieser Nacht nicht mehr in meine Nähe kommen werden, und in der That verlief die ganze Nacht ohne irgend einen aufregenden Zwischenfall.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Humoristisches.

Der Teufel ist ein langweiliger Kleinigkeitskrämer, weil er die Bösewichte „lothweis" holt.

Ein alter General nannte die Erzengel „Flügeladjutanten" des himmlischen Herrschers.

„Wann bekommt Mancher einen Pudel?" — Wenn er einen „Spitz" hat.

Was ist ein Kompaß? Ein Instrument, welches den Weg finden hilft: Komm — Paß.

Es ist nicht wahr, daß heutzutage nicht mehr aus Liebe geheirathet werde, denn noch immer schließt man viele Ehen aus Liebe — zum Gelde.

Ein alter Professor gefiel sich unter dem Titel eines „großen Lichtes."

„Können wir ihn denn nicht als Laterne aufhängen?" fragte ein Lichtfreund.

Der Theolog Teller wurde vom Prinzen von Sachsen gefragt, ob er Kinder habe. „Gewiß, Durchlaucht", erwiederte Teller; „das wäre eine schlechte Wirthschaft, in welcher sich nicht wenigstens ein halbes Dutzend Tellerchen befänden."

Zwei Arbeiter suchten mit größter Kraftanstrengung ein Pianoforte eine steile Treppe empor zu schaffen.

„Setzt E::ch doch drauf", rief ihnen ein Witzbold zu, „'s ist ja ein Flügel!"

„Johann", rief ein aus der Stadt zurückkehrender Gutsherr, „mach Feuer, ich bin durch und durch naß."

„Wollten Sie da nicht lieber Drainerö3ren legen, gnädiger Herr?" fra;te der ökonomische Diener.

Als König Georg III. von England nach seiner Krönung aus Hannover über den Canal zurückkehrte, überraschte dessen Schiff ein Sturm.

„Bereiten sie uns vor", sagte der Capitain ernst zum Hofprediger; „in wenigen Minuten können wir alle im Himmel sein!"

„Ach, davor behüte uns doch der liebe Gott!" rief dieser zitternd.

Auf einer kleinen Bühne ward die „Jungfrau von Orleaus gegeben. Als Dunois, welcher mit der Jungfrau auf vertrautem Fuße stand, bei der Stelle:

„Hier werf ich meinen Ritterhandschuh hin —
Wer wagts, sie eine Schuldige zu nennen!"

seinen Handschuh auf die Bretter warf, sprang plötzlich sein Pudel hinter den Coulissen hervor und apportirte seinem Herrn den Handschuh.

Der Schauspieler Bonjour kam aufs Polizeiamt, um sich einen Paß zu holen.

„Wie heißen Sie?" fragte der Beamte.

„Bonjour."

„Bonjour! Aber wie heißen Sie?"

„Bonjour."

„Bonjour, zum dritten Male! Ich habe genug, wenn Sie mir ein Mal guten Tag wünschen."

„Ei was, der Teufel mag Ihnen guten Tag wünschen", erwiederte der erzürnte Mime; „ich heiße Bonjour und bitte um einen Paß."

Ein Geizhals hatte eine häßliche Frau. Einst kam er nach Hause und fand sie beschäftigt, Fenstervorhänge zu machen. „Wozu diese Dummheit?" fragte er mürrisch, den theuern Stoff befühlend. „Wozu?" antwortete sie, „was ist nöthiger als eine Gardine? Der Nachbar kann herüber sehen, wenn ich mich ankleide." — „Wenn das war ist," versetzte Harpar, „so wird er schon Vorhänge machen lassen."

Ein betrunkener Eckensteher kam zu einem Prediger und sagte: „Herr Pastor, ick will mir scheiden lassen!" — „Warum denn?" — „Ja, meine Frau trinkt zu vielle Schnaps." — „Zu viel Schnaps?" fragte verwundert der Prediger, „und darüber beklagst du dich, der doch täglich betrunken ist?" — „Eben darum," antwortete der Eckensteher, „einer muß doch in de Familie sinn, der nüchtern is!"

Ein französisches Provinzialblatt enthält nachstehende Aufforderung: „Jemand, ehemaliger Huissier, welcher höchst wahrscheinlich im Auslande verstorben, wird hiermit ersucht, sich sobald als möglich in der Mairie zu stellen; im entgegengesetzten Falle aber sich durch einen Bevollmächtigten vertreten zu lassen."

Weibliche Arbeit.

Es spann sonst jedes deutsche Weib
Zum Nutzen, wie zum Zeitvertreib.
Fragt Jemand, was sie jetzt beginnen?
Sie hecheln meist und lassen spinnen.

Redaktion, Eigenthum, Druck und Verlag von J. F. Rietsch in Landshut.

Digitized by Google

Nro. 20. VIII. Jahrg.

Die

Plauderstube.

Eine Sonntagsausgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Courier für Niederbayern.)

Sonntag den 18. Mai 1862.

Löwenjagden.

Von J. Chassaing.

Auf dem Plateau von Bozzóla.

(Schluß.)

Am Morgen ging ich nachschauen, was denn aus dem zumeist exponirten Maulthiere beim Brunnen geworden. Ich war nicht im mindesten überrascht, als ich anstatt des armen Thieres nur seine vier Füße, den Kopf und das gänzlich abgenagte Rückgrad erblickte.

Da die Wahrscheinlichkeit vorhanden war, daß die Löwen den Ueberbleibseln ihres gestrigen Soupers einen nochmaligen Besuch machen würden, so baute ich mir unweit von ihnen einen neuen Schirm und führte nach vollbrachtem Werke mein letztes Maulthier zu dem nächsten Tribus, damit nicht wieder eine Verwechslung wie in der vorigen Nacht vor sich gehe.

Ich hatte den kühnen Gedanken gefaßt, heute Nacht einen Coup double zu wagen und traf deßhalb meine Vorbereitungen. Am Abend saß ich in einem starken, hohen Wachholderbusch, dessen Zweige ich über und neben mir zusammengefügt. An der Oeffnung des Ausschusses brachte ich zwei Querhölzer in paralleler, Richtung wie eine Kanonenlaffete an, auf welche Hölzer ich meine Gewehre legte. Ich konnte 80 Centimeter vom Boden zielen und brauchte nur, wie der Schuß es eben erheischte, den Kolben zu erheben oder zu erniedrigen, in welchem Falle das Rohr auf dem zweiten Querholze auflag.

Der Wind blies am Abend sehr heftig aus der Wüste und leichtes Gewölk verhüllte den Mond, dessen Licht eben im vollsten Glanze leuchten sollte. Glücklicherweise nahmen es die Löwen selbst auf sich, diesem Uebelstand abzuhelfen, denn um 8 Uhr 45 Minuten erblickte ich den ersten jungen Löwen, der ohne Geräusch und Brüllen zum Luderplatz kam. Ich wartete, bis die ganze Familie versammelt war, die nicht lange mehr ausbleiben konnte.

Einen Augenblick darauf kam die Löwin mit einem zweiten Jungen hergeschlichen. Sie blieb anfänglich stehen und äugte sehr unruhig herum, während ihr Junges ohne Furcht und

Digitized by Google

Zögern sich rasch an die Mahlzeit machte. Von der allseitig herrschenden tiefen Stille beruhigt, ging nun auch die Löwin näher und that sich bei den Resten nieder. Sie hatte den Kopf auf den Bauch zurückgelegt, und eines der Jungen knapp an ihrer Seite, das andere vor sich.

Die Gruppe war vortrefflich postirt, und längeres Zuwarten nicht nöthig. Ich nahm in jede Hand eine Flinte, legte die Rohre in der Form einer Doppelflinte an einander, und nachdem ich mich nach Möglichkeit von der Richtigkeit meines Zielens überzeugt, ließ ich die beiden Läufe auf einmal krachen. Zuerst hinderte mich der Rauch, die Wirkung meiner Schüsse zu erblicken allein ein heftiges Klagen der Löwin und des einen Jungen schien mir von guter Vorbedeutung. In der That gewahrte ich einen Moment später, wie sie beide etwa 40 Meter vom Anschuß sich als schwer krank zeichneten und herumwälzten.

Ich dachte mir, daß nach dieser Decharge der übrige Theil der Familie Gefahr wittern und nicht aus dem Holze, wenigstens in dieser Richtung kommen werde. Ich täuschte mich jedoch, denn gegen zehn Uhr sah ich den zweiten Löwen krummend einherziehen. Er kam mir bald so schußnahe an, daß ich ihn unmöglich fehlen konnte, und fing auch nach dem Schusse sehr zu klagen an, worauf er eine Zeit lang röchelte und sich dann 100 Schritte weit gegen den Waldrand hinwälzte.

Das war wohl ein schöner Erfolg. Aber unersättlich, wie der Mensch schon ist, hoffte ich nun auch den Alten das Zeug zu flicken, den ich schon im Geiste auf der Decke sah. Der übrige Theil der Nacht verging indeß ruhig und nur einige Schackals schlichen um die Knochenreste furchtsam herum.

Mit Tagesanbruch kroch ich aus dem Busch heraus und begann vorsichtig meine Suche. Man denke sich meine große Freude, als ich die Löwin und ihre beiden Jungen wenige Schritte von einander steif und verendet sah. Die Mutter war eine Kapitallöwin, die Jungen mochten etwa 15 Monate alt gewesen sein.

Ganz stolz auf diesen dreifachen Sieg, schlug ich bald den Weg nach Batna ein, bis Lambessa begleitet von vielen Arabern, die durch lautes Geschrei und heftige Schläge auf ihren Tamtams ihrer übergroßen Freude ein Ventil eröffneten.

Ich hatte kam zwei Tage in Batna verweilt, als schon mehrere Araber mich aufsuchten, die mir die Nachricht brachten, daß der große Löwe mein Maulthier zerissen habe, welches ich auf dem Plateau von Bazzola bei den Ruinen zurückließ. Da es kaum 10 Uhr Morgens war, traf ich alsbald die nöthigen Vorbereitungen und ging mit den Arabern nach Bozzola, wo ich um 1 Uhr ankam.

Mich gleich ans Werk machend, fand ich in der That etwa 150 Meter von dem Löwenbrunnen mein Maulthier zerrissen, aber beinahe noch unversehrt. Nur am Bauche und dem Hintertheil war es angeschnitten, dagegen schickten sich schon die zahlreichen Raubvögel dort an, gute Mahlzeit zu halten. Der Löwe hatte in der vergangenen Nacht blutige Verwüstungen in den Heerden des Tribus angestiftet, und dabei seinen Wanst übermäßig angefüllt, so daß er mein Maulthier nur aus Instinkt und nicht aus Freßgier zerrissen haben mochte. Ich erkläre mir wenigstens so die Sachlage.

Das Maulthier lag mitten in der Ebene und weit vom Gehölz. Dort war aber kein einziger Punkt, wo ich mich verstecken konnte, und ich mußte daher auf außergewöhnliche Mittel denken, in welcher Weise ich meinen Schirm zurechtmachen werde. Die Mittel lagen jedoch näher als ich vermuthete.

Digitized by Google

Ich grub mitten in den Ruinen ein Loch, welches ich mit großen Quadersteinen umstellte, die ich freilich mit großer Mühe von dem Grundbau des alten Gebäudes losgemacht. Das war ein sehr schweres Stück Arbeit. Unter dem Schutze dieser Festung konnte mir keine Gefahr drohen. Um 7 Uhr Abends lauerte ich bereits zwischen den Wällen. Mit der einbrechenden Nacht kamen die Schakals in großer Menge, klafften und strolchten um die Beute herum, nahmen aber bald vor einer ungeheueren Hyäne Reißaus, die sich dem Maulthier näherte und dasselbe mit hungeriger Gier anschnitt. Das war ein Knacken, als ob zehn große Kaffeemühlen in Thätigkeit wären. Mir blieb nichts übrig, als die Bestie mit einigen Steinwürfen in die Flucht zu jagen.

Kaum war indeß die Hyäne fort, so tauchten wieder die Schakals auf. Es war zum Verzweifeln. Eben im Begriffe dasselbe Stratagem gegen dieses Gezücht vorzunehmen, mit welchem ich die Hyäne vertrieben da erschallte plötzlich das Brüllen des Löwen in dem etwa 300 Meiter entfernten Dickicht und im Nu war der Platz gesäubert. Es war 11 Uhr.

Der Löwe kam aus dem Dickicht gezogen und drückte sich am Waldsaum. Dann fing er zu brüllen an, beschrieb schränkend einen Zirkel um das Plateau, ohne jedoch den Waldrand zu verlassen, blieb zuweilen stehen, drückte sich wieder auf die Erde, erhob sich neuerdings und setzte in der obigen Gangart seine kreisförmige Promenade fort, denn ohne Zweifel wollte er den anderen Schmarotzern seine Anwesenheit verkünden, die allerdings gar nicht daran dachten, ihm die Beute streitig zu machen.

Ich sah ihn noch um zwei Uhr Morgens beim prächtigsten Mondschein und erwartete von Minute zu Minute, daß er sich dem Maulthier nähern werde, allein unplötzlich stieß er ein furchtbares, donnerähnliches Gebrüll aus und wechselte in das Gehölz zurück um nicht mehr wiederzukehren.

Beharrlich an der Meinung festhaltend, daß der Löwe wenigstens in der nächsten Nacht sich wieder werde blicken lassen, deckte ich das Maulthier bei Tagesanbruch mit starken Zweigen zu, beschwerte dieselben mit großen Steinen und kehrte nach Batna zurück um dort den Tag zuzubringen.

Zur selben Abendstunde wie gestern steckte ich wieder im Loche. Wiederholt kamen die Schakals in ganzen Rotten lärmend herangalloppirt und nöthigten mich, wieder zum Bombardement meine Zuflucht zu nehmen. Um 9 Uhr ließ sich sogar ein prächtiger Luchs erblicken. Er kam schnurrend einher, drückte sich einen Moment lang, wackelte ganz sonderlich mit den scharf aufgereckten Lauschern, schlich aber dann ganz vertraut auf das Maulthier los und begann zu fressen. Nur selten war ich noch in die Lage gekommen, dieses seltene Raubthier in der Nähe betrachten zu können und immer interessanter erschien es mir, so daß ich bereits lebhaft bedauerte, einen höher gestellten Gast erwarten zu müssen.

Zehn Minuten darauf stürzte mit großem Geräusch ein Hauptschwein aus dem Gehölz und suhlte sich in dem an der Quelle befindlichen kleinern Morafte. Der Luchs hatte sich schnell auf die Läufe gemacht. Dies waren die einzigen Zwischenfälle während des nächtlichen Anstandes. Der Löwe kam nicht, und ließ weder in der Nähe noch in der Ferne etwas von sich hören.

Am nächsten Morgen beging ich sorgfältig alle Höhlen in der Umgebung, und entdeckte eine außergewöhnlich starke Spur, die mir alsobald die Wahrnehmung verschaffte, daß der Löwe in der vergangenen Nacht hier zu einem am Ausgang der Schlucht vorhandenen Brunnen gezogen war.

Digitized by Google

Schon vor dem Eintritt der Dämmerung war mein Schirm fertig und mein neuer Posten bezogen. Erst einige Minuten lang mochte ich dort gepaßt haben, als aus dem Gehölze ein ungeheuerer herrlich bemähnter Löwe lautlos herangeschnurrt kam. Es war ein Löwe von der falben Art, von ungemein robustem Körperbau und wie ein flammender Lichtstrahl glänzten die letzten Sonnenstrahlen auf dem vom Winde bewegten, isabellgelb gefärbten Mähnen.

Langsam und lauernd kam er näher. Sechs Schritt von dem Maulthier blieb er stehen, windete und bewegte die Seher nach allen Richtungen. Ich hielt den Augenblick, wie er mir so spitz zustand, für günstig, hielt etwas unter dem Seher hin, und drückte ab. Wohl sah ich ihn im Feuer stürzen, allein ehe noch der Rauch sich verzogen, war mein Löwe verschwunden. Ich war gut abgekommen, aber im Augenblicke als ich feuerte, hörte ich das bekannte Pfeifen, welches eine nicht gehörig gegossene und abgerundete Kugel stets verursacht, und ich sah auch einige Zweige hinter dem Anschuß herabfliegen. Ich konnte mir nun Alles erklären. Die Kugel glitt über das Stirnbein des Löwen ab, ohne einzudringen, und ging im weiten Raume verloren. Der von dem Schlag niedergeschmetterte Löwe kam bald zur Besinnung, allein einige Tropfen Roth auf dem Anschuß konnten bei alledem dem Jäger von Fach darthun, daß ich nicht schlecht gezielt habe.

Die Nacht verstrich ruhig. Die Morgensuche auf den Löwen, den ich schwer krank geschossen glaubte, brachte nichts zum Vorschein, und ich kehrte mit schwerem Herzen nach Batna zurück, obgleich mich viele um meine Jagdbeute bei dem Ausflug nach dem Plateau von Bozzola beneideten.

Ein Witzblatt über Schiffspanzer und Kanonen.

Ueber Schiffspanzer und Kanonen, oder Admiralität und Armstrong bringt der Londoner „Punch“ folgenden zeitgemäßen Leitartikel unter der Aufschrift: „Schlägst Du meinen Juden, schlag ich Deinen Juden. Eine wahrscheinliche Chronologie“: 1860. Mr. Armstrong aus Newcastle-upon Tyne erfindet gezogene Kanonen mit denen man das stärkste Schiff in Stücken schießt. Er wird zum Ritter und die Admiralität fühlt sich wie mit Blindheit geschlagen. 1861. Die Admiralität beginnt wieder kühl zu sehen und erfindet Schiffe aus Eisen und Stahl, denen die gewaltigsten Kanonenkugeln nicht weh thun. 1862. Sir William Armstrong erfindet eine Kanone, welche die Eisenschiffe in Spliter schießt. die Admiralität sinkt in die Erde. 1863. Die Admiralität steht wieder auf und erfindet Platina-Schiffe, die mit Diamantkitt festgemacht sind, und Sir William Armstrong's Kanonenkugeln zerschellen daran wie Bonbons. — Mr. Gladstone erhöht die Einkommensteuer auf das Doppelte. 1864. Sir W. Armstrong erfindet eherne Donnerkeile (die das alten Jupiter, wie man glaubt) und bohrt in einem leichten Versuch den größten Theil der englischen Kriegsflotte in den Grund. 1865. Die Admirali-

Digitized by Google

tät erfindet Zetterfischschiffe, die unter Wasser und unterhalb jeder Kanonenschußweite segeln. Sir W. Armstrong rauft sich das Haar aus und flucht in der Mundart von Newcastle. 1866. Sir W. Armstrong erfindet eine senkrechte Kanone, die griechisches Feuer grad hinab in die Tiefe schießt, und zum zweitenmal vernichtet er den größten Theil der englischen Flotte. Die Lords der Admiralität wollen sich aufhängen, da fällt ihnen etwas ein und sie lassen es bleiben. Mr. Gladstone verdoppelt abermals die Einkommensteuer. 1867. Dr. Cumming (ein Schotte, der seit längerer Zeit schon den baldigen Untergang der Welt prophezeit), der seit einigen Wochen seine Kohlen nur sackweise gekauft hat, verkündet plötzlich den Eintritt des Millenniums. Da nun allerwärts auf Erden Frieden herrschen soll, so erfindet die Admiralität nichts mehr, sondern will das Weitere abwarten. Um Dr. Cumming's Wahrhaftigkeit zu erproben und zu sehen, ob sich nun wirklich die Löwen neben dem Zicklein lagern werden, läßt die zoologische Gesellschaft (gegen den Rath ihres trefflichen Senators Mr. Sclater) ihren größten Löwen los, während eine Waisenkinderschule im zoologischen Garten ist. Da der Löwe sich nun neben das Zicklein lagert, um es zu verdauen, so denkt die Admiralität, daß der Dr. Cumming sich in seinen Berechnungen geirrt haben dürfte und beschließt eine neue Flotte zu erfinden. — Mr. Gladstone erhöht die Einkommensteuer abermals auf das Doppelte. 1868. Die Admiralität erfindet eine Steinflotte mit Kork-Kielen und bietet Sir W. Armstrong Trotz. 1869. Sir W. Armstrong erfindet den Hannibal, Alpenbombe, welche den stärksten Essig enthält, und vor der die Steinschiffe schmelzen. Nachdem er die englische Flotte zum drittenmal zerstört hat, wird er als Lord Bomb zur Pairie erhoben. 1870. Die Admiralität erfindet eine Luftflotte, die in den Wolken außer Schußweite segelt und der erste Lord nimmt Sir W. Armstrong mit dem Fernrohr aufs Korn. — Mr. Gladstone verdoppelt die Einkommensteuer zum viertenmal. 1871. Lord Bomb erfindet einen Luftballon-Artilleriepark, und schießt versuchsweise die englische Flotte in die Nordsee. 1872. In ihrer Verzweiflung erfindet die Admiralität eine unterirdische Flotte, die durch Tunnels nach allen Kolonien geschafft werden soll, aber Mr. Gladstone gibt mit freundlichen Worten zu bedenken, daß Jederman schon das Doppelte seines Einkommen als Einkommensteuer zahle, und daß daher das englische Volk gegen neue Auflagen seyn dürfte, wenn die Regierung nicht einigen Beweis von Sparsamkeit gäbe. Die Regierung entzieht daher hundert ausgedienten Amtsschreibern die Pension, entläßt einige außerordentliche Nacht-Thürsteher am Ministerialgebäude, und legt dann ihre unterirdischen Flotten-Voranschläge vor. — 1873. Lord Bomb erfindet seine Typhonoes- oder Erdbebenbomben, und zerquetscht die englische Flotte im Tunnel von Tasmania; zum fünftenmal verdoppelt Mr. Gladstone die Einkommensteuer. — 1874. Der Kaiser der Franzosen proklamirt das 1000jährige Reich, welches natürlich sogleich eine Wahrheit wird; man braucht keine Kriegsschiffe mehr und die Steuereinnehmer erlassen Jedermann die noch nicht fällige Quartal-Einkommensteuer. Lord Bomb erfindet, der Veranlassung zu Ehren, sein Vulkan-Feuerwerk und sprengt, durch einen Unfall, das Publikum in die Luft.

Digitized by Google

Fern von der Welt.

Eine wahre Geschichte von J. E. Mand.

Auf einem der reizenden Spaziergänge, an denen der freundliche Badeort Ber so reich ist, hatten wir auch ein sehr hübsches Laubhaus bemerkt, welches sich aus wohlgepflegten Anlagen auf einem Hügel über dem Städtchen erhebt. Vor dem elegantem, mit grünen Ranken und Blüthen umgebenen Hause stand eine schlanke Dame in einfachem, grauen Seidenkleide, den runden Sommerhut auf dem Kopfe, und nickte einem älllichen Herrn, der eben mit bestem Anstand ein schönes Pferd bestiegen, einen Abschiedsgruß zu. Dann wandte sie sich nach uns um, die wir bescheidentlich vor dem Gitter der Campagne standen, und wir sahen ein feines blasses Gesicht, von weißen Locken eingefaßt die unter dem zierlichen Spitzenhäubchen hervorschauten. Sie mochte bereits auf der Mitte ihres Lebenslaufes angelangt sein, aber ihre Erscheinung besaß eine gewisse anziehende Grazie und aristokratische Haltung. Nach ein paar Worten, die sie dem Gärtner sagte, kehrte sie in das Haus zurück, während Jener sich uns näherte, um uns zu melden, daß der Eintritt in die Campagne erlaubt sei.

Außer der schönen Lage des Wohnhauses und den wohlgepflegten Anlagen aber konnten wir hier auch eine der größten Seltenheiten bewundern, die einem Touristen in der Schweiz begegnet, er müßte denn ein geborner Gemsjäger sein: zwei lebendige Gemsen nämlich, die hinter ihrem Drahtgitter gar sehnsüchtig hinaufschauen mochten zu den Gletschern des finstern Dent de Marcle und der übrigen Felszacken ringsum.

Ich suchte mir ein schattiges Plätzchen und sah hinab in das grüne Thal, welches der lustige Waldbach durcheilt, und nach den mächtigen Bergen, die es schützend umgeben; dann schaute ich nach den halbgeschlossenen Jalousien des Hauses und dachte, ob die Bewohner desselben wohl in Harmonie mit dem Eindruck friedlichen Behagens und abgeschlossener Ruhe stehen möchten, den der Besucher von diesem Aufenthalt empfing.

„Und wer ist der Besitzer dieses kleinen Paradieses?“ frug ich Dr. B, einen unserer Begleiter, der in der Gegend sehr bekannt war. „Monsieur Richard,“ lautete die Antwort.

„Er war einst Postillon oder so dergleichen,“ sagte eine Dame zur Erläuterung, „und eine Engländerin hat ihn geheirathet,“ setzte sie mit großer Geringschätzung hinzu; denn sie war eine echte Tochter des Canton Waadt, die stets in Schwarz gekleidet ging und eine gebührende Scheu vor den verrufenen „étrangers“ hegte.

Ich sah mich nach dem Doktor um; der aber stieg mit den Uebrigen hinauf nach * * *, wo sie die Sonne untergehen sehen wollten, und so mußte ich meine Neugierde schon beschwichtigen, bis wir oben angelangt waren und ein Jeder sein Entzücken über diesen herrlichen Aussichtspunkt kund gegeben hatte. Vor uns lag das weite Thal, welches die wilde Rhone durchströmt, und an seinem Endpunkte sahen wir den glänzenden Edelstein schimmern, den die reiche Natur so freigebig mit der schönsten Fassung schmückte: den geliebten blauen See Leman nämlich. — Beiläufig bemerkt, nehmen es die Waadtländer fast übel, wenn man von dem „Genfersee“ spricht; denn die verschiedenen Cantone haben es in der „entente cordiale“ noch nicht weiter gebracht als die Franzosen und Engländer.

Die Sonne verschwand hinter den flachen violetten Linien des Jura, und der Purpur des Abendrothes übergoß die glänzende Wasserfläche und strahlte wieder von dem pittoresken

Digitized by Google

Bergkronen ringsum. „Ja, hier möcht' ich Hütten bauen!“ rief ich und sah hinter nach dem Hause des Monsieur Richard, aus welchem eine leichte Rauchsäule emporstieg. „Jetzt, bester Doktor, müssen Sie mir sagen, welche Bewandtniß es mit diesem Paare eigentlich hat,“ bat ich, und nachdem sich der Doctor die nöthigen Pausen für seine Cigarre ausbedungen, begann er seine Erzählung, die meine Neugierde bald in warmes Interesse verwandelte, trotzdem ich vernahm, daß Monsieur Richard wirklich einst der Reisecourier seiner Frau, der honorablen Lady Anne Hill, gewesen sei.

In den Nebeln Englands und dem ermüdenden Treiben der Londoner „Seasons“, deren Königin sie öfter gewesen, war die junge Lady allmählich zu einer weißen Rose erblaßt, die ihr liebliches Haupt matt zu Boden senkt. Ein Nervenleiden drohte diese zarte Natur rasch zu zerstören.

„Das Festland — Italien!“ die Summa ärztlicher Weisheit in Albion, war auch diesmal das Resultat aller der zahllosen Consultationen gewesen, die mütterliche Sorge um den Liebling zusammenberufen. Und so landete Lady Hill mit ihrer Tochter bald jenseits der Kreideküsten von Old England, um durch die Schweiz nach den Küsten des Mittelmeeres zu pilgern. Zu ihrer Begleitung war ein junger Mann engagirt, Schweizer von Geburt, der die nöthige Bildung und Zuverlässigkeit besaß, um die Damen jedes der kleinen und großen Leiden zu überheben, die sich in Gestalt von trunkenen Postillonen, schläfrigen Grenzbeamten, doppelkreidigen Gastwirthen u. s. w. unerbittlich an jede Reise zu hängen pflegen. Auch sprach Monsieur Richard zwei und eine halbe Sprache; denn von dem Italienischen war ihm nur das geläufig, was ihm bei den allerrealistischen Verhandlungen nöthig war, die er überdies mit einer Reihe von energischen Betheuerungen und Kraftausdrücken zu unterstützen wußte: genug für die Signori der Locandas. Außerdem besaß er ein Paar glänzende, dunkle, etwas melancholische Augen, einen hübschen Bart um sein wohlgeformtes Gesicht, war weder zu klein noch zu groß und sah, die schwarze Wachstafftmütze auf dem Kopfe, eine zierliche Reisetasche umgeschnallt, gar stattlich aus, selbst wenn er in dem Coupé hinter dem Reisewagen seinen Platz neben der Kammerfrau, Mistreß Wynn, einnehmen mußte. Den Damen gegenüber war seine Haltung eine wahrhaft „genteele“ zu nennen, wie Lady Hill öfter beifällig zu ihrer Tochter äußerte.

Die junge Dame war eine Sensitive und faßte leicht sehr entschieden Antipathieen gegen Persönlichkeiten, denen es auch bei den besten Eigenschaften dann nicht gelang, sich in ihrer Umgebung zu behaupten. Besonders empfänglich aber war sie für den Ton der Stimme, und glücklicherweise besaß der junge Courier eines jener sonoren Organe, deren Kraft, wie durch eine leichte Dämpfung gemildert, die Nerven wohlthuend berührt.

„Nun, ich freue mich, daß unser Reisemarschall Dir nicht mißfällt!“ sagte die Mutter, wenn sie bemerkte, daß Lady Anne Master Richard mit herablassender Güte um Dieses oder Jenes fragte, was ihn oft zu sehr langen Berichten veranlaßte, die sie mit halbgeschlossenen Augen in den Lehnstuhl zurückgelehnt anhörte, wie Jemand eine angenehme Musik auf sich wirken läßt.

Streifte dazwischen, bei einer neuer Folge ihr matter Blick den vor ihr stehenden jungen Mann der mit pflichtmäßiger Aufmerksamkeit an den Lippen der Gebieterin hing, so schien sein Auge wie ein elektrischer Strahl ihr ganzes Wesen zu durchdringen, und ein schwaches Roth färbte einen Moment ihre durchsichtig zarten Wangen. Hatte sie ihn dann mit einer leichten Handbewegung entlassen, so empfand sie ein Unbehagen, von welchem sie sich keine Rechenschaft zu geben wußte.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Humoristisches.

Münchhausiade. Bei einem Hausbrande sprang ein Gummiwaarenmacher, weil die Treppe bereits zusammengebrochen war, aus dem Fenster der fünften Etage auf die Straße, nachdem er ein Dutzend Paar Gummischuh von verschiedener Größe über einander angezogen und zehn Kautschukmäntel umgehängt hatte. Kaum aber hatte er den Boden berührt, so trug ihn die Elastilität der Gummiwaaren pfeilschnell wieder in die schwindelnde Höhe empor; ein frischer Wind spannte die Kautschukmäntel wie Segel auf und trieb ihn im Wirbel durch die Lüfte. Als er endlich wieder zur Erde kam, wiederholte sich der unfreiwillige Luftsprung von Neuem, und so mehre Tage und Nächte. Den Unglücklichen begann furchtbar zu hungern, und je leichter sein Körper ward, desto höher trug ihn die Schnellkraft des Gummi. Die Bewohnerschaft sah in diesem Phänomen die Lösung des Problems des menschlichen Fliegens. Ein guter Schütz aber, der die fliegende schwarze Masse für einen kolossalen Geier hielt, schoß nach ihr und traf glücklicher Weise die Schuhe, von denen jedes Paar davon flogen, und jetzt erst gelang es dem Thürmer, den Gummimann halbtodt zu erhaschen.

Wie nachstehende Leute in die Weltgeschichte gekommen sind:

Schiller hat sich hineingedichtet, Hegel hineingedacht, Gellert hineingefabelt, Blücher hineingefochten, Luther hineindisputirt, Dominicus hineingebettelt, Hecker hineingewühlt, die Jenny Lind hineingesungen, die Taglioni hineingetanzt, Schill ist hineingefallen, Wallenstein hineingespießt worden, Huß wurde hineingebrannt, Gagern hineingewählt, Dr. Barth ist hineingereist, Green hineingeflogen, Franklin hineingesegelt, Tell hat sich hineingeschossen, Talleyrand hineingelogen, Dr. Jenner hineingeimpft, Dr. Zimmermann hineingegrübelt, Cartouche hineingestohlen, Cagliostro hineingeschwindelt, Gambrinus hineingetrunken, Daje hineingerechnet, Paganini hineingegeigt ꝛc.

Zum Sekretär Stanton in Washington kam kürzlich ein erfindungsreicher Yankee, um der Regierung einen von ihm selbst erfundenen schußfesten Panzer in patriotischem Eifer für das Heer anzubieten. Ist er geprüft? fragte Stanton. Nein! Gut, dann wollen wir es gleich thun; ziehen Sie den Panzer an, ich werde mit Spitzkugeln auf Sie schießen. Der patriotische Mann verzichtete auf die Prüfung und ging heim.

„Ah bah!“ rief ein alter Invalid, der übertrieben mit seinen Kriegsthaten renommirte einem Eckensteher zu, „Ihr Civilratten seid gegen uns wie Spreu unter dem Weizen. Wenn wir begraben werden, müßt Ihr eigentlich in der Dinte und wir im Honig liegen.“

„Ganz recht“, erwiederte der Angeredete, „und wenn wir wieder auferstehen, da lecken wir einander ab.“

Ein Bäckermeister, der nebenbei manchmal den Pegasus bestieg, und bei einem vorkommenden Schmäuschen oder sonstigen Zweckessen ein Tafellied dichtete, schrieb unlängst auch ein solches und paßte es dem alten Studentenlied an: „Federleicht ist mein Gepäcke.“ Da er nun aber mit der Orthographie im Streite lag, so setzte er darüber: Zu singen nach der Melodie: „Federleicht ist mein Gebäcke.“

(Guter Rath.) Bei einem in Berlin entstandenen Feuer, das aber schnell gelöscht wurde, sagte ein Eckensteher zu einem Hornisten, der, nachdem das Feuer schon gedämpft war, noch immer Lärm blies: „Juter Tuter! hör'n Se man uf, Se könnten sonst det Feuer widder anblasen!“

„Madame“, sagte eine Stubenmagd zu ihrer Herrin, einer Kaufmannsfrau, „Sie haben sich wohl geirrt, denn Sie haben mir für den neuen doppelten Buchhalter nur ein einschläfriges Bett gegeben.“

Der Präsident eines Polizeigerichts fragte einen Mann, der des Vagabundirens beschuldigt war: „Haben Sie Existenzmittel?“ — „O ja,“ antwortete der Gefragte, „ich habe einen Magen, der sehr gut ist.“

Redaktion, Eigenthum, Druck und Verlag von J. F. Riesch in Landshut.

Digitized by Google

Nro. 21. VIII. Jahrg.

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsausgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 25. Mai 1862.

Fern von der Welt.

Eine wahre Geschichte von J. E. Mand.

(Fortsetzung.)

Wer kann die tausend kleinen, sich täglich wiederholenden Zufälligkeiten und Umstände zählen, die auf Reisen so Manches von der sonst üblichen Form und Etiquette abstreifen, die sonst zwischen Personen herrscht, die auf so verschiedenen Sprossen der gesellschaftlichen Leiter stehen? Besonders aber wenn es sich um ein so hülfsbedürftiges Wesen handelt, als Lady Anne es mehr und mehr wurde.

Eine fortwährende Schlaflosigkeit gesellte sich zu ihren übrigen Leiden, und der daraus entstehende Fieberzustand drohte sie aufzureiben, bevor sie noch die Küsten des Mittelmeeres erreicht haben würde. Immer längere Ruhepunkte wurden nothwendig, und immer verzagter wurde die Mutter. Richard verdoppelte seinen Eifer, und was an Erleichterung und Aufmerksamkeit zu ersinnen war, fand sich stets, von dem Voraneilenden besorgt, bei der Ankunft der Damen bereit. „You are our providence!“ sagte die Mutter gerührt.

Der Reisewagen der Lady ward mit einem leicht transportabeln Sessel bepackt, auf welchem die Kranke in den Hôtels bequem Trepp auf, Trepp ab zu tragen war, und nie überließ Monsieur Richard einem Kellner das Amt, die junge Gebieterin mit Williams, dem Kammerdiener, gemeinsam tragen zu dürfen.

Eine leise Neigung des Kopfes, ein dankbares Lächeln lohnte seine Sorgfalt, dann pflegte Lady Anne die Augen zu schließen, bis der Sessel in ihrem Gemache stand und die Träger dasselbe verlassen hatten. Sobald dieß jedoch geschehen, fuhr ein schmerzliches Zucken über die noch eben so mild ruhenden Züge, die fieberhaft glänzenden Augen öffneten sich, und ein schmerzlicher Seufzer hob ihre Brust.

„Theure Mutter, mir war eben so wohl, als sei ich im Paradiese,“ sagte sie zu der Eintretenden.

„Ja, das Tragen thut Lady Anne immer gut, das habe ich schon öfters bemerkt! Darauf wird der Schlaf schon kommen,“ meinte Mistreß Wyn, die Kammerfrau.

Digitized by Google

„Nun so wollen wir das für die nächsten Reisetage einrichten," rief die besorgte Mutter die jeden schwachen Strohhalm erfaßte, der ihrer Tochter Rettung verheißen konnte. „Mistreß, Wyn, bitten Sie Master Richard, auf mein Zimmer zu kommen, um das mit ihm zu besprechen."

„Warum nicht hier, Mama?" sagte die Tochter leise.

„Es wird Dich angreifen, my dear!" wandte die Mutter ein.

„O, nein, ich werde nicht sprechen," versicherte Lady Anne. Und so erschien der junge Mann neben dem Sopha, auf welchem sie ruhte, und wieder überkam sie jenes Gefühl von Ruhe und Erleichterung, das sie stets in seiner Nähe empfand.

„Unerklärlich!" dachte sie, während er sprach, mit widerstrebendem Stolz. Aber nach jeder neuen schlaflosen Nacht voll Qual war ihr seine Gegenwart zu wohlthuend, um ihm nicht für den einzigen Moment, wo sie nicht litt, im tiefsten Herzen dennoch dankbar zu sein.

Die Reisenden sollten den Simplon überschreiten, und dabei bot sich die beste Gelegenheit, das Trage-Experiment zu versuchen, von dem sich die weise Mistreß Wyn soviel Erfolg versprach. Master Richard hatte ein Paar tüchtige Träger zu gleichmäßigem Schritt einexercirt, und einige Stunden lang gefiel es dem jungem Mädchen, den tiefblauen Himmel über sich mit seinen rosigen Abendwölkchen die großartigen Bilder, die jede neue Windung dieser herrlichen Straße bietet, zu beschauen; aber ihre braunen Augen blieben glänzend und weit geöffnet, und der Ausdruck des Leidens wich nicht von ihren Zügen. Die Lady Hill suchte sich mit Missis Wyn vergebens das Mißlingen dieses Versuchs zu erklären, die Tochter aber schwieg.

Endlich war der Col di Tenda erreicht, und nur noch ein paar Tagereisen harrten der müden Pilger, die sehnsüchtig nach Nizza verlangten. Dort sollte sie auch ihr Reisecourier verlassen. Gewöhnlich war er den Damen vorausgeeilt, wie sein Beruf es mit sich brachte; aber Lady Hill, ziemlich ängstlich im Fahren, hatte ihn wegen des zu passirenden Bergpasses bei sich behalten. Da sie aber auch nicht die leiseste Gefahr entdecken konnte, indem die Straße breit und gut war, die Postgäule sehr gesetzt vor dem schweren Reisewagen einherschritten, so sah die Dame etwas beruhigter nach den tiefen Felsabhängen zur Seite und schlummerte endlich ein. So konnte sie die schwarzen Wolken nicht bemerken, die allmählig herangezogen und den ganzen Horizont verfinsterten.

Ein zuckender Blitz und heftiger Donnerschlag weckte die Lady, und ihre Tochter, deren Leiden sich stets bei einem Gewitter steigerte, verfiel in eine heftige Krise. Todesbleich und in schmerzhaftem Krampfe zuckend, lag Lady Anne in den Armen der trostlosen Mutter. „Mein, Gott, sie stirbt! Master Richard, helfen Sie, lassen Sie halten!" rief sie, über die Tochter gebeugt und nichts sehend als sie.

Aber der Gernsene hatte anders zu thun: die Vorderpferde waren, von dem grellen Blitze erschreckt, zur Seite gesprungen, einen Rasenabhang hinab, der sich plötzlich in die jähe Tiefe endigte, und das eine war dabei gestürzt: noch widerstanden die beiden Deichselpferde dem wilden Zerren der halb Verlorenen, die der Postillon vergebens zu retten strebte; aber schon begannen sie unruhig zu werden, und der schwere Wagen, der dem Rande nahe war, konnte durch einen einzigen Ruck in denselben geschleudert werden. Der Postillon unten rief um Hilfe, der andere hatte den Kopf verloren, betete zu allen Heiligen und zog die falschen Zügel an. Alles dieß war so rasch wie der Gedanke gekommen; aber eben so rasch war Master Richard aus dem Coupé gesprungen, zerschnitt die Stränge der wilden Vorderpferde, und diese, sich nicht mehr gehalten fühlend, stürzten unaufhaltsam in den Abgrund. Mit kräftiger Hand erfaßte er dann die andern

Digitized by Google

und brachte den Wagen in Sicherheit, indeß Williams dem Postillon, der sich an etwas Strauchwerk festgeklammert hatte, ein rettendes Seil zuwarf. Dabei brauste der Orcan, strömte der Regen und entlud sich das Gewitter mit südlicher Heftigkeit.

Jetzt erscholl ein neuer Angstruf der Lady, deren verstörtes Gesicht sich aus dem Fenster bog, und diesmal erreichte er den Helfer in der Noth, der wie ein Blitz an der Thür des Wagens erschien. War es aber für den besonnenen jungen Mann leicht gewesen, die eben drohende Gefahr abzuwenden, so stand er nun rathlos vor dem zarten Wesen, welches mit allen Symptomen heftigen Leidens vor ihm lag, indeß die Mutter in tiefer Herzensangst sie mit allen belebenden Essenzen übergoß, die sie vorfand. „Luft, Luft!" stöhnte die Kranke. Der Regen war vorübergerauscht, und so nahm im Nu Master Richard die leichte Gestalt in seine Arme und trug sie aus der erstickenden Atmosphäre des Wagens auf eine vor dem kalten Winde geschützte Stelle des Weges, indeß die Lady ihrer Kammerfrau zu Hilfe eilte, die sich von ihrem gehabten Schrecken noch nicht erholen konnte. Dort ließ er Lady Anne auf ei er sorglich von Williams untergebreiteten Decke nieder und kniete neben ihr, um sie zu stützen. Ihr Haupt sank willenlos an seine Brust, das convulsivische Zucken der Glieder verschwand, und völlig regungslos lag sie da, während sich über ihr blasses Antlitz ein fast verklärter Ausdruck verbreitete. Ein jäher Schrecken überfiel den jungen Mann, und er faßte ihre Hand, um zu fühlen, ob die Seele noch in dieser Hülle weile. Mit ängstlicher Spannung beugte er sich über sie, auf die fest geschlossenen Lider schauend, und als er fühlte, wie das Leben allmählig wieder regelmäßig in ihr zu pulsiren begann, da durchdrang ihn selbst ein unbeschreibliches Gefühl der Hingebung für die Leidende und hielt ihn mit geheimnißvoller Macht in seiner Stellung gefesselt. — „Sie schläft!" sagte er leise zu der herbeikommenden Mutter und vergaß ganz, daß es die Tochter seiner Gebieterin sei, die er in seinen Armen hielt.

„Gott sei gelobt!" erwiederte sie und dachte ebenfalls an nichts, als an ihren kranken Liebling.

So blieben die Drei regungslos eine Weile in feierlicher Stille, allein unter Gottes freiem Himmel, hoch über dem gewöhnlichen Treiben der Menschen. Das Unwetter war vorüber, und der reinste Sonnenglanz umfloß die seltsame Gruppe; auch ihnen war mit einem Male ein neues Licht aufgegangen, und das matte Roth, welches auf dem sanftlächelnden Angesicht der Schläferin schimmerte, war der Abglanz von dem, was sie sich unbewußt, empfand.

„Master Richard," sagte endlich die Mutter zu dem Knieenden, „die Krisis scheint vorüber, und sie müssen ermüdet sein. Bitte, tragen Sie Lady Anne wieder nach dem Wagen und sorgen Sie dann, daß wir vor Abend weiter kommen."

Wie aus tiefem Traum erwachte der Angeredete bei den Worten „Lady Anne"; er trug sie zurück nach dem Wagen und legte sie sanft in die Kissen desselben. Noch einen Augenblick blieb er am Fenster stehen und glaubte seinen Namen zu hören, als die junge Lady ihre Augen wie schlaftrunken öffnete.

„Wunderbar!" sagte er zu sich selbst und schüttelte den Kopf, als wolle er allerlei seltsame Gedanken abschütteln. Dann ging er, seine Pflicht zu erfüllen und den nöthigen Vorspann aufzutreiben.

Während der langen Zeit, die Mutter und Tocher harrend zubringen mußten, ward manches Wort des tiefsten Vertrauens zwischen beiden gewechselt. Lady Anne fühlte sich besser als seit lange, das gab sie zu; aber dem Vorschlag, den ihr die Mutter machte, wollte sie darum noch

Digitized by Google

kein Gehör geben, dagegen sträubte sich mit ihrem aristokratischen Gefühl zugleich das noch zartere jungfräuliche. Der Gedanke an die eben geschilderte Scene, die ihr die Mutter mittheilte, empörte ihren ganzen Stolz, und doch war Etwas in ihr, wie eine unwiderstehliche Fürsprache — ein tief geheimnißvoller Wink, der in ihren Wunderkräften unerschöpflichen Natur. Sollte — ja durfte sie ihn zurückweisen, um ferner zu eigener und Anderer Qual zu leben und zu leiden?

Nach langem Zagen und Kampfe beugte sich das Mädchen über die Hand der Mutter, die sie küßte, und sagte leise: „Es sei wie Du willst, theure Mutter. Um Deinetwillen werde ich nicht widerstreben." Diese strich ihr das blonde Lockenhaar aus der Stirn, drückte einen Kuß auf die lieben Augen dene der innere Kampf so eben Thränen erpreßt hatte, und sagte beschwichtigend:

„Es ist ja nur auf kurze Zeit, dear Anne! Sobald Du geheilt bist — und ich zweifle nicht, daß Du es wirst, verläßt uns der brave Master Richard, dem ich gewiß reichlich vergelten will. Wir kehren nach England zurück, und meine süße Rose reicht einem ihrer Bewerber die oft begehrte Hand." Lady Anne lehnte sich schweigend in die Kissen und sah mit träumerischem Blicke die Landstraße entlang, von wo Master Richard die verheißene Hilfe senden wollte.

Lady Hill hatte vor Jahren viel von den Wundern des Magnetismus gehört, der bei seinem ersten Erscheinen die Geister eben so vielfach, und auf weit ernstere Weise beschäftigte, wie vor Kurzem die tanzenden und klopfenden Tische, und den jetzt von Neuem die ärztliche Wissenschaft sich dienstbar machen und in ein geregeltes System bringen möchte. Leider aber dürften die vielfältigen Erscheinungen auf dem Gebiete des Nervenlebens dem sehr widerstreben und der Hindernisse und Klippen so mannigfache bieten. Bei keiner andern Krankheitsform gilt es mehr, das ärztliche Prinzip, daß das Individuum vor der Wissenschaft verschwinden müsse, in Anwendung zu bringen, und doch wiederum verlangt keine zweite eine so individuelle Beachtung des Arztes, weil keine so tief den Zusammenhang zwischen Geist und Materie berührt.

In jedem Falle ist es nicht zu leugnen, daß die animalische Electricität ein mächtiger Bundesgenosse zur Bekämpfung nervöser Leiden ist, und Lady Hill hatte daher ganz Recht, den sichtlichen Einfluß, den Master Richard unbewußt auf ihre Tochter übte, dieser magnetischen Kraft zuzuschreiben.

Eine magnetische Cur! darauf baute sie nun ihre ganze Hoffnung; das war das Licht was ihr auf den klaren Bergeshöhen aufgegangen war. —

Am Abend desselben Tages, als sie endlich in dem sehr bescheidenen Wirthshaus von * * * angelangt waren, welches nur einem plötzlichen Unwetter oder einer sonstigen Zufälligkeit solche Gäste verdankte, ließ die Lady den Courier zu sich bescheiden und empfing ihn mit weit herablassenderer Güte als gewöhnlich.

„Master Richard, ich habe mit Ihnen zu reden, nehmen Sie einen Stuhl", begann sie. Dieser aber, seine Stellung wohl kennend, lehnte so unerhörte Ehre ab und blieb in dienstlicher Haltung stehen, nach den Befehlen Myladys fragend. Diese Bescheidenheit besiegte ihre letzten Zweifel, daß sich der junge Mann in der Rolle, die sie ihm zudachte, nicht überheben werde. Nachdem sie ihm daher für seine Umsicht und Hilfe in der bestandenen Reise-Episode ihre Anerkennung ausgesprochen hatte, knüpfte sie ihren Vorschlag daran, mit Lady Anne die magnetische Cur zu beginnen. „Nicht wahr, Master Richard, Sie versagen uns Ihre Hilfe auch dabei nicht? Das dankbare Mutterherz wird gewiß Ihre geopferte Zeit und Mühe reichlich vergelten", schloß sie.

Digitized by Google

Da warf der junge Mann den Kopf zurück, als sei es nicht die Gebieterin, die vor ihm stehe, und sah ihr mit dem Ausdruck stolzen Selbstgefühls ins Angesicht.

„Ja, Mylady," erwiederte er, „ich glaube fast, daß ich Lady Anne heilen kann, und mit Gott will ich es auch versuchen! Aber nur aus freiem Antrieb — als freier Mann; nicht um Geld oder Geldeswerth!"

Die Lady staunte! so hatte ihr Master Richard noch nicht gegenüber gestanden, und ihr Stolz weigerte sich, seine Bedingung anzunehmen. Noch stand sie unschlüssig; da trat Missis Wyn auf die Schwelle des Nebenzimmers, wo die Kranke auf dem einzigen Pracht- und Paradebett des Hauses ruhte. Aus der geöffneten Thür drang ein krampfhafter kurzer Husten, und die Kammerfrau sagte leise: „Lady Anne scheint sehr leidend, ich wollte um die Pulver bitten, die — —"

„Erwarten Sie mich hier, Master Richard!" sagte die Mutter rasch entschieden und ging in das Nebengemach.

Der junge Mann nahm ein Medaillon, welches Lady Hill immer trug, von dem Tisch und betrachtete mit wehmüthig ernstem Ausdrucke die feinen Züge des jungen Mädchens, zu welchem er in eine so ungewöhnliche Beziehung treten sollte; dann legte er es mit schmerzlichen Lächeln, wieder hin und trat zum offenen Fenster. Dort, im Mondenschein, sah er die Berge, von wo sie heut gekommen; auch ihm war auf jenen Höhen ein Lichtstrahl ins Herz gedrungen. „Ja, ich will versuchen, sie zu retten und dann fliehen!" wiederholte er leise.

„Master Richard, meine Tochter wünscht Sie zu sehen!" sagte die eintretende Lady. Ihre Stimme klang jetzt bittend, und ohne Zögern, leisen Schrittes betrat der improvisirte Aesculapsjünger die geheiligte Atmosphäre des Krankenzimmers. —

Wochen hatten sich zu Monden gestaltet, und das reizende Nizza begann sich mehr und mehr mit den zahlreichen Wintergästen zu füllen, die es alljährlich zum Sammelplatz der eleganten Welt machen und jedem Ort und jedem Klima seinen besten Moment abzugewinnen suchen, wie die Bienen jeder Blume; nur mit dem Unterschied, daß ihr Schwärmen keinen so gemeinnützigen Zweck hat. — Dorthin sendet Albion eine Menge seiner nomadisirenden Töchter und Söhne, aber Lady Hill war nicht darunter, sondern hatte sich ein anderes Asyl gewählt, wo sie freier von neugieriger Theilnahme, nur der Gesundheit ihrer Tochter leben wollte. Einige Stunden davon entfernt liegt das damals noch wenig bekannte Mentone zwischen reichen Orangengärten. Dort, in einem freundlichen Landhause, von Rosenhecken umgeben, richtete Lady Anne das matte Haupt wieder empor, und blühte mit jeder neuen Woche frischer und lieblicher, zum unendlichen Entzücken ihrer Mutter. Richard aber betrachtete sie wie ein sorgsamer Gärtner, dem die Pflege einer zarten Pflanze anvertraut war. Er schaute sie an wie der Künstler sein geliebtes Werk, an dessen Gelingen er mit völliger Hingebung seiner selbst gearbeitet. — Und Lady Hill? Sie fühlte sich wie die Pflanze — wie das Kunstwerk ihrem Pfleger und Meister gegenüber empfinden würden, wäre ihnen eine empfängliche Seele verliehen. — .

Fern von der Welt lebten diese Drei ein ganz abgeschlossenes Leben, und so war es wohl natürlich, daß manche der Schranken fiel, die außerdem das Geschick zwischen ihnen aufgerichtet hatte, und das allgemein menschlich Edle, was ein Jedes von ihnen besaß, mehr und mehr den Maßstab abgab, nach welchen sich die täglichen Beziehungen gestalteten. Oft sah man auf der schattigen Veranda vor Lady Anne's Gemach die würdige Gestalt der Mutter, die an einem kleinen Tische Master Richard Schach — ihr Lieblingsspiel — lehrte, indeß die Tochter auf dem Sopha

Digitized by Google

daneben ruhte und neue Bilder durchblätterte oder darüber hinweg nach den Spielenden sah. Fast jedesmal begegnete dabei ihr Blick dem Auge, dessen Macht sie geheimnißvoll anzog und doch zugleich erheben machte. Stundenlang auch saß Master Richard auf einen niedern Tabouret ihr zu Füßen und las mit einer wohltönenden Stimme vor. Bald war er Sekretär, bald Kommissionär der Damen; seiner unerschöpflichen Aufmerksamkeit dankten sie tausend Momente, die über ihr Stilleben dienen großen Reiz verbreiteten. Alle Beziehungen der Lady zu der Außenwelt gingen durch seine Hände; ja, er war ihr selber so unentbehrlich geworden, daß Mylady oft Mühe hatte, ihrem mütterlich dankbaren Herzen in Erinnerung zu bringen, daß es ja doch nur ein Dienerherz, dem sie eine so exceptionelle Stellung gestattet, auch wenn er augenblicklich aus diesem Verhältniß getreten sei.

Das Nämliche sagte sich auch Master Richard an jedem Abend und Morgen. Hatten die Kranke und der Arzt die Rollen vertauscht? Während die Kranke an Lebensfrische zunahm, ward er bleich und niedergeschlagen und sehnte den Tag herbei, wo er ohne Besorgniß vor einem Rückfall seine Pflegebefohlene verlassen könne. Endlich wurde er zu einem Entschluß gedrängt: man bot ihm eine neue Stelle als Reisecourier an, und was ihm auch das Zurücktreten in diese Stellung kosten mochte, er hatte die Absicht, noch an demselben Tage Mentone zu verlassen. Hatte ihm doch Lady Anne selbst versichert, daß sie sich als genesen betrachtete. Mit dem Vorsatz, sich nur schriftlich bei den Damen zu beurlauben und jeder Dankesbezeigung damit vorzubeugen, wie er sich sagte, im Grunde aber, weil er den Abschied fürchtete, trat Master Richard zur gewohnten Stunde in das Gemach der jungen Lady, um sie durch einige magnetische Striche in den Schlaf zu versetzen, dem sie ihre Genesung verdankte. Die Glasthüren nach der Veranda waren offen, und draußen saß die Mutter in Zeitungen vertieft. Richard ging, das Gemach zu schließen, wie immer, dann trat er an die Chaiselongue, worauf Lady Anne ruhte, und legte seine Hand auf ihre reine jungfräuliche Stirn, indeß die andere ihre Fingerspitzen leicht berührte. „Zum letzten Male!“ dachte er. — Sie schloß lächelnd die Augen und der leichte Schlummer, in dem sie jetzt nur noch verfiel, überkam sie. „Zum letzten Mal!“ darin concentrirte sich Richard's ganzes Denken und Empfinden. — Noch niemals, wenn er an dem Lager der Kranken gestanden, hatte ihn seine Selbstbeherrschung verlassen; aber in diesem Augenblick fühlte er, wie tausend mächtige Fäden sein Herz an das ihre knüpften, wie es erbebe von Seelenqual und physischem Schmerz zugleich, indem er sie zerreißen wollte. Ihm war, als müsse er von seinem eigensten Leben scheiden; ein Schmerzensseufzer entrang sich seiner Brust — er beugte sich nieder, und seine Lippen berührten leise die edle Stirn Lady Annes.

„Leb wohl,“ flüsterte er unerhörbar und wollte die Schlafende verlassen.

„Richard!“ rief sie angstvoll, und hielt seine Hand mit ihren beiden Händen fest. „Sie wollen mich verlassen?“

„Ich muß. Lady Anne, ich muß!“ rief er leise, wie außer sich. „O mein Gott — ich vergesse, wer ich bin — ich liebe Dich!“ und wie vernichtet barg er sein Haupt in die Kissen des Sophas.

Seine Hand ruhte noch in in der ihren. „Und ich — Richard — wenn Sie gehen so sterbe ich,“ war die leise Antwort der Schlummernden.

„Anne!“ rief er im höchsten Entzücken und richtete sich auf. Da entrang sie sich gewaltsam den Banden des magnetischen Schlafes und öffnete die schönen träumerischen Augen;

Digitized by Google

ihre Blicke begegneten sich und ihre Lippen gestanden den unauflöslichen Bund, den ihre Herzen schon lange geschlossen. — Was war ihnen jetzt Stand, Welt und Hindernisse?!

„Ich werde nicht wach sein," sagte Lady Anne, zuversichtlich lächelnd. „Niemand soll uns trennen, Richard. Du allein hast mich dem heitern Leben zurückgegeben — Dir gehört es hinfort. Wirst Du auch diesen Lohn verschmähen?" Und er küßte ihre blonden Locken und ihre zarten Hände, und ging davon wie ein Träumender, in der Furcht, plötzlich zu erwachen und vom Himmel auf die arme Erde herab zu stürzen.

Wer beschreibt das sprachlose Erstaunen und die Entrüstung der Mutter, als die Tochter in ihrer Liebe den Muth fand, ihr zu gestehen, daß sie aufhören wolle, die „honorable Lady Anne" zu sein, um das bescheidene Weib des niederen Master Richard zu werden?

„Er hat seine Macht über Dich gemißbraucht, mein armes Kind," sagte sie nach den heftigsten Ausdrücken des Zornes. „Sobald Du nur erst von ihm getrennt bist, wirst Du über diese unwürdige Schwachheit erröthen, die meiner Tochter nicht aus der eigenen Seele kommen kann." —

„Theure Mutter!" entgegnete das Mädchen sanft, aber mit Festigkeit, „erinnere Dich, wie sehr ich jedem Einfluß widerstrebte; wie viel Mühe Du hattest, mich zu einer magnetischen Cur zu bereden! In jener Stunde, wo mich Master Richard, ohne es zu ahnen und zu wollen aus einem qualvollen Zustande erlöste, war ich allerdings in Schlaf verfallen; aber dabei ward es in meiner Seele so klar, wie nie vorher: mir war, als sähe ich in ein reines, edles Menschenherz voll Hingebung und Mitleid für mich — aber fern von jedem eigennützigen Gedanken; da fing ich an, ihn zu lieben!" — Das war der Lichtstrahl gewesen, der auf dem Col di Tenda in Lady Anne's Herz gedrungen war.

Wenn es auch unbegreiflich scheint, daß Lady Hill nie an ein solches Cur-Resultat gedacht, so war es doch sehr natürlich, daß sie es nicht gelten lassen wolle, sondern sich mit aller Entschiedenheit weigerte, eine so seltsame Heirath zu billigen, deren Folgen ihr nur zu klar vor Augen standen: ein völliger Bruch mit ihrer Familie, mit Stellung, Heimath und allen Banden der Vergangenheit; Alles, der Tadel, die Geringschätzung der Welt und die dunkle Existenz, in die Lady Anne, die Vielgefeierte, hinab steigen müsse, ward ihr mit lebhaften Farben vor die Seele gemalt — doch vergebens! —

„Was soll mir die Welt, Mutter? Mein Herz hat sich schon während meines Lebens von ihr entfernt. Was bietet sie mir zum Ersatz, wenn ich außer meinem eignen auch das Lebensglück des armen Richard zerstörte zum Dank für seine treue Hingebung? Was wird sie Dir bieten, wenn mein Dasein langsam zerstört ist?" — Aber die sonst so zärtliche Mutter war nicht zu erweichen, und die Tochter bebte vor dem äußersten Schritt zurück, ihre Selbstständigkeit nämlich in Anspruch zu nehmen, die ihr durch die Gesetz ihres Landes und eine persönliche Rente gesichert wurde. Diese Gemüthserschütterungen brachten für Lady Anne einen schweren Rückfall mit sich; aber der Stolz der Mütter trug diesmal den Sieg über ihre Liebe davon: Master Richard ward nicht gerufen, und die besten Aerzte Nizza's verschwendeten ihre Kunst an der Leidenden. So vergingen einige Tage.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

(Ein verkanntes Genie.) In Berliner Blättern findet sich folgendes Inserat von Karl Hugo, dem bekannten Verfasser des „gemaßregelten Genies“: Das befreite Paradies. Der erhabene Geist dieser reinsten aller Humanitäts-Dichtungen, welche die Krystallisation meines Lebens und Strebens enthält und die Befreiung der Menschheit durch die befreite Vernunft bezwecken soll, verbietet mir fürstighin alle bisher nothgedrungenen, so demüthigenden Geschäfte zur Verbreitung meines Selbstverlags: Man erwarte demnach keine feilen Reclamen, auch keine Vertheidigung gegen Verleumder; ich fühle mich jedoch verpflichtet, meine Freunde einzuladen, sowie alle Freunde der Wahrheit, der wahren Freiheit und der freien Menschheit, damit sie dieses eben erschienene Werk, das über alle Parteien, für alle Parteien ist, sich anschaffen mögen, in derselben Weise, wie „das gemaßregelte Genie“, bei mir oder bei meinem Wirth, im Cigarrenladen. Kleine Mauerstraße. Karl Hugo.

(Japanische Hühner.) Die japanischen Gesandten besuchten in Paris auch den zoologischen Garten, und zwar mit der an ihnen gewohnten phlegmatischen Gleichgültigkeit. Unter andern zeigte man ihnen auch einige so genannte japanische Hühner und erwartete ihr Urtheil über diese Landsleute. Da dieß nicht erfolgte, bat man die Dolmetscher, die Excellenzen über ihr Urtheil zu fragen. Nachdem sich der Dolmetscher endlich verständlich gemacht, erhielt er zur Antwort: „Wir Japaner kennen diese Art Hühner, wir haben deren in unserem Lande und nennen sie holländische Hühner.“

(Schweine-Namen.) Der Industrielle Richter aus Königssaal exponirte auf der landwirthschaftlichen Ausstellung, welche gegenwärtig in Prag abgehalten wird, ein Rudel prächtiger Zuchtschweine deren einzelne Exemplare er ebenso, wie dieses sonst bei Pferden zu geschehen pflegt, mit Eigennamen auszeichnete; da heißt eine Berkhirsau „Crinoline“, eine andere „Griselbis,“ dann ein stattlicher 1 Jahr und 3 Monate alter Eber „Prinz Plon-Plon.“

Der Teufel als Advocat. „Waren Sie bei dem Clienten, um ihm meine Liquidation vorzulegen?“ fragte ein Advokat seinen Schreiber.

„Ja, Herr Advocat.“

„Und was sagte er denn?“

„Er sagte, ich sollte damit zum Teufel gehen.“

„So? Und was thaten Sie dann?“

„Ich ging wieder hierher zu Ihnen, Herr Advocat.

Der berühmte Arzt Dr. Schönlein ward eines Tages zu einer Dame gerufen, welche die Kranke spielte. Dr. Schönlein, der sich ärgerte, ohne genügenden Grund gerufen worden zu sein, machte sich so schnell als möglich wieder los und befand sich bereits auf der Treppe, als die eingebildete Kranke ihm ihren Diener nachschickte, um ihn fragen zu lassen ob sie, wenn sie aus dem Theater nach Hause, käme, einige Austern essen dürfe.

„Ja wohl“, entgegnete der Arzt ungeduldig „mit sammt den Schalen!“

Herr von Saintes ward in der Nacht von einem Pistolenschusse geweckt, und als er seinen Diener, den er im Zimmer sah, nach der Ursache dieses schrecklichen Geräusches fragte entgegnete dieser: „Es befand sich eine Maus in ihrem Zimmer, und da ich fürchtete daß dieselbe Ihre Nachtruhe stören würde, so habe ich sie erschossen.“

„Sie sind nicht werth, daß man Sie anspuckt!“ sagte ein Zorniger zu einem übelberüchtigten Menschen. — „Widerrufen Sie dies, oder ich verklage Sie wegen einer Injurie“, sagte der Letztere. — „Nun gut, ich widerrufe“, versetzte Jener, „Sie sind es werth.“

Ein Schwätzer besuchte einen ernsten Gelehrten und sprach immerfort auf ihn los. „Aber ich störe Sie vielleicht“, sagte er plötzlich, da der Gelehrte nichts erwiederte. — „Bitte, sprechen Sie nur ungenirt weiter, ich höre nicht darauf!“ versetzte der Angeredete.

Redaktion, Eigenthum, Druck und Verlag von J. F. Riesch in Landshut.

Digitized by Google

Nro. 22. VIII. Jahrg.

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsausgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 1. Juni 1862.

Fern von der Welt.

Eine wahre Geschichte von J. E. Mand.

(Schluß.)

Da sagte eines Morgens Lady Anne, sie wünsche den Reverend Wilson, den englischen Prediger aus Nizza, zu sehen. Seinen Rath und Beistand wollte sie erbitten, um zu der letzten Entscheidung zu schreiten; aber die Mutter durchzuckte der ernste Ton und die Bitte selber plötzlich mit banger Furcht, daß der zarte Lebensfaden des bleichen Mädchens diesem Zustand nicht länger wiederstehen möchte.

Der würdige Geistliche erschien, ward aber zuerst zu Lady Hill geführt, die die Thür ihres Zimmers abschloß. Lange dauerte die Erörterung zwischen Beiden; endlich sagte die Lady mit ruhiger Fassung:

„Nun wohl, mein würdiger Freund, wenn auch Sie dem Ausspruch der Aerzte beitreten, so will ich den Willen Gottes in dieser Schickung ehren und meinen Stolz in Demuth beugen. Ich habe bisher meine Pflicht zu thun geglaubt.„ Und alsbald sandte sie einen Boten nach Nizza, um Master Richard zu holen.

Schon übergoß der warme Abendglanz der sinkenden Sonne das weiße Landhaus in Mentone, als ein Reiter an dem Parkgitter abstieg und raschen Schrittes die Gänge durcheilte. Da verbreitete sich ein seliges Lächeln über die matten Züge Anne's, und sie flüsterte: „Er kommt!" — Wenige Minuten nachher reichte die Mutter an der Thür des Krankenzimmer's Master Richard die Hand, die er ehrfurchtsvoll küßte, und führte ihn zu dem Ruhebett ihrer Tochter.

„Hier ist mein Dank, Sir!" sagte sie bewegt, und legte Beider Hände in einander. —

„Gott helfe mir ihn zu verdienen, Mylady!" rief er und kniete neben Lady Anne nieder, die ihr Lockenhaupt über den Geliebten beugte. —

Ein paar Monat später kam die Simplonstraße herab Monsieur und Madame Richard mit Mylady Hill, um sich in diesem schönen, aber damals kaum bekannten Winkel, fern von der Welt, ein „home" zu gründen und im Schutz der freien Berge die Freiheit zu genießen, ihr Glück

Digitized by Google

nach eigener Wahl zu gestalten. — Wohl war unter den Verwandten und Bekannten der Lady Hill ein gewaltiger Sturm ausgebrochen, der alle Bande, die sie an die Heimath knüpften, zerriß: aber was that ihnen das in ihrem stillen Asyl? Hatten sie doch einen reichen Schatz von Liebe aus dem Schiffbruch, den sie in der Welt erlitten, in diese grüne Einsamkeit gerettet! —

Der brave Monsieur Richard bewies im Laufe der Zeit mehr und mehr, daß er sein Glück verdiene, und die würdige alte Mylady hat ihm von Herzen seine nur zu gut gelungene magnetische Cur vergeben.

In der ganzen Gegend ist das seltsame Ehepaar geliebt und geehrt und ihr Haus ist die Zuflucht aller Armen und Bedrängten. —

Der nächste Morgen fand mich mit Feder und Papier unter dem Schatten eines Nußbaumes, Angesicht der Campagne Richard, wo ich versuchte, die Umrisse, die mir der Doctor am vorigen Abend geliefert hatte, zu diesem Lebensbild zu gestalten. —

Eine Wiener Praterfahrt wider Willen.*)

Frau von A. und Frau von B. waren gänzlich aus der Fassung gerathen. Emma sollte also auch dießmal nicht am 1. Mai in den Prater fahren? Beide Damen erklärten, dieß nie und nimmer begreifen zu können.

Frau von A. telegraphirte mit ihren dicken Armen ein paar Nothsignale gegen den Himmel: machte hastig die Schwimmtempos in der Luft durch, und interpellirte sodann ihre Freundin B., ob ihr je ähnliches vorgekommen sey? Nun ist zwar Frau von B. bereits 59 Jahre alt, gleichwohl aber versicherte sie, mit gutem Gewissen behaupten zu können, daß sie nicht nur derlei nie erlebt, sondern auch, daß sie von einem solchen Scandal nie auch nur ein Wörtchen gehört habe. Sie konnte die Vermuthung nicht unterdrücken, daß Herr von Z. ein unbegreifliches Ungeheuer, ein wahrer Türke sey und si: fand allen ihren Trost in der freundlichen Hoffnung, daß auch ihn seiner Zeit die gebührende Strafe ereilen und er nicht früher zu Einsicht und Reue kommen werde, als bis es zu beiden zu spät.

Einstweilen saß die hübsche Emma gesenkten Hauptes in der reizendsten Stellung, die eine sanfte Dulderin annehmen kann, schwermüthig lächelnd da und schien den Ausfällen ihrer würdigen alten Freundinnen auf ihren Mann mit so viel stillem Vergnügen zu lauschen, daß beide von ihr entzückt waren, sie wiederholt umarmten, enthusiastisch betheuerten, sie sey das unglücklichste Geschöpf auf dieser Welt, und schließlich schworen, es solle und müsse ihr gründlich geholfen werden.

Frau von B. schlug auch allsogleich die üblichen Hausmittelchen, wie Schmollen, Migraine

*) Aus der „Wiener Zeitung."

Digitized by Google

u. dgl. vor, doch Frau von A. unterbrach sie, verächtlich lächelnd, mit der Bemerkung, daß diese kleinen Kunststücke hier nicht ausreichen würden, daß es sich vielmehr einzig um eine tüchtige Lection, um eine Radikalcur handle und haubeln könne. Hierauf skizzirte sie das, was sie ihre Idee nannte, in so kühnen und großartigen Umrissen, daß Frau von B. in stummer Bewunderung zu ihr aufblickte, Emma aber gerührt ihre Hand küßte und leidenschaftlich betheuerte, sie sey und bleibe ihre mütterliche Wohlthäterin.

Herr von Z. steht körperlich und geistig bereits in jenem Alter, in welchem man der lieben Bequemlichkeit einen Hochaltar im Herzen zu errichten pflegt.

Man kann sich schwer eine humanere Miene, eine sanftere Stimme und größere Freundlichkeit im Umgange als jene denken über welche Herr von Z. verfügt. Man darf sich aber hiedurch nicht täuschen lassen. Er gehört zu jenen gelassenen, aber hart gesottenen Egoisten, die aus Rücksicht für ihre Gesundheit und Behaglichkeit nie heftig werden, die eine gränzenlose Duldung und Nachsicht zur Schau tragen, so lange ihre Interessen nicht bedroht erscheinen, die aber mit dem Scharfsinn eines Trüffelhundes jede Gefährdung ihrer Selbstsucht wittern und jeden Angriff auf diese mit eben so viel Sanftmuth als Unbeugsamkeit zurückweisen.

Als er vor drei Jahren eine Frau nahm, die um zwanzig Jahre jünger war, konnten sich seine intimeren Freunde das kleine Vergnügen nicht versagen, mit halben Worten auf gewisse unübersehbare Gefahren anzuspielen. Er nahm diese verkappten Warnungen mit seinem gewöhnlichen stillfreundlichen Lächeln hin, und er lächelte bis in die letzte Zeit, wie er es sein Lebenlang gethan.

Wohl ließ Emma es anfänglich nicht an kleinen Oppositionsversuchen fehlen, sie machte aber bald die traurige Erfahrung, daß sie mit ebensoviel Aussicht auf Erfolg Erbsen an einen Granitgelsen werfen könnte, und sie gewöhnte sich allmählig an eine Lebensweise, die viel Aehnlichkeit mit jener eines Kanarienvogels hat der gut gefüttert, freundlich behandelt wird und nebenbei die unbegränzte Freiheit genießt, sich innerhalb seines engen Käfigs nach Belieben herumzutummeln, eventell auch sich die hübschen glänzenden Federn abzustoßen.

Z. besitzt außerdem das emportreibende Talent, die unverschämtesten Forderungen seiner Selbstsucht stets durch Gesundheitsrücksichten oder durch salbungsvolles Hinweisen auf ein Gebot der höheren Moral zu rechtfertigen. Er verlangt und verweigerte nie etwas, weil es ihm so beliebt, sondern weil es die Sittlichkeit oder die Gesundheit gebieterisch erfordert. In solchen Fällen liebt er insbesondere große Verehrung für altgermanische Sitte und deutsche Weibertugend zu heuten, und Emma mußte schon manchem heißersehnten Vergnügen entsagen, weil es die beiden alten Germanen nicht kannten, oder weil ihre Gesundheit nach Z's. Behauptung einen unheilbaren Stoß erleiden müßte.

So hat denn Emma durch die drei Jahre ihrer Ehe die Praterfahrten entbehren müssen, angeblich, weil weder Hermann noch Thusnelda je in den Prater gefahren sind, in Wahrheit aber, weil Z. täglich von 4 bis $8^1/_2$ Uhr seine Tarokpartie macht und keine Lust hat, dieses Vergnügen der Schwärmerei Emman's für den Prater weder am ersten noch am letzten Mai zu opfern.

Als er am Tage nach jener Unterredung, an deren Schluß Emma Frau von A. ihre mütterliche Wohlthäterin genannt, zur gewohnten Stunde seine Wohnung verlassen wollte, traf er im Vorzimmer die Köchin in der Nähe der Wohnungsthüre.

Hanne gab sich alle Mühe, ihm bemerklich zu machen, daß sie etwas vor ihm verbergen

Digitized by Google

wolle; sie that sehr verwirrt, ließ ein Briefchen in ihrer Hand bald hoch über ihrem Haupte flattern, bald beschrieb sie damit große Kreise neben und unter sich; dann suchte sie wie eine geängstigte Maus in alle Winkel des Vorzimmers zu schlüpfen, und als ihr dies nicht gelang, traf sie mit so viel Ostentation Anstalten, das Briefchen hinter ihrem Busentuch zu verbergen daß Z. nicht umhin konnte, es ihr einfach aus der Hand zu nehmen. Es war an Emma adressirt.

Auf sein Befragen begann sie leidenschaftlich zu schluchzen, daß er Mühe hatte sie zu beschwichtigen und endlich so viel von ihr herauszubringen, daß der Brief soeben von einem Junge in geheimnißvoller Weise abgegeben worden sei.

Dieß genügte, daß Z. gelassen in sein Zimmer zurückkehrte, sich bequem in seinem Fauteuil zurechtrückte und mit aller Gemüthsruhe das Briefchen öffnete. Es war eine Liebeserklärung in optima forma, ein Zeichen, daß ein Marder um den Taubenschlag schleiche.

Z. ließ sich gleichwohl nicht aus dem Gleichgewicht bringen; es spielte vielmehr ein heiteres Lächeln um seinen Mund, als er es in die Brusttasche schob. Das Lächeln galt einer sinnigen Stelle des Briefes, in welcher von einem zweiten St. Georg und einem scheußlichen Lindwurm die Rede war. Es war nicht zu bezweifeln, daß unter dem ritterlichen Heiligen der Anonymus, unter dem scheußlichen Ungethüm aber er selbst gemeint sei.

Er stellte hierauf der Köchin freundlich die Alternative: entweder bei dem ersten Anzeichen einer Schwindelei schmählich entlassen zu werden, oder für jeden ferneren Brief fünf Gulden zu erhalten, und begab sich sodann ruhig zu seiner Tarokpartie.

In Folge seiner weisen Erklärung Hannen gegenüber, erhielt er an den beiden nächstfolgenden Tagen wieder Briefe, die ihn jedoch herzlich langweilten und ihr Geld nicht werth waren.

Am dritten Tag kam kein Brief, dagegen traf am vierten einer ein, der Z. zum ersten Male aus seiner Behaglichkeit aufscheuchte. Er enthielt nicht nur wieder ein höchst undelicates Gleichniß von einem zarten Epheu, einer kräftigen jungen Eiche und einem morschen alten Baum der gefällt werden müsse, es war auch deutlich aus ihm zu ersehen, daß am vorhergehenden Tag ein Brief eingetroffen, jedoch in unrechte Hände gelangt sein mußte. Der Anonymus dankte begeistert für das namenlose Glück, das ihm sein Maiglöcklein durch das Erscheinen am Fenster gewährt, und empfahl sich dringend fernerem Wohlwollen.

Hanne, scharf in's Examen genommen, wußte nur so viel, daß sie am vergangenen Tag von 3 bis 5 Uhr außer Hause gewesen sei.

Z. spielte diesen Abend sehr zerstreut seine Tarokpartie.

Wieder kamen durch ein paar Tage die Briefe regelmäßig in seine Hände, wieder trat aber eine Unterbrechung ein und wieder zeigte der nächst Brief, daß sein Vorgänger escamotirt worden sei. Er beschwor Emma, die gestern gestellte dringende Bitte zu erhören und ihm nur eine einzige kleine Unterredung zu gewähren. Der Brief sprach sodann von der Freude der Liebe, von dem Frühling der Herzen und von einer ersten Bewegung am ersten Mai wie von einer Sache, die bereits erwähnt worden sei. Z. wurde unruhig und nachdenklich. Er begann Emma scharf zu beobachten, er nahm aber gerade nur so viel wahr, um sie ernstlich verdächtig zu finden.

Sie versank in seiner Gegenwart in süßes Hinbrüten und gab ihm verkehrte Antworten.

Z. ging um einen Schritt weiter; er wollte sie sondiren und sprach vom ersten Mai und von der Möglichkeit, ihn wie andere Leute zu feiern.

Emma fiel ihm jedoch mit auffallender Heftigkeit ins Wort. Sie sagte: sie hasse jede Inconsequenz und freue sich recht sehr, auch diesen Tag in gewohnter Weise zu verleben.

Digitized by Google

Z. wußte nun gerade genug, um sehr unerquickliche Nächte zu verbringen. Zudem trafen die ferneren Briefe mit entsetzlicher Unregelmäßigkeit ein. Die er erhielt, sangen bereits vollständige Siegeshymnen und bauten dem ersten Mai einen Triumphbogen, und über die verloren gegangenen wußte Hanne keine Aufschlüsse zu geben, sie wußte nur, daß Emma sie häufiger als je zu ungewohnter Zeit wegsendete.

Z. befand sich in einer äußerst unangenehmen Stimmung. Z. liebt nicht nur seine Bequemlichkeit, er haßt auch, und zwar ebendeßhalb den Scandal, er scheut das Lächerliche und will den Schein eines glücklichen Ehemanns retten. Vor Allem muß daher der Begegnung am ersten Mai und ihren drohenden Folgen vorgebeugt werden. Aber wie? Eine Scene würde Alles das herbeigeführt haben, was er vermeiden wollte. Es galt daher allen erdenklichen Erörterungen einen Riegel vorzuschieben und seufzend entschloß er sich zu dem einzige möglichen Schritt.

Mit der Siegesmiene eines glücklichen Erfinders theilte er Emma mit, daß eine Praterfahrt am ersten Mai doch so ziemlich eines der reizendsten Dinge im Leben sey und daß sie sich dieses Vergnügen trotz der Pedanterie der alten Germanen dießmal gönnen würde.

Emma wehrte sich aber tapfer; er bat, drohte, befahl, es half aber Alles nichts. Erst als er mit einem kostbaren Bracelet seinem Befehl Nachdruck gab, entschloß sie sich, zu gehorchen, jedoch nicht ohne sich einige bittere Bemerkungen über die Charakterschwäche der Männer zu erlauben.

Am ersten Mai stand bereits um 9 Uhr Morgens ein eleganter Fiacker vor dem Hause.

Um $9^1/_2$ gings nach Schönbrunn und um 2 Uhr wurde bei Dommeyer gespeist.

Am nächsten Tag aber konnte Emma ihrer mütterlichen Wohlthäterin gerührten Herzens erzählen, daß sie Dank ihrer Kriegslist nicht nur die erste und letzte bei der Praterfahrt gewesen sondern auch, daß sie nächstens eine schöne Reise antreten werde. Nach der Praterfahrt habe ihr Z. mit beredten Worten die Schönheiten der Schweiz und des Rheines geschildert und mit Enthusiasmus von Paris und der Weltausstellung gesprochen. Er bringe jedoch darauf, daß sie binnen drei Tagen reisefertig sey.

Z. hat aber auch noch mehr gethan. Er hat in aller Stille die Wohnung gekündigt und wird auf den Herbst eine neue suchen.

Er blickt voll Groll auf die Beschwerlichkeiten der nächsten Zukunft und ist im hohem Grad über die Opfer erbittert, die er der Bewahrung seiner häuslichen Ruhe und Bequemlichkeit bringen zu müssen glaubt.

In seinem Kummer labt und erquickt ihn aber der schadenfrohe Gedanken an den Verdruß des Pseudo St. Georgs, wenn er plötzlich das Nest leer und Lindwurm und Maiglöcklein sparlos verschwunden finden wird.

Digitized by Google

So ändern sich die Zeiten!

Nirgends zeigt sich die Wirkung der Alles umgestaltenden Zeit deutlicher, als bei den Theatern. Was muß heutzutage ein Director aufbieten, um sein blasirtes Publicum zu kitzeln, welche Genüsse muß er dem Auge, dem Ohre (vom Geist schweigen wir) bereiten, um die Schaar Jener, welche, gleich dem alten Juden im „Uriel Acosta“, mit dem Satze: „Alles schon da gewesen!“ Parade machen, zufriedenstellen, und wie muß sich der Herr Direktor in Acht nehmen, die Ansichten, den Geschmack, die Launen dieses dominirenden Publikums nicht zu verletzen. Ach, das ist freilich anders worden! Noch sinds keine fünfzig Jahre, da war beispielsweise das Leopoldstädter Theater in Wien ein Volkstheater, das heißt, das Volk raufte sich um die Plätze in dem Hause, wo ein Schuster, Korntheuer, Hafenhut, Raimund, eine Krones, Ennöckl, ein jetzt immer mehr verschwindendes Genre von Volksstücken mit vollendetem Ensemble cultivirten. Nun war aber der Herr Director Marinelli ein Mann, der nach einem guten Mittagswahl ein sanftes Verdauungsschläfchen für unerläßlich hielt und diese seine Lieblingspassion täglich in einem Zimmer befriedigte, dessen im Sommer offenem Fenster in den Theaterhof hinausgingen.

Obwohl man damals noch um 12 Uhr zu Mittag speiste und Herr Director Marinelli, selbst wenn er dritthalb Stunden lang gefafelt hatte, doch um halb 3 Uhr auf dem Lieblings-Divan sichs bequem machen konnte, so geschah es gewöhnlich — damals kam das noch vor — daß um 3 Uhr schon der Hof des Theaters mit den Platzcandidaten der letzten Gallerie sich füllte, zu denen um halb vier bereits einzelne Platzwerber der zweiten Gallerie sich gesellten.

Daß nun dieses Häuflein von Theaterfreunden, unter denen die liebe Jugend der Werkstätten auffallend stark vertreten war, seinen diversen Gefühlen auf eine ziemlich lärmende Weise Luft machte, war kaum anders möglich. Allein wenn's zu arg ward, da öffnete sich plötzlich ein Fenster im ersten Stocke, an dem Fenster erschien das zornige Haupt eines Mannes, besagtes Haupt war mit einem seidenen Sacktuche in malerischer Schlafhaube form umwunden, und unter dieser Schlafhaube blickte ein zornsprühendes Auge nieder in den Hof.

Die Volksbewegung erstarb wie das Tosen der tyrrhenischen Meeresfluth, nachdem Neptun sein berühmtes „Quos ego“ den Winden zugedonnert hatte; Hüte und Mützen flogen ehrerbietig von den Köpfen und ein Murmeln der Bewunderung, der Verehrung ging durch die still gewordenen Reihen: „Der Herr v. Marinelli!“

Director Marinelli begnügte sich mit dieser Anerkennung seiner Wichtigkeit und legte sich wieder auf sein roßhaargepolstertes Tuceulum.

Wenn aber „der Pöbel“ — ein sehr beliebtes Wort damaliger Zeit — abermals aus seinen Träumen den Gewaltigen erweckte, dann sprang er zum Fenster und donnerte hinein in die vor Schreck erstarrende Schaar seiner Theaterbesucher: „Ihr verfluchte Bagage, wollt Ihr jetzt augenblicklich das Maul halten oder ich lasse heute gar nicht spielen.“

Und was that „der Pöbel?“ Er warf wohl dem verwegenen Theater-Unternehmer die Fenster ein? Gott bewahre, er schwieg, und nur die Kühnsten riefen hinauf: „Wir sind schon still, Herr v. Marinelli! aber wir bitten recht schön, lassens nur spielen, Herr v. Marinelli! wir rühren uns nicht mehr.“

Die Theater-Directoren von heutzutage sind sehr höfliche Männer, sie würden sich ein Vergnügen daraus machen, in ihrem Zausenschläfchen durch das Gebrüll der Cassenstürmer ge-

Digitized by Google

stört zu werden, allein nur zu oft gehts dort gar stille zu, nicht bloß um 3 Uhr Nachmittags, sondern selbst um 7 Uhr Abends.

„Ach! das ist Alles, Alles anders worden! Vielleicht ist es gut, daß es anders worden ist. Wir können es nur loben, daß eine Weltstadt nicht mehr ausschließlich ihre Theilnahme auf die Comödien-Spielerei concentrirt; das öffentliche Leben hat heutzutage andere Sammelpuncte, als das Theater, in welchem man nur mehr Zerstreuung sucht, seitdem in officiellen und Privatsitzungen, in Vereinen, Actionär-Versammlungen, Raths-Plenarsitzungen Landtags- und Reichsrathssälen Dinge erörtert werden, die jedenfalls für die Menschheit wichtiger sind, als der Anzug einer Localsängerin oder die neue Coupletstrophe eines Komikers, obwohl wir auch diesen ihre Berrechtigung und ihr Publicum nicht streitig machen wollen.

Geheime Memoiren eines Königs.

Der Untergang Polens ist eine erschütternde Tragödie und zugleich ein angelegtes Intriguenstück. Die Katastrophe würde einem neuen Shakespeare Steff bieten, und die Künste, durch die sie herbeigeführt wurde, wären ein ebenso dankbares Feld für eines der Talente, die sich im Fach des historischen Lustspieles zu bewegen lieben. Dem Tragiker böten sich Gestalten, wie Pulawski und Koscinszko, und Scenen, wie die Schlacht von Maczieice mit ihren geschichtlich berühmten Finis Poloniae! und wie der fürchterliche Sturm auf Praga mit dem nicht minder berühmten lakonischen Bericht Suwarows: Praga, Hurrah, Suwarow! Der Lustspieldichter könnte unter dem Haufen von Diplomaten, Generalen, bestochenen Magnaten und nach Liebe und Ränkespiel dürstenden Weibern, die das verrathene Polen verbundenen Auges in das feindliche Lager hinüberführten, aus dem Vollen schöpfen. Die Figur, die in diesem Drama die erste hätte seyn sollen, würde nur im historischen Lustspiel verwendbar seyn. Stanislaus August, mit dem die lange Reihe der polnischen Könige schließt, hatte nicht einen einzigen Zug von einem tragischen Helden. Jeder Zoll an ihm war der feine, philosophisch ausgebildete Lebemann des vorigen Jahrhunderts, der französirte Cavalier mit gleicher Vorliebe für Puder und Voltairianismus, für Weiber und Duelle. Bloße Puppe an den Fäden einer Frau, wurde er von ihrer Hand auf den Thron gehoben und wieder hinabgestoßen. Geliebkost, wenn er zu jedem gegen Polen verübten Unrecht seine Zustimmung gab, wurde er mißhandelt, deutlicher gesprochen geprügelt (vom General Rautenfeld), wenn er einmal widersprach. Nachdem er Alles über sich hatte ergehen lassen, fügte er sich selbst die letzte Schmach zu, als Pensionär Katharinens in Rußland zu leben. Dort ist er gestorben, von Gläubigern, von den Vorwürfen der Polen und möglicher Weise auch von Gewissensbissen gemartert.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Scherzfragen:

Aus welchem Werge kann ein Strick werden, ohne daß der Seiler ihn spinnt? — Aus dem Zwerge.

Welcher Anker ist so schwach, daß er nur eine Fliege festhalten kann? — Kanker.

Wie heißt der Rumpf, der an den Beinen sitzt? — Strumpf.

Welche Orte böser Weiber sind die gefährlichsten? — Worte.

Welche Unke kann daß Wasser nicht vertragen? — Funke.

Welche Locken sind mehr für die Ohren, als für die Augen? — Glocken.

Ein bekannter Maulheld pflegte bei jeder Gelegenheit gegen das Kriegführen zu eifern.

„Ich habe Grund, Sie für einen Heuchler zu halten", sagte ihm ein Sarkast.

„Wie so?"

„Sie spielen den Friedensapostel, und führen jeden Tag Krieg mit Ihrer Frau."

„Je nun" versetzte der Beschuldigte nach kurzem Besinnen, „ich liebe es, meine Warnungen vor der Kriegsfurie durch abschreckende Beispiele zu bekräftigen."

Der afrikanische Reisende Dr. Vogel erzählte, daß bei seiner Ankunft in Murfuk (Fessan) seine ganze Begleitung und er selbst in Jubel ausgebrochen sei, da sie seit lange wieder Wasser getrunken hätten, durch welches sie bis zum Boden des Gefäßes sehen konnten. Vorher hatten sie stets nur solches gehabt, das fünf Tage in einem von der Sonne heißgeglühten, ledernen Schlauche gewesen war.

Wenn ein junger Wüstling, welcher den Titel eines Galgenstricks verdient, sich ehelich verbindet wie lange wird das Band einer solchen Ehe dauern?

So lange der Strick aushält.

Ein junger Elegant hatte sich einen neuen Filzhut gekauft, und um sein Eigenthum zu sichern, auf den Boden desselben die Worte geschrieben: „Sie sollen ihn nicht haben." Als er bald darauf ein Kaffeehaus besuchte, und beim Weggehen seinen Hut nehmen wollte, fand er an der Stelle des neuen ein altes Exemplar, auf dessen Boden zu lesen war: „Er hat ihn schon."

Ein Gast einer Abendgesellschaft erzählte eine erschrecklich alte Anekdote, welche denn auch begreiflich nur ein erzwungenes Lächeln zur Folge hatte. Um seine Verlegenheit zu verbergen, hielt der Erzähler kurz nach seinem Vortrage das Gesicht über eine mit Maiblumen gefüllte Vase und rief: „Ach, wie schön!" „Ja," antwortete die Dame des Hauses, „diese Maidinger sind immer wieder neu und reizend."

Max Ring erzählt in seinem Berliner Wochenbericht, daß jetzt die Berliner Dienstmädchen zum Geburtstage des Hausherrn diesem ihre „photographische Visitenkarte" zum Geschenk machen, mit der Unterschrift: „Zur Erinnerung an Ihre treue Karolina."

Ein armer Bauer ging an einer herrschaftlichen Küche vorüber.

„Ah", rief er, den aus derselben strömenden Bratengeruch einathmend, „wenn man doch ein Stückchen Brod dazu hätte."

Wilhelm, was mich meine Frau mit Marquise plagt, das ist schrecklich. — Wie so, Marquise? — Ei nun, Eifersucht. — Ach so Du meinst Jalousie? — Ist denn Marquise und Jalousie nicht ein und dasselbe.

Woher kommt es, daß der Schneider dem stolzen Rentier Job kaum je selten ein Gewand passend machen kann?

Weil dieser gern „dick" thut.

Witzige Einfälle gleichen Hosenknöpfen, sie fehlen einen oft.

Redaktion, Eigenthum, Druck und Verlag von J. F. Riesch in Landshut.

Digitized by Google

Nro. 23. VIII. Jahrg.

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsausgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 8. Juni 1862.

Geheime Memoiren eines Königs.

(Schluß.)

In den von Herzen herausgegebenen Memoiren Katharina's ist von diesem Poniatowski in wenig schmeichelhafter Weise die Rede. Was wir in seinen eigenen Denkwürdigkeiten (Mémoires secrets et inédits de Stanislas Auguste, Leipzig, Wolfgang Gerhard) lesen, erhöht unsere gute Meinung von ihm nicht.

Diese Memoiren sind überhaupt so unbedeutend — selbst eine elf Seiten lange Beschreibung seines Leichenbegängnisses ist angehängt! — daß wir auf sie keine Rücksicht nehmen würden, wenn sie nicht einige beachtenswerthe Pinselstriche zum Gemälde jener Zeit und insbesondere Poniatowski's eigene Erzählung von seiner Liebschaft mit der Semiramis des Nordens enthielten.

Wir halten diese Erzählung für völlig wahr, denn sie stimmt mit andern Berichten überein, und was sie Unbekanntes enthält, läßt den, von dem sie ausgeht, nicht in dem Nimbus erscheinen, mit dem sich Erfinder von Liebesgeschichten zu schmücken pflegen.

Katharina war fünfundzwanzig Jahre alt, als Graf Poniatowski am russischen Hofe erschien. Er dachte an keine Liebschaft mit ihr. Die Erzählung von gewissen Vorhängen, die unter der Kaiserin Anna in Folge von verbotenen Verhältnissen gespielt, hatte ihn mit Schauder erfüllt. Sein ganzes Trachten richtete sich darauf, durch ein angenehmes Betragen in der Gesellschaft sein Glück zu machen.

Er machte den Damen nur soweit den Hof, als er für nöthig hielt, um von ihnen als ein bescheidener und aufmerksamer junger Mann gelobt zu werden.

Eines Tages wurde er der Großfürstin Katharina zugleich mit einem Grafen Lehadroff vorgestellt.

Der Kanzler Bestuschew, der die Neigungen der Großfürstin aus persönlichen Rücksichten zu leiten suchte, hatte jenen Grafen in ihre Nähe gebracht, damit er sich empfehle.

Als sie aber ausgehorcht wurde, welchen Eindruck er auf sie gemacht habe, antwortete sie:

Digitized by Google

„Der Pole gefällt mir besser."

Es vergingen nicht viele Stunden, bis Poniatowski durch Alexander Narischkin erfuhr, daß er vor den Augen der Großfürstin Gnade gefunden habe.

Lange hörte er auf diese Einflüsterungen nicht, denn er fürchtete sich vor den Gefahren einer Liebschaft an einem solchen Hofe und hegte außerdem den Irrthum, der aber keiner war, daß der Ehrgeiz die herrschende Leidenschaft der hohen Dame sey.

Vier Monate erreichte Narischkin mit allen seinen Mittheilungen, wie günstig sie von Poniatowski spreche, bei diesem nichts. Endlich redete sie ihn eines Tages an und machte ihm ein Compliment über ein Urtheil, das er gegen seinen Freund ausgesprochen hätte.

Nun wurde ein Briefchen gewagt, auf das auch geantwortet wurde. Jetzt vergaß Poniatowski, daß es ein Sibirien gebe.

Die Großfürstin war in jener Zeit eine Schönheit. Sie hatte schwarzes Haar, eine blendend weiße Haut, die lebhaftesten Farben, große blaue Augen, lange schwarze Brauen, eine griechische Nase, einen Mund der zum Küssen herausforderte, tadellose Hände und Arme, einen schlanken Wuchs, einen schwebenden und edlen Gang, eine melodische Stimme und ein heiteres Kinderlachen. Liebenswürdig gegen Jedermann, erkannte sie die schwache Seite jedes Menschen. Sie hatte in ihrer Vereinzelung viel gelesen und den Volkscharakter mit Nutzen studirt. Sie besaß bereits die allgemeine Liebe, die ihr den Weg zum Thron bahnte. Aus ihren eigenen Denkwürdigkeiten wissen wir, daß sie diesen Weg gehen und zwar ohne ihren Gatten gehen wollte.

Narischkin, der Anstifter des ganzen Liebeshandels, wurde auch der Gelegenheitsmacher für die erste Zusammenkunft.

Einige Tage, nachdem die Briefchen gewechselt worden waren, führte er Poniatowski in den Palast, geraden wegs vor die Thür zu der Garderobe der Großfürstin, und benachrichtigte diese erst jetzt, daß der Geliebte da sey.

Sie hatte fast keine andere Wahl, als ihn einzulassen, denn in jedem Augenblicke konnte der Großfürst Peter, ihr Gemahl, vorübergehen.

Sie begriff nicht, wie er unentdeckt habe hierher gelangen können, und ihm selbst wollte es später oft so scheinen, als werde er von einer gütigen Fee in eine Wolke eingehüllt, wenn er an Hofdagen durch ein Gewimmel von Höflingen, Gästen, Lakaien und Wachen zu den Zimmer der Geliebten schlüpfte, ohne daß eines von den tausend Augen ihn wahrnahm.

Der Reiz großer Schwierigkeiten und selbst der Gefahr fehlte der Liebe der schönen Großfürstin und des schönen Polen nicht. Bestuschew würde ihr Verhältniß durch seine Späher bald erfahren haben, und man hielt es für klug, ihn selbst davon zu benachrichtigen.

Er belohnte diese Aufrichtigkeit damit, daß er dem Polen von dessen Hofe eine öffentliche Stellung in Petersburg verschaffte. Trotz derselben würde dieser, da die Kaiserin ihren Neffen eifersüchtig von Fremden fern hielt, dem großfürstlichen Paar in Oranienbaum keine Besuche haben machen können, wenn der gefällige Kanzler nicht auch in dieser Beziehung vermittelnd eingeschritten wäre.

In Oranienbaum verflossen den Liebenden die schönsten Stunden, obgleich jeder dritte Mensch ein geheimer Diener der Kaiserin war.

Zwei Abenteuer, von denen das eine in Petersburg spielte, brachten die Liebenden in große Gefahr.

Digitized by Google

Poniatowski hatte sich den Weg, auf dem er das erste Mal zu der Großfürstin gelangt war, so gut gemerkt, daß er Narischkins nicht mehr als Führer bedurfte.

Er fuhr im Wagen oder im Schlitten bis nahe an's Schloß und ging durch eine Hinterthür eine geheime Treppe hinauf. Die dort stehende Schildwache war immer unterrichtet, denn sie ließ ihn ohne Umstände und ohne Frage vorbei.

Zuweilen war es die Großfürstin, welche in Männerkleidung Hinterthür und geheime Treppe benutzte, um sich zu dem in seinem Schlitten wartenden Geliebten zu begeben.

Eines Tages, als er sie auf diese Weise erwartete, ging ein Unteroffizier mehrere Male um ihn herum und stellte sogar Fragen an ihn.

Poniatowski hatte die Haltung eines Bedienten angenommen, der seinen Herrn erwartet und darüber eingeschlafen ist. Endlich ging der Zudringliche fort und die Großfürstin kam.

Es war aber eine Nacht der Abenteuer.

Der Schlitten stieß im Fahren so heftig an einen Stein, daß die Großfürstin hinausgeschleudert wurde und einige Schritte weit flog.

Sie bewegte sich nicht und schien todt zu seyn, doch als Poniatowski sie aufhob, belebte sie sich, und es zeigte sich nun, daß sie einige Quetschungen erlitten habe.

Als sie in den Palast zurückkehren wollte, hatte ihre Kammerfrau die geheime Thür verschlossen, und nur der glückliche Zufall rettete sie, indem ein Diener, der sie klopfen hörte, ihr dieselbe wieder öffnete.

In Oranienbaum spielte die zweite ernstere Gefahr.

Poniatowski sah aus politischen und persönlichen Gründen die Nothwendigkeit ein, für einige Zeit nach Warschau zu gehen, und benutzte die letzten Tage seiner Anwesenheit zu häufigen Besuchen bei der Geliebten.

Eines Tages brach er in seiner gewöhnlichen Verkleidung mit einem ebenfalls verkleideten Diener auf. Er fuhr in einem Wagen, und der Kutscher war ein Russe, der ihn nicht kannte. Unglücklicherweise begegnete ihm unterwegs der Großfürst mit seinem Gefolge, alle halb betrunken. Man fragte den Kutscher, wen er fahre, und als dieser antwortete, daß er es nicht wisse, sollte der Bediente Auskunft geben. „Es ist ein Schneider", sagte er, und der Wagen durfte weiter fahren. Elisabeth Woronzow, die Geliebte des Großfürsten, machte aber über den Schneider so anzügliche Bemerkungen, daß Peter in die übelste Laune gerieth und einem seiner Begleiter Befehle ertheilte.

Poniatowski hatte den Pavillon, in dem er mit Katharinen gewesen war, eben verlassen, als er sich von drei Reitern mit gezogenen Säbeln umgeben sah. Sie ergriffen ihn und führten ihn zum Großfürsten. Es schien sich nur darum zu handeln, seine Person zu constatiren, wie es bei einem für vogelfrei Erklärten genügt, daß man sich von seiner Identität überzeugt.

Kaum hatte Peter den Gefangenen gesehen, so wurde dieser auf einem Wege, der zum Meere führte, weitergeschleppt. Er glaubte seine letzte Stunde gekommen, aber am Ufer wendeten die Reiter sich mit ihm zur Rechten und brachten ihn in einen Pavillon, wo er sich wieder dem Großfürsten gegenüber sah. Die unumwundene Frage, mit der der beleidigte Gatte das Verhör eröffneten, läßt sich nicht wiedergeben.

Poniatowski leugnete Alles und blieb auch da standhaft, als der Großfürst ihm sagte: „Gestehe die Wahrheit, dann läßt sich Alles ordnen. Belügst Du mich, so wirst Du schlimme

Digitized by Google

Stunden verleben .„ Damit entfernte er sich und ließ den Grafen mit dem General Brockendorf allein.

Zwei Stunden waren unter dem tiefsten Schweigen verflossen, als die Thür sich öffnete. Poniatowski erbebte, denn wer eintrat, war Fürst Alexander Schuwaloff, der Chef der sogenannten kaiserlichen Kanzlei, der Großinquisitor des Reichs. Dieser gefürchtete Mann war abschreckend häßlich und litt an einem Nervenzucken, das sein Gesicht abscheulich verzerrte. Sein Erscheinen deutete an, daß die Kaiserin von Allem unterrichtet sey. Bei dieser Gelegenheit zeigte er sich besser, als sein Ruf. Als Poniatowski ihm bemerkte, daß kein Aufsehen entstehen dürfe, entfernte er sich mit den Worten:„Sie haben Recht, ich werde dafür sorgen."

Eine Stunde später wurde dem Gefangenen gemeldet, daß ein Wagen bereit sey, ihn nach Peterhof zurück zu fahren. Dieser Wagen war wie dazu geschaffen, daß kein Aufsehen entstehe. Er hatte ringsum Glasfenster, und in dieser Laterne wurde Poniatowski am hellen Morgen, auf einem belebten Wege, im Schritt nach Peterhof gefahren. Eine Strecke davon entfernt, sprang er hinaus, zog seine Mütze über die Ohren, schlug den Rockkragen in die Höhe und schlich seiner Wohnung zu. Durch die Thür mochte er nicht eintreten, er stieg zu einem Fenster hinein und gerieth in ein falsches Zimmer, zum General Ronsland. Es sollte ja kein Aufsehen entstehen! Natürlich war sein Abenteuer noch an demselben Tage in ganz Petersburg bekannt.

Was nun folgte, ist im russischen Geschmack der damaligen Zeit.

Die Großfürstin hielt es für nöthig, sich mit Elisabeth Woronzow, der Geliebten ihres Gatten zu versöhnen, und that in dieser Beziehung Schritte. Poniatowski wurde davon benachrichtigt; als der nächste Hofball stattfand, tanzte er mit Elisabeth und flüsterte ihr zu: „Sie könnte einige Personnen recht glücklich machen." Sie drückte ihm die Hand und antwortete: Das ist bereits so gut wie geschehen; kommen Sie eine Stunde nach Mitternacht mit Narischkin in den Pavillon dort unten im Garten, wo die kaiserlichen Hoheiten wohnen."

Zur bestimmten Stunde macht sich Poniatowski beklommenen Herzens auf den Weg. Vor dem Pavillon begegnete ihm Elisabeth Woronzow und hieß ihn warten. „Da drinnen", sagte sie, „sind Leute, die mit dem Großfürsten rauchen und deren er sich entledigen will, ehe er Sie empfängt." Sie blickte mehrere Male in das großfürstliche Zimmer, um zu sehen, ob der richtige Moment gekommen sei. Endlich gab sie ihm ein Zeichen, einzutreten.

Der Großfürst erhob sich und sagte ihm mit heiteren Mienen: „Bist Du nicht ein Thor, daß Du mich nicht gleich in's Vertrauen gezogen hast? Hättest Du das gethan, so wäre dieser ganze Lärm nicht entstanden."

Poniatowski war schlau genug, in seiner Antwort die Saite anzuschlagen, die im Herzen des Großfürsten am stärksten vibrirte. Er sprach sein Erstaunen über die ausgezeichneten militärischen Anordnungen des Großfürsten aus, die ihm in der Nacht der Verhaftung die Flucht abgeschnitten hätten.

Dieses Lob schmeichelte dem kaiserlichen Neffen so und machte ihn so guter Laune, daß er nach Verlauf einer Viertelstunde sagte: „Wir sind nun gute Freunde, aber es fehlt uns noch Jemand." Damit ging er in das Zimmer seiner Gemahlin und holte sie, halb angekleidet, wie sie war, herbei. „Da ist sie", rief er dem Grafen zu, „nun bist Du doch wohl zufrieden."

Der war es gewiß, aber nicht Katharina. „Es fehlt noch etwas", wandte sie sich an

Digitized by Google

ihren Gemahl, „nämlich ein Billet von Ihnen an den Vicekanzler Woronzow, in dem Sie ihn bitten, für die baldige Rückkehr des Grafen von Warschau zu sorgen."

Der Großfürst forderte einen Tisch zum Schreiben, aber es fand sich nichts als ein Brett das er auf die Knie legte und den Brief in den dringendsten Ausdrücken schrieb.

Die Gesellschaft plauderte nun mit einander und trieb mit einem Springbrunnen, der in der Mitte des Salons seinen Wasserstrahl in die Höhe sandte, tausend Spielereien.

„Viermal muß:e ich dem Großfürsten meine Fahrten nach Oranienbaum erzählen", sagte Poniatowski und setzt bekräftigend hinzu; „So unwahrscheinlich (faux) das klingt, kann ich betheuern, daß es die reine Wahrheit ist."

Noch einmal trafen sich die Vier, und noch dazu im Zimmer Katharinens, zu dem Poniatowski sich auf derselben geheimen Treppe begab, die er bei seinen früheren Besuchen benutzt hatte. Man speiste zusammen, und dann erhob sich der Großfürst, um Elisabeth Woronzow mit den Worten hinweg zu führen: „Jetzt, Kinder, habt Ihr mich nicht nöthig."

Dieses empörende Zusammensitzen und Tafeln eines Ehemannes und seiner Maitresse mit seiner Gattin und deren Geliebten gewinnt hier durch die Umstände einen wahrhaft heimtückischen Charakter.

Was brütete nicht im Geiste der beiden Gatten! Während dieselben unter Scherz und Lachen, der Eine mit der Woronzow, die Andere mit Poniatowski zur Seite, da saßen, war Peter fest entschlossen, sobald er Kaiser sei, seine Gattin zu verstoßen, mit abgeschorenem Haar in ein Kloster zu schicken und ihren Sohn für illegitim zu erklären, während es bei Katharina eben so fest stand, daß sie ihren Gemahl vom Throne werfen und Mörderhänden überliefern werde.

Die Schilderung dieses abscheulichen Abendessens gäbe, mit Shakespeare'scher Kraft behandelt, eine Tragödienscene gleich der düstersten in Macbeth.

Bekanntlich war es Katharina, welche ihren Anschlag durchsetzte. Poniatowski war in Warschau, als in Ropscha der gräßliche Gift- und Servietenmord am Kaiser vollzogen wurde. Katharina, jetzt Kaiserin und Alleinherrscherin, benachrichtigte ihn von dem Vorgefallenen. Ihr Brief, von Poniatowski als grande lettre de l'impératrice bezeichnet, gehört als Urkunde in Katharinens Denkwürdigkeiten. Heuchelei und Selbstüberschätzung streiten mit einander um den Vorrang in diesem Schreiben. Katharina war, als sie es abgehen ließ, von Allem unterrichtet, und doch stellt sie den Tod ihres Gemahles so dar, als sei er durch einen Schlagfluß herbeigeführt worden. „Er war so verhaßt", schreibt sie," daß ich fürchtete, die Offiziere könnten die geringste Spur ." Weiter hin heißt es: „Gott hat Alles zu dem Ende geführt, das er sich vorgesetzt hatte, und was geschehen, ist mehr einem Wunder, als menschlicher Vorsicht und Anordnung zuzuschreiben, denn so viele glückliche Umstände können bloß nach dem Beschluß des Allmächtigen zusammentreffen." Auch die erbärmlichste Eitelkeit begegnete uns in dem Briefe. Katharina setzt ihrem früheren Geliebten ausführlich auseinander, daß sie Alles vorbedacht, geleitet ausgeführt habe, und daß die Fürstin Daschkow bloß lüge, wenn sie sich „die ganze Ehre" der Revolution zuschreibe. Davon möge er doch ja Voltaire unterrichten, damit der große Schriftsteller nicht durch Iwan Schuwaloff, "einen ganz gemeinen und feigen Menschen", der für den Ruhm der Daschkow wirke, getäuscht werde.

Poniatowski antwortete:„ Rufen Sie mich zurück, aber machen Sie mich nicht zum Könige." Der letzte Theil der Bitte bezog sich auf den Schluß des Briefes der Kaiserin, der

Digitized by Google

das Versprechen enthielt, daß Graf Kaiserling in Polen für ihn wirken solle, und war nicht ehrlich gemeint.

Wie aus andern Stellen der Memoiren Poniatowski's hervorgeht, strebte er sehr nach der Königswürde, in der er das einzige Mittel erblickte, Katharina's Hand zu erhalten.

Liebte er sie wirklich noch? Er behauptet es und es könnte ja seyn. Sie liebte ihn nicht mehr, aber sie spielte gegen ihn die Zärtliche fort, damit er die Königskrone annehme. Damit er ihr eigentliches Motiv nicht ahne und ihre einzige Triebfeder halte, stellte sie sich zwischendurch, als müsse sie den Wunsch ihres Herzens, ihn groß und mächtig zu sehen, unterdrücken, da seine Wahl ihr große Verlegenheiten und vielleicht sogar einen Krieg mit den Türken zuziehen werde. Das schrieb sie ihm vertraulich, allein ihre Depesche an ihre Diplomaten und Generale wiederholten nichts als ihre Befehle, für Poniatowski's Wahl Alles in Bewegung zu setzen. Dieser hätte wissen können, woran er sich hinsichtlich der Liebe Katharinens zu halten habe, als ihr Gesandter Graf Kaiserling in ihn drang, eine Gräfin Potocka zu heirathen.

Nein, das könne er nicht, das verbiete ihm sein Herz, entgegnete der Thronecandidat und bat den Gesandten, der Kaiserin mitzutheilen, daß er diese Erklärung mit Thränen in den Augen abgebe.

Graf Kaiserling war so gefällig, „aber auch das half nichts" (mais encore cela resta sans effet,) trägt der arme Poniatowski in seine Memoiren ein.

Kurz darauf machte der Gesandte dem Gegencandidaten Czartoryski Mittheilung, daß die Kaiserin für Poniatowski „alle ihre Schätze und Armeen" benutzen werde, und die Wahl war entschieden. Von 25,000 Männern, die auf dem Wahlfelde versammelt waren, protestirte nicht einer gegen Poniatowski.

Die unglückliche Regierung des Königs überspringen die Memoiren.

Was sie noch enthalten, ist ein Tagebuch der Reise, die der entthronte, zum russischen Pensionär herabgesunkene Monarch 1797 nach Moskau zur Krönung Pauls I. unternahm, um sich dem gnädigsten Wohlwollen seines neuen Schutzherrn zu empfehlen. Beim Lesen dieses Tagebuches muß der letzte Zweifel schwinden, ob Stanislaus August sein Schicksal verdient habe. Wenige Jahre nach dem Untergang Polens durchreist er seine ehemaligen Provinzen und spricht über ihre Bevölkerung und über ihre Merkwürdigkeiten mit der Ruhe eines Statistikers. Er kommt auf russischem Boden an und weiß nicht genug zu rühmen, welche Aufmerksamkeiten seine Todfeinde ihm erweisen. Unzufrieden macht ihn blos der Zustand der Wege, der bis Wilna und von da bis Mitau verschiedene Unfälle veranlaßt. Als zwischen Riga und Reval bloß noch ein einziger Wagen zerbricht, ist er mit Rußland ausgesöhnt.

Das letzte Nachtlager vor Petersburg ließ man ihn in Ropscha, dem Schauplatz des qualvollen Todes Peters unter Mördersfäusten, nehmen.

Ob er an diesem Orte des Grauens wohl an den letzten Abend gedacht haben mag, den er mit dem unglücklichen Kaiser, mit Katharinen und Elisabeth verlebte? Kann es ein Zufall sein, daß man ihn, den Geliebten der Urheberin des Mordes, gerade in diesem entlegenen Schlosse, vier deutsche Meilen von Petersburg, übernachten ließ?

Bekanntlich hatte Paul I. seine Mutter stets um seines Vaters willen ingrimmig gehaßt und bei seiner Thronbesteigung die noch lebenden Mörder moralisch gezüchtigt. Es war ein zweites Leichenbegängniß Peters veranstaltet worden, und Graf Orlow, der Hauptmörder, hatte einen der Zipfel des Bahrtuches tragen müssen. —

Digitized by Google

Stanislaus August befand sich in Petersburg und Moskau wohl, trotz aller persönlichen und politischen Erinnerungen, die auf ihn einstürmen mußten. Er freute sich, als der russische Minister mit dem preußischen Gesandten einen Vertrag abschloß, der ihn zum glücklichen Besitzer von so und so viel tausend Ducaten machte, er freute sich, als er einem der polnischen Gefangenen, die für sein Königreich gefochten hatten, die Freiheit erbetteln konnte, und ganz besonders freute er sich, wenn der Kaiser, die Kaiserin oder einer der Großfürsten gegen ihn huldreich war. Nie vergaß er, in sein Tagebuch einzutragen, wenn er eine Einladung in einen der Kaiserpaläste, einen Platz bei der Tafel zwischen dem Herrscherpaar erhalten hatte.

Das bischen Schimmer, das ihm von seinem Königthum geblieben war, machte seinen einzigen Lebensgenuß aus. Diesen Schimmer hat man ihm mitleidig gelassen, und mit Schimmer hat man ihn begraben. Sein Begräbniß hat 20,000 Silberrubeln gekostet. Viel Geld für die Bestattung eines Schattenkönigs! (Europa.)

Was Hühner und Gänse zu den Dreschmaschinen sagen.

(Nach Stamm. Aus den „Landw. Blättern" des Kreiskomité's des landwirthschaftlichen Vereins für Schwaben und Neuburg.)

Bei wichtigen Neuerungen höre ich gern alle Meinungen, sie kommen woher sie wollen. Ich habe daher auch über die Einführung der Dreschmaschinen Alles gründlich erwogen, was dafür oder dawider vorgebracht wurde, und kam zu dem Schlusse: sie seien gut. Man beschleunig die Arbeit, man verwohlfeilt den Drescherlohn und also auch das Getreide, man spart Hände und kann diese zu andern Zwecken verwenden. Ich wollte eben dieses Ergebniß schriftlich zusammenstellen und trug es im Kopf über den Hof, als ich da Gänse und Hühner neben dem Stroh stehen sah, welches eben von der Dreschmaschine herausgetragen wurde. Es gibt keine bessern Controleure und Arbeitsrichter beim Dreschen als die Gänse und Hühner, und ich zog sie immer zu Rath, wenn ich die genaue, fleißige Arbeit der Drescher beurtheilen wollte. Vielleicht wird dieser Wink auch von andern Landwirthen benützt. Sie werden dann sehen, wie die Gänse über das von schlechten oder guten Arbeitern ausgetroschene Stroh herfallen und die Aehren untersuchen. Sind recht viele Körner darin geblieben, — weil die klugen Drescher leichter auf ihr Maß kommen, wenn sie die Aehren nur halb ausklopfen, denn diese Hälfte kommt schon in einem Viertel der Zeit heraus, die andere Hälfte erst in Dreivierteln der Zeit — dann fangen die Gänse an, die Drescher zu loben, und es erhebt sich ein Geschnatter, das um so heller erklingt, je mehr der Flegel den Gänsen übrig ließ. Nun kommen auch die Hühner heran und glucken die Jungen herbei, und der Haushahn stößt in die Trompete und bläst zum Angriff. Es geht lustig und laut her. Kommt einige Zeit darauf der Hausherr, reibt sich die schläferigen Augen und untersucht das Stroh, dann ist es leer, und er lobt die schon von den Gänsen und Hühnern gelobten Drescher, und Alle sind zufrieden, auch die Hausfrau, deren Geflügel von selbst fett wird und Eier legt in die Tausende. Weil ich nun weiß, welchen Antheil die Gänse und Hühner am Dreschen haben, und welch' feine Urtheilskraft darüber in ihnen verborgen liegt, so betrachtete ich diese Controle neben den Dreschmaschinen, namentlich was sie

Digitized by Google

dazu sagen würden. Sie sagten aber gar nichts. Die Hühner stiegen auf'm Stroh herum, wie auf einem Reisigbündel, guckten und kletterten wieder herab und schlichen sich davon, als ob sie alle krank wären. Die Gänse streckten die Hälse und wackelten bedächtig herbei, raschelten im Stroh herum und zogen die Aehren durch den Schnabel; sie schüttelten den Kopf und standen ein Weilchen. Dann sahen sie einander verlegen an, hoben erst das eine, dann das andere Auge gen Himmel, suchten mit dem Schnabel nochmals in den Haufen, zogen ihn leer heraus, wendeten sich dann verächtlich um, zogen den einen Fuß in die Höhe und standen, steckten den Kopf unter die Flügel, was bei den Gänsen dasselbe ist, als wenn sich ein verlegener Mann hinter den Ohren kratzt, und wackelten endlich still davon, Holla! dacht' ich, die Gänse und Hühner sind mit den Dreschmaschinen nicht zufrieden und ich riß sogleich einer flügelschleppenden Gans eine Feder aus und schrieb damit ihr Urtheil nieder, um es, wie vorsteht, zur allgemeinen Kenntniß zu bringen.

Nestroy

ist am 25 Mai in Graz gestorben. Er starb Vormittag kurz vor 11 Uhr. Seit einigen Tagen über Blutbeschwerden klagend, fühlte Nestroy sich doch nicht so unwohl, um das Bett zu hüten, sondern setzte die gewohnte Lebensweise fort. Freitag lähmte ihn ein Nervenschlag, daß er Gehör und Sprache verlor. Stündlich verschlimmerte sich der Zustand des Kranken und am 25. trat der Tod ein. Nestroy starb unter schmerzlichen Leiden nach einem 20 stündigen Todeskampfe, in seinem eigenen Hause zu Graz. Der Verblichene wird, in einem kupfernen Sarge, in Graz vorläufig beigesetzt und dann nach Wien gebracht, um seinem eigenen Wunsche gemäß, auf dem Währinger Ortsfriedhofe, wo Schubert und Beethoven ruhen, in gemauerter Gruft bestattet zu werden. Am Tage der Beerdigung in Wien dürfte das Karltheater geschlossen bleiben. Seine letzte Rolle, seine letzten Worten auf der Bühne, bei Gelegenheit einer Wohlthätigkeits-Vorstellung in Gratz waren: „Alles umsonst." Johann Nestroy ist in seinem 60. Lebensjahre gestorben. Sein Vater war der Advokat Johann Nestroy in Wien. Auch der junge Nestroy war anfänglich für die Rechtsstudien bestimmt; aber 1822 gab er plötzlich dieselben auf, um beim k. k Hofoperntheater ein Engagement anzunehmen. Sein erstes mit Beifall begleitetes Auftreten erfolgte am 9 December als Sarastro in der „Zauberflöte". Im Jahre 1823 wurde Nestroy als Bassist an der Bühne zu Amsterdam engagirt, wo er bis 1824 verblieb. Von hier kam er in die Provinzbühnen zu Brünn, Graz, Preßburg, bis er, immer mehr zu dem komischen Fach inklinirend, im Jahre 1826 zum Erstenmale in Wien in der Josephstadt gastirte, endlich 1831 bei dem unter Karls Leitung stehenden Theater an der Wien ein Engagement erhielt. Mit Karl übersiedelte Nestroy in das Theater in der Leopoldstadt. Als Karl starb übernahm Nestroy im August 1854 die Direktion dieses Theaters, welche er mit großem Erfolg bis zum 30. October 1860 führte. Sein erstes Stück „Lumpacivagabundus" wurde zum Erstenmale am 10. April 1833 im Theater an der Wien aufgeführt. Seitdem hat Nestroy mehr als 60 Stücke geschrieben, von denen sich noch die Hälfte auf dem Repertoire erhalten hat. Nestroy hinterläßt ein Vermögen von 300,000 fl.

Kürzlich bezeigte Jemand einem Reichen, der eben im Begriff war seine neue Wohnung zu beziehen, seine Verwunderung darüber daß er gerade daß ungesundeste Gemach zu seiner Studirstube gewählt habe. Sehr naiv antwortete er: „Pah, wie viel werd' ich denn darin sein."

Von einem unglücklichen Candidaten, welcher nach dem dritten vergeblichen Versuche, sein Examen zu bestehen, sich das Leben nahm, hieß es in der Todesanzeige: „an habitullen Durchfall gestorben."

Was ist rothe Reaction? — Eine Schüssel gekochter Krebse.

Redaktion, Eigenthum, Druck und Verlag von J. F. Rietsch in Landshut.

Digitized by Google

Nro. 24. VIII. Jahrg.

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsausgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 15. Juni 1862.

Ein Abenteuer eines Zollbeamten.

Aus dem Englischen.

Vor dreißig Jahren, als ich noch Beamter im Sr. Majestät Zollwesen war, befanden sich die Küsten-Grafschaften Englands in einem ganz andern Zustande als heutzutage. Der Schleichhandel stand in voller Blüthe, hohe Zölle und hohe Preise verlockten den Schmuggler zu rastloser Thätigkeit und von der Seite der Regierungsorgane fand keineswegs jene gleichförmige Wachsamkeit statt, welche die jetzige Zeit auszeichnet. Obschon ich ein alter Mann bin und eine natürliche Vorliebe für vergangene Zeiten hege, wo ich noch jung und kräftig war, kann ich doch nicht umhin, zu gestehen, daß der Seedienst an der Küste zur Verhüttung der Schmuggelei unter der Regierung der Königin Victoria die Küsten in viel besserer Ordnung und Sicherheit erhält, als er unter der Herrschaft ihres Großvaters und ihrer Oheime je der Fall war. Wie könnte es auch in der That anders sein! Wir wurden durch Privatzunft ernannt, ohne alle Rücksicht auf Verdienst, unsere Vorgesetzten kümmerten sich selten um uns u. wir hatten hundert Gründe für unsere Faulheit und Nachlässigkeit; manche von uns waren träge, andere furchtsam und nicht Wenige waren bestochen, um Nichts zu sehen und zu hören. Dann waren auch die Mittel, mit denen wir arbeiten sollten, eben nicht von der besten Sorte. Jene Seehäfen welche Mitglieder in's Parlament schickten, besaßen ihre eigenen Zollboote, die mit Bürgern bemannt waren, welche fette Gehalte bezogen und ihrer Stimmen willen und nicht wegen ihrer Seetüchtigkeit gewählt wurden. Ich habe die Bemannung eines Bootes gekannt, welche des Ruderns völlig unkundig war, dann eine andere, die bei einem Genossenschaftsgelage total betrunken und unfähig gefunden wurde, als sie zum Dienst gerufen werden sollte; und doch waren diese Leute die Gehilfen, auf welche wir uns verlassen mußten. Unsere eigenen Leute waren nicht viel besser, die Zollrotte, wie sie genannt wurde, bestand aus liederlichen Taugenichsten, die selten nüchtern und nicht selten mit den Schmugglern im Bunde waren. Im besten Falle waren sie in einem solchen Maße störrig charakterlos daß es Niemand glauben würde, wer die tüchtige, wohldisciplinirte Küstenwache des heutigen Tages kennt.

Unter solchen Umständen ist es nicht zu wundern, daß uns so viele Prisen durch die

Finger schlüpfen. Das wahre Wunder ist, daß wir dennoch so viele Fänge machten. Aber nicht Alle von uns waren Drohnen im Bienenkorbe. Einige waren so eifrig, als es nur möglich war, und zu diesen gehörte im Jahre 1827 auch ich. Ich war damals ein junger Mann aber ich stand schon einige Jahre im Zollbienst und da ich vor Kurzem zum berittenen Zollbeamten befördert worden war, bezog ich ein hinlängliches Gehalt, um heirathen zu können. Meine Station lag an der Kentischen Küste, nicht weit vom Städtchen D. und sie bot mir reichliche Gelegenheit, meine Thätigkeit und meinen Eifer für die Sache des Königs zu beweisen. In jenen Tagen waren Kent und Sussex das Hauptquartier eines ausgedehnten Schleichhandels. Die meisten Matrosen längs der Küste waren in den Schleichhandel verwickelt, fast alle Krämer, der Stadt, hatten ihre Capitalien hineingesteckt und meilenweit in's Land hinein hatten selbst Pächter wenigstens einen jährlichen Antheil an schmuggleriſchen Unternehmungen. Noch jetzt steht gar manches alte Haus, unter dem sich alle Gattungen von geheimen Kellern und Höhlen befinden, in welchen Thee und Brandwein und andere Waaren nach ihrer ersten Ladung aufgespeichert wurden; von dort wurden sie nach den Scheunen der der Küste naheliegenden Pachthöfe oder in verlassene Ziegelöfen und Steinbrüche, in Höhlen und Wälder oder nach anderen Versteckplätzen gebracht, bis sie nach London geschafft werden konnten.

Landeinwärts gab es große Magazine von Geschmuggelten Waaren, von deren Vorhandensein wir nur eine unbestimmte Kenntniß hatten, mit denen wir uns jedoch nicht zu befassen wagten, so unglaublich Dies auch Jenen scheinen mag, die daran gewöhnt sind, das Gesetz für allmächtig zu halten. Aber die Wahrheit ist, daß wir es nicht wagten, in der Unterdrückung solcher unerlaubten Praktiken zu weit zu gehen. Hätten wir nach dem vollen Maßstabe unserer Pflicht gehandelt, so hätten wir in ein Wespennest gestochen und wahrlich wenig Ursache zum Lachen gehabt.

Die Beschlagnahme eines Schiffes sammt Ladung nahmen sich die Schmuggler nicht allzu sehr zu Herzen: ihre wohlbekannte Berechnung war, daß ein glücklich ausgeführtes Unternehmen den Verlust zweier Frachten bezahlte, so enorm war ihr Gewinn in jenen Zeiten des Repreſſivsystemes Aber wenn wir, — die Philister, wie sie uns hießen — uns ihn ihre versteckten Höhlen und Schlupfwinkel mengten, so betrachteten sie einen solchen Eingriff als ein ehrloses Spiel und ahndeten es demgemäß.

Mehr als einmal hatte ich von achtbaren Bürgern und Pächtern wohlgemeinte Warnungen empfangen, daß ich in der Ausübung meines Berufes allzu scharf wäre, daß mir mein Diensteifer keine guten Früchte tragen würde und daß es besser wäre, ich nähme mir ein Beispiel an dem alten Herrn Peabody von D., der durch vierzig Jahre den Rechten der Krone mit heilsamer Kurzsichtigkeit nachgesehen hatte, zur großen Zufriedenheit aller ehrlichen Krämer. Aber ich war zu jung und heißblütig — ich hoffe, ich darf beisetzen, zu ehrlich — um diesem freundlichen Rath zu folgen. Der Gedanken, ein stummer, zahnloser Wachhund zu sein wie der alte Lieutenant Peabody, und weder zu beißen noch zu bellen, sondern unter falschen Vorwänden des Königs Brod zu essen, hatte für mich etwas unüberwindlich Abstoßendes. Mir machte es Vergnügen meine Pflicht zu erfüllen und die Belohungen meiner Vorgesetzten zu empfangen, die bereits an meine weitere Beförderung zu denken anfingen. Ja ich empfand eine Art Freude, wenn ich daran dachte, daß mein Name bekannt und meine Wachsamkeit von den verwegensten Desperados der Küste befürchtet war, und daß meine Heldenthaten sogar ein Plätzchen in dem Winkel eines Provinzialblattes gefunden hatten.

Aber ich hatte noch einen andern und gewichtigeren Grund, Alles aufzubieten, um durch

Digitized by Google

besondere Verdienste eine Beförderung zu erreichen. Ich war verheiratet, wie ich schon gesagt habe, und zwar mit einem Wesen, das in einer Sphäre, als meiner eigenen geborenen war — mit der verwaisten Tochter eines Geistlichen. Heiter und lächelnd hatte Lucy meine Armuth getheilt; aber ich sehnte mich darnach, ihr jene Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten des Lebens zu verschaffen, an die sie in ihrer Jugend gewöhnt war, und es geschah hauptsächlich ihretwillen, daß ich mich bemühte, in meinem Berufe eine höhere Stufe zu erklimmen. Möge Niemand darüber lachen, daß ein Zollschnüffler ehrgeizig sein könne. Gewiß gibt es manchen Beruf, der beliebter und höher ist, aber kein Stand verdient gänzlich verachtet zu werden, in welchem ein Mensch seine ehrliche Arbeit leisten und seine Hände von Schurkenstreichen rein erhalten kann.

Der Herbst jenes Jahres, das ich genannt habe, war sehr rauh und die Witterung schlecht und stürmisch. Solche Zeiten lieben die Schmuggler. Lichte Nächte und mondhelles Meer sind weniger nach ihrem Geschmack, als das finstere und schmutzige Wetter, das ihre Unternehmungen vor feindlichen Augen verdeckt. Trotz Zollbeamten waren die „Fahrten“ zahlreich und gewinnbringend gewesen. Die Zollschiffe der Regierung hatten wenig Beute gemacht und die Küstenwache war beinahe immer gefoppt worden. Nur in einem einzigen Falle war eine großartige Beschlagnahme ausgeführt worden und ich hielt mich für den glücklichsten aller Sterblichen, weil ich die Ursache derselben war. Aber ich ließ mir wenig träumen, daß, als ich bei meinen einsamen Ritten über die Dünen auf jenen abgelegenen Versteckplatz stieß und dessen Geheimniße entdeckte ich an mein eigenes Verderben ging! Ich stellte mir damals wahrlich nicht vor was folgen konnte und welche grauenvolle Rache ich heraufbeschwor, als ich diese verhängnißvolle Entdeckung machte. Der Schlupfwinkel war schon an und für sich höchst sonderbar und schlau gewählt. Neben einem einsamen Pachthof, der etwa vier Meilen vom Meer auf den Kreidedünen stand, war ein Brunnen, ein alter, tiefer Brunnen mit Eimern, Kette, Winde und Holzdach, der sich von tausend anderen solchen Brunnen im südlichen England nicht im Mindesten unterschied. Aber vierzig Fuß unter der Oberfläche war in die Seite des Brunnens eine Art Gang oder Höhle gegraben, die breit genug war, um zwei Menschen zuzulassen und die in eine Grotte führte, welche, aus der festen Kreide ausgehöhlt, ein trockenes, geräumiges Magazin für die Fäßchen und Ballen bildet, mit denen sie angefüllt war. Jeder hätte in den Brunnen hinabsehen können, ohne etwas Verdächtiges wahrzunehmen, und auch ich hätte sicherlich nichts entdeckt, wenn ich nicht gerade zufällig darauf zugeritten wäre, als eben zwei Männer an der Winde arbeiteten und einen Eimer an's Tageslicht heraufzogen, der kein Wasser enthielt, sondern einen Mann welcher mit einer kurzen, groben Jacke und rothen Mütze bekleidet war und auf dem Knie ein Fäßchen hielt, dessen Aussehen sehr den Verdacht erregte, daß es mit Brantwein gefüllt sei. Dieß war mir genug; ich lenkte mein Pferd in den Schatten der Gartenmauer und schaute mit unverwandten Augen zu. Leise wie ein Jäger, der den Fuchs aus dem Dickicht sich hinausstehlen sieht, schlug ich den Heimweg an, mußte aber doch gesehen worden sein, denn als ich nach zwei Stunden mit der entsprechenden Verstärkung zurückkam, waren die Spitzen und Seidenstoffe aus dem Brunnen geschafft und Sr. Majestät Diener fanden nur mehr dickbäuchige Branntweinfässer, Claret und Thee vor. Aber selbst diese Beschlagnahme machte großen Lärmen. Der Zollcommissär Sir John Bruckram kam eigens nach D., um hierüber zu berichten, er belobte mich vor dem versammelten Personale und versprach mir unter vier Augen Belohnung und Beförderung bei allernächsten Gelegenheit, wenn ihn der Minister zu Tische laden würde und ihm dann die Möglichkeit geboten wäre, meine Ansprüche zu befürworten.

Digitized by Google

Mit Stolz erfüllt durch diese Auszeichnungen kümmerte ich mich wenig um die melancholische Weise, mit welcher einige Bürger, von denen sich voraussetzen ließ, daß sie die besten Mittel besaßen, um die Meinungen der Schmuggler zu kennen, die Köpfe schüttelten wenn sie mir begegneten und ich scherte mich noch weniger um die Drohbriefe, die nun mir zuzukommen anfingen. Letztere waren wahrhaft häßliche Documente, voll schlechter Orthographie und jämmerlich gekratzt, als ob sie deren Schreiber mit einem in nasses Schießpulver getauchten Bajonnette geschrieben hätten, aber ihr Inhalt trübte gar manchesmal Lucys glänzende Augen und bleichte ihre blühenden Wangen. Ich wünsche beinahe, ich hätte ein paar dieser Briefe aufbewahrt, um meine Leser mit einem Facsimile beglücken zu können, aber man kann sich leicht vorstellen, welche Art von Drohungen sich von Leuten erwarten lassen, die herzlos und roh waren wie die wilden Wogen, auf denen sie ihr verpöntes und gefährliches Gewerbe trieben. Doch schenkte ich diesen Drohungen keine weitere Beachtung, sondern strebte unablässig nach demselben Ziele wie früher.

An einem finsteren Decemberabend — es war am fünften des Monats, denn ich habe Ursache, den Tag im Gedächtniß zu behalten, traf ein Schreiben in meiner Wohnung ein. Es trug die Unterschrift des Inspectors, meines unmittelbaren Vorgesetzten und war aus F. datirt, einer benachbarten Stadt, in welcher, wie ich wußte, dieser Beamte wohnte. Der Brief benachrichtigte mich, daß einer Privatmittheilung zufolge gerade in dieser Nacht eine große Schiffsladung an der Küste zwischen D. und F. gelandet werden solle. Ich wurde angewiesen, Punkt eilf Uhr an einem bestimmten Punkt der Klippe einzutreffen, wo ich den Inspektor mit seinen Leuten finden würde, der sich bei der Ausführung dieses höchst wichtigen Ganges meiner Localkenntnisse und wohlbekannten Geschicklichkeit zu bedienen wünschte. Der Brief war wie gewöhnlich mit rother Tinte adressirt, mit der magischen Aufschrift: „In Sr. Majestät Dienstesangelegenheit„ versehen, und mit dem großen rothen Siegel ausgestattet, das derlei Documente zu zieren pflegt. Ich habe vergessen, noch einen Theil des Briefes zu erwähnen. Der Inspektor wies mich strengstens an, allein zu kommen und von diesem Auftrage keiner Person in D, sie möge zum Dienst in einer Beziehung stehen oder nicht, irgend eine Mittheilung zu machen.

Den ganzen Abend hindurch war, während ich mich für meine nächtliche Expedition vorbereitete, Lucy traurig und niedergeschlagen und ich fand ihre Augen stets mit einer so schmerzlichen Zärtlichkeit auf mich gerichtet, daß mir unwillkürlich ein kalter Schauder das Herz durchzuckte. Ich hingegen hatte eher Lust, fröhlich und voll Hoffnung zu sein, denn nun gab es eine prächtige Gelegenheit, meinen Eifer für die Sache des Königs neuerdings zu bekunden und das Wohlwollen meiner Vorgesetzten und vielleicht auch jene Beförderung einzuernten, die mir erst so kürzlich versprochen worden war.

Aber Lucy war nicht glücklich; ihr ausdrucksvoller Blick verfolgte mich stets, während ich mich in unserem kleinen, bescheidenen Zimmer umherbewegte, meine Pistolen einölte und lud, den Säbel und Leibriemen nebst meinem wasserdichten Mantel und den hohen Aufzugstiefeln in Bereitschaft brachte und Alles so anordnete, um es augenblicklich bei der Hand zu haben, wenn es nach dem Nachtmahl Zeit zum Aufbruch war. Lucy hatte mich an so manchen Abend mit denselben Vorbereitungen beschäftigt gesehen, aber ihr Herz war nie zuvor so schwer, ihre sanften blauen Augen nie so thränenvoll gewesen. Sie kam rastlos immer wieder auf den Brief des Inspektors zurück, verlangte ihn wieder und wieder zu sehen und las ihn langsam durch, jede Sylbe bedächtig abwägend, wie ein Gelehrter irgend ein seltenes Manuscript in einer halbvergessenen

Digitized by Google

Sprache studirt und fragte mich über die Absicht und die Meinung des Schreibers auf eine Art und Weise aus, die jeden Andern um seine Fassung gebracht hätte.

„Bist Du auch ganz gewiß überzeugt, fragte sie, daß der Brief wirklich die Handschrift des Inspektors ist und hast Du vielleicht irgend ein früheres Schreiben von ihm im Hause, damit wir es damit vergleichen können?“

Ich lachte sie aus; aber sie bestand darauf und ich mußte endlich gestehen, daß mir die Schriftzüge des Inspectors nicht im Geringsten bekannt waren. Man hatte ihn erst kürzlich angestellt, er war in dieser Gegend persönlich unbekannt, und obschon ich glaubte, im Zollamte von seiner Hand geschriebenen Acten gesehen zu haben, so hatte ich doch seinen Schriftzügen keine Beachtung geschenkt und hätte sie nicht wieder erkannt. Sodann machte sich Lucy daran, das Siegel auf eine Weise zu untersuchen, wie etwa ein Alterthümler in einem Museum über irgend einer halb verwischten Medaille oder Münze brütet. Aber dieses war, sie mußte es zugeben, ganz genau wie sonst, derselbe Löwe, dasselbe Einhorn, dasselbe königliche Wappen und dasselbe Motto; selbst die Freigebigkeit, mit welcher das Siegelwachs verschwendet, und die Flecken und Tropfen, die davon auf den Umschlag gefallen waren, hatten einen gewissen officiellen Charakter, der jeden Zweifel verscheuchte. Dann warf Lucy Fragen bezüglich des Inhaltes des Schriftstückes auf und wunderte sich vorzüglich, warum der Inspektor so entschieden darauf bestehen sollte, daß ich Niemanden von D. mitbringen und über den erhaltenen Befehl so strenge Verschwiegenheit bewahren sollte?

Hierauf konnte ich nur antworten, erstens daß es meine Sache sei, meinen Vorgesetzten zu gehorchen und nicht sie um ihre Beweggründe zu befragen, und zweitens, daß der Inspektor ohne Zweifel genau wisse, daß einige von unseren Leuten mit den Schmugglern verbündet wären und in ihrem Sold stünden, und daß die Andern wieder betrunkene Spitzbuben wären, die in irgend einer Strandkneipe beim vollen Kruge die ganze Sache sicherlich ausplaudern würden. In der That gab es in jenen Tagen vor der Reform-Bill nur sehr Wenige, auf die man sich verlassen konnte, namentlich in einem Wahlflecken wie D., wo die Bürger, die um ihrer Stimmen willen im Solde der Regierung standen, sehr häufig nahe Verwandte gerade jener Schmuggler waren, über welche man sie als Wache gestellt hatte. Nur der Inspector, der mir als ein energischer Beamter war geschildert worden, hatte eine Anzahl Subalterner mitgebracht, die in der Gegend weder Verbindungen hatten, noch welche anzuknüpfen Lust fühlten. Es war natürlich, daß er sich auf seine eigenen Leute verlassen wollte, und nicht weniger natürlich, daß er wünschte, von meiner genauen Kenntniß der verschiedenen Wege und Stege der Küste Nutzen zu ziehen.

Meine junge Frau hörte Dies Alles an und war zum Schweigen gebracht, aber nicht befriedigt.

Das Nachtessen an jenem Abend war ein trauriges Mahl trotz der Heiterkeit die ich durch die Schilderung der glänzenden Aussichten, die unser in der Zukunft harten, zu erwecken bemüht war. Ich plauderte über die Gewißheit meiner schleunigen Beförderung auf die Stelle, von der man täglich erwartete, daß sie durch die Resignation des ausgedienten Lieutenants Peabody erledigt werden würde, dann machte ich im Geiste einen Sprung über die nächsten zwei oder drei Jahre und sah mich als Inspektor und auf dem besten Weg nach einem noch wärmeren Nest, in London selbst — im obersten Zollamte. Weiter plauderte ich von einem allerliebsten Landhäuschen in Islington, mit Garten nebst Wagenremise und von der feinen Erziehung des kleinen

Digitized by Google

Alfred, der als Gentleman heranwachsen und in die Kirche eintreten sollte, wie sein Großvater; und ich dachte in der That noch ein Schock von jenen Luftschlössern, die Lucy wie so viele junge Mütter außerordentlich liebte. Aber obschon mein Weib zu lächelnd und noch in ihrer gewohnten Weise zu plaudern versuchte, wollte es doch nicht recht gehen, und so oft sie sich von mir unbeobachtet glaubte, heftete sie ihre Blicke auf eine so schreckerfüllte Weise auf mich als sehe sie eine Gefahr, die für Andere unsichtbar war.

Der Uebergang aus einer Stimmung in die andere geschieht oft sehr plötzlich, und es ist vielleicht keineswegs zu verwundern, daß, nachdem es mir nicht gelungen war Lucy aufzuheitern, ich gereizt und mürrisch wurde. Ich sah nach meiner Uhr, trank ein Extraglas Grog, stand, indem ich meinen Teller bei Seite schob, vom Tische auf und fing schweigend an mein Rüstzeug anzulegen. Als ich den breiten ledernen Gürtel umschnallte und meine Pistolen hineinsteckte, schauderte Lucy sichtlich. Sie hatte mich früher oft in eben so finstern Nächten und zu nicht minder gefährlichen Unternehmungen aufbrechen gesehen, ohne, wenigstens äußerlich, irgendwelchen Schrecken zu zeigen. Doch schenkte ich ihr keine weitere Beachtung, ich vollendete meine Equipirung, bänzte den Säbel an meiner Linken fest ein, damit er nicht klirrte, und hüllte mich in meinen großen, weiten Mantel.

Aber da schmiegte sich Lucy dicht an meine Seite, schlang ihren weichen Arm um meinen Hals und sprach und blickte so zärtlich und liebreich, daß ich wahrlich aus dem härtesten Klotz hätte geschnitten sein müssen, wenn meine üble Laune vor diesen treuen Augen und diesem zärtlichen Lächeln nicht geschwunden wäre. Und dann, es nützte Alles Nichts, mußte sie den Kleinen aus seinen Bettchen nehmen, damit er Papachen noch küßte, ehe dieser schied. Natürlich weinte das Kind, weil es aus seinem Schlummer gestört worden war und mich in dem ungeheuren Mantel und dem wachstaffenen Hut nicht kannte und Lucy besänftigte es wieder in ihrer wundersamen Weise — mit ihrer unvergleichlichen Schmeichelkunst, der selbst der halsstarrigste Schlingel nicht hätte widerstehen können. Aber in diesem Ausbruche von Lucy's Zärtlichkeit lag etwas Feierliches, der Schrecken, unbestimmt und gestaltlos, war aus ihren süßen blauen Augen noch nicht geschwunden und ihre Stimme zitterte, als sie den Kleinen die rosigen Händchen falten und sein Gebetchen für den Papa stammeln hieß. Ich hatte sie Dieß oft thun gehört aber niemals mit einem solch tiefen, beklommenen Ausdruck und ich konnte mir wohl sagen, daß ihr schwer um's Herz war. Doch preßte ich meine Lippen auf ihre weichen Wangen, und dann auf das kleine rosige Antlitz unseres Kindes und eilte aus dem Zimmer hinaus.

Ich war kaum ein kurzes Stück auf dem Kieselpflaster der engen Gasse, die finster und still war, wie das Grab, hinabgegangen, als ich meinen Namen rufen hörte.

„Alfred! Alfred! Nur ein einziges Wort!"

Ich ging zurück und fand Lucy in der Thüre stehen und in die Nacht hinausblicken.

„Nun, wie heißt dieses wunderbare Wort? fragte ich. „Mache schnell meine Liebe, sonst erhalte ich einen Verweis, daß ich nicht pünktlich bin."

„Alfred liebster Alfred!" sprach mein Weib zögernd mir ist heute so schwer ums Herz. Bist Du auch ganz sicher hinsichtlich des Briefes?"

„Wessen sicher? fragte ich, vielleicht etwas verdrießlich.

„Bist Du sicher, daß er wirklich von F. kam?" Daß ihn der Inspector wirklich selbst geschrieben hat?"

Ich lachte, schloß ihren Mund mit einem Kuß, sagte ihr, sie wäre ein kleines Gänschen

und passe nicht zum Weibe eines Seemannes und schritt dann wieder die Straße hinab. An der Ecke blickte ich fast unwillkürlich nochmals zurück und bemerkte, wie die Thüre noch weit offen war und ein gelber Lichtstreifen auf das Pflaster fiel, und wie Lucy auf der Schwelle stand und auf meine verhallenden Tritte lauschte. Ich winkte mit der Hand, bog um die Ecke und trat in die stille, finstere Stadt.

Ich hatte eine lange Strecke durch die holprigen armseligen Gassen des Seestädtchens zu gehen, die von elenden, vom tobenden Winde hin und her geschwungenen Oellampen nur trübe beleuchtet wurden. Ueberall waren die Fensterläden geschlossen, obschon hier und da durch die Spalten ein heller Lichtstreif hervorströmte, ich konnte die Stimmen hören, die am behaglichen Feuer, beim friedlichen Nachtmahl gemüthlich plauderten. Auch die Schenken, an denen ich vorüber schritt, waren nicht leer, denn durch ihre rothen Vorhänge glühte ein heller Schimmer und manch lustiges Lied drang in die schwarze Einsamkeit heraus.

Endlich kam ich zur Stadt hinaus und schlug meinen einsamen Weg auf der weißen Kreidestraße ein die nach den hohen Klippen führte. Es war eine wilde Nacht, der Wind zerrte und riß an meinem Mantel, und hätte ich meinen Hut nicht festgebunden, so wäre er verloren gewesen, ehe ich noch zwanzig Schritte vom letzten Hause entfernt war. Ueber mir war ein stürmischer Himmel, auf welchen die schwarzen Wolken in schweren Massen vor dem Winde einherrollten und der matte, bleiche Neumond blickte nur selten hervor. Trotz meiner Anstrengung wollte mein Herz nicht recht frisch bleiben, die ganze Natur schien zu drohen und zu grollen, und ich mochte thun, was ich wollte, Lucy's traurige Stimme, der Schatten eines herannahenden Unglücks lastete schwer auf meinem, gewöhnlich elastischen Geiste. Ihre letzte Frage für so müßig ich sie auch gehalten hatte, tauchte in meinem Gedächtnisse immer wieder empor: „War ich ganz sicher, daß der Inspector den Brief geschrieben hatte?“ Vergeblich verscheuchte ich diese Frage, vergeblich erklärte ich dieselbe für albern, für ein bloßes Hirngespinnst, sie gellte immer wieder in meinen Ohren, als ich meinen Weg vorwärts kämpfte gegen den tobenden Wind.

Ich hatte nun die kreidige Straße verlassen und wanderte über die dürren Kräuter der Dünen. Ich mußte jetzt vorsichtig vorwärtsschreiten, denn der Boden war unregelmäßig und ich hatte eine steile Rasenböschung hinanzuklettern, um an den Ort der Zusammenkunft zu gelangen. Endlich kam ich hin, ich kannte sie gut genug, diese riesige Klippe, die stolz über die schäumende See hinausſprang. Diese Klippe war meilenweit in's Meer hinaus eine wohlbekannte Landmarke, in alten Zeiten hatten helle Wachfeuer darauf gelodert, ein großer Dichter hatte ihren schwindelnden Abhang in Worten beschrieben, die eben so einfach und großartig wie sie selbst, und in ganz England war dieser Abgrund unter dem Namen die „Dichterklippe“ bekannt. Einen Augenblick blieb ich auf der Zinne dieses gewaltigen Meerwalles stehen und schaute hinaus in die schwarze Nacht, aus welcher die unsichtbaren Wogen mit geheimnißvollem Geräusch grollten. Weit weg über das Meer hin konnte ich durch einen Riß in den Wolken das rothe Funkeln eines Lichtes sehen, das die Schiffe vor einer gefährlichen Stelle warnen sollte. Ein Augenblick und der schwarze Himmel hatte es verschlungen. Keine Spur eines Menschen oder seiner Werke war jetzt sichtbar. Ein Schauder durchrieselte mich, ein mächtiger Antrieb drängte mich zu fliehen, heimwärts zu eilen, zu meiden — was? Pah! Welch ein jämmerlicher Feigling müßte ich werden, wenn wir öfters so wäre! War ich denn ein Kind, daß ich mich vor einer finstern Nacht und einem starken Wind fürchtete! Ich drängte vorwärts, meine eigenen Zweifel verspottend.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Lord Palmerston ritt nach Kensington und sah einen Gemüsehändler, welcher seinen, vor dem schweren Wagen ächzenden Ponny unbarmherzig prügelte. — He, Freund, schämt Ihr Euch nicht, das Thier zu mißhandeln? fragte der Lord.— Der Ponny muß so gut sein Futter verdienen wie ich; antwortete der Händler. Und übrigens habe ich den Ponny gekauft und bezahlt und kann mit ihm machen was ich will! Lord Palmerston stieg ab, band sein Pferd an die eisernen Stäbe eines Gartengitters, packte den Händler beim Kragen und fing an, aus allen Kräften mit seiner schweren Reitpeitsche auf den Thierquäler loszudreschen. — Ich will dir Logik beibringen! rief Palmerston immerfort hauend. Hier ist meine Peitsche; ich habe sie gekauft und bezahlt und kann mit ihr machen, was ich will.

Leipziger Meßannonce. „Etsch! Etsch! Wir lachen Alle aus! — Schreien hilft nichts, Thatsachen beweisen!

Wir haben bewiesen, daß wir die Billigsten sind, und das Publicum hat bewiesen, daß es uns glaubt, denn der Zudrang war enorm, unser Herren-Garderobe-Lager ist bis auf einen kleinen Rest fort. Diesen noch vorhandenen Rest aber, bestehend in Double-Ueberziehern, Orloffs, Paletots, Beinkleidern, Westen, Schlafröcken, 10,000 echt englischen Herren-Shwals verkaufen das Stück für den halben Preis.

Worum? Es soll Keiner mit uns concurriren! Dorum! für halben Preis. Also für halben Preis!!

Das Herren-Garderobe-Magazin zum..."

Der französische Gesandte Gourville kam zur Herzogin Sophie von Braunschweig, um zu sehen, ob deren zwölfjährige Tochter sich für den Dauphin zur Gemahlin eigne — „Welch eine köstliche Schönheit!" rief er, sie sehend; „werth der höchsten Bestimmung. Darf ich fragen, in welcher Religion die Prinzessin erzogen ist?" — „In keiner bis jetzt," erwiederte die Herzogin. „Wenn wir erst wissen werden, welchen Prinzen die Prinzessin heirathet, werden wir sie in dessen Glauben unterweisen lassen."

(Auch ein Toast.) Meine Herren! Während wir hier an gedeckten Tafeln sitzen, die sich unter der Last der kostbarsten Speisen, der würzigsten Weine beugen, seufzen Tausende von Nothleidenden, die ihren Hunger nicht stillen können. Dieser Nothleidenden wollen wir jetzt in ächt christlichem Mitgefühl gedenken. Meine Herren! Füllen Sie das Glas bis an dem Rand und leeren Sie es mit mir auf das Wohl unserer armen Mitbrüder. Unsere Armen leben hoch, nochmals hoch und abermals hoch!

(Verdiente Strafe.) „Sie werden heirathen?" fragte ein Freund den andern. — „Nein!" a wortete der Gefragte. — „Warum?" — „Weil ich's bereuen könnte." — „Weßhalb?" — „Weil ich sehr eifersüchtig wäre." — „Warum?" — „Weil ich fürchten würde, von meiner Frau hintergangen zu werden?" — „Weßhalb?" — „Weil ich's verdiente." — „Warum?" — „Eben darum, weil ich geheirathet habe."

(Ein neues Instrument.) „Sind sie musikalisch, mein Fräulein?" fragte bei Tische ein junger Mann seine Nachbarin, die eben Suppe aß, welche sehr heiß war. „Ja mein Herr", erwiederte die Gefragte, „ich blase wie Sie sehen, die Suppe."

Ein Professor der Aesthetik schalt seinen Bedienten wegen seiner Naschhaftigkeit.

„Verzeihung, Herr Professor," sprach der Gescholtene, „ich bin stets bestissen, nach Ihren Lehren mich im guten Geschmack auszubilden.

„Ich brenne für Sie!" betheuerte ein junger Elegant einer Dame.

Der üble Geruch ist mir längst aufgefallen", erwiederte diese, ein Taschentuch an die Nase haltend.

Vier Sylben streng versteckt, doch allbekannt:
Die beiden ersten schafft des Schneiders Hand;
Die beiden letzten taugen nicht zum Tanze,
Und wer das Ganze braucht, ist selbst das Ganze.

Redaktion, Eigenthum, Druck und Verlag von J. F. Rietsch in Landshut.

Digitized by Google

Nro. 25. *VIII. Jahrg.*

Die

Plauderstube.

Eine Sonntagsausgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 22. Juni 1862.

Ein Abenteuer eines Zollbeamten.

Aus dem Englischen.

(Fortsetzung.)

Nach einigen Minuten konnte ich einen Klumpen von schwarzen Gegenständen unterscheiden, die wenige Schritte vom Rande des Klippenabhanges standen. Büsche oder Menschen? Menschen denn ich hörte das Gemurmel ihrer Stimmen. Ohne Zweifel der Inspector mit seinen Leuten, Ich eilte auf sie zu.

„Guten Abend meine Herren."

Sie antworten mit keiner Sylbe. Schweigend öffneten sie ihre Reihen, um mich aufzunehmen; mein geübtes Auge bemerkte sogleich als ich unter sie hineintrat, das es ihrer achtzehn bis zwanzig gewesen sein mochten. Ein Pfiff, scharf und schrill, ein Schrei des Triumphes, und ich wurde sogleich von einem Dutzend kräftiger Hände gepackt und festgehalten. Der Angriff war so plötzlich, die Ueberrumpelung so vollständig, daß ich, obschon weder ein schwacher noch furchtsamer Mann, ehe ich einen Hieb führen oder eine Pistole ziehen konnte, schon gebunden, entwaffnet und zu Boden geworfen war. Die Schmuggler! Schnell wie der Blitz durchzuckte mich der Gedanke, daß ich in eine schlau gelegte Falle gerathen und der Willkühr dieser Verbrecher preisgegeben war von denen die meisten alle Ursache hatten mich zu hassen.

„Eine Ratte in der Falle! Eine Ratte in der Falle!" riefen mehrere heisere Stimmen zugleich, „endlich haben wir den Schnüffler erwischt! Und dann folgte ein Sturm von Schimpfworten und rohen Schmähungen, die mit noch viel gräßlicheren Flüchen vermischt waren. „Schlagt den Schuft todt!" Schießt ihn nieder ohne weiteres Federlesen!" „Zerhaut ihn zu Köder für die Aalfische!" „Werft den Landhai über die Klippen!" So lauteten einige von den Verschlägen der Kerle, die sich um mich gedrängt hatten.

„Halt!" rief eine Stimme im Tone eines Gebieters, „zieht den Kerl in die Höhe, helft ihm auf die Beine und Ihr, Bill, haltet ihm die Laterne unter die Nase, damit wir überzeugt sind, daß er das rechte Teufelshuhn für uns ist."

Digitized by Google

Ich wurde wieder emporgerissen; meine Hände waren mit einem dünnen Tau festgebunden und jeder Widerstand war unmöglich. Als das rothe Licht der Blendlaterne auf mein Gesicht fiel, schloß ich unwillkürlich die Augen.

„Das ist unser Vogel! der Spitzbube ist uns richtig in's Netz geflogen!“ war der einstimmige Ruf. Ich schlug meine Augen auf und bei dem flüchtigen Schein der Laterne konnte ich, so geblendet ich auch war, doch bemerken, daß ich in der Gewalt mehrerer stark gebauter Männer war, die Seemannstracht trugen, aber durchaus vermummt und verkleidet waren. Sie waren bewaffnet, denn ich sah die messingenen Griffe ihrer kurzen Säbel und die mit Messing beschlagenen Kolben ihrer Pistolen die hie und da aus ihren Jacken oder wachstaffetnen Ueberwürfen hervorblickten, aber ein Jeder trug eine Kreppmaske oder hatte das Gesicht so mit Ruß oder Schießpulver beschmiert, daß er wie ein Neger aussah und jede Erkennung unmöglich war. Derjenige, welcher ihr Häuptling zu sein schien, war größer und zarter gebaut als die Uebrigen obschon er auf gleiche Weise gekleidet und bewaffnet war, über seinem Gesicht trug er einen Kreppstreifen, den sein Hauch wie einen Vorhang hin und her bewegte. Ich konnte nur seine Augen bei den Rissen des Schleiers hervorschauen sehen, seine Stimme war weniger rauh als die seiner Cameraden; ich war überzeugt, daß er allein ein Mann von Erziehung war und daß mein Schicksal von seinem Gutdünken abhing.

„Der Nämliche,“ sagte der Anführer nach einer Pause, „Alfred Harvey.“ Neues Geschrei.

„Tödtet ihn!“ „Ersäuft den Schnüffler, wie Ihr einen räudigen Hund ersäufen würdet!“ „Werft ihn hinab!“ „Erschießt ihn!“ und andere angenehme Vorschläge wurden von allen Seiten gebrüllt. Auch blieben die Aeußerungen des Grolles nicht bloß mündlich. Ich wurde von meinen Feinden hin und her gestoßen und geschlagen und nur die Masse, die sich um mich drängte, hatte, schützte mich vor den schlimmeren Streichen der Knüttel und Säbel, mit welchen die Erbittertsten meiner Feinde nach meinem wehrlosen Kopf zielten.

„Wer drang an Bord der „Glockenblume“, grollte eine rauhe Stimme, und nahm zwanzig Tonnen des besten Branntweins weg —“

„Wer hielt den Wagen beim neunten Meilenstein an und bemächtigte sich der Waaren die dem halben Kirchspiel von Lingham fröhliche Weihnachten verschafft hätten?“ fiel ein Zweiter ein.

„Wer machte mich zum Bettler, indem er mir meinen Tabak nahm?“ schrie ein mürrischer Seemann, dessen Gesicht ich vergeblich durchforschte, so vollständig war es durch die schwarze Farbe entstellt.

„Der ist's,“ knurrte ein vierter Ankläger, „den gerade der Teufel mit des Königs Zollschiff herschicken mußte, als wir die Mannschaft von D. schon betrunken gemacht hatten, und dem ich drei Jahre am Bord des Kriegsschiffes zu danken habe, bis ich endlich Reißaus nahm. Soll ich jetzt nicht meine Rache haben?

„Denk' an den Brunnen!“ kreischte ein Fünfter und dann überstieg die Wuth der Schurken alle Grenzen.

Ich wurde mit den Fäusten gestoßen, niedergeworfen, ich dachte, ich würde schier todt getreten werden. Dann wurde ich wieder plötzlich auf meine Beine gerissen und zerschlagen und betäubt, wie ich war, fühlte ich Etwas wie einen kalten Metallring an meine Stirne gedrückt

Digitized by Google

und erkannte, daß es die Mündung einer Pistole war. Mechanisch schloß ich meine Augen, sandte in meinem Innern ein stilles Gebet zum Himmel und ergab mich in mein Schicksal.

„Schieße, Jack!“ schrieen mehrere der Bande.

„Halt!“ rief die Stimme des Anführers dieser höllischen Rotte, „halt! wollt Ihr den Galgen um seine Furcht betrügen? Der verrätherische Schuft verdient es nicht, daß er wie ein Gentleman aus der Welt geht.“

„So ist's,“ lautete die Erwiederung, der wieder neue Erörterungen folgten.

„Das Erschießen ist ein zu leichter Tod für einen solchen Kerl!“

„Der Capitän hat Recht!“

„Hängt den Landhai auf!“

Ueber die Klippe! — über die Klippe!“ —

Und die Pistole wurde weggenommen. Mir that es beinahe leid. Der Tod hatte mich nur für einen Augenblick verlassen, um in irgend einer viel schrecklicheren Gestalt wieder kehren.

„Nur keine Uebereilung, Jungen,“ sagte der Anführer, „laßt uns hören, ob er etwas zu seiner Vertheidigung zu sagen hat.“

Es erfolgte ein Murren, aber der Mann hatte offenbar vielen Einfluß und ich wurde daher zu ihm hingeschleppt, und man forderte mich auf zu reden. Ich werde diese Scene nie vergessen. Die stürmische Nacht, die wilde Klippe, die Laterne, deren flackerndes Licht auf dem schauerlichen Kreise der geschwärzten Gesichter spielte, die Gestalt des improvisirten Richters, schlank und schattenhaft, dessen Augen durch den wehenden Schleier glühten, — dieß Alles war mehr wie die Gebilde eines schrecklichen Traumes, aber es lag eine gräßliche Wahrheit darin.

„Alfred Harvey,“ sagte der Häuptling und trotz seiner milden Stimme fürchtete ich ihn mehr, als den ganzen tobenden Haufen. „Alfred Harvey, wenn Ihr Etwas zu Eurem Gunsten anzuführen habt, so sprecht.“

Ich sprach, aber mit der Verzweiflung in meinem Herzen, Ich erklärte, daß ich Nichts gethan hätte als meine Pflicht gegen den König, ohne Furcht oder Gunst, — daß ich gegen Niemanden einen Groll oder Mißgunst gehabt hätte, — daß ich unnöthigerweise nie strenge oder hart gewesen wäre und daß ich nur gehandelt hätte, wie jeder ehrliche Beamte an meiner Stelle zu handeln verpflichtet sei. Aber meine Vertheidigung verfehlte ihre Wirkung. Diese verwilderten Geschworenen waren zu sehr befangen, um mir Gehör zu schenken. Sie erstickten meine Worte mit Flüchen und wildem Geschrei.

„Bringt den winselnden Seehund zum Schweigen,“ war der allgemeine Ruf und ich fühlte bitter, daß jede Hoffnung geschwunden war.

„Alfred Harvey,“ sagte der Anführer, „hört und Ihr, Leute, merkt auf das Urtheil. Dieser Schnüffler ist keiner von der gewöhnlichen Sorte der Philister, für die eine milde Strafe, wie das Aufschlitzen der Nase oder Ohren, oder das Durchziehen unterm Schiffskiel oder selbst das Stäupen genug ist. Ich sage, wenn nicht jene Geschichte mit dem Brunnen gewesen wäre, so würde ich für eine solche leichte Züchtigung sein, aber leider ist meine Pflicht eine strengere; Schnüffler, Dein Urtheil ist — der Tod! Knüpft ihm Hals und Fersen zusammen und werft ihn den Fischen hinab.“

„Die Fluth ist schon fort!“ bemerkt der Mann, der mich an der Schulter hielt.

„Dann wird unser Freund nicht so weich fallen, als ich hoffte,“ sagte der Schmuggler-Capitän.

Digitized by Google

Ein wildes Gelächter belohnte den rohen Spaß. Ich machte eine gewaltige Anstrengung, um mich der Stricke, mit denen meine Handgelenke gebunden waren, zu entledigen, aber obwohl ich sie lockerte konnte ich sie doch nicht zerreißen, auch wäre ich unter so vielen kräftigen Händen vollkommen ohnmächtig gewesen. Ich sprach Nichts mehr. Ich fand es unter meiner Würde, um Barmherzigkeit zu betteln, denn mein Flehen wäre doch vergebens gewesen. Sie führten mich ohne den geringsten Widerstand von meiner Seite an den Rand der hohen Klippe, unter welcher das Meer brauste. Der Mond hatte nun die Wolken ein wenig durchbrochen und sein bleicher Schimmer zeigte mir die furchtbare Tiefe unter mir, den schmalen Streifen Strand, den noch schmälern, mit Kreidegerölle bedeckten Sandstreifen und die weiße Linie der schäumenden Wogen, die sich am Ufer brachen.

„Nun, Jungen, packt den Schnüffler ordentlich," rief der Anführer. „Eins, zwei drei und dann hinab mit ihm!"

Ich wurde ein paar Schritte zurückgezogen und von mehreren kräftigen Armen aufgehoben.

„Ich werde zählen," sagte der Capitän. „Eins!"

Ich blieb stumm in meiner Todesangst; ich biß meine Lippen, damit mir nicht ein Schrei um Erbarmen entschlüpfe, diesen Triumph wollte ich meinen Peinigern nicht gönnen.

„Zwei!" rief der Führer.

Eine kurze Pause. Ich hing schon halb über der Klippe und meine Henker schickten sich an, mich in den Abgrund zu schleudern. „Drei!" zitterte beinahe schon auf den Lippen des Schmuggler-capitäns.

„Arme Lucy! Gott schütze mein Weib und Kind!" scholl halb unbewußt von meinen Lippen, als ich eben am Punkte war, über den Abgrund in die schwarze Nacht hinausgeschleudert zu werden. Unter den Männern, die mich hielten, entstand eine Bewegung, ein Gemurmel. Meine letzten Worte, die nicht an sie gerichtet waren, hatten eine Wirkung gemacht, die keine Rede hätten hervorbringen können. Mein Flehen würden die Kerle verspottet haben, aber so roh und verwildert sie auch waren, so hatten doch auch sie Weiber und Kinder die sie liebten, und mein Stoßseufzer hatte in ihren rohen Herzen eine Saite berührt, die sie einhalten machte.

„Drei!" sagte der Führer, aber keine Antwort erfolgte.

Sie legten mich nieder und standen zaudernd da, während sie einander leise zuflüsterten.

Ich will Nichts damit zu schaffen haben," sagte der Eine, es war gerade der Kerl, der mir die Pistole an die Stirne gesetzt hatte.

„Jem sagt, er habe sie gesehen," grollte eine andere Stimme.

"Ei!" antwortete Jem, „und eine hübsche kleine blauäugige Dirne ist sie und auch gut gegen die Armen, wie meine alte Mutter sagte."

„Hol' mich der Kukuk, wenn mir Das recht ist!" bemerkte ein Anderer.

„Habt Ihr Schafsherze, Ihr kleinmüthigen Dummköpfe? spottete der Capitän.

Aber die Männer fühlten ihre rauhen Herzen einmal bewegt und sie traten nun zu ihrem Führer hin und flüsterten ihm etwas zu, das ich nicht hören konnte. Es folgte eine Unterredung. Ich stand mittlerweile wie geblendet und betäubt da, und wankte gleichsam auf der Schwelle zwischen Leben und Tod. Die Verhandlung, von der ich kein Wort erhaschen konnte, endete mit einem tollen Gelächter, das mit dem Wind dahinbrauste. Hierauf nahm der Capitän das Wort.

Digitized by Google

„Schnüffler," sagte er, „wir wollen Dir einen Ausweg offen lassen. Anstatt Dich den Fischen vorzuwerfen, wollen wir Dich über den Rand der Klippe hängen und Dich, wie eine Muschel am Felsen, dort hängen lassen. Wenn Du Dich bis zum Morgen festhalten kannst, so mag vielleicht ein Schäfer kommen, der Dich für den Galgen rettet. Wenn Du hinabfällst, — gute Nacht!"

Ehe ich noch antworten konnte, wurde ich abermals gepackt; man steckte mir einen Knebel in den Mund, verband mir die Augen und führte mich auf den höchsten Punkt der Klippe. So weit ich es zu beurtheilen vermochte, schritt ich so wenigstens hundert Klafter hinan. Dann hoben mich die Elenden über den Rand und ließen mich so lange hinab, bis mein Kinn gerade den Rasen berührte, während sie meine Hände, die noch immer gebunden waren, auf den Rand legten, so daß sie sich an dem Boden und den Grasbüscheln festhalten konnten.

„Halte Dich fest, Schnüffler," waren die letzten Worte, die ich hörte, und sie wurden beinahe überschrien von dem wilden, herzlosen Gelächter, der Elenden, die sich über meine Todesangst lustig machten. Ich hörte, wie sich ihre Tritte verloren. Ihre Stimmen verhallten immer leiser und leiser, ich war zurückgelassen, um zu Grunde zu gehen. „Grausam fürwahr ist die Barmherzigkeit der Bösen." Ich wurde gequält, wie eine Katze die halbtodte Maus schont, meine Qualen wurden verlängert. Hätte nicht der Knebel mir den Mund geschlossen, wie gerne hätte ich ihnen nachgerufen und sie gebeten, meinem Leiden mit einer Kugel ein Ende zu machen. Aber sie waren fort und ich blieb, die Augen fest verbunden, mit meinen Händen über dem steinigen Strand und dem brausenden Meere hängen. Der Tod — ein grausamer unmittelbarer Tod stand vor mir. Andererseits trennten mich nur wenige Fuß der senkrechten Kreidemauer vom Leben und der Freiheit. Aber ich hatte nicht die Kraft, um mich aus diesen höllischen Abgrund emporzuschwingen, über welchen mich der tobende Wind rastlos hin und her schaukelte.

In den ersten Minuten hörte ich ein Brausen in den Ohren, wie wenn Bienen zwischen den duftigen Blumen des Sommers summen. Dann verschwand dieses Gefühl, welches durch einen plötzlichen Andrang des Blutes nach dem Kopf bewirkt worden sein mußte, und meine Gedanken entwickelten plötzlich eine beinahe übernatürliche Lebhaftigkeit. Während ich so über meinem gähnendem Grabe schwebte, schien ich mit einem Blicke mein ganzes verflossenes Leben zu übersehen, Dinge, die längst vergessen waren, die Freuden und Leiden der Kindheit, die Aufgaben, die ich am Schooße meiner Mutter gelernt hatte; ich sah, wie ich hinter die Schule ging, wie ich den ersten Preis errang, wie ich für manchen tollen Knabenstreich gezüchtigt wurde. Diese und viele andere Scenen meiner Kinderjahre zogen an mir vorüber, als wären sie auf den Schiebern einer Zauberlaterne gemalt. Dann war ich ein Mann und in meinem jetzigen Berufe; mein erster Fang, mein erster Kampf mit den Schmugglern tauchte lebendig in meinem Geiste auf; ich fühlte, wie das Boot über die leuchtende See glitt, wie wir der Beute nahten, wie das Feuer und Kampfgeschrei begann, zugleich fühlte ich die alte wilde Aufregung in mir auflodern, jubelnd rief ich den Schiffern zu und mit jedem Ruderschlag bebte mein Herz in Freude. Dann war ich wieder ein junger, zärtlicher Liebhaber und wandelte an Lucy's Seite durch den alten Obstgarten voll weißer und rother Blüthen, und ich sah den Tag, an dem ich sie bat, mein zu sein, und ihr so süße Worte in das Ohr flüsterte, daß sie erröthete und bebte eine schönere rosigere Blüthe, als der Sommer je zu schaffen weiß. Dann sah ich meines kleinen Alfred's kindliches Antlitz und verwunderte Augen und ich meinte die Stimme des un

Digitized by Google

schuldigen Kindes zu hören, wie es sein Gebet für mich lispelte. Und dann lachte ich, schien zu lachen, ein schreckliches wahnsinniges Gelächter, das mich schüttelte und folterte, aber der Knebel war fest zwischen meinen Zähnen und kein Laut drang heraus. Dann wurde ich halb verrückt und meine Gedanken wurden phantastisch und sonderbar.

Ich war eine Spinne, die sich an einem Faden von der Mauer schwingt, ich war eine Fledermaus, die mit ihren Krallen hoch am Kirchthurm hängt, ich war eine Seemöve, die auf weißen Schwingen über das endlose Meer zieht. Und dann brachte mich der Schmerz und die Kälte wieder zum Bewußtsein. Der Wind war schneidend, meine Zähne schienen zu klappern, meine Füße waren kalt wie Stein und schwer wie Blei. Ich war schon einige Zeit über dem Felsen gehangen, die Hände schmerzten mich unsäglich, heftige Krämpfe folterten meine überspannten Gelenke, mein Hals war halb ausgerenkt. Doch klammerte ich mich, um des lieben Lebens willen, so fest ich konnte an. Mein Geist war thätig. Meine Gedanken flogen hin zu Lucy und ihrem Kinde, zu ihrem Schrecken und Kummer, zu der kalten, nackten Armuth, die ihrer harrte, wenn einmal der Ernährer dahin war. Denn ich hielt mich schon für todt. Hoffnung war Spott und Hohn, keine menschliche Kraft konnte dieses verzweifelte Anklammern bis zum Morgen aushalten, und selbst wenn die Dämmerung jetzt anbräche, so war noch stundenlang an keine Hilfe zu denken. Nein, für mich war alles vorbei. Ich stellte mir Lucy vor, wie sie bleich und arm und im schwarzen Trauerkleide weit weg in einem düsteren Viertel der großen Stadt, in einem einsamen Dachstübchen emsig die Nadel führte, um für sich und ihr abgezehrtes Kind das dürftige Brod zu erwerben. Jetzt schlug die Thurmuhr der St. Jameskirche in D. die Stunde und der Wind trug die trägen Töne an mein Ohr. Zwölf! Zwölf! Jeder Schall deutlich und klar! Zwölf! Noch acht finstere Stunden bis zum Morgen. Kein Sterblicher vermochte nur ein Zehntel dieser Qual zu ertragen. Arme Lucy! Ich betete in meinem Innern, nicht um Leben, — das war für mich dahin, wenn noch nicht ein Wunder vom Rande des Grabes zurückreißt, — sondern um Vergebung meiner Sünden, um Gnade für Jene, die ich verlassen mußte, ich flehte, daß der Sturm diese armen verwaisten Lämmer nicht zu schwer heimsuche. Der Wind ließ nach und es fiel ein kalter Regen, der mein Gesicht peitschte. Die krampfhafte Lage meiner Glieder verursachte mir gräßlichen Schmerz, der sich allmälig bis zur unerträglichen Folter steigerte. Mich überkam die Versuchung loszulassen und lieber gleich hinunterzusinken in die Tiefen unter mir. Aber trotzdem hielt ich fest. Obschon die Augen verbunden waren, malte ich mir dennoch lebhaft den Strand unter mir aus und das steinige Ufer, den gelben Sand, die Kreide-Bruchstücke, die dort lagen, und die Wogen die sich am Ufer brachen. Wenn ich auf den Strand fiel, ehe die Fluth zurückkam, mußte ich sicherlich in tausend Trümmer zerschmettert werden. Ob ein solcher Tod wohl sehr schmerzhaft sein mag? Ich stellte mir den Sturz durch die Luft vor und das Gefühl des Fallens durch den unendlichen Raum, die athemlose Schnelligkeit des Sinkens, das Krachen auf dem harten Strand. Würde ich es fühlen? War es nicht möglich, daß ich stundenlang hätte daliegen müssen mit gebrochenen Knochen und Rückgrat, wie ein zermalmter Wurm, mich vergeblich nach dem Tod sehnend? Lieber ertrinken, als solchen Tod.

Ach, dachte ich, wenn ich nur so lange mich halten kann, bis die Fluth kommt, so wird mir das Meer ein verhältnißmäßig schmerzloses Ende gönnen. Diese neue traurige Hoffnung machte, daß ich mich noch fester anklammerte; ich konnte wohl nicht leben, aber ich hatte gehört, Ertrinken sei ein leichterer Tod, als ein so schrecklicher Fall wie er mir bevorstand. Aber

Digitized by Google

warum überhaupt sterben, wenn ich mich nur so lange erhalten konnte, bis das Meer den Fuß der Klippe bespülte? Ich konnte gut schwimmen. Vielleicht kann ich mich retten! Niemals, niemals, der grausame Strick, der meine wundgeriebenen Handgelenke zusammenschnürte, würde jeden Kampf mit den Wellen hindern. Sollte ich der unerträglichen Spannung ein Ende machen und hinausspringen, um meinem Schicksal halb entgegen zu kommen? Nein, nein! Ich hörte die Wogen näher brausen; ich wollte warten, warten. Vom Kampf und Schmerz gefoltert konnte ich mich kaum mehr halten. Hätte mich nicht mein Kinn gestützt, so hätte ich längst nachgeben müssen. Ich hatte meine erstarrten Finger in den kurzen Rasen eingebohrt, und hielt diesen mit der Kraft der Verzweiflung fest. Aber meine Kräfte ließen rasch nach; ich war schwindlich, betäubt, erschöpft. Ha, blitzte es da in mir auf. Ich kann eben so gut als Mann im Kampf um's Leben sterben. Ich dachte daran, daß ich mit einer gewaltigen Anstrengung auf die Klippe hinaufklimmen und so gerettet werden könnte. Wohl würde die Anstrengung den letzten Rest meiner Kräfte erschöpfen, wohl stand ein glücklicher Erfolg wenig in Aussicht, da ich gebunden war, aber in wenigen Minuten war es selbst für einen Versuch zu spät. Ich raffte alle Kraft zusammen und versuchte mannhaft mich an den Händen über die vorspringende Klippe hinaufzuziehen. Auf einen Augenblick erhob ich mich, ich schwebte mitten in der Luft, es schien mir zu gelingen, aber der Strick hinderte mich, meine gefolterten Arme ließen nach; ich sank; mein Kinn glitt über den Rand des Abgrundes, und ich baumelte nun an der vollen Länge meiner Arme. So konnte es nicht dauern. Der Schmerz war groß, meine Kraft war weg, in einer Minute mußte ich loslassen und mich zu todt fallen. Da tauchte eine wilde Vorstellung in mir auf, daß vielleicht die Schmuggler weniger barbarisch als ich dachte, in der Nähe wären und mich beobachten, bereit, mich am Ende zu retten. Gewiß, gewiß mußte es doch so sein. Ich versuchte um Hülfe zu schreien, ihnen zuzurufen, daß es in einer Secunde zu spät sei. Ich war geknebelt. Ich brachte kein Wort hervor. Der Schrecken des Todes kam über mich; ich ließ los. Aber kein Sturz, kein rasender Fall durch die Lüfte folgte. Meine Füße sanken nur um einige Zoll und berührten dann den Boden, den festen, sichern Boden! Es war kein Traum! Wurde ich durch ein Wunder aus dem Verderben gerissen? Mir schwanden die Sinne und ich sank zu Boden. Als ich wieder zu mir kam, war es Morgen, ich lag gänzlich durchweicht und erstarrt auf der Erde; zwei Schafhirten standen neben mir, von denen einer versuchte, mir durch die Zähne Branntwein einzuträufeln, während der andere meine Halsbinde löste. Die Binde war von meinen Augen genommen, und der Strick mit dem man meine Hände gebunden hatte war zerschnitten. Ich blickte verwundert auf, ohne zu wissen ob ich in dieser oder der andern Welt war.

„Froh bin ich, Herr, daß Ihr endlich wieder zu Euch kommt." sagte der eine Schäfer „obschon Niemand errathen kann, wie Ihr hierher gerathen seid."

Ich schaute mich verwirrt um, ich lag nicht am Strand; keine Klippe erhob sich über mir. Ich lag in einer Art Mulde oder Becken in den Kalkdünen wie sie an der Küste von Kent nicht ungewöhnlich sind.

Ich will gleich den grausamen Streich erklären, dessen Opfer ich geworden bin. Ich hege nicht den geringsten Zweifel, daß die Schmuggler, als sie mich durch den falschen Brief in die Falle lockten, die Absicht hatten, mich um mein Leben zu bringen, welches sie im letzten Augenblicke nur in Folge jener launenhaften Anwandlungen von Großmuth schonten, die zuweilen selbst die verstocktesten Herzen zu überkommen pflegen. (Schluß folgt.)

Digitized by Google

In Paris ist theures Gevatterstehen.

Dort kostet es noch mehr als bei uns, den Eleganten zu machen. Da gilt es, ein "Gevatterkörbchen" für achtzig Francs zu kaufen: in dieses legt man sechs Dutzend Paar Handschuhe, ein Paar Fächer, einen Strauß von „künstlichen" Blumen, die wie, "natürliche" aussehen, und noch sonst einige Bagatellen, z. B. Rosenessenz, Pastilles de Serail etc. und zahlt dafür etwa 400 Francs. Der Kindbetterin kauft man für zwanzig Napoleonsd'or einige Porcellanvasen, der Wärterin eine Garnitur valenciennes Spitzen für fünf Napoleonsd'or und der Amme einen Merinoshawl; das ist Alles. Allenfalls für das Kind noch eine Kinderklapper zu zehn Napoleonsd'or Kurz mit fünf bis sechs hundert Thalern ist die Sache abgemacht, aber anders nicht gut, wenigstens nicht in eleganter Weise.

Humoristisches.

Wirkung des Kummers. Daß Fälle vorgekommen sind, wo das Haar eines Menschen in Folge von Schreck, Kummer oder Angst in wenigen Stunden grau ward, ist eine bekannte Sache. Ein noch weit merkwürdigeres Beispiel aber von Veränderung der Haarfarbe erlebten wir kürzlich in unserer Nachbarschaft wo das schon seit zehn Jahren ergraute Haar einer Dame binnen vierundzwanig Stunden nach dem Tode ihres Mannes wieder kohlschwarz ward!

Gaussart, Präsident der Rechnungskammer, war so bornirt, daß seine Dummheit sprichwörtlich geworden war. Er trat in dem Augenblicke in einen Salon, als einer der anwesenden Herren der sich ärgerte, daß er so schlecht gespielt hatte, ausrief:

„Ich bin ein wahrer Gaussart."

„Ein Dummkopf sind Sie!" rief der Beleidigte.

„Das wollte ich eben damit sagen", entgegnete der Spieler kalt.

Ein vollendeter Arzt. Einer der ausgezeichnetsten und beliebtesten Aerzte unserer Zeit pflegte zu sagen, er halte ein Honorar bei der jedesmaligen Consultation eines Arztes für so nothwendig, daß er, wenn er seine eigene Zunge im Spiegel betrachte, sich einen Louisd'or aus einer Tasche in die andere stecke.

Lumpensammler-Humor. Ein alter Lumpensammler scharrte aus einem Kehrichthaufen auf der Straße eine große Anzahl kleiner Fischbeinstücke heraus. „Hier muß ein unglückliches Frauenzimmer Schiffsbruch gelitten haben!" murmelte er.

Wenn Händel in den Zeiten seines Mißgeschickes in London in seinen Opern und Oratorien fast gar keine Zuhörer hatte und seine Freunde klagten, daß das Haus so leer sei, suchte er sie zufrieden zu stellen: „Das macht nichts aus, desto besser wird die Musik klingen."

Ein lustiger Philosoph verglich das Glück mit einem Schweine, dessen Schwanz mit Fett geschmiert ist und dem Jeder nachläuft, während es doch Niemand festhalten kann.

Von einem strengen Familienvater sagte Jemand: seine Kinder wachsen heran wie Orgelpfeifen und er zieht sie wie ein Bälgetreter.

„Alles wiederholt sich nur im Leben" es kann daher auch nicht Wunder nehmen, daß die Wiedertäufer als Weinhändler wieder aufgetaucht sind.

Während Fielding an seinem Romane „Tom Jones" arbeitete, war er in die darin vorkommende Sophie so ungemein verliebt, daß er jedes Mal so oft er diesem Namen niederschrieb, vor Entzücken Goldsand darauf streute.

Auflösung des Räthsel in Nr. 24.

Hosenträger.

Redaktion, Eigenthum, Druck und Verlag von J. F. Rietsch in Landshut.

Digitized by Google

Nro. 26. VIII. Jahrg.

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsausgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 29. Juni 1862.

Ein Abenteuer eines Zollbeamten.

Aus dem Englischen.

(Schluß.)

Sie hatten sich enthalten mein Blut zu vergießen nicht um meinetwillen, sondern um meines unschuldigen Weibes und Kindes willen. Dies war der einzige Grund, der sie dazu bewog. Aber sie waren nicht willens, mich gänzlich ohne Strafe für meinen strengen Diensteifer entwischen zu lassen und hatten mich daher in eine Lage gebracht von der sie überzeugt waren, daß ich in ihr alle Schrecknisse des Todes empfinden würde.

Sie hatten mich mit verbundenen Augen an dem Rand einer seichten Kreidegrube, die kaum neun Fuß tief war, hängen lassen in der vollen Ueberzeugung, daß ich wähnte, thatsächlich über dem schwindelnden Abgrund der riesigen Klippe zu schweben. Der Boden war in Wirklichkeit kaum mehr als eine halbe Klafter von meinen Füßen entfernt, und als ich um die volle Länge meiner Arme sank, war ich, der ich meine sechs Fuß messe, kaum sechs Zoll vom sichern Boden entfernt. Aber ich starb einen tausendfachen Tod während der schrecklichen Stunde, die ich auf der Dichterklippe zubrachte.

* * *

Ich resignirte auf meine Stelle. Ich Folge der schweren Krankheit, in welche ich nach jener fürchterlichen Nacht verfiel, war ich so schwach geworden und hatte so gealtert, daß ich gerne die Stelle eines Schreibers in einem großen Londoner Institute annahm, welche meine theilnehmenden Freunde mir verschafften. Ich habe mein Glück auf einem andern Lebensweg gemacht. Lucy ist noch an meiner Seite, mein Halt und mein Trost und meine Kinder sind, so wie ich es wünsche. Aber ich habe mich von dem Schrecken jener entsetzlichen Nacht nie vollständig erholen können.

Digitized by Google

Gefährliche Jäger.

Eine amerikanische Erinnerung.

Die großen Gerichtsferien dienten als Entschuldigung: ich hätte mir aber auch in der geschäftsvollsten Zeit des Gerichtsjahres eine Vacanz geben können ohne Nachtheil für meine Berufspflichten. Ich war nicht gerade ein proceßloser Anwalt, denn ich hatte just neunzehn und eine halbe Guinee im abgewichenen Jahr verdient. Ich hing aber nicht von der Gönnerschaft der Oberadvocaten ab: von einer Großtante Vermächtniß hatte ich ein bescheidenes Auskommen, und empfand nun lebhaft den Wunsch, Amerika zu besuchen und meinen Bruder wieder einmal zu sehen. Wir zwei waren die einzigen Ueberlebenden von einer ziemlich zahlreichen Familie. Ich hatte meine Bildung zum Juristen erhalten, Wilhelm aber es vorgezogen sein Glück in der neuen Welt zu machen. Er hatte der wandelbaren Göttin bisher so hitzig nachgejagt, daß die Briefe seiner Verwandten ihn selten trafen, und die seinen selten zwei Mal aus derselben Stadt oder selbst aus demselben Staat her geschrieben waren. Er hatte die rastlosen Gewohnheiten des wanderlustigen Yankee angenommen, — wischte von Florida nach Maine, speculirte bald in Dem bald in Jenem, befaßte sich mit Erzgräbereien und Ländereienhandel, warf sich in einen Beruf, um ihn halb versucht wieder aufzugeben — kurz, führte ganz das dem echten Anglo-Amerikaner so liebe Leben des Allesprobirens und Nirgendsfestwachsens. Aber Wilhelm erwarb was: er klagte nie, verlangte nie Unterstützung von seinen paar noch lebenden Verwandten, und sein elastischer Geist hielt sich obenauf, wie schwimmender Kork in jedem Gewässer, in allen Nöthen und Schwierigkeiten. Als ich das letzte Mal von ihm hörte, war er jüngerer Geschäftstheilhaber in einer neuen Bank zu Neu-Orleans; es ging ihm recht gut, und er lud mich dringend ein, in der gesunden Jahreszeit ihn zu besuchen. Er war in der Rochambeau-Straße, behaus't, und konnte mich, schrieb er, mit allen Berühmtheiten einer Stadt bekannt machen, gegen die Paris selbst matt und alltäglich sei.

Der Spätsommer kam, und ich ging. Ich hatte, seit ich mich zu der Seereise entschlossen, zwei Mal geschrieben, hatte aber keine Antwort erhalten. Das störte mich jedoch wenig. Ich zweifelte gar nicht, daß ich meinen Bruder im Bank-Comptoir sicher vor Anker und seinen Hauptbüchern und Cassabücher finden würde. „Das Bankgeschäft", sagte ich zu mir, „ist ein gesetzter und bleibender Betrieb, und ich bin froh, daß Wilhelm sich einer so besonnenen Art des Vermögenserwerbes zugewendet hat. Das ist etwas ganz Anderes, als sein Californier Land-Schacher, oder sein Texaer Maulthierhandel, oder seine Oregoner Lebensversicherungsgesellschaft. Es wird ihm jetzt gut gehen, und ich werde ihn auf seinem Posten treffen." Fort gings also, Schienen und Dampf brachten mich, ohne das geringste Abenteuer, nach einem gewissen wohlbekannten Hafen am Mississippi, wo ich auf einen Flußdampfer ging; der von mir gewählte war ein stattliches Boot, der „Benjamin Franklin"; er war erst vor einem Monat vom Stapel gelaufen, und seine prächtigen Cajüten hatten noch ihren jungfräulichen Glanz und Zierath. Wie hübsch sie sich ausnahmen mit ihrem verschwenderischen Schmuck von Spiegel, Alabasterbildsäulen, kostbaren Hölzern, Vergoldung, reichen Teppichen und Vorhängen — viel, viel zu schön für die rauhe Mehrzahl der Gesellschaft. Es waren wohl einige gebildete stille Leute an Bord, sie bildeten aber eine unscheinbare Minderheit, und dünkten mir sich nicht bemerkbar machen zu wollen. Die Masse der Passagiere bestand aus ausnehmend wilden lärmendem Volk mit üppigem und verworrenem Haupthaar- und Bartwuchs, und Anzügen, halb stutzerisch halb hinterwäldlerisch.

Digitized by Google

„Das können aber doch nicht lauter Südstaaten-Pflanzer sein, Tafeldecker", erlaubte ich mir zu sagen; „sind's Flibustier oder . . . ."

"Nein, nein, Massa[1])," grinste der Schwarze ganz gesprächig, "sie keine Dschentlemen aus Südstaate, aber auch keine Yänki-Roschenhändler[2]). Massa muß hört habe von de große Goldgräberei am Pike's-Peak (Hecht-Kopf), he?"

"Pike's Peak!," wiederholte ich, meine zerstreuten Erinnerungen zusammennehmend.

„Ja mein Herr, in die alte Felsenberge b'robe Die Passachir' da alle auf'm Weg hin so 'schwind sie könne. Pike's-Peak ein schauderhaft wilde Platz, Massa, gar nicht für ein Christenmensch — ob lieb' Gott, nein:"

Ich hatte von Pike's-Peak, in den Rocky-Mountains, gehört — den Gerüchten von seinen unermeßlichen Goldschätzen, in bunten Gemisch mit gräßlichen Geschichten von Leiden aller Art, vom Tod, Abschlachten der eigenen Gefährten vor Hungerwuth unter den Hingewanderten.

"Aber die Herren dort," sagte ich mit einem Blick nach vier beisammensitzenden, gutgekleideten und anständig sich benehmenden Männern, "gehen doch schwerlich nach Pike's-Peak?"

„Welch', Massa?" sagte der redefreundliche Afrikaner. "Ah! ich seh'; die mit de lilzeweiß Hände und de saubere Krawatt um ihre Halse, und alle de schöne Ring' und Uhrkette, 'witzlich nicht, mein Herr; die nie mit Picke und Schlemwiege grabe gehe; die zu gescheidt seyn, ja wohl."

„Die also sind Pflanzer?" sagte ich mit einigem Interesse.

„Cornelius, Du verdammter Schneeball, bring' mir 'was Kühles," brüllte Einer aus dem Goldgräberschwarm.

„Komme schon, Herr! rief der Tafeldecker, die Serviette schwingend, und antwortete dann auf meine Frage mit: „Hi! hi! hi! Massa mache spaßige Irrthum; Die da Jäger sind."

„Aber wie so . . . . ?" wollte ich weiter fragen, als der ungeduldige Goldgräber den Schwarzen versicherte, er werde ihm „eine blaue Bohne" mit seinem Revolver „in seinem Wanst setzen," wenn nicht die gewünschte Erfrischung augenblicks beschafft werde; auch schien Cornelius diese Drohung nicht als eine bloße Redeblume anzusehen, denn er rannte fort, in sich hineinmurmelnd aber äußerlich folgsam.

Ich blieb allein; doch nicht lange, Einer der Herren, die mir in die Augen gefallen waren, kam sehr höflich auf mich zu und lud mich, als Fremden und Engländer ein, an ihrem Tische Platz zu nehmen.

„Wir können Ihnen vielleicht", sagte der Amerikaner, „verläßliche Auskunft über die Producte und beachtenswerthen Puncte des Landstriches, an dem wir hinfahren geben, und ich brauche wohl kaum zu sagen, daß wir uns Alle ein Vergnügen daraus machen, einem Reisenden zu helfen, unsern Süden richtig zu würdigen."

Recht artig — Das. Gern willfahrte ich und wurde aufs Freundlichste begrüßt. Zwei von der Gesellschaft waren schöne stattliche Männer von überaus einnehmender Erscheinung und

---

[1]) Bekanntlich negerisch für „Master = Herr." [2]) Der echte Yankee oder Neu-Engländer der Nordoststaaten gebraucht fast immer „Nation (spr. Nöhsch'n „Begriff") anstatt des bei andern Englischredenden üblichen „Idea" (Gedanke, Vorstellung,) und „Notions auch sonst ganz willkürlich für „Tändeleien, Kleinigkeiten", oder für eine „gemischte Schiffsladung" u. s. w. u. s. w.

Digitized by Google

schienen scharfen Verstand mit weltmännischer Milde und Glätte zu verbinden. Die beiden andern waren viel jünger und sahen eher verfallen aus, ihr Anzug aber war tadellos — von amerikanischen Gesichtspunkt aus wenigstens — und was sie an Schmucksachen und blendendweißer Wäsche sehen ließen, ihren älteren Gesellschaftern nicht nachstehend. „Nu!“ dacht' ich, wenn, alle amerikanischen „Jäger“ in Kleidung und Manieren so elegant sind, so müssen offenbar, in der neuen Welt wenigstens, Vergnügungen im Freien eher verfeinernd als verrohend wirken.“ Und mit verächtlichem Mitleid gedachte ich der britischen Fuchsjäger oder gar der britischen Wettrennliebhaber, wie ich mir diese stutzende Nimrode des Westens ansah. Doch Das muß ich sagen — nicht ein Wort von Jagd oder Dergleichen bekam ich zu hören. Im Gegentheil, meine neuen Bekannten conversirten über Politik, Handel, die Baumwollenernte, den (bekannten gefährlichen) treibenden und aufstehenden Baumstämmen im Fluß, der letzten Erweckungs-Versammlung, den letzten Dampfboot-Auffliegen, und dem Unterschied zwischen Neu-York und London.

„Sie scheinen Neu-Orleans gut zu kennen, meine Herren“, sagte ich, nachdem ich zwei oder drei Anekdoten zugehört hatte, deren Schauplatz jedesmal in die Hauptstadt des weststaatlichen Flußdreiecks verlegt war.

„'s gibt kein zweites Neu-Orleans!“ rief einer der jüngeren Männer mit einer Art Begeisterung; „'s ist eine capitale Stadt, ein Prachtort, die Crême der Schöpfung. Wie dort verfliegt Einem das Leben nirgend sonst!“

“So habe ich gehört,” sagte ich, mit einem Lächeln, aber etwas zweifelnd; „das Leben soll Einem weit schneller verfliegen, als gerade angenehm ist; in Duellen, meine ich,” setzte ich hinzu, als ich sah, daß man mich nicht verstand.

„Mein Herr,” sagte ein Anderer von der Gesellschaft, „da hat man Sie unrecht berichtet. Nicht als ob ich damit sagen wollte, daß unsere freien Bürger eine Beleidigung zahm einstecken. Nein mein Herr! Allein man übertreibt arg mit den Duellen und tödlich ausgehenden Schlägereien, die tagtäglich im Süden drunten vorfallen sollen. Wir haben chevaleresken Sinn, mein Herr, wir haben Feuer wir sind aber nicht die Ungeheuer, wie man uns malt.“

Ich sagte ihm, ich hätte immer geglaubt, der Staat Mississippi insbesondere sei wegen seiner gesetzlosen Zustände und weil Menschenleben von seinen Einwohnern sehr gering angeschlagen würden, nicht eben vortheilhaft berufen. Die vier Herren schüttelten mit einer Bewegung die Köpfe.

„Pure Verläumdung,” erwiederte eines der älteren Mitglieder der Gesellschaft, dessen Name, wie ich mit seiner Karte erfuhr, Alfonso P. C. Jones war — „pure Verläumdung ich gebe Ihnen mein heiliges Ehrenwort darauf. Wir wohnen allerdings in einem Lande, wo der Blüthenschein des Paradieses noch nicht ganz verblichen ist; in einem Lande, wo der Erde üppige Schönheit zuweilen den Verderber und den Raufbold anlockt, und mitunter Difficultäten sich ereignen. Allein der Friede ist unser Abgott, und der Oelzweig . . . .“

Hier gerieth der Redner, dessen erhabene Sprache da und dort durch (schwer wiederzugebende) Amerikanismen, Verstöße in der Grammatik und im reinen Accent, etwas beeinträchtigt wurde, in einige Verwirrung durch den Umstand, daß ihm sein Bowie-Messer aus seinem Versteck[1]

[1]) Diese furchtbaren — zur Wehr gegen wilde Thiere, wie nur zu häufig! als Mordwaffe gegen Menschen, vornehmlich in den Süd- und Weststaaten, gebrauchten — Messer werden bekanntlich bald in der Beinkleidertasche, bald im Rock oder in der Weste am Rücken hinten verwahrt oder versteckt getragen.

Digitized by Google

irgendwo im gerollten Umschlagkragen seiner Weste herauspurzelte und mit einem schallenden Klapps auf den Mahagonitisch schoß. Er wurde feuerroth und suchte das ungebetene Instrument zu verschieben, als ich mit den Worten die Hand ausstreckte: „Dürfte ich wohl betrachten? Ich habe schon oft gewünscht, ein Bowie-Messer zu besehen!“

Herr Alfonso P. C. Jones reichte ernst die Waffe in ihrer grünen Chagrinscheide herüber und mit großen Interesse betrachtete ich die scharfe schwere Klinge, die starke Parirstange zur Verstärkung des Griffes und Schwunges beim Kampfe Leib an Leib und die Silberbeschläge an Gefäß und Scheide. Herr Jones murmelte unterdessen etwas von der Nothwendigkeit des Selbstschutzes und den vielen Irländern und Deutschen umher.

„Sie müssen so Etwas bei Ihrer Lebensweise oft von Nutzen gefunden haben,“ sagte ich den schweren Dolch wiegend, wie ich ihn zurückgab.

„Was für eine Lebensweise? Was meinen Sie damit?“

So lauteten die etwas hitzig gestellten Fragen, und jede Stirn umzog sich. Ich hatte aber in aller Unschuld gesprochen, und als ich von Büffel- und Bären-Jagden und von den rauhen Urwaldvergnügungen Amerika's zu reden fortfuhr, entrunzelten sich die Stirnen wieder, und meine neuen Bekannten theilten mir eine Menge überraschender Waidwerkstücke mit. Plötzlich fiel mein Auge auf einen bemerkenswerthen Gegenstand. Es war Das kein anderer als das Gesicht Cornelius', des schwarzen Tafeldeckers, das jetzt mit seinen rollenden Augen und offenem Mund so viel Erstaunen ausdrückte, als eine Negerfratze zu leisten vermag. Er gaffte und glotzte erst mich und dann meine Gesellschafter an, in gänzlichem Vergessen des Speisebrettes und Tellertuches, die er trug. Ich sprang auf:

„Was in aller Welt gibt's denn, Tafeldecker?“

Der Schwarze zog mich bei Seite: „Mich Massa keine Lüge sage! Als Britischer mich frage, ob ich wisse, wer Herren mit de liljeweiß' Hände und Menge Goldringe sey'n — mich sage Jäger. Dann Cornelius wiederkomme, und Massa finde unter ihne sitze, so dicke Freund' wie Spitzbube.“

„Und warum nicht?“ fragte ich, völlig im Unklaren; „was hätte ich denn nur an ihrer Gesellschaft auszusetzen können? ja — oder, was für bessere Gesellschaft hätte ich denn finden können, als jene Herren, die, wie Du ja selbst gesagt hast . . . .“

„Willst Du gleich kommen, Du schwarzfratziges Schwarzmaul,“ donnerte eine Stimme aus der Speisekammer, die Stimme des Capitäns selber. „Wie soll denn's Essen zu rechter Zeit auf'm Tisch sein, wenn Du da salbaderst? Freier Neger oder keiner — ich karbatsche Dich wahrhaftig durch!„

Fort flog Cornelius, und ich kehrte auf meinen Sitz zurück, irrgemacht, aber mit unvermindertem Gefallen an meinen Gesellschaftern. Noch ein paar anfregende Geschichten von der Graswüste und dem Urwald — und dann ward eine Partie in Vorschlag gebracht, und zwei Päckchen Spielkarten erschienen, wie hergezaubert, auf dem Tisch. Alfonso P. C. Jones wollte aber nicht spielen und stimmte überhaupt gegen jedes Spiel, außer etwa um bloße Namen-Einsätze, Viertelsdollar-Points, oder dergleichen. Gewohnheitsspiel ist nie nach meinem Geschmack gewesen, aber einen soliden Robber spiele ich wohl daheim, und hatte nichts dawider, den vierten Mann in einem ruhigen Spielchen abzugeben, denn die Einlage war ja so gering, und den anderen Herren durch Herrn Jones entschiedene Weigerung die gehoffte Unterhaltung so gestört. Kaum aber war zum zweiten Mal ausgegeben worden, so erschien schon Capitän Pell in eigener Per-

Digitized by Google

son und schritt finstern Angesichts stracks auf unsern Tisch zu, legte die Faust darauf und sagte:

„Thut mir sehr leid ihr Herren, — aber als Commandeur dieses Fahrzeugs bin ich obligazionirt, zu sagen — zugemacht!

Herr Jones machte, in wilder aber würdevoller Weise, Gegenvorstellungen: „Wahrhaftig Capitän, wir sind so harmlos beschäftigt, wie die Schachspieler dort, oder die begeisterten Leute da, die so ein verteufeltes Geklapper mit ihren Dominos machen. Ich habe nicht gewußt, daß Ihre Schiffsordnung . . . ."

„Dann hätten Sie's wissen sollen! 's steht dort schwarz auf weiß gedruckt, so deutlich zu lesen, wie ein ABC-Buch. Karten sind *untersagt* auf jedem von unseres Eigners Brocken hohlen Gebälks. Ich sage also noch einmal, ihr Herren, zugemacht! oder an's Land!"

Mit dem Kartenspielen hatte es ein Ende, doch konnte ich mich nicht erwehren, an meiner neuen Bekannten unterdrückter Entrüstung über dieses willkürliche Einschreiten gegen unsern Zeitvertreib mitfühlenden Antheil zu nehmen.

Wir fuhren sehr rasch stromab, und die braunen *Levees* oder künstlichen Aufdämmungen des Mississippi-Gestades zeugten sich am linken Ufer, während über ihnen die grünen Kronen hoher, von des Holzschlägers Axt noch verschonter Bäume nickten.

„Wenn Sie uns den Gefallen erzeigen wollen, sagte Alfonso P. C. Jones, nach einer kurzen flüsternden Besprechung mit seinen drei Freunden, auf ein paar Tage unser Gast zu sein, so würden Sie uns damit eine große Freude und Ehre erweisen. Wir steigen bei Grand Golf aus wo der Dampfer nach drei Stunden anhalten wird, und wo ich wohnhaft bin. Wir können Ihnen nur Junggesellenbequemlichkeit bieten, mein Herr, nebst Enten-Schießen; wenn Sie aber nicht zu stolz sind . . . ."

Was konnte ich thun, als eine so offene, wohlgemeinte Einladung annehmen? Es wurde ausgemacht daß ich eine Weile der Gast meiner Reisegefährten sein sollte. Und nun erklang der metallene Ruf zum Mittagsessen, und darauf folgte das gewöhnliche Gedrücke und Ellbogenstoßen und hastige Drängen nach Plätzen. Ich wurde von dem Schwarm mitfortgerissen, und fand mich an der Tafel ziemlich weit entfernt von meinen neuen Freunden eingepferchT. Zu meiner Linken saß ein geistlicher Herr, sanftrothen Antlitzes, ein Bischof der Episkopalkirche, glaube ich; und zu meiner Rechten eine ziemlich einnehmende Dame, mit lebhaften Geschmack für Literatur, eine Frau Gouverneur Gunn. Frau Gouverneur Gunn hatte einen Gemahl irgendwo im Schiff; ein kleiner grauköpfiger Herr mit ausnehmend wehen Augen, welcher Gouverneur von irgend einen Staat nebendraus — Wisconsin, Florida oder Missouri — gewesen war, seine Stelle aber wegen leidender Gesundheit niedergelegt hatte. Die Ehegattin dieses verkümmerten Würdenträgers war unstreitig die Hauptperson an Bord, die Mode-Königin und Geschmaks-Richterin, und hatte geruht, sich mit mir in der früheren Zeit unserer Fahrt huldvoll und fürstlingleich zu unterhalten. Jetzt aber schienen die Quellen der Leutseligkeit der Frau Gouverneurin eingefroren. Sie antwortete auf meine Bemerkungen mit eisigen Einsilbern; stirnrunzelte gegen mich, raschelte mich steif mit ihren Bändern an und ignorirte mich. Ich konnte mir nicht erklären, womit ich Anlaß gegeben hatte; als ich aber dieses feindliche Benehmen weiblicher Launenhaftigkeit zuschrieb und an den Bischof mich wandte, so kam ich ebenso übel an. Er wurde röther von Gesicht und vom öfteren Husten in der Rede heimgesucht, verlor sein mildes Lächeln, und bezeigte keinen Antheil mehr an meinen Bemerkungen über das Prinzip der freien Geist-

Digitized by Google

lichenwahl, der ein weiteres Verlangen nach Auskunft über das britische Kirchenregiment. Cornelius! Was hatte ich denn gethan? Es blieb mir nichts übrig, als meine Aufmerksamkeit den wilden Truthahn und den Wildpretschnitten zuzuwenden, und bald darauf hatte die reichliche Mahlzeit ein Ende.

Wir standen alle auf. Die Frau Gouverneurin, an der Spitze eines Schwarm gefaselter Seidenkleider, fegte in stolzem Zug hinaus nach der Damenkajüte, und nichts blieb übrig, als zu rauchen und zu plaudern, zu faulenzen und zu trinken. Der Bischof schob sich, so bald er konnte, und ich saß nun unter einem Trupp Pflanzer, Sklavenvögel und Dergleichen. Diese gelbgesichtigen Herren schienen mich indessen nicht eben auf's Freundschaftlichste anzusehen. Auf jedem Gesicht lag etwas finster Drohendes, auf jeder Lippe zuckte es wie höhnische Geringschätzung. Ich fühlte mich gekränkt und unbehaglich, konnte aber nicht wohl eine Erklärung verlangen. Ich sah mich flüchtig nach meinen Freunden um, erblickte sie aber nicht, und ging also auf's Verdeck. Das oberste Verdeck eines Mississippi-Dampfers bietet gewöhnlich ein buntes, gewühlvoll bewegtes Leben; so auch diesmal; allein es trug sich ganz eigen zu, daß — so oft ich zu einer plaudernden Gruppe trat, die Gruppe sich zertheilte und zerstreute. Ich hätte ebenso gut ein Pestkranker in einer Seuchenzeit sein können, so allgemein ward ich gemieden, ohne ersichtlichen Grund. Ich zerbrach mir den Kopf, und die Galle stieg mir. Man ging mir aus dem Weg, als wäre ich plötzlich ein Aussätziger geworden. Warum — in aller Welt? Doch einerlei! Meines Bleibens auf dem „Benjamin Franklin" war ohnehin nicht lange mehr. Das Boot näherte sich Grand Gulf; ich sah schon die Schindeldächer und die Glockenthürme über den lehmgelben Uferdamm vorgucken, und es war Zeit für mich, bei dem Tafeldecker meine Rechnung in's Reine zu bringen und nach meinem Gepäck zu sehen. Ich fand den alten Cornelius so grimmig und mürrisch wie ein Bär. Er nahm Bezahlung und Trinkgeld mit einem trockenen „dank' Ihne, Herr!" in Empfang und ließ seine weißen Zähne nicht mehr mich anscheinen. Es kam mir auch vor, als läge ein vorwurfsvoller, fast zornigbeleidigter Ausdruck in seinen rollenden Augen. Doch hatte ich weder Zeit noch Geduld, um eine Erklärung zu fragen. Ich mußte mich auf's Verdeck sputen, gefolgt von einem Farbigen mit meinem Reisesack und Felleisen. Dort traf ich Herr Jones und seine Gefährten mit ihren Habseligkeiten, bereit zum Landen an der Anfurt, der wir rasch zuglitten.

„Willkommen in Grand Gulf, mein werther Herr," sagte mein gastlicher Einlader; „es ist nur eine kleine Stadt, doch . ."

Krach! Ein heller scharfer Flintenknall schnitt Herrn Jones Höflichkeiten kurz ab, und auf ihn folgte das Pfiffpaff mehrerer Feuerwaffen und Stimmengelärm, und dann Todesstille. Herr Jones sah seine Freunde an; ein verstörtes Einverstehen, ein lauerndes Ahnen war in jedem Auge sichtbar, verschwand aber im Nu, und die gewöhnliche ruhige Miene fand sich wieder ein. „Was los in Grand Gulf, vermuth' ich," hört ich einen Nahestehenden sagen, und seinen Nebenmann etwas von „liederlichen Gesellen und Raufbolden[1])" reden.

Wir gingen an's Land. Ein paar magere, abgerissene deutsche Auswanderer mit gelbem Haar und sonnverbrannter Haut, waren bereit, sich mit dem Gepäck der Gesellschaft zu beladen; mit Ausnahme aber dieser Leute, eines Paars halbnackter Negerkinder und eines gähnenden Buchhalters, war die Schiffsländе menschenleer. (Schluß folgt.)

---

[1]) „Rowdies," bekanntlich, in den Vereinigten Staaten.

Digitized by Google

Nordisches Wiegenlied.

Nun geht der Tag zur Rüste,
Still zieht die Nacht heran,
Fernher von Nordlands Küste,
Bricht sich das Nordlicht Bahn.
Du aber, hier, im Kämmerlein,
Mein herzig's liebes Engelein,
Leg' dich mein Kind zur Ruh'
Schließ deine Aeuglein zu!

Schon liegt ob allen Landen,
Die schwarze Winternacht,
Nur ich in süßen Banden,
Will halten bei dir Wacht;
D'rum falte deine Händelein,
Mein herzig's liebes Engelein,
Und schließ die Augen zu,
Mein einzig's Kindchen du!

Fürcht' dich nicht vor Gespenster,
Dich schützt die gute Fee;
Es klopft nur so an's Fenster
Der sturmgejagte Schnee. —
Auch ist der Klageruf vom Bai,
Nur einer armen Möve Schrei —
Dazwischen heult der Wind,
Schlaf ein mein süßes Kind!

Und ob die Brandung tose
Ob Nordlands Küste bebt;
Hoch glüht ja Nordlands Rose
Und Freya's Liebe lebt. —
O fürcht' dich nicht, o fürcht' dich nicht,
Mein Engel du, mein Augenlicht!
Es wacht für dich in Lust und Schmerz,
Ein Mutteraug', ein Mutterherz! —

G. Morin.

Das „Echo de l'Est" theilt folgendes eccentrische Gesuch mit: In einem großen Hause wird ein Frauenzimmer, das lesen, schreiben, rechnen und gut Klavier spielen kann, zum Putzen der Kasserollen gesucht.

In Königsberg kündigte vor einiger Zeit eine Putzmacherin an, „daß sie, dem Wunsche vieler Damen zu genügen, einen Lehrkursus in der Putziatrik zu eröffnen beabsichtige, in welchem sie zugleich Vorlesungen über Haubologie, Hutistik, Krinolinokonomie und Chemisettenkunde zu halten beabsichtige."

Ein Nachbar klagte dem andern, daß er schon Alles gethan hätte, um seine zänkische Frau los zu werden, aber vergebens. „O," sagte der Andere, „gib sie in die Farbe und verliere das Zeichen, dann kann sie dir keine Macht der Erde wiederschaffen!"

Humoristisches.

„Was ist das?" fragte ein kleiner Junge, indem er mit den Händen seinen Kopf ergriff und mit dem Munde pfiff. — Niemand wußte es.. — „Ich will es Euch sagen, das ist ein Pfeifenkopf."

Als eine Anzahl junger Kunstenthusiasten den Wagen einer Tänzerin zogen, und die Gefeierte Blumen aus demselben streute, sagte ein Zuschauer: „Werfen's doch lieber Heu unter die Ochsen!"

„Warum ziehen Sie denn bei Regenwetter immer Schuhe mit zerrissenen Sohlen an?" — „Damit das Wasser, welches oben hineinfließt, unten gleich wieder abfließen kann."

„Fritz, was machst Du?" — „Ich fange Mäuse". — „Wie viele hast Du denn schon?" — „Wenn ich diese habe und dann noch eine, so habe ich zwei."

Ein Weinhändler ruft seinen Hausknecht: „Wilhelm, wo bist Du?" — „Ich sitze im Keller und mache Madera."

Damen und Kerzen brennen nicht immer für Den, der sie putzt.

Redaktion, Eigenthum, Druck und Verlag von J. F. Rietsch in Landshut.

Digitized by Google

Nro. 27. VIII. Jahrg.

Die

Plauderstube.

Eine Sonntagsausgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 6. Juli 1862.

Gefährliche Jäger.

Eine amerikanische Erinnerung.

(Schluß.)

Auch an den aus Balken aufgeführten Kaufläden und den Schenken, und den hohen hager „Hotels," oder denen die Sterne- und Streifen-Flagge wehte, und den Holzhäusern, die von der Straße in ihren Gartenbodenstücken zurückstanden, war nirgends ein Regen oder Zeichen von Leben. Es sah recht trübselig aus — das Grand Gulf; und ich sehnte mich fast auf den „Benjamin Franklin" zurück, wie er von der Landungsbrücke abschwenkte und seine Bahn stromabwärts schnaubte.

Abermals krach! Wieder paff! und ein heiseres Gebrüll, unarticulirt und drohend wie die Töne eines zornigen wilden Thieres, schlug an unser Ohr, und dann ging eine oder zwei Minuten das Geknatter von Feuerwaffen ununterbrochen fort.

„Was geht denn vor?" frug Herr Jones hastig. Der nächste von den deutschen Trägern gab mit einem unterwürfigen Grinsen zur Antwort: „'s ischt a schlimmer Handel, Herr, 's ischt awer nur a Schtraße-Schlägerei; 's hat nix mit der Politik z' tho'n!"

Wir bekamen nun einen ungestüm ab- und zuwogenden Menschenhaufen zu Gesicht, der sich vor einem hübschen Hause gesammelt hatte, dessen schmucke Vorlaube und heller Anstrich sich ein in diesem elenden Ort ungewöhnliches Ansehen geben zu wollen schienen.

„Bei'm Jehosaphat!" rief einer der jungen Männer aufgeregt, und deutete nach dem Schauplatz; „'s gilt unseren Jungen!"

„Ruhig geblieben, ruhig," versetzte Alfonso P. C. Jones, der blaß, aber gefaßt war; „ausgeschritten! durchgedrängt! aber nicht gerannt!"

So maschirten sie, ich immer hintendrein, obwohl vollkommen im Dunkel über den Auflauf und die Volkswuth. Wir erreichten das Gedränge und gegannen uns durchzuarbeiten.

„Wer seyd denn ihr? frug ein grimmig-aussehender Hinterwäldler, den wir anstießen.

Digitized by Google

„Mehr' von der Rotte, rechn' ich, schrie ein Farmer in hausgemachter Leinentracht.

Ich blieb etwas zurück, einer von der Gesellschaft packte mich aber am Arm und drängte mich vorwärts, indem er mir zuraunte; „In's Haus hinein, Fremder[1]), wenn Ihr die Assecuranzcompagnie nicht prellen wollt."

Wir waren jetzt im Garten dessen bunte Blumen der Volkshaufe unbarmherzig zusammentrat. Die Fenster, konnte ich sehen, standen offen, waren aber mit Klötzen und Hausrath verrammelt, und zwei oder drei Gewehrläufe guckten durch die Ritzen. Wir gelangten dicht an die Thür, Herr Jones pochte, und stieß im Klopfen einen eigenthümlichen scharfen Schrei aus. Ich schaute mich nach unsern Deutschen mit dem Gepäck um; sie waren nicht zu sehen. Nach Verlauf einer Minute — der längsten in meinem Leben — wurde die Thür behutsam aufgemacht, aber nur theilweise. „Hurtig!" murmelte eine Stimme an meinem Ohr. Also — hinein! Ein Geschrei — ein Nachdringen: wie eine erzürnte See brandete das Volk zur Thür auf! allein die Mündungen zweier Revolver drohten in die Gesichter der Vordersten, und zurück wogten die Anstürmenden, und wir waren drinnen und die Thüre schloß sich.

Ich war nun allem Anschein nach in einem belagerten Platz und Einer von der belagerten Besatzung. Und doch wußte ich kein Wort vom ganzen Hader und hatte keinen Theil daran. Von allen den seltsamen Schauspielen, die mir dieses fremde Festland bisher gewährt hatte, war dieses das unerklärlichste. Mitten in dem geschäftigen Treiben und fieberhaften Eilen, wie an der Thür wieder Riegel zugeschoben, Ketten eingehängt und Stangen vorgelegt wurden, fragte ich wiederholt, was denn eigentlich sei? aber vergebens: „dank't Euerm Stern, Fremder, für eine heile Haut," war die ganze Antwort, die ich zu erlangen vermochte. Und dann ging's in den obern Stock. In einem, in französischen Geschmack hübsch decorirten Zimmer trafen wir fünf Männer, modisch gekleidet mit blitzenden Ringen und Brustnadeln, und weißen Handschuhen wie meine Einlader. Die Verwirrung die hier herrschte, war aber furchtbar. Die kostbaren Möbel waren als Verrammlung an den Fenstern aufgethürmt worden, untermischt mit Brennholz, Matrazen und Felleisen. Die Gesichter der Fünfe waren von Erregung und Hitze geröthet und bereits von Pulver geschwärzt und ihre Haare in Unordnung. Ein ganzes Zeughaus von Waffen lag umher: Gewehre, Degen, Pistolen, Kugelbeutel, Pulverhörner, Fäßchen, Flaschen, Säbel, Peitschen und Stiefel, Alles durcheinander. Einer von ihnen verband sich ungeschickt den Arm, wie ihm dicke Blutstropfen den Hemdärmel hinabliefen. Die zwei Herren, die uns eingelassen hatten, kamen mit uns herein, so daß es ihnen Eilf waren, mich nicht gerechnet.

„Philipps, was für eine verfluchte Tollheit ist Schuld an allem Dem?" fragte Jones zornig.

„Gelassen, Jones, gelassen" antwortete der Verwundete; „wir brauchen auch noch selber zu händeln, vermuth ich. Die Grand-Gulfer Strolche werden alle unsere Kopfhäute vor Sonnenuntergang haben."

Jones zuckte die Achseln,

„Wie kam's?"

Ein Anderer von den Fünfen antwortete: „Oh, die alte Geschichte. Phillipps ist so verdammt hitzig. Er rieb den jungen Edmonds glatt ab, und sie kamen mit Fäusten hinter-

[1]) „Stranger" — bekanntlich volksmäßige amerikanische Anredeweise anstatt der gewöhnlichen englischen mit „Sir", „Herr".

Digitized by Google

einander, ein bissel, über'm Spieltisch, und der Philipps gab ihm eine Kentuckyer Pille, und hat uns die Horniffen über'n Hals gezogen."

„Der junge Edmonds. Des Richters Sohn — ?" fragte Jones mit einem langen Gesicht.

„Eben Der", lautete die Antwort; „sie haben ihn zum Doctor gebracht, mit noch Athem in ihm, und kommt er davon. —

„'s ist Alles aus mit uns, ihr Herren!" rief ein Anderer, aus dem Fenster schauend

Wir — ich sage wir, denn der Handel begann auch mich erschreckend nah anzusehen, — stürzten an's Fenster und sahen, was mir erschütternd unvergeßlich bleiben wird. Auf einer Thüre von mehreren starken Männern getragen, lag die Leiche eines noch jungen Mannes, eingehüllt theilweise in eine buntfarbige Indianerdecke. Ein alter Mann, mit grauen Haaren und ehrwürdigen Ansehens, weinte über der regungslosen Gestalt, während ein Gedränge zorniger Männer mit geballten Fäusten und geschwungenen Waffen sie umstand. Unterdessen hielt ein langer Gesell, der auf einer Stange, als wie ein gräßliches Banner, das blutige Hemd des Ermordeten trug, eine feierliche Rede an eine dichte Masse menschlicher Wesen ober deren dunklen Häuptern wir das unheilbrohende Blitzen von Aexten und Flintenläufen sahen.

„Da, sehen Sie, was Sie uns zugezogen haben, mein Herr Philipps!" sagte Jones, bitter und zähnenknirschen.

„Die alte Geschichte vom Topf und Kessel, rech'n ich!" versetzte Philipps mürrisch; „spar' Deinen Athem zum Probiren, ob Du den Henker betrügen kannst."

Vom Volksschwarm unten heulte es herauf: „Schlagt sie todt? brennt ihnen 's Haus über'n Köpfen zusammen! Vorwärts Jungen!" Und zwanzig Kugeln flogen, und splitterten die Gitterläden, und schmetterten in Decke und Getäfel.

„Nicht gewichen!" schrie einer der Kühnsten, „Darauf losgefeuert, ihr Herren, und wir schlagen sie doch noch ab!„ Der Sprechende schoß eine Büchse nach dem Ziel der Menschenmauer ab? ein Schmerzschrei folgte, und dann ein wildes Gebrüll.

In einem Augenblick gab es ein scharfes Wechselfeuer. Die Schüsse knallten betäubend. Thüren und Fenster rasselten wieder, das Gemach füllte sich dicht mit Rauch und der Schwefelqualm des Pulvers erstickte mich halb, wie ich mit dem Rücken an die Wand, in einer Vertiefung zwischen den Fenstern, mich drückte und in verhältnißmäßiger Sicherheit den Ausgang des Auflaufes abwartete. Wie er eigentlich entstand, wo er hinaus wollte — was wußte ich davon? Angreifer und Angegriffene waren mir gleich, nur wünschte ich von Herzen, Herr Jones wäre minder gastfrei oder ich minder willfährig gewesen. Die Belagerten wehrten sich tüchtig, feuerten unabläßig mit Revolver und Büchse, während ich Herrn Jones sie aufmuntern hörte. Allein Vier lagen bereits verwundet am Boden; Einer von ihnen tödlich getroffen, nach dem Blut zu urtheilen, das ihm aus den Lippen quoll, wie er nach Athem keuchte. Ich kniete zu dem andern Menschen nieder, um ihn, so gut ich mit meiner Ungeschicklichkeit vermochte, Hilfe zu leisten, da entstand ein Krach ein Schlachtgeheul, ein Anbrang und die Verrammlung war überstiegen oder überwältigt, und die Bürger strömten herein, wüthend wie ein Sturmtrupp. Umgerissen, getreten, sterbensübel und schwindelig, wurde ich aus dem Handgemenge gezerrt und fand mich auf der Straße — geknebelt, ein Gefangener. Neben mir war die Mehrzahl meiner neuen Bekannten, mit zerfetzten Kleidern, wund von Tritten und Stößen, und die Gesichter kaum zu sehen durch ihre Masken von Blut und Schießpulver; sie waren Alle gebunden und bewacht.

Digitized by Google

„Schleppt sie vor, 'nauf zur Eiche; das Gericht sitzt dort!“ brüllten ein halbhundert Stimmen; und fort zerrte oder stieß man uns nach einem begrasten Raum, wo ein mächtiger, einzelstehender Baum seine Aeste breitete, während unter seinem Schatten ein Schock Farmer und Schiffer, wohlbewaffnet, standen.

„Jetzt daran!“ schrie der Haufe; wir haben sie, mit rothen Händen . . . .!“

Einer zupfte mich am Aermel und deutete auf die Eiche, in deren Aeste mehrere Männer geklettert und geschäftig daran waren — wie ich mit Schauder sah — einen Strick und laufende Schleife an jedem Ast einzuziehen, der stark genug war, als Galgen aus dem Stegreif zu dienen.

„Stille für den Richter Lynch!“ schrie ein diletattirender Ausrufer.

Ein langer hagerer Farmer stellte den furchtbaren Richter vor, und redete die Versammlung an: „Mitbürger! ich bin kein gabelzüngiger Advocat und auch kein Stumpenredner[1]), aber 's ist nicht schwer, den Sattel auf's rechte Roß zu klappern. Man hat unsere Rösser gestohlen, unsere Schwarzen verlockt, unser Trinken mit Tollsäften und Schlafmitteln versetzt, und unsere Dollars aus unseren Beuteln gehext. Das ist schon arg genug; kommt's aber zu Blut . . . .“

Tobendes Geschrei übertönte hier des Redners Stimme; darauf schrie der öffentliche Rufer aus, die Jury sei gebildet und die Angeklagten müßten vor Gericht gestellt werden. Ich wurde mit den Uebringen vorwärts gestoßen.

„Schuldig, oder nicht?“ lautete die strenge Frage.

Einige von ihnen zitterten stark. Jones und Phillipps waren ruhig, aber es war die Ruhe der Verzweiflung.

„Schuldig, oder nicht schuldig?“

Macht ein Ende mit der Posse,“ rief Jones. „Ihr habt uns; Esel, doppelter der ich war, in die Falle zurück zu laufen! Thut euer Aergstes!“

„Sind die Stricke dort droben parat?“

„Alles parat, Herr Richter,“ lautete die Erwiederung.

„Dann, meine Herren Geschworenen Ihren Wahrspruch.“

„Schuldig! Alle schuldig!“

Der grimmige Richter rief: „Ich kann nur ein Urtheil fällen. Tod. Einen Strick per Stück, und gut Heil für Stadt und Staat für's Loswerden.“

Ein Beifallsgeheul brach los; man riß uns unter den Baum hin, und bald lag ein Strick um jeden Hals. Da fand ich meine Stimme wieder und appellirte laut, indem ich meine Unschuld betheuerte, und daß ich ein harmloser Reisender, ein Engländer, sei, und so weiter. Ein schallendes ungläubiges Gelächter entschied meine Appellation.

„Britischers haben keine obrigkeitliche Bewilligung zum Rauben und Morden, Das sollt Ihr auf Eure Kosten erfahren,“ sagte ein bejahrter Farmer, der mich hielt.

„Erstickt den Heuchler!“ rief ein Schiffer.

„Habt ihr's gehört, das scheinheilige feige Stinkthier,“ schrie ein anderer Kerl.

„Kannst Du Dir kein Muster an Deinem Hauptmann, dem Jones dort, nehmen und sterben wie ein Mann?“

---

[1]) Amerikanismus für: Volksredner, besonders bei Wahlen, der (ursprünglich) von einer improvisirten Bühne, einem Baumstumpf, redete.

Digitized by Google

Meine Augen folgten des Fragenden ausgestecktem Finger; ich sah das schwarzgewordene Gesicht und die stierenden Augäpfel meines vorigen Bekannten, wie sein zappelnder Leib einige Ellen vom Boden baumelte.

„Jetzt an den Philipps," schrie's; und ich schloß die Augen, des Elenden Hinrichtung nicht zu sehen.

„Der Morgan zum Dritten; der Britischer zum Vierten," verkündigte Richter Lynch. Hinauf mit dem Philipps! Angezogen und gehalten!"

„Glukk!" schrie Einer, mit einer gefühllosen Lache.

„St! halt' Deine niederträchtige Zunge und spott über einen Sterbenden nicht," versetzte ernst ein ehrlicher Patländer[1]).

„Jetzt den Morgan!" lautete die nächste Aufforderung.

„Da kommt der Viceschreiff!" schrie eine Stimme, wie man ein Pferd herangaloppiren hörte.

„Was dann?" rief ein anderer dagegen: „Das souveräne Volk läßt sich um seine Rache nicht betrügen. Zudem — ist der Wilm Hudson ein guter Kerl."

Wilm Hudson! Alles Blut schoß mir vom Kopfe nach dem Herzen und wieder zurück, und es prickelte mir in allen Gliedern. Ich hieß ja Hudson — und „Wilhelm" hieß ja mein Bruder! Ein Blick genügte, wie ein jungegebräunter Reiter in den Haufen sprengte. Es war Wilhelm — der Bruder, den zu besuchen ich gekommen war — zu rechter, zur höchsten Zeit! Was gethan, was gesprochen ward — ich weiß es nicht mehr; ich weiß nur, daß ich in etwa zwei Minuten aufgebunden, gerettet, frei war, Arm in Arm mit meinem Bruder, und daß die rauhen Menschen, die mich eben hatten hängen wollen, mir nun fast die Hand ausdrehten, wie sie sie, um Verzeihung wegen eines „dummen Versehens" bittend, drückten. Nicht nur mir erwies Wilhelm sich hilfreich: ich zupfte ihn am Aermel und bat ihn, was er könne für die elenden Menschen zu thun, die, was sie auch verbrochen haben möchten, in Todesnoth seien. Er drängte mich schnell in eine Kneipenstube, zog die Thür zu, ging hinaus und verließ mich. Ich hörte Geschrei, Gelächter, Gegrunze, den Beifall, das Murren eines Volkshaufens. Nach einer Weile kam Wilhelm zurück, das Gesicht mit einem Taschentuch sich wischend, sehr roth und zerzaust.

„Hu!" rief er; „das hat Mühe gekostet. Doch hat's gefruchtet, wiewohl mir die Zunge weh thut von dem Reden. Ich hab' dir's zulieb gethan, Georg, Herzensjunge, und zum Glück hat man mich gern hier. Theer und Federn, anstatt Hängens, und neunundbreißig mit dem Ochsenziemer, tüchtig aufgemessen, Das wird ihre Schönheit auf eine Weile herunterbringen. Aber wie kamst Du zu Denen?"

„Erst, Wilhelm, sage mir, was Dich hieher brachte? Ich meinte, die Bank in New-Orleans . . . ."

„Bah!" fiel mir mein amerikanisirter Herr Bruder in's Wort; „eine alte Geschichte — das! Sie fallirte, und konnte eben noch fünfzig Prozent zahlen. Ich bin hier Agent für eine Fahrniß-Versicherungsgesellschaft. Es geht mir gut, und ich bin Viceschreiff. Hast Du denn meinen Brief in New-York nicht erhalten? Aber wie verhält sich's nun mit Deinen Zusammensein mit jenen Schurken, von denen zwei gehängt und vier erschossen worden sind, höre ich; he?"

[1]) Irländer — von St. Patrik, dem Schutzheiligen Irlands.

Digitized by Google

„Ei, man sagte mir, es seien Jäger, Wilhelm, und . . ."

„Oh Du — Grüner!" sagte mein Bruder launig; „hast Du an Fuchsjagd oder Rebhühnerknallen gedacht? „Jäger" in Amerika heißt so viel wie — Gauner, Spieler, Dieb, Schwindler Galgenvogel!"

Meines Bleibens in Grand Gulf war nicht lange, und vergessen werde ich es nicht so bald . . . .!

Das Turnier zu Tournelles.

In einer soeben erschienenen Erzälung aus dem Mittelalter, die „Chastelard" heißt und weit glücklicher ist, als die „Drachenhunde von Rhodos" theilt Brachvogel historische Erinnerungen aus dem Jugendleben der Maria Stuart mit, einer Heldin, die für alle Zeiten durch ihre Schönheit und Liebenswürdigkeit interessant bleiben wird.

Bekanntlich vermählte sie sich in erster reiner Jugendliebe mit dem Dauphin, nachmaligen Franz II., Sohn Heinrichs II. Bei dieser Gelegenheit fand ein Turnier in Paris statt, dessen unglücklicher Ausgang als blutige Vorbedeutung für die übrigen Schicksale der schottischen Maria angesehen werden kann.

Endlich, sagt der Verfasser, ward die Vermählung Maria Stuarts und des Dauphins im Frühlingsanfang des Jahres 1557mit solenner Pracht, gefeiert und die junge Königin nahm ihrem historischen Rechte zufolge den Titel einer Königen von Schottland und England an.

Es war, als hätte das Geschick Maria bestimmt, die drei Kronen der größten nordischen Seereiche, so Distel mit Ginster und Lilie zu vereinigen, denn Schottland gehörte ihr laut directer Erbschaft, Frankreich wurde einst Besitz ihres Gemahls und die Ehe der Königin Maria von England mit dem Infanten Don Philipp von Spanien war kinderlos.

Mit ihrem Ableben fiel daher die Krone, weil Heinrichs VII. und Anna Boleyns Tochter, Elisabeth, als Bastard galt, auf die französisch-schottische Seitenlinie und deren Gesammtträgerin Maria Stuart.

Wohl nie schien ein Parteitriumph größer, als der, welchen das Haus Guise und Katharina von Medicis am Hochzeitstage Maria Stuarts feierten. Keine Seele mochte aber ahnen, daß all' diese Hoffnungen nach und nach zusammenschmelzen sollten, zu einem kleinen, letzten, Pulsschlag, der auf dem Block im Keller zu Fotheringhay verröhnte.

Alles war damals in Paris Wonne und Freude; Tanz, bunte Aufzüge, Festspiele, Ronsard'sche Lieder, Ringelrennen und Falkenbeize wechselten in bunter Lust, und Allem voran war Maria Stuart mit dem geliebten Dauphin, den treuen Paladin Chastelard hinter sich, der Stern aller Frauen, die Sonne der Ritterschaft, allbelebend und entzückend.

Dem jungen erlauchten Paare war, der geheimen Absicht Katharinens und des alten Claude von Guise gemäß, ein eigener ganz abgesonderter Hofstaat gegeben worden, der aus d' Anville als Hofmarschall, Boscosel als ersten Kammerherrn, der kleinen Papillon wie den vier

Digitized by Google

schottischen Marien als Hofdamen und der Gräfin d'Andelot als Hofmeisterin, daneben aus einigen Cavalieren, Prälaten und einer kleinen Hofcapelle bestand.

Unter den schottischen Lords und Edelleuten, die Mariens Mutter, die Königin-Regentin, und das Parlament von Edinburgh zur Vermählung ihrer Königin gesendet hatten, befanden sich als Repräsentanten alle Die, welche mit dem schottischen Königshause verwandt waren. Die Geschlechter der Grafen von Lennor und Hamilton waren in ihren Häuptern vertreten. Neben ihnen glänzte Graf Morton, auch der schwarze Douglas genannt, ein Mann vom ernstem schönem Angesicht, etwas melancholisch, dem das pechschwarze Locken- und Barthaar so eigen, so zauberisch zu dem bleichen feinen Zügen, der gewölbten großen Stirn stand. Zwar hatte er einen kleinen Buckel, trotzdem aber fanden ihn die Damen interessant, wozu noch kam, daß er der tapferste und mächtigste Mann in Schottland war.

Der französische Adel sendete seine Zierden zum Gefolge des Eidames nach Paris und es ward beschlossen, ein Turnier zu halten, in dem die ganze Herrlichkeit eines Ritterthums entfaltet werden sollte, das seinem wahren Sinne nach nicht mehr bestand und längst in ränkespinnendem Höflingsgeiste oder hugenottisch politischen Sonderzwecken erstickt war.

Und doch glüthe Alles, was ein Wappen trug, diesem glänzenden Spiel entgegen; schon wurden auf dem Platze des Schlosses Tournelles die Palissaden gezogen, die Tribünnen errichtet. Waffenschmiede, Juweliere und Schneider hatten vollauf zu thun, und die Cavaliere erbaten sich bereits Liebespfänder und Talismane, um „hoch zu Roß das Zeichen ihrer Dame" zu Kampf und Sieg zu tragen!

Der König selbst, ganz gemacht zu solchen Schauspielen, der alte Herzog Claudius von Guise, sein Sohn der berühmte Franz von Aumale mit der Wunde, der Herzog von Savoyen und die Herzoge von Ferrara und Nemours waren es, welche die Bahn hielten (les tenants:) Alles glüthe, Alles schmückte sich, man war „aus dem Häuschen."

Bei alledem sahen sich die wilden Vorbereitungen, die todesmuthigen und überschwänglichen Sinnsprüche, welche der Adel zum Kampfe wählte, gefährlicher an, als die ganze Sache in Wahrheit war.

Das Schauspiel war keineswegs ein Kampf auf Leben und Tod, etwa eines jener alten guten Turniere, wo man nicht zufrieden war, wenn nicht ein Dutzend edler Recken, den Speer im Leibe hinaus getragen wurden.

Jene mörderischen und rohen Spiele, bei welchen die Gewalt des Lanzenstoßes, der plumpe Anprall der Pferde Alles entschied, ja schließlich selbst Schwert und Streitbeil, Kolben und Gnadendolch der Schlächterei die Krone aufsetzten, waren längst, als zu roh für den damaligen Bildungsstand, außer Brauch gekommen. Der Kampf mit Hiebwaffen war in die Feldschlacht verwiesen und seit der Zeit für den Adel keine Ehre mehr, als man mit Söldner ins Feld zog, seit Feldschlange und Hasenbüchse ihre polternde Unterhaltung in der Schlacht hielten.

Die Lanze allein verblieb noch dem Ritter, und da es bei dem Rennen nicht auf den Tod des Gegners, sondern nur darauf ankam, daß die Lanze splitterte oder man ihn hülflos machte so wurde nur en courtoisie, das heißt mit Lanzen ohne Spitzen, gestochen; die Gewandheit des Körpers, die Dressur und Beherrschung des Pferdes, — die Flinte war die Hauptsache. Daß dabei Unglück genug geschehen konnte, einige zerbrochene Rippen und Schlüsselbeine in den Kauf kamen, verstand sich von selbst, schließlich aber war die Blamage des Verlierenden die schmerzhafteste und meistens einzige Pointe des Kampfes. (Schluß folgt.)

Digitized by Google

Nachruf!

Beim Scheiden meines Bruders.

Noch Einmal möcht ich aus der Ferne senden
Ein Lebewohl, geliebter Bruder Dir!
Noch Einmal meine letzten Grüße spenden
Recht innig, warm, in diesen Zeilen hier.

O! nimm Sie auf, so herzlich wie ich's meinte,
Sie kommen ja aus treuer Schwester Brust;
Wohl manche Thräne still dabei ich weinte,
Daß unter Fremden Du nun weilen mußt.

Zu rasch rief Dich die ernste Pflicht von hinnen,
D'rum doppelt schwer uns auch die Trennung fiel.
Ach! uns hat nie die Sonn 'des Glück's geschienen —
Noch fanden Beide wir kein sich'res Ziel.

In strenge Schule nahm uns oft das Leben —
Nicht selten war voll Dornen unser Pfad;
Möcht' nun doch endlich Dein Stern sich erheben,
Weil Keiner uns bisher geleuchtet hat.

Möcht' sich die Zukunft freundlich Dir gestalten,
Wohin Dich jetzt des Schicksals Stimme rief;
Nie darf der Mensch verkennen höh'res Walten,
Geh'n ihm auch alle seine Pläne schief.

D'rum wären wir selbst nur zum Leid geboren —
Man soll auch Dieß' uns standhaft tragen seh'n,
Mit festem Muth; denn, es ist Nichts verloren,
Muß nur die Seele nicht mit untergeh'n!

Laß uns auf Gott in jeder Lag vertrauen!
Liegt im Gebet ja wahrer Trost allein;
Rechtgläubig, fromm, auf Seine Hilfe bauen,
Dann, mag auch noch so schwer die Prüfung sein; —

Wir werden dennoch siegreich Sie bestehen.
Frei ist der Geist drückt auch die Erdenlast
Den Körper nieder, Er wird neu erstehen
Wenn nur den Glauben Du gerettet hast!

Wem Religion und Tugend ganz entschwinden —
Wer das Bewußtsein eig'nen Werths verlor —
Nur Der muß ewig sich im Schlamme winden,
Ihm fehlt die Kraft, die Andre zieht hervor.

Ist Dir die Achtung vor Dir selbst geblieben,
Ist Dein Charakter fleckenlos und rein —
Dann wird man überall ehren Dich und lieben,
Ob Du magst hoch — ob Du magst niedrig sein.

Mit Stolz vertrau ich Deinem edlem Sinne!
Was Du jetzt warst, wirst Du auch ferner sein;
Gelobend Dir, mit ernst bewegter Miene,
Auch Deine Schwester bleibt von Flecken rein! —

O! Vater, Mutter, breitet segnend nieder
Auf Eure Kinder liebevoll die Hand,
Bis wir vereint Euch Alle seh'n einst wieder
Nach kurzem Kampf im wahren Heimathland.

Und fleht zum Herrn, an Seinem Strahlenthrone
Wo unversiegt der Born der Gnade rinnt,
Daß er im vollsten Maaß die Guten lohne
Die Euern Waisen, Vater, Mutter sind.

Was Ihnen wir durch Liebe nur ersetzen,
Möcht Er durch Glück, Gesundheit reich verleih'n!
Wenn uns're Augen Dankesthränen netzen,
Möcht' er als Perlen sie zu Kronen reih'n.

Damit die Theuern herrlich, glänzend schmückend,
Wenn einst verklärt Sie Seinem Throne nahn';
Die Kron aufs Haupt mit hehem Worte drückend,
„Was Ihr den Armen — habt ihr Mir gethan!"

Landshut, 1. Juli 1862.

Clara Mittermeier.

„Wie weit ist es von Oldenburg bis Bremen?" fragte ein Fremder. — „Acht Stunden." — „Und wie weit ist es von Bremen bis Oldenburg?" — „Nun, da wird es doch ebensoweit sein? — „O, bitte um Verzeihung, daß ist doch nicht immer der Fall. So sind es z. B. von Ostern bis Pfingsten sieben Wochen und von Pfingsten bis Ostern fünfundvierzig!"

Humoristisches.

Ein altes Schiff

Als in Majda, im toron'aler Comitat in Ungarn, ein Einwohner sich einen Brunnen graben wollte, stieß er in der Tiefe von sechs Klaftern auf den Vordertheil eines großen Schiffes welches er dann, genauer untersuchend, mit Hirsen angefüllt fand. Das Holz des vor vielleicht Jahrhundert versenkten Schiffes war so vermorscht, und die über einen Schuh langen Nägel so verrostet, daß man das Holz nur in kleinen Theilen herauszubringen vermochte. Der Hirsen war von aussen zwar roth, aber im Innern war die natürliche Farbe unverändert erhalten worden.

Redaktion, Eigenthum, Druck und Verlag von J. F. Rietsch in Landshut.

Digitized by Google

Nro. 28. VIII. Jahrg.

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsausgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 13. Juli 1862.

Das Turnier zu Tournelles.

(Schluß.)

Ganz Paris brannte so auf denselben, daß der Trauungsact, wie alle übrigen vorhergehenden Festlichkeiten, nur geringes Aufsehen machten.

Endlich war der ersehnte Tag da.

Vom ersten Stock und vom dem Balcone des alten Tournelles reicht' eine Tribüne für den Hof bis auf die äußerste Schranke des Platzes hinab, die ihn in weitem Oval umfaßte. Diese Palissaden umdrängte das Pariser Volk, welches schon vor Tage von jedem Zoll Raumes Besitz genommen hatte. Die Turnierbüttel und Schweitzer boten bereits alle Kraft ihrer natürlichen Grobheit auf, um den jauchzenden Plebs in Ordnung zu halten Auch die Fenster der Häuser ringsnm waren dicht mit geputzten Leuten besetzt, die Dächer theilweise abgedeckt, damit zwischen Himmel und Erde ja Alles benutzt sei, was dem Auge einen Anblick dieses Festes gewähren könnte.

Es war acht Uhr Morgens und der herrlichsten blaue Himmel, der heiterste Sonnenschein, als drei Karthaunenschläge den Beginn der Festlichkeit verkündeten.

Der Hof erschien und füllte die breite, mit Teppichen geschmückte Tribüne, in deren Mitte die Königin Katharina von Medicis, ihr zur Rechten Maria Stuart, zur Linken die Großherzogin non Savoyen Platz nahmen.

Um sie drängte sich ein Kranz blendender, juwelenstrotzender Frauen, Kämmerer, Marschälle oder ältere Herren des Hofes, die dem Vergnügen, auf den Sand gesetzt zu werden, bereits entsagt hatten.

Weiterhin an einer Seite der ersten Reihe saß Diana von Poitiers, immer noch schön und bezwingend, „die Allsiegerin", warf ihre feurigen Augen ringsum und verneigte sich mit spöttischem Lächeln gegen Katharina, die ihren Gruß nicht erwiederte.

Fanfaren erschellen, und die königliche Leibgarde zu Pferde, aus jungen Edelleuten gebildet geführt von dem greisen Montgomery, des Connetable Montmorency Schwager, umritt langsam

Digitized by Google

den innern Raum der Arena, die Musik voran. Darauf folgten die Herolde, die Turnierknechte, und Adelsmarschälle. Demnächst erschien der König allein, in ganz vergoldeter Rüstung, aus der die Lilie entsprang. Ihm folgten in einer Reihe der Dauphin, die Prinzen Carl und Heinrich und der Herzog von Savoyen. Nach diesen die Herzöge von Nemours, Ferrara, und — Montecchi und Capulette Frankreichs, die Guisen und Montmorencys, mit ihren Söhnen und Vettern, gehüllt in ihre Farben mit mancherlei Sinnbildern und Devisen auf den Schildern. Ihnen nach zog ein blitzender Pfauenschweif von Edelleuten, unter ihnen Chastelard in schwarzer Rüstung, mit der schottischen Distel und der Devise im Schilde: „Sie sticht!"

Von dem Volke mit Jubelgeschrei, von den Damen mit wehenden Tüchern begrüßt, umzog der Zug den innern Raum und, nachdem der erste Herold das Turniergesetz verkündet, gab Königin Katharina das Zeichen zum Beginn des Spieles.

Alle verließen die Schranken.

Nach kurzer Pause schmetterte die Fanfare, der König ritt ein, hinter sich den Dauphin, um das Spiel zu eröffnen.

War es kecke Herausforderung des Schicksals, daß Beide Spitzen auf den Speeren hatten? — Vater gegen Sohn? — Es war so ernst wohl nicht gemeint, es galt nur à tourner au bouquet, ein Blumenrennen.

König Heinrich begab sich an die Tribüne zu Katharina, welche unterhalb der Spitze seiner Lanze einen kleinen Kranz rother Rosen anstreckte, indeß Maria Stuart einen Kranz weißer Rosen unter der Lanzenspitze des Dauphins befestigte.

Beide Kämpfer verbeugten sich, ritten ans Ende der Schranken, stellten sich einander gegenüber und die Musiker spielten eine lustige Weise.

Der Sieg gehörte demjenigen, der des Gegners Kranz vom Schafte stach.

Das Spiel war ebenso anmuthig wie belustigend. Ungemeine Geschicklichkeit war Alles. Gefährlich blieb es nur insofern, als die Spitze die Streitenden verleiten konnte, die Lanze zu sehr zu senken.

Mochte die Jugend ihn behender machen, kurz, dem Dauphin gelang es, mit hastigem Stich seinem hohen Vater den Kranz zu entreißen, doch rasch den Renner wendend, ließ er beide Kränze vom Schaft auf den Helm des Königs gleiten, eine Galanterie, die ebenso von des Sohnes Geschicklichkeit wie Bescheidenheit Zeugniß gab.

Der König, ein wenig ärgerlich, war doch über diese Huldigung höchst erstaunt und unter donnerndem Beifall der Menge warf er den Speer fort und umarmte den Sohn.

Nunmehr begann das eigentliche Speerrennen ohne Spitze. In wenigen Minuten ward eine Schranke in der Mitte der Arena aufgerichtet, die den Raum in zwei Theile theilte und bis an den Leib der Pferde reichte.

Der König hielt nunmehr gegen seinen Schwager, den Herzog von Savoyen.

Bei diesem Turnier wurde die stumpfe Waffe auf den Körper des Gegners gerichtet, und wenn die Waffe splitterte oder der Stoß geschehen war, gebot es die Sitte, den Speer wegzuwerfen, damit die Kämpfenden sich nicht verwickelten oder wider die Abrede verletzten.

Wenn man erwägt, daß jeder Reiter sein Pferd kunstgerecht zu regieren, mit dem Schilde den Stoß abzuwehren, seine eigene Waffe zu gebrauchen und sie, wenn der Stoß geführt war, rechtzeitig zu entfernen hatte, dieß Alles aber im Zeitraume einer einzigen Secunde beachtet werden mußte, kann man vor der Kaltblütigkeit wie Gewandheit der Kämpfer nur die höchste Achtung haben.

Digitized by Google

Beide Streiter rannten auf das Signal. Der König hatte dießmal mehr Glück, Savoyens Speer zersplitterte bis zum Heft an des Königs Schild, und der Herzog wankte vor dem königlichen Stoß im Sattel.

Darauf forderte der Monarch, dessen Blut nachgerade in Wallung kam, den Grafen de Lorges, Montgomery's Sohn, eines der tapfersten Mitglieder des Hauses Montmorency, heraus.

Beide rannten — de Lorges war bügellos.

Es schien, als sollte der Preis des Tages dem König zufallen.

Auf dringendes Bitten der Königin hielt nun der König ein wenig inne und ließ den Platz den Andern.

Der alte Claude von Guise mit dem Connetable von Montmorency stellten sich.

Hie Welf, hie Waiblingen — der Connetable kam aus dem Sattel.

„Die Montmorencys haben heute Unglück!" lachte Katharina und sandte einen spöttischen Blick hinüber, wo die Herzogin Valentinois mit ihrer Clique saß.

Paar um Paar ritten auf einander. Die Parteileidenschaft kam zu gekränkter Ehre, schon waren einige Verletzungen vorgefallen.

Chastelard hatte eben Franz von Guise, den ersten Halben Frankreichs satteleräumig gemacht ein Jüngling einen Mann, es war ein Scandal!

Diana von Poitieres lachte nunmehr höhnisch hinüber zu Katharina und den Guisen.

Graf de Lorges empfindlich über die erste Blamage, hatte in der Hitze geäußert:

„Ich habe vor der Krone gewankt, nicht vor Heinrichs Speer!"

Dienstfertige Zungen hatten es dem Könige hinterbracht und wiewohl noch ganz erschöpft von dem dreifachen Gang, forderte er persönlich mit lauter zorniger Stimme den Grafen de Lorges und sagte:

„Einer von uns muß auf den Grund!"

Kein Bitten der Königin, keine Vorstellung des Hofes halfen. Der Dauphin, alle Guisen wollten für ihn rennen, wüthend befahl er, den Raum frei zu machen.

Todtenstille, lähmende Angst streckte ihre kalten Flügel über die glänzende Versammlung.

De Lorges, seine Aeußerungen tief bereuend, ritt auf den König zu, schwang sich vom Pferde und nahte sich kniebeugend den Monarchen, eine letzte Verständigung suchend.

„Majestät, ersparen Sie Ihrem armen Diener die Furcht, sich nochmals Ihrer geheiligter Person entgegenstellen zu müssen. Ersparen Sie mir die furchtbare Wahl zwischen dem, was mir meine Ehre und Ehrfurcht gebietet, ich kann unbesonnen, doch nie ein schlechter Vasall seyn."

„Leere Ausrede, Graf!" knirschte der König, „ich hab's gesagt, Einer von uns räumt das das Pferd, haha! Ihr braucht Herrn Heinrichs nicht zu schonen."

„Majestät! Gnade!" und mit unerklärbarer Angst nahte sich de Lorges nochmals dem Monarchen, ein Paar Thränen liefen ihm über die Wangen.

„Hoho, weint Ihr gar vor Angst? Ein Montgomery!?"

Das war zu viel!

„Nein, bei der Höllenstrafe, ich weine nie!" Mit einem Satz war de Lorges im Sattel. Umsonst, daß der Marschall von Vieilleville dazwischen ritt und den König anflehte, er möge abstehen, ihm habe geträumt, dieß Turnier sey dem König verderblich. Der König war blind, de Lorges aufs Blut erbittert.

Mit schneidendem Tone befahl der König dem Herold, das Zeichen zu geben.
Die erste Fanfare schmetterte, der Raum ward leer.
Die zweite Fanfahre erklang, die Kämpfer stellten sich.
Der dritte Trompetenstoß — und knirschend trafen sie auf einander.
Eine Staubwolke wirbelte empor — ein Wälzen — ein furchbarer Schrei.
„Wer? — Wer ist gefallen?"
Allmächtiger Gott, de Lorges kniet ächzend, händeringend auf dem Sande, neben ihm dehnt König Heinrich sich im Todeskampfe.
Die Waffe des Grafen hat ihm den Helm gesprengt und ein Lanzensplitter drang durch sein Auge in's Gehirn.
Ein allgemeines Geheul des Entsetzens.
„Der König stirbt!"
Man bringt den armen Monarchen hinweg.
De Lorges ist nicht schuldig, nur ich", hat der König noch gerufen.
Die Montmorency's verlassen gebeugt die Bahn, bleich geht das Volk auseinander.
Der Hof, erlahmt vor Schreck, zieht sich ohne Ceremoniell zurück.
Das war das Turnier in Frankreich, es kostete einem Fürsten das Leben.
Vom Turnierroß aus bestieg der Dauphin, jetzt Franz II., den Thron.
Das Schloß Tournelles wurde, nachdem der König in St. Denis beigesetzt war geräumt.
Katharina von Medicis ließ es niederreißen, damit kein Gedächtniß dieses Tages bleibe!
Wer heute in Paris über den Place Royale geht, denke an Heinrich II., dort stand Tournelles, dort sank er auf den Grund, ein Opfer ritterlicher Spielereien.

Die Sclaven Auction.

Ein Bild aus dem amerikanischen Leben von Mathilde Franzicka.

1.

„Gut' Morgen, Massa Gerrit Smith!"
Mit diesen Gruß trat ein hübscher, schlanker Negerbursche im Alter von etwa neunzehn oder zwanzig Jahren, der majestätisch imponirenden Gestalt des hochachtbaren Repräsentanten des großen Empire-Staates Newyork in den Weg, als dieser gerade von den Marmorstufen des Capitols herniederstieg und nach einer stürmischen Sitzung der Landesvertreter seine ruhigen Schritte in den friedlichen Kreis seiner glücklichen Familie lenkte.
„Ich glaube, Massa", fuhr der farbige Jüngling in vertrauungsvollem Tone und in einem besseren, als dem gewöhnlichen Neger-Englisch fort, „ich glaube, Massa, wir armen Nigger müssen bald daran denken, Fibel und Bogen hoch an die Weidenbäume Washingtons aufzuhängen. O, es ist verzweifelt in diesem Lande, verzweifelt, in der That," dabei knirschte er mit seinen weißen

Digitized by Google

Zähnen; „ich weiß Alles, kenne alle den Unfug da oben“ und mit einem Blick der in dem Moment dämonisch aufleuchtete, deutete er nach den stolzen Hallen des Capitols der glorrichen Republik hin; dann setzte er hinzu: „Aber diese Nebraskabill setzt doch der ganzen Teufelei die Krone auf.

„Was wißt Ihr denn von der Nebraska-Bill, mein Freund?“ war die Frage des Volksrepräsentanten, jenes Abolitionisten Gerrit Smith.

„Niemand ist in der Nähe, deres hören könnte“, antwortete der Neger und blickte furchtsam nach allen Seiten umher; „und Ihr würdet mich nimmer verrathen, Massa Gerrit Smith, das weiß ich.“

Dabei blickte er noch einmal ängstlich umher und bog sich näher zu dem Ohre des großen Mannes und sagte mit halbgedämpfter Stimme.

„Ich kann lesen!“ —

Wer es weiß, daß nach solchem Selbstbekenntniß vor ungeweihten Ohren die neunschwänzige Sclavenpeitsche oder die strafenden Ketten drohen, — wer es weiß, daß die Kunst des Lesens zu den größten Verbrechen der armen Sclaven im Süden Amerika's gezählt wird, der kann es erklärlich finden, daß der arme farbige Knabe solche Vorsicht beobachtete.

„Ich las es letzte Nacht in der „National Era“, sagte er dann mit einer pfiffigen Miene „daß Massa Gerrith Smith diesen Morgen eine Rede über die fluchwürdige Nebraskabill halten würde, und da dachte ich bei mir selbst, ich wollte ihm aufpassen rund ums Capitol herrm und da ich ihn von der Repräsentanten-Hall herunterkommen sah da wollte ich ihm sagen daß ich ihm dankte, Massa Gerrit Smith, und alle die andern Nigger danke ihm auch, jeder miserable Wurm von ihnen, gleichviel ob er weiß oder nicht.

Ich bin sehr erfreut darüber und danke Euch auch, mein Freund“, antwortete das Congreßmitglied mit dem milden Ton seines warmen menschenfreundlichen Herzens. „Aber wie wißt Ihr, was ich über diese Nebraskabill gesagt habe wie könnt Ihr wissen, bevor Ihr meine Rede gehört habt ob sie Eure Zufriedenheit verdient?“

„O,o, wenn Jesus Christi selbst von dem Volk zum Congreß gesendet wäre — aber sie wollten ihn nimmer senden — und er sollte eine Rede vor den Repräsentanten da über diese Nebraskabill halten, sollten wir nicht wissen, was er zu sagen hätte? Wir wissen, genau dasselbe würde er sagen, wie Massa Gerrit Smith, und die ganze Welt weiß das und wenn da wäre rgend ein Dienst, den ein Nigger thun könnte für Massa, Stiefelwichsen oder dergleichen kleine Handleistungen, er würde es gerade so gerne thun wie für Jesus Christ selbst. Das ist just so wie ich's meine“, sagte der geschwätzige Bursche und fuhr fort: „O ich bin sonst ein schlimmer Nigger, Massa, ich wünsche manchmal Alles todt zu schlagen. Ich wünsche freilich nicht so bös gegen den Herrgott zu seyn, aber ich möchte —“

„Geduld!“ fiel der Congreßmann dem revolutionären Sclaven ins Wort. „Wir schreiten langsam voran, aber wir schreiten voran.“

„Furchtbar langsam, Massa, furchtsam“, murmelte der Sclave grollend und that einen verwegenen Seitensprung. „Da ist Myssus Davis, und ich bin ein entschlüpfter Nigger. Ehre sey Gott in der Höhe, sie hat mich nicht gesehen, sie ist gerade dort um die Ecke gebogen; Gott sey gedankt! Gehöre zur Myssus Davis Schwestermann; ha, der schoß letzten Sommer drei Abolitionisten unten im Süden nieder, ha, der ist schlimm! Aber er hat mir doch die Freiheit gegeben' mich selbst zu kaufen.“

Digitized by Google

Als er diese Worte stark betonend sprach, spielte ein seltener Zug um seinen Mund und mit einem gewissen Selbstbewußtseyn sagte er weiter:

„Ich bin ein ehrlicher Nigger und gebrauche nicht die Schliche des Davonlaufens. Mein Preis ist exact die runde Summe von tausend Dollars; ich habe dem Massa schon sechshundert darauf gezahlt. Ja ich werde ein freier Nigger, Massa Gerrit Smith, und das nicht so lange mehr."

„Ein freier Mann, mein Freund!"

Niggers dürfen sich selbst nicht „Männer" nennen, Massa", sagte er mit einer tiefen Melancholie und fuhr fort, indem er das Haupt wieder ein wenig höher hob: „Aber frei — frei — allein — da ist noch ein Anderes, o mein Gott Massa Gerrit Smith, was soll ich thun?"

„Wenn Ihr frei seyd, mein Freund, da könnt Ihr Alles thun, um Eure Mutter oder auch Eure Schwestern frei zu machen, wenn Ihr solche noch in der Sclaverei zurücklasset. Es ist auch leicht möglich, daß Euch geholfen werde und Ihr Eure Freiheit eher erlangt als wenn Ihr allein darum ringen müßt. Möchtet Ihr nicht gerne so schnell wie möglich frei seyn?"

„O gewiß! aber ich danke Euch, Massa Gerrit Smith, von Grund meines Herzens; ich bin ein starker, gesunder Bursche und liebe zu arbeiten. Ich weiß sehr wohl, was Ihr für alle die armen Nigger thut, die unter Eure Augen kommen. O da gibt es noch der Mütter so viele und auch Schwestern genug, für die zu helfen Gott im Himmel Euch segnen wird. Solch ein Bursche, wie ich, kann arbeiten, für die Freiheit, es macht ihn stolz. Schwestern habe ich nicht und auch keine Mutter mehr", setzte er traurig hinzu. „Sie ist meine Schwester nicht — nein sie nicht —" sagte er zögernd.

Wer?" fragte der Staatsmann eindringlich. „Wer ist nicht Eure Schwester?"

„Isabella, Massa! Sie ist eine Sclavin wie ich ein Sclave — und sie ist Alles, was ich auf der Welt habe. Meine Mutter ist todt und meine kleine liebe Schwester. Ich will ein wenig mit euch da hinuntergehen und da will ich Euch Einiges von ihr erzählen."

Das Congreßmitglied und der Sklave gingen mit einander weiter; Letzterer erzählte:

„Wir Beide, meine kleine Schwester und ich, waren Kinder des alten Massa; meine kleine Schwester war so lieb und so schön und so weiß, daß die Mistreß selbst sie ihre Lilie nannte. Sie war kaum fünf Jahre alt und gewiß war kein Kind so hübsch und so nett auf der ganzen Plantage als sie; und da war doch der Myssus ihre kleine Harriet, die Kinder sahen ganz gleich aus, aber unsere Lili war doch bei Weiten die Schönste. Das ärgerte die Myssus, sie faßte bald einen abscheulichen Haß gegen sie und schlug sie manchmal so furchtbar für gar nichts, bloß weil sie gut und so lieblich aussah. Unsere Mutter konnte das nicht mehr aushalten, sie war eine gute religiöse Frau und die andern Nigger sagten, daß sie oftmals Eingebungen vom guten Geist erhalten habe. Aber von der einen schlimmen Eingebung hat sie niemals gesprochen; Niemand in der Welt weiß etwas davon nur der Gott im Himmel, und was Gott weiß — warum sollte das unser Massa Gerrit Smith nicht auch wissen, da ist kein Unterschied zwischen; was Gott nicht direct zu Massa Gerrit Smith offenbart, das will er, daß die Nigger es ihm sagen sollen."

Der große Staatsmann lächelte, aber der Sclave ließ sich nicht stören und sprach weiter:

„Well, der Myssus ihr Haß wurde immer ärger und ärger gegen unsere Lilie und einst-

Digitized by Google

mals die Mutter hörte sie sagen, daß Lili nicht weit mehr davon wäre, einen sehr hohen Preis als Maitresse zu bringen. Mutter sah ein, wofür sie ihr Kind geboren hatte, sie sah, daß sie, ihr eigenes Leben noch einmal wieder in dem Leben ihres Kinds durchleben sollte und sie wußte, daß es nicht recht war und wußte, daß nichts auf der ganzen Erde sie davon erlösen würde.

Der Nigger hielt inne, die Stimme versagte ihm einen Augenblick, dann fuhr er fort:

„Ich war acht Jahre alt dazumal, Massa Gerrit Smith, und es war gerade an einem Sonntag Morgen. Mutter zog uns unsere besten Kleider an und sagte uns, daß wir mit ihr in dem Wald gehen sollten. Lili hatte ihr weiß Mousselin-Kleidchen an sie trug es stets an schönen Sonntagen zur Sommerzeit; ich will es nie vergessen, die Aermel waren aufgebunden mit blauseidenen Bändern und ihre braunen Locken fielen hernieder von ihrer Schulter, gerade bis zur Taille, um die ein Gürtel das Kleidchen hielt. O ich erinnere mich noch so gut, wie das Kind aussah, Massa Gerrit Smith; da war nie auf der weiten Welt und im Himmel ein zweites so schönes Engelchen."

Ich glaube, eine Thräne rann über das dunkle Antlitz des armen Jünglings, denn es war, wie wenn die Worte ihm seiner beklemmten Brust entrangen, als er einschaltete:

„Ach, mir wird so sehr schlimm zu Muthe, wenn ich daran denke; — nein gewiß, kein zweites, so schönes auf der weiten Welt", — wiederholte er traurig vor sich hin.

Der Neger fuhr mit bebender Stimme in seiner Erzählung fort.

„Wir gingen und gingen — ich hatte es ans Händchen gefaßt — bis wir in den tiefen, dunklen Wald kamen, und da, wo der Bach so hurtig fließt, lief es voraus, hin zu den schönen Blumen und pflückte und brachte sie zur Mutter, die sich am Ufer niedergesetzt hatte. Mutter blickte es an und ich glaube das Herz wollte ihr brechen, denn bald sagte zu dem Kinde, es solle sich niedersetzen an ihre Seite, nahe dem Rande des Baches, und solle die Blumen zusammenbinden zu einen Kranz, und das Kind that es. Der Abhang war jäh und das Gewässer sehr tief und Mutter wendete sich gerade mit ihrem Rücken gegen den Rücken des Kindes. Mir befahl sie dann daß ich zu ihr komme und vor ihr niederknie. Ich war ein kleiner Bube von acht Jahren und sie sagte mir daß ich ein Sclave und auch Lili und sie Sclavinen seyen. Sie sagte mir, daß der Massa unser Vater und daß er ihren hübschen jungen Mann von ihr fortgerissen habe und ihn verkauft nach dem untern Süden und wie er sie dann für sich selbst geraubt habe.

Ich war ein entsetzlich kleiner Bursche noch, um solche Dinge zu hören aber doch sollte ich wissen, und wissen, daß unsere Lili zu denselben Dingen verdammt sey. Sie war eine gute religiöse Frau, das war Mutter, und sie erzählte mir von Gott im Himmel und auch Lilien erzählte sie von den schönen Englein und daß sie auch eins werden würde, gerade so gut wie die weißen Kinder. Sie hatte einen Traum, sagte sie, es träumte ihr von lauter Engeln die niederwärts von den Sternen gekommen waren. Sie hieß die Engel wieder hinweggehen zum Himmel, von woher sie gekommen und Jesus Christ oder Gott-Vater — gleichviel wem — ins Ohr zu flüstern, daß Lili kommen sollte.

Dann hieß sie mich zu meinem kleinen Schwesterchen hinzutreten und sie noch einmal zu küssen, es würde das letzte Mal seyn. — — Ich verstand nicht ganz, was sie sagte, aber als die Mutter so finster blickte, wurde ich furchtsam und nie sie weiter sprach, daß sie Lili in das silberne Grab legen müsse, wo die Wellen sanft um sie spielen wollten, faßte mich der Schrecken und ich sprang auf, um sie mit meinen kleinen Armen fest zu halten — da —"

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Grabschrift auf einen Wucherer.

Hier ruht der alte Zippelmann,
Er that auf Pfänder leihen,
Jedoch nie unter zwölf Prozent,
Gott mag's dem Kerl verzeihen.
Sein Herz war schwarz, sein Sinn war dumm
Und doppelt seine Kreide,
Wo Jemand er bemoggeln konnt',
War seine schönste Freude.
Die Erben machen zwar von ihm
Allhier viel Federlesen,
Doch jede Katze weiß, daß er
Ein Schweinenpelz gewesen.

Ein gelehrter Examinator fragte seine Schüler: „Was thun die Fürsten von Salm?" Einer: „Sie regieren!" — „Falsch:" — Ein Zweiter: „Sie fahren spazieren!" — „Falsch!" — Ein Dritter: „Das weiß man nicht!" — Lehrer: „Freilich weiß man's, Ihr Esel; sie thun sich in drei Linien spalten!"

Mißverständniß. Fürst: „Ich habe mit Bedauern gehört, Herr Bürgermeister, daß Sie schon neulich einen Brand und gestern wieder einen hatten." — Bürgermeister; „Halten zu Gnaden, Durchlaucht, e Brand konnte mer's eigentlich nicht nennen, ich war eben sehr vergnügt!"

„Was kostet diese Pelerine?" fragte ein schönes Mädchen einen jungen Kaufmann. — „Nur einen Kuß!" erwiederte dieser galant. — „Gut, aber ich bitte mir zu kreditiren!" versetzte die Dame, nahm die Pelerine und empfahl sich.

Zu vermiethen ist an einen soliden Herrn ein bequemes Logis mit Gartenlaube und der schönsten Aussicht auf ein eheliches Verhältniß, da drei erwachsene Töchter vorhanden sind. Näheres im Frauen-Collegium.

Ein Wiener Schuhmacher, der sich einen neuen Strohhut gekauft hatte, fragte seinen Lehrburschen! „Nu, wie steht mir der Hut?" — „Prächtig als wenn er dem Meister aus dem Kopfe herausgewachsen wäre," erwiederte jener.

(Köstlicher Styl.) Ein Oekonom in Lavenburg erhielt dieser Tage eine Sendung Heu und nebstbei einen Brief, der mit den Worten begann: „Im Anbug erhalten Sie zwei Fuhren Heu ꝛc."

„In der nächsten Wurstzeit können Sie wieder eine Partie von meinen Gedärmen bekommen;" schrieb ein Fleischer an einen Collegen.

Was heißt Geistesgegenwart? Wenn ein geköpfter Delinquent sich den Kopf selbst wieder aufsetzt und dem Publicum ein Compliment macht.

Humoristisches.

„Wie steht es mit meinem Processe?" fragte ein Scheidender seinen Anwalt.
„Wie Sie sehen", war die Antwort.

„Auf die Jagd will ich Dich schon gehen lassen", sagte eine ängstliche Frau zu ihrem Gatten einem passionirten Jagdfreunde; aber das sage ich Dir gleich: die Flinte darst Du nicht mitnehmen, denn sie könnte losgehen, und das ist mir zu gefährlich.

„Wenn Sie zu viel tanzen", sagte ein dicker Oekonomieamtmann zu einer jungen Dame auf dem Balle des landwirthschaftlichen Vereins, „so bekommen Sie am Ende die Drehkrankheit."

Wie unterscheiden sich die Heirathscandidaten von gelehrten Candidaten? Diese haben ihre Prüfungen schon überstanden, bei jenen beginnen sie erst, wenn sie ihr Amt antreten.

Wann wird der Mensch unsterblich? Wenn er seine Haut für Andere zu Markte trägt.

Redaktion, Eigenthum, Druck und Verlag v. J. F. Rietsch in Landshut.

Digitized by Google

Nro. 29. VIII. Jahrg.

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsausgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 20. Juli 1862.

Die Sclaven Auction.

Ein Bild aus dem amerikanischen Leben von Mathilde Franziska.

(Fortsetzung.)

1.

Der Jüngling schluchzte.

Die Brust des edlen Menschenfreundes hob sich unter tausend Schmerzen.

„— — Da hörte ich ein Plätschern", hob er nach einer Pause wiederum an, „ein Plätschern im Wasser, ich glaube, es war Lilien eine Blume entfallen, der sie nachgesunken — ich weiß es nicht genau — ich wollte ihr nachspringen, aber Mutter schloß mich in ihre Arme und hielt mich fest, daß ich nicht loskommen konnte. Sie lag in einem Starrkrampf, aus dem sie — ich weiß nicht, wie lange nachher — zitternd erwachte.

Etwas unterhalb, wo wir gesessen hatten, lag das kleine weiße Engelchen auf dem bunten Muschelgrund des Bachs. Wir schleppten uns nach der Stelle hin, setzten uns an das Ufer nieder und blickten sie an, wie sie da ruhig schlief. Ich weinte, bis ich etwas im Gebüsch sich rühren hörte. Es war Sambo, er stand plötzlich an unserer Seite. Mutter zeigte schweigend auf die Stelle im Bach und Sambo blickte schweigend hinab. Nach einer Weile reichte er Mutter die Hand und sprach: „Ich bewundere Dich, Angelina, aber Du hast recht gethan in den Auzen Gottes. Er liebt die Kleinen und sie war so lieb. Da fing die Mutter bitterlich an zu weinen und ich glaube es wurde ihr besser darnach. Sambo ging darauf in das Wasser, nahm die kleine Lili sanft auf in seine großen starken Arme und hielt sie empor zur Mutter und mir und wir küßten sie. Dann legte sie auf ihre nassen Locken die Blumenkrone, die das Kind selbst geflochten hatte und Sambo trug es so in seinen Armen nach Hause.

Die Familie saß just versammelt um den Theetisch auf der Piazza und Sambo ging direct hinauf zur Myssus und hielt das weiße Engelchen ihr entgegen, daß sie ihm ins blasse Antlitz blicken mußte. Mutter schaute den Massa an, der wurde bleicher wie der Tod; dann blickte

Digitized by Google

er auf und Alles, was er sagte war: Angelina! Aber den Blick, womit sie ihm antwortete, — den werde ich nimmer vergessen. Er war aufgestanden und bis zu mir hingewankt, wollte seine Hand auf meinen Kopf legen, jedoch die Mutter schob mich hinweg, stellte sich zwischen ihn und mich und erschien wie der rächende Tag des Gerichts.

Arme kleine Harriet! sagte dann die Myssus, das sind manche Hundert weniger in Deiner Aussteuer, schade darum.

Gott sey gedankt! rief die Mutter.

Undankbare Creatur! schalt die Myssus; sollst besser auf Deinen Knaben passen oder ich sage Dir, ich verkaufe ihn unten im Süden.

Ihr werdet das nimmer thun, Myssus! antwortete Mutter, nimmer, sage ich Euch!

No, no, fiel Massa etwas begütigend ein. Ich werde es auch nicht, Angelina; ich verspreche es Dir, ich gebe dem Knaben seinen Freibrief, wenn er einundzwanzig Jahre alt ist.

Mutter wußte, daß das eine Lüge war, daß der Massa das nimmer halten würde. Und doch, es war da das Zeugniß eines weißen Mannes, der hörte es ihn sagen — natürlich wenn es nicht ein weißer Mann gewesen wäre, würde es kein Zeugniß gewesen seyn, denn wir Nigger sind ja niemals vor Gericht Zeugniß — es war ein Gentlemen von Philadelphia, der öfter ein Geschäft mit Massa hatte. O Massa Gerrit Smith, das war ein Mann — solch einen Mann habe ich mein Lebtag nicht mehr gesehen, wie Massa Isaac J. Hopper, er war wie ein Lamm so sanft, er stand auf von der Tafel, ging schnurstracks zur Mutter, nahm ihre Hand in die seine und sagte:

Gott helf Dir, Schwester!

Es war gerade, als ob er selbst vom Himmel zu ihr gesprochen hätte, denn unser Mutter sah darnach so mild und so friedlich aus, daß ich glaube, Myssus hätte ihr noch viele böse Worte sagen können, sie hätte gar nicht mehr darauf gehört.

Da lag denn unsere Lilli auf dem Marmortisch zwisch den zwei großen Fenster im Parlour, den Blumenkranz um ihr Köpfchen. Der Mond schien durch die Fenster auf das kleine Todtenbett. Myssus wollte, ich sollte schlafen, aber Massa Hopper sprach mit ihr und bis auf die heutige Stunde weiß ich nicht was. Massa Hopper ist todt; er würde mich gerettet haben, der gute Mann, wenn er noch lebte, und ich hätte mein Geld nehmen können, um meine Isabella frei zu kaufen. Sie ist mein Alles, was ich auf der Welt habe, Massa Gerrit Smith.“

„Und Eure Mutter?“ fragte der Congreßmann, „wo ist sie.“

„Sie lebte nur noch sechs Monate, nachdem wir Lili beerdigt hatten. Seitdem habe ich Niemand mehr gehabt, der sich etwas um mich gekümmert; nur der alte Sambo. Ich glaube, Sambo liebte meine selige Mutter und das zu meinem Glück. Sambo ist fortgelaufen, es mögen schon zwei Jahre her seyn. Er folgte Massa Hopper und wollte nur einen Schimmer von dem verheißenen Lande, nur Massa Hopper noch einmal wiedersehen. Wo Der wäre, sagte er, wäre die Freiheit. Wahrlich, ich wäre mit ihm gegangen, aber ich wollte Isabella nicht verlassen, — o nein, um keinen Preis der Freiheit.“

„Dann muß Euch die Isabella sehr theuer seyn, mein lieber Freund!„ sagte der Staatsmann.

„O Gott, wie Ihr da recht habt, Massa Gerrit Smith. Ich könnte sterben für Isabella. Aber sie ist gerade so hoch über mir, wie die Sterne des Himmel über der Erde. Ich sollte sie nicht lieben und doch — wie liebe ich sie.“

Digitized by Google

Einen Augenblick hielt er wieder inne und dann nach echter Negerweise fiel er aus seinem Pathos in eine tragicomische Selbstbeschauung, nannte sich einen schrecklich feigen Nigger, der von seiner glühenden Liebe nicht eine Silbe verrathen mochte, und der nichts am Ende verdiene, als ewig in der Sclaverei — natürlich der ehrlern der Liebe — fort zu leben.

„Aber sie blickt mich doch manchmal so süß an", fuhr er träumerisch fort, „und da möchte ich darauf schwören, daß es ihr just so wie mir zu Muthe ist. Ja ich glaube, es ist so, denn neulich hat sie mir eine Rose gegeben und ich gab ihr wieder eine — und Rosen bedeuten Liebe, Massa Gerrit Smith."

Der große Staatsmann lauschte mit Wohlgefallen auf dieses naive Liebesgeständniß und Manchen vielleicht hier zu Lande dürfte unwahrscheinlich erscheinen, daß ein Congreßmitglied des größten Staates der Union, der eben seinen Fuß aus den stolzen Hallen des Capitols gelenkt und den Kopf voll hoher weltverbessernder Staatsgedanken trug, sein Herz herab zu dem armen, aus dem Verbande der Menschheit ausgestoßenen Neger neigte und so geduldig sich über das Verhältniß seiner Jugend erzählen und nun gar in seine kleine Liebesgeschichte sich einweihen ließ. Wer aber je von dem großen Menschenherzen eines Gerrit Smith drüben den Wassern vernommen, wer es weiß, daß dieser seltene Mensch sein Leben, sein Talent und endlich sein unermeßliches Vermögen, das einem freien Königreiche gleich kommt, daran gesetzt hat, den Fluch der Sclaverei von seinem schönen Vaterlande zu wälzen und jedem menschlichen Wesen, wozu er den „Wurm des Niggers", wie der Arme sich selber ausdrückt, nicht minder zählt, die Macht der freien Entwicklung erringen zu helfen, der wird nicht zweifeln, daß der honorable Staatsmann der Unterhaltung, welcher wir eben gefolgt sind, mit demselben offenen Herzen, wie selbst die uns wohlgeneigteste freundlichste Leserin, gelauscht hat, der wird es uns vielleicht glauben, wenn wir versichern, daß wir wirklich geschehene Thatsachen, die in ihrer ganzen unverhüllten Wahrheit jedes Herz nur zu schmerzlich erschüttern würden, hier in weniger grellem Licht darzustellen uns unterzogen haben.

„Halte den Glauben an die Freiheit und an die Liebe fest, mein junger Freund", sagte Gerrit Smith und ein sanftes, aber schmerzliches Lächeln floß um seinen schön geformten Mund.

„Und an Euch, Massa Gerrit Smith und an Massa Isaac J. Hopper", antwortete der Sclave, „das ist Alles Eins und dasselbe. — Da sind wir schon an Eurer Thüre, Massa. Ich denke, ich werde heute Nacht Eure Nebraska-Rede in der „National Era" le können. Adieu Massa."

„Adieu, mein Freund!"

2.

„Dank meinem Herrn Vater und meiner Frau Mutter noch ganz besonders, daß sie so gütig waren, mich an dieser Seite des Atlantischen in die Welt einzuführen", sagte der dankerfüllte Nachkomme der wohlbekannten unwohlgeachteten althollandischen Familie Van Reussellar indem er mit einer ihm angeborenen Gemüthlichkeit die importirte irdene Pfeife aus seinem Munde nahm, die Asche derselben aufrührte und über die glühenden Kohlen des Herdes ausgoß. Dann, um den gebrechlichen Stuhl auf dem er saß, in richtigem Gleichgewicht zu erhalten, streckte er nach einem von den Herren Yankee's gern adoptirten Brauch seine Beine auf die niedrige Brüstung des Kamins und bestellte, ohne sich in seiner wiederum gesicherten Situation auch nur im Geringsten zu bewegen:

Digitized by Google

„Just noch ein Glas von Eurem guten Lager, Landlord, und dann", setzte er hinzu, „will ich mal nach der Sclaven-Auction gehen."

„Ha, das ist gerade die Art und Weise wie Ihr Abolitionisten für Anti-Sclaverei Grundsätze ins Leben übertragt", bemerkte der Besitzer des Alexander-Salons in Alexandria, einer Stadt jenseits des Potomac, der Capitole von Washington gegenüber. „Es sollte mich nicht wundern", fuhr er fort, „wenn Ihr Newyorker abolitionistischen Congreßmitglieder heute ein besonderes Auge auf die Sclaven-Auction werfen würdet. Da ist diesen Nachmittag ein so feiner, lüsterner Artikel im Markt, wie ich mich nicht erinnere, daß jemals einer unter dem Hammer gewesen ist."

Er lachte cynisch und sprach weiter:

Ein verdammter Abolitionist von Congreßmitglied hat heute Morgen im Hause der Repräsentanten gegen die Nebraskabill harangirt, wie ich höre."

„Ja, der hat den alten Sauerteig mal aufgerührt, das muß wahr seyn!" erwiederte der Gast mit zufriedenem Kopfnicken. „Ich wundere mich nur, daß das Eure Pro-Sclaverei-Gewissen, so hart und verknöchert sie auch seyn mögen nicht endlich erweicht hat. Mein Nachbar versteht's, Eure glorreichen Institutionen zu beleuchten; ein prächtiger Kerl, Nachbar Smith. Laßt mal sehen, was sagt Smith?"

Der Holländer zog eine zusammengewickelte Zeitung aus der Tasche und las folgenden Passus:

„„Keine Macht der Erde, wie unbegränzt sie auch immer in ihrer Souveränität seyn mag, hat das Recht, Menschen in Sachen zu verkehren, menschliches Leben in käufliche Waare umzuwandeln.""

„Das ist wahr — bei Gott, das ist wahr!" rief der ehrliche Holländer aus. „Ich glaube, ich bin so neugierig wie ein Yankee, ich muß mir diese Sclaven-Auction mal ansehen."

„Da wird stark geboten werden, Sir, auf diesen Artikel", sagte der Wirth hämisch, „das könnt Ihr glauben und Ihr werdet keine große Hoffnung Euch darauf machen dürfen, es sey denn, daß Eure Börse bedeutend schwerer ist als ich voraussetzte."

„Meine Börse geht Euch gerade so viel an, als sie in Beziehung zu Eurem Geschäft, d. h. zu den paar Cents für mein Glas Bier steht, und keinen Zoll weiter."

„Hoho! laust nicht gleich über, alter Holländer", erwiederte der Wirth. „Ich habe es ja nicht so böse gemeint; könnt mir glauben, unser ganzer Bierhandel würde nicht viel auf sich haben, wenn es nicht durch Euch alte Dütschmen wäre."

„Ich bin so gut ein Amerikaner, als Ihr und noch ein viel besserer. Ihr seyd nur bloß ein Amerikaner an der Südseite und das seyd Ihr noch nicht einmal."

Der Holländer las seine Zeitung weiter.

„Wahrhaftig", sagte er dann, „'s' ist doch gut, daß meine Mutter mich auf die Welt brachte eine halbe Stunde, nachdem das Schiff auf „Old Mausattan"*) gelandet hatte und nicht früher. Die gute alte Frau! vor tausend Scheereien hat sie mich dadurch bewahrt, indem sie mich zu einem geborenen Amerianer gemacht hat. Wahrhaftig, nur sechs Wochen später in dieß Land gekommen — natürlich in der Wirklichkeit wäre es kein Unterschied gewesen, — aber nur sechs Wochen

*) Newyork, auf der ehemaligen Insel Mausattan erbaut, wurde von den ersten Ansiedlern, den Holländern, und auch heute noch scherzweise „Old Mansattan„ genannt.

Digitized by Google

später, — hm! Nachbar Smith sagts ganz klar in seiner Rede gegen diese Bill, die ein Werk des Teufels selbst ist"; er las: „„Ich bin gegen diese Bill, die eben vom Senat zu uns ins Haus gekommen ist und die Organisirung der Territorien Nebraska und Kansas bezweckt aus dem Grunde erstens, weil sie alle mit dunkler Hautfarbe geborenen Menschen von den Rechten des weißen Mannes ausschließt und weil zweitens sie allen denjenigen Personen, die ihr Bürgerrecht erwerben mußten"", — also die keine geborenen Amerikaner, wie ich", bemerkte der Holländer mit selbstzufriedener Miene, „alsó allen Foreigners", er meinte darunter die Eingewanderten, „„ihre Rechte beschränkt.""

„Hören wir weiter, was ehrenwerther Nachbar Smith darüber sagt; er sagt: „„Der Mann, welcher von einem fernen Lande zu uns kommt, welcher erklärt, sich seine Heimath unter uns zu gründen und arbeitet in Eintracht und Frieden mit uns, ist berechnet mit uns zu stimmen. Er hat mit dieser Erklärung gezeigt, was die Eingeborenen nicht zeigen können, daß er ein amerikanisches Herz hat; denn während die Eingeborenen nur durch den Zufall ihrer Geburt Amerikaner werden, sind die Eingewanderten es durch ihre Wahl geworden.""

„Ha, ha! der sitzt, der Hieb", sagte der Holländer, „das ist die rechte Art den Yankees etwas begreiflich zu machen." Und seine dicke Uhr — offenbar ein Erbstück seiner hochedlen niederländischen Vorfahren — mit den schweren Petschaften an goldener Kette hervorziehend meinte er, daß es Zeit geworden sey, sprang auf und verließ den Portico des renommirten „Alexander-Biersalons" und wanderte mit einem:

„Gob dam, Nachbar Smith ist der Mann nach meinem Herzen", dem amerikanischen Slavenmarkt zu.

* * *

Der Auctionsstand in Alexandria befindet sich unmittelbar in Verbindung mit dem „Sclavenstall". (Der gebildete Leser wolle mir gütigst diesen harten Ausdruck verzeihen; ich gebrauche ihn nur im Sinne jener Menschenclasse, die das eigenthümlich amerikanische Institut für ein göttliches erklärt und alles Edle und Humane, sey es in Wort oder That, in Beziehung auf dasselbe durchaus negirt wissen.) Man hat gerade von der Stelle aus das Capetol von Washington, von dessen goldner Kuppel die Sterne und Streifen der Republick wehen, im Angesicht. Ein sogenannter Sclavenstall („Slavepen") ist eine aus rothen Brettern nothdürftig zusammengeschlagene Bude, wie wir sie in Europa an Markttagen temporär für Kühe, Schweine oder Kälber aufführen würden.

Die zu verkaufenden Sclaven werden nach diesen Plätzen der Schande für das große Land, haufenweise mit eisernen Ketten zusammengefesselt, hingetrieben und müssen hier bleiben, bis sie durch den schrecklichen Klang des metallenen Hammers abberufen und von einer Kette erlöst werden, um gleich darauf in eine andere, vielleicht schwerer, wieder geschmiedet und in entsetzlicher Knechtschaft noch als vorher — geführt zu werden.

Ein halbes Dutzend Neger stand so in einer Ecke des eben beschriebenen Aufenthalts zusammengekauert, als Herr van Rensselar eintrat. Ihre Ketten waren bereits so weit als zum Zeichen, daß sie einzeln verkauft werden sollten, dienen konnte, gelöst. Drei oder vier roh aussehende Kerle standen daneben, fluchend und schwörend auf den unzweifelhaften Werth der Menschenwaare. Einer von diesen zeigte durch die nach der Seite hinführende halbgeöffnete Thüre, durch welche Herr van Rensselar sich in dem Moment eindrängte, als der Hammer des Auctionators

mit einem sonoren „Cone“, dem bezeichnenden Worte des ertheilten Zuschlags, auf einen Block von enormen Umfang, ähnlich denen, deren man sich in Fleischerhallen bedient, niederfiel. Ein kleines Mädchen sprang von diesem Piedestal der Landesehre herunter; es mochte vielleicht vierzehn Jahr alt seyn, trug einen bestimmt ausgeprägte afrikanischen Typus und glänzte so schwarz und schön wie Ebenholz.

„Das Ding da ist gerade nicht der Artikel, den ich für meinen Zweck wünschte“, sagte ein alter, grauhaariger Sünder, ein eckeliger Podagrist, der sich des letzten Gebots zu erfreuen hatte, aber sie ist wohlfeil, das ist auch nicht zu verachten; kurze Wolle bringt nicht so viel wie die lange.“

Wie der alte Lüstling so sprach, wendete er sich einen stillen, niedergedrückten Wesen in der Ecke zu. Es war ein Mädchen, die den Kopf auf die Knie niedergebengt, ihr Gesicht in den Händen barg und von deren Nacken eine Fluth voll schöner dunkler Locken herabfloß. Ihre ganze Gestalt, die malerisch erschien, so wie sie da saß, zitterte convulsivisch in Schmerzen und man gewahrte deutlich, daß sie in Todespein ein herzbrechendes Schluchzen zu unterdrucken strebte.

Herr van Rensellar blickte mit dem Ausdruck des tiefsten Mitgefühls auf sie; er setzte sich ihr nahe gegenüber und beobachtete jede ihrer Regungen.

Mittlerweile war eine schon bejahrte Frau auf den Auctionsstand gebracht worden; nach sehr wenigen Aufgeboten fiel sie schnell als Eigenthum jenem Podagristen wieder zu, der eben zuvor das kleine Mädchen gekauft hatte. Ihr größter Werth in den Augen ihres neuen Besitzers war ihre Wohlfeilheit.

„Der Wille unsers Herrn geschehe!“ murmelte sie, als der Hammer das Zeichen gab und sie vom dem Block heruntergezerrt wurde. „Ich kann beten für Euch, Massa“, sagte sie, sich an ihren neuen Herrn wendend, „das ist auch Alles, waß ich kann, es sei denn, daß ich auch noch Gichtsalbe für Euch machen könnte — armer Mann, Ihr!“

Ein kleiner krauslöckiger Knabe folgte darauf. Man schwang ihn an einem Arm empor auf den Block. Er schaute mit Neugier rund um sich herum, der kleine Bursche, und öffnete lächelnd seinen Mund, um auf Befehl des Auctionators sein Perlenschnürchen von weißen Zähnen leuchten zu lassen. Dann tanzte er seinen Negertanz, wobei der Auctionator nicht verfehlte, mit schlagenden Argumenten das Glück und die Zufriedenheit der Sclaven zu preisen, sowie ihr heiteres und sorgloses Leben im Allgemeinen an diesem glänzenden Beispiel zu beweisen.

Ein hübscher kleiner Bengel! fuhr der geistreiche Auctionator in der Anpreisung des nun zur Versteigerung kommenden Knaben fort. „Fameser Kerl für einen Kellner oder für dergleichen feine Bedienung, wenn er ein bischen herangewachsen ist. Das beste bei dem kleinen Teufel ist, daß er keine Mutter hat, die ihm nachheult, wie das Negermütter in der Regel thun, besonders wenn sie die Brut von weißväterlicher Seite lassen sollen. Schade für den Eigenthümer, daß er diesen Artikel so früh auf den Markt bringen mußte; in einigen Jahren hätte er tausend Dollars gebracht. Halleh Gentlemen! Gute Capital-Anlage. Wer bietet?“

„Fünfundsiebenzig Dollar! rief der Podagrist.

„Hundert!“ entgegnete ein elegant gekleideter Südritter, ein Dandy ersier Sorte mit einem Bleikolben auf dem Spazierstock und einem Augenglas vor dem rechten Auge eingekniffen.

„Hundertundzehn“, war das Aufgebot von einer andern Seite.

Digitized by Google

„Armer kleiner Kerl!“ murmelte der gutmüthige Holländer in seinen Bart. „Ich glaube — ich nehme ihn. Meine gute Alte, die würde nicht nachlassen, wenn sie hier wär' und das kleine, unschuldige Kind da. Niemand in der Welt Gottes, dem er angehört.

In diesem Augenblick fühlte Herr van Rensselar hinter sich Jemand langsam an seinem Rock zupfen.

„Leiht mir Euer Taschenmesser, um Gotteswillen, Sir“, sagte die Stimme eines zarten Wesens, welches er durch seine ziemlich breite Figur den Blicken der Uebrigen versteckte.

„Um Gotteswillen!“ flehte sie mit unterdrückten Tone. „Ich will mir selbst kein Leids anthun, ich will nur mein Haar abschneiden. Geschwinde Sir! O Gott soll Euch segnen.“

Herr van Rensselar schob seine Hand in seine unergründliche Hosentasche, nahm unbemerkt sein Messer heraus und legte es in die Hand, die hinter ihm offen gehalten wurde. Die Benutzung seines schönen rothen Foulards, den er bei dieser Gelegenheit aus der Tasche zog und sein energisch ausgerufenes Gebot: „Einhundert und fünfzehn!“ schützten ihn vollständig gegen jeden Verdacht daß er etwas thue, was gegen die gebieterischen Regeln bei einer Sclaven-Auction verstoße.

Nach einigen Nachgeboten mehr oder minder klein und unbedeutend nach einer Fluth voll Lobeserhebungen noch über die unübertrefflichen Eigenschaften des kleinen Knaben, wurde er zuletzt unserm alten Freunde, dem Holländer, gerade in dem Moment, als das Messer ihm wieder eingehändigt und der rothe Foulard ihm wieder in die Tasche geschoben war zugeschlagen.

„Könnt Ihr mich nicht kaufen, Sir?“ flehte eine liebliche und eindringliche Stimme; aber der mit seinem Kauf beschäftigte Holländer überhörte sie.

Der kleine Schelm sprang eben so vergnügt herab von dem „Block der Ehre“, wie er hinauf gesprungen war oder besser hinaufgeschwungen von der Hand des grinsenden Auctionators, der nunmehr, erfreut für solch ansehnliche Summe seiner los zu werden, ihn dem glücklichen Besitzer zutrieb.

Herr van Rensselar nahm den Knaben, einen prächtigen kleinen Creolen, auf seinen Arm und übergab ihn alsbald einem während des Verkaufs an der Thüre stehenden jungen farbigen Manne.

„Alfons!“ redete er denselben an, „bring' diesen kleinen Mann in mein Hotel in Washington: bring' ihn auf mein Zimmer und bestelle ihm etwas Gutes zu essen, hörst Du. Da“, und er suchte an seiner Börse nach kleiner Münze“, kannst ihm auch wohl etwas kaufen auf dem Weg, etwas Spielzeug oder — Gott im Himmel was ist Dir Junge? —“

„Alfons!“

„Isabella!“

Diese gegenseitigen Anreden wurden mit einem herzdurchschneidenden Schmerzenston von Alfonso, unserm bereits bekannten jungen Negerfreunde und von Isabebella, seiner dunklen aber schönen Geliebten, die in diesem Augenblick den Opferblock betreten sollte, gesprochen.

„Was ist Dir, Junge?“ fragte bestürzt der Holländer, sichtlich ergriffen von dem Schmerz, der sich dieser zwei Unglücklichen bemächtigt hatte. „Sie ist doch Deine Schwester nicht? Noch sonst irgend eine Verwandte von Dir?“

„O mehr, Massa Rensselar!“ war die Antwort.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Bilder aus dem amerikanischen Kriege.

Aus New-York, 27. Juni wird geschrieben: Die Nachrichten über kleine, gelegentliche Kämpfe im Westen, die von Zeit zu Zeit von dort herkommen, erregen bei der so ernsten Lage im Osten nur geringe Aufmerksamkeit. Vor einigen Tagen wurden am White River in Arkansas, 80 Meilen stromaufwärts von seiner Mündung zwei feindliche Redouten mit 3 und 7 Kanonen durch vier Bundeskanonenboote bombardirt und dann durch ein Infanterieregiment, welches weiter unterhalb gelandet worden und in den unbeschützten Rücken der Redouten marschirt war, erstürmt. Der Sieg würde schon wohlfeil erlangt worden sein, wenn nicht auf dem Kanonenboote „Mount City" eine fürchterlicher Katastrofe stattgefunden hatte. Eine feindliche Kugel drang durch eine offene Stückpforte in den Dampfbehälter des Bootes und der rasch entweichende siedende Dampf füllte das ganze wie eine Falle verschlossene Innere des Fahrzeuges an. Die Scenen, die nun stattfanden spotten jeder Beschreibung. Außer Stande, aus den überall, ausgenommenen an den Stückpforten, hermatisch verschlossenen Raum einen Ausweg zu finden, wurden drei Viertel der 182 Mann starken Besatzung auf das entsetzlichste abgerüth und auf unerhört qualvolle Weise zu Tode gemartert. Nur einige 20 oder 30, die sich in nächster Nähe der Maschine befunden hatten waren so glücklich gewesen, durch das unvermuthete Einathmen des glühend heißen Dampfes augenblicklich getödtet zu werden, die Andern wurden buchstäblich zu Tode gesotten und hatten eine halbe Stunde oder länger Qualen, zu ertragen, die jede Minute zu einem Jahrhundert machen mußten. Das Schrecklichste ist, als einige 40 oder 50 der Halbverbrühten sich durch die Stückpforten hinaus gedrängt hatten und durch Schwimmen ans Ufer oder nach den anderen Booten zu retten suchten, die Rebellen nicht blos mit Kanonen auf die Unglücklichen schossen, sondern eigens Scharfschützen an das bewaldete Ufer hinabschickten, um aus nächster Nähe (der Fluß ist keine 150 Schritte breit) die mit dem Wasser ringsum Unglücklichen niederzuschießen. Auf diese Weise wurden einige zwanzig, die im Begriffe standen, ihr Leben zu retten, ermordet. So revanchiren sich die von dem heuchlerischgemeinen England gehätschelten Barbarenbestien dafür, daß ihnen in der Wasserschlacht bei Memphis Hunderte von Ertrinkenden durch die Mannschaften der Bundeskanonenboote mit eigener Lebensgefahr gerettet wurden! Wenige Minuten darauf stürmten das Infanterie-Regiment in der Redoute ein. Die Rebellen, wohl ahnend, daß sie durch ihre gräuliche Schandthat allen Anspruch auf Pardon verscherzt hätten, wehrten sich tapfer, doch ohne Erfolg. Sie verloren gegen 150 Mann, fast sämmliche (bis auf 20 oder 30 Mann) Todte; die eigentlichen Mörder aber, die am Ufer entlang aufgestellten Scharfschützen, entkamen während des Handgemenges in der Redoute durch den Wald. Es ist in Folge dieser Vorgänge die Verbindung zwischen Memphis und dem Curtis'schen Bundes-Armeekorps in Arkansas hergestellt und dieser Staat im Wesentlichen erobert. Dem Vernehmen nach sind bereits der Gouverneur und die andern Rebellenbehörden aus Littlie Rock entflohen.

(„Damen altern nicht!") Eine Dame wurde als Zeugin vor Gericht geladen. Sie machte noch Ansprüche auf Schönheit und die Frage des Richters nach ihrem Alter erschien ihr vor dem versammelten Personel sehr indiscret „Ich bin 28 Jahre alt!" antwortete sie mit Schamröthe. Der Zufall fügte es, daß gleich darauf ihr Sohn vernommen wurde. „Wie alt sind sie?" fragte der Richter. „Eben so alt, wie meine Mutter! lautete die Antwort.

Ein Handlungs-Commis offerirte sich mit folgenden Worten: „Wohlgeboren! Nachdem ich mit Vergnügen erfahren, daß sich in Ihrem Hause zwei Commis-Posten lüften dürften und ich mir auf meiner zehnjährigen Reise durch den Merkantilismus viel Kenntniß gesammelt habe" u. s. w. — Darauf wurde ihm geantwortet: „Erwiederend Ihr Schreiben, müssen Sie Ihre Wanderung durch Merkantilismus schon auf einem andern Wege fortsetzen, da die Lüftung in meinem Hause bereits verstopft ist."

Ein Frankfurter äußerster Linker hat folgenden Denkspruch unter sein erschienenes Porträt geschrieben:

„Es ist ein Fehler im Schöpfungsplan.
Daß man das Essen nicht trinken kann!"

Redaktion, Eigenthum, Druck und Verlag von J. F. Rietsch in Landshut.

Digitized by Google

Nro. 30. VIII. Jahrg.

Die

Plauderstube.

Eine Sonntagsausgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 27. Juli 1862.

Die Sclaven Auction.

Ein Bild aus dem amerikanischen Leben von Mathilde Franziska.

(Schluß.)

„Sie ist mein alles! Alles was auf der Welt für mich noch existirt, ist sie. Kann Sie gerettet werden? Ich bin beinahe frei und ich will mein Leben lang für sie arbeiten, bis ich sterbe. O Massa Rensselar! wenn Ihr sie kaufen könntet! — Seht wie sie ihre hübschen Locken abgeschnitten hat. Ah ja, Du hattest ja recht, mein Lieb. Sie weiß es nur zu gut, welch Schicksal ihre Schönheit über sie bringt!"

„Isabella!" schrie der Auctionator mit heiserer Stimme.

Mit Zittern und Zagern wankte sie bis an den Block; sie barg ihr Gesicht in ein weiß leineres Taschentuch und blieb vor den verhängnißvollen Stufen stehen.

„Schlag ein Wetter drein! das infernalische Frauenzimmer!" tobte der Auctionator; „was hast Du mit Deinem Haar gemacht? Geht da und ruinirt mir den Markt, — und das gar noch unter meiner Nase. Ich kenne Eure Schliche; aber wer denkt daran? Hinter dem Rücken des alten Dütschen, da habe ich sie sicher geglaubt."

„Holloh heran!" schnaubte er und bediente sich der pöbelhaftesten Ausdrücke..

Sie zögerte.

Der Wüstling aber sprang von seinem Stand faßte das unglückliche Opfer beim Arme und schleuderte sie in der rohesten Weise hinauf auf den Block. Zu gleicher Zeit bemerkte er den sich selbst geraubten Schmuck ihres dunklen lockigen Haupthaares auf dem Boden liegen, griff eine Handvoll auf und nahm sie wenigstens als Zeichen dieser ihrer Schönheit mit auf die Plattform. Herr vom Reussellar beeilte sich, ihr mit allen Zeichen der Achtung und Sympathie einen kleinen Schemel zu reichen, nach welchem einfachen Beweis dieser edlen Höflichkeit, ein grunzendes Hohngelächter durch die Menge der verthierten Versammlung zog.

Alfons raffte die letzten Ueberbleibsel ihres Haarschmucks zusammen und barg sie an seiner Brust.

Digitized by Google

„Hattet Ihr jemals eine Tochter, Massa Renssellar?“ beschwor Alfons den alten Freund.

Wohl hatte er eine — doch starb sie in ihre schönsten Blüthezeit und in demselben Alter wie jenes dunkle Mädchen da. Er antwortete nicht, der gute Mann, aber er suchte nach seinem Foulard; die Augen brannten ihm.

O Massa, Massa, rettet sie, rettet sie!“ flehte Alfons.

„Ich werde es thun, wenns möglich ist, mein Sohn“, war die Antwort.

„Hier Gentlemen!“ begann der Auctionator ist ein ungewöhnlicher Artikel. Er zeigt sich in diesen Augenblick zwar nicht in seinem größten Glanze, aber Ihr hättet die Dirne heute Morgen sehen sollen, da würde sie Euch den Mund wässerig gemacht haben. Seht ihr Haar“, und er hielt die schönen langen Locken vor den Blicken der Umstehenden. „Gerade eben hat sie sich selbst geschoren wie ein Lamm. In ein paar Monaten zwar sind die Haare schon wieder gewachsen. Das eigenmächtige Abschneiden zeigt aber den lebhaften Feuerkopf und Ihr könnt Euch darauf verlassen, Gentlemen, Ihr findet nicht leicht wieder solchen hübschen Fanchartikel gleich diesem, gleich viel ob viel Temperament —“

„Da hat er recht!“ fiel der mit dem Augenglas gewappnete Südritter ein.

„Ihr könnts versichert seyn“, fuhr der Auctionator fort. Blickt nur in ihre Augen, Gentlemen! sie sind gemacht dazu, Unheil zu stiften. Ihr versteht! Seht wie feist und fett sie ist, wie eine Wachtel. Durchs ganze Land könnt Ihr gehen, Ihr findet nicht eine so schmucke Dirne mehr, nicht für den Zweck wofür ich sie Euch anbiete.

Ein cynisches Gelächter erhob sich. Der rohe Mensch fuhr fort in seiner Explication.

„Sie war eigentlich niemals für den Markt bestimmt, aber ihr Master, der nebenbeigesagt ihr Vater war, wurde in einem Duell vor Kurzem getödtet. Da mußte sein sämmtliches Eigenthum verkauft werden. Es scheint, als ob es ihrer alten Mistreß sehr schwer wurde, sich von ihr zu trennen. Sie hat sie Alles lehren lassen, alle Sorten von artigen Beschäftigungen. Sie versteht alle Sorten von Stickereien sie kann singen und spielen, auf der Guitarre und am Piano. Die alte Dame hatte keine Kinder selbst und natürlich, da mußte das Frauenzimmer zu ihrer Unterhaltung spielen und singen lernen. Sie sollte Euch mal etwas vorspielen, wenn wir eine Guitarre hier hätten.“

„Sendet nach einer! rief der Ritter vom einsamen Stern, der noble Südländer.

„Wer will aber um die Ecke biegen und im Musikalienladen eine Guitarre in meinem Namen borgen?“ fragte der Auctionator.

„Ich, Massa“, sagte Alfons.

Auf der Straße angekommen, flog unser Bote wie auf den Flügeln des Windes anstalt nach dem Musikalienladen, der Richtung der Telegraphen-Station zu. Als er sie erreicht hatte, schrieb er eiligst eine Depesche, zahlte den doppelten Preis für die augenblickliche Absendung und ließ die letzten Hoffnungsstrahlen seines Herzens mit den electrischen Funken des Blitzes noch einmal aufleuchten. Die Depesche lautete:

„Gerrit Smith. Nro. 2. — Street Washington City. Kommen Sie augenblicklich zur Sclaven-Auction in Alexandria!

Ein Sclave.“

— — — — —

Wohl wußte der Sclave, daß das Ohr des edlen Philanthropen immer geneigt war, einem

Nothschrei aus der Brust eines Verzweifelten zu lauschen und sein Herz und auch seine Hand immer bereit seien, zu helfen, zu retten. Aber es war ihm, als ob in der Stunde seines größten Kummers und seiner heißesten Wünsche jeder Versuch vergebens war und der Ruf ihn nicht erreichen sollte.

Es war so; Gerrit Smith war nicht zu Hause, als die Depesche ankam.

Alfons wendete sich seinem speciellen Auftrage zu. Man borgte ihm die Guitarre und er trug sie zum Platze hin.

„Lumpenkerl", rief der Auctionator, als er in die Bude trat, aufs Furchtbarste erzürnt, „habt Ihr auf die Fabrikation des Instrumentes warten müssen?"

„Der Mann hat es erst gestimmt", antwortete Alfons gelaßen.

„Es sind tausend Dollars geboten, nur tausend Dollars für diesen magnifiken Artikel", begann der Auctionator wieder. „Was denkt Ihr, Gentlemen?"

„Elfhundert!" bot der Gewappnete und focht mit seinem schwanken Bleikolbenstock in der Luft umher.

„Zwölfhundert!" kamen von einer andern Seite.

„Dreizehnhundert!„

Es begann ein lebhaftes Ringen um den Preis.

„Das klingte doch wenigstens gentlemenisch" warf der schlaue Auctionator dazwischen. „Macht den Wettlauf durch die Figur der zweiten Zehner, Ihr werdet es nicht bereuen. Bietet vorwärts meine Herrn! „Es sind bloß dreizehnhundert Dollars geboten und das für einen Artikel, der dreitausend werth ist."

„Vierzehnhundert", appointirte der Sohn des sonnigen Südens.

„Fünfzehnhundert!"

„Sechszehnhundert!"

Die Aufgebote schlugen rasch ein.

Siebzehnhundert!

Einer aus dem hohen Adel Old-Dominions ließ sich zu diesem Gebot herbei.

„Achtzehnhundert!" war eine Stimme aus der Menge.

„Zweitausend!" drückte der Südländer mit Nachdruck das Siegel auf die Figur.

„Zweitausend Dollars sind geboten. Wer bietet Gentlemen? Hier nimm die Guitarre einmal, spiel uns eins auf und sing: „Heil Columbia", oder ein Liebeslied, gleichviel! Sing, sag' ich!"

„Singe, Isabella", sagte Alfonso, der in der Nähe des Blocks stand, fast mit brechender Stimme, „singe, wir gewinnen Zeit!"

Ein Strahl voll Hoffnung flog bei dieser hingehauchten Bemerkung über das kummervolle Antlitz des dunklen Mädchens. Sie nahm das Instrument, stimmte es ein wenig nach und begann ziemlich rein die Accorde anzuschlagen und langsam in ein ruhiges Adagio überzugehen.

„O Massa Renfellar", wendete sich Alfons an das mitfühlende Herz des würdigen Mannes. Bald ist meine letzte Hoffnung geschwunden: ich glaube, ich kann nicht mehr leben."

Es ward stille. Isabella begann zu singen. Es war ein religiöses Lied nach der geälligen, obgleich schwermüthigen Melodie eines bekannten deutschen Gesanges.

Ein an der Bretterbude Vorübergehender schien durch die Töne so sehr gerührt, daß er stille stand, um zu lauschen. Mit diesen seinem Ohre so süß klingenden Harmonien, wechselten die grausigsten Dissonanzen ab, denn als die Töne verklungen waren, ließen sich die Schachworte des Menschenhandels wiederum hören.

Digitized by Google

Zweitausend Dollars war der letzte gebotene Preis, eine Summe die die Capacität mancher Börse längst überstieg. Auch des Holländers Mittel wären unzulänglich gewesen, weßhalb es ihm nicht in den Sinn kommen konnte, zur Erhöhung der Kaufsumme nur noch beizutragen.

Der Kampf wurde fortan zwischen den Rittern des Südens, jenem mit dem Augenglas und demjenigen Old-Dominiens fortgeführt. Jeder von ihnen Beiden hielt sich schon in dem stolzen Bewußtseyn, Eigenthümer dieses Kleinods zu seyn, für berechtigt, sie mit Anspielungen lüsterner Art zu beleidigen. Alfonso konnte sich fast nicht mehr halten.

„Gib den Zuschlag, Auctionator!“ donnerte der Südländer in der Hitze des edlen Wettkampfs. „Was denkst Du in Teufels Namen, was die Dirne werth ist? Zweitausend und zweihundert Dollars und nicht einen einzigen Cent mehr, bei meiner Ehre!“

„Sing uns ein anderes Lied, mein Schatz“, bat sehr höflich und eindringlich der Fortunat von Sclavenverkäufer indem er in dem Klange nichts wie denjenigen der zweitausend zweihundert Dollars in Gold in seiner Börse hörte.

Zitternd griff die Arme in die Saiten und wie sie sie anschlug, hallten sie zitternd nach. Dann langsam wurden die Töne bestimmter und auch die Worte ihres frommen auf Gott vertrauenden Liedes sprachen verständlicher zu den wenigen fühlenden Herzen, die zugegen waren.

Der Lauscher von außen war ohne Geräusch und Aufsehen zu machen, eingetreten. Aber Alfonso, dessen Falkenblick auf den Eingang gerichtet war, bemerkte ihn gleich, er sprang mit einem Satz ihm zur Seite, fiel auf die Knie und zeigte auf das unglückliche Opfer, indem er rief:

„Rettet sie! rettet sie, Massa! Sie ist Isabella!“

„Zweitausend zweihundert Dollar“, sagte der Auctionator und wiederholte wohl zum dreißigstenmal die furchtbaren Anpreißungen des Opferlamms und betheuerte daß mehr als ein halbes Dutzend Gentlemen für ihren Besitz sterben wollten und daß sie trotz alledem nicht so übel aussehe auch ohne die Locken, die da am Boden lägen.

„Wer bietet?“ fragte der Menschenhändler.

„Zehn Dollar mehr!“

„Gott sey gedankt“, rief Alfonso und von seiner Brust wälzte sich ein Felsen von Furcht und Bekümmerniß, denn er kannte den Ton dieser Stimme. Er blickte empor zu seinem Mädchen; eine Ahnung dämmerte in ihrer Seele auf und aus ihrem leuchtenden Augenpaar brach ein Strom von Dankes-Thränen.

„Zwanzig“, schlug der Ritter Old-Dominions auf.

„Dreißig“, klang die theure Stimme wieder.

Alfonso blickte muthig sein Mädchen an.

„Fünfundvierzig.“

„Fünfzig!“ und in dem Tone lag die Zuversicht einer Befreiung. — —

„Zweitausend zweihundertundfünfzig Dollar sind geboten, Gentlemen. Wer bietet höher auf diesen schönen Artikel?“

„Bei unsern Privilegien! nicht ein Einziger von uns!“ schworen die edlen Südländer.

Der Auctionator wiederholte die Summe in angemessenem Tempo; er weidete sich mit Wollust am Klange der schönen Zahl. „Niemand besser? — Es ist doch ewig schade. — Zweitausend — zweihundert — und fünfzig Dollars: going —“

Dieß Wort, das gebräuchliche bei öffentlichen Verkäufen ist ein Verbote des nahen zu ertheilenden Zuschlags.

Digitized by Google

„Niemand besser?“ Dumpfe Stille herschte in dem Raume. „Going! — going!“ hieß es zum ersten und zweiten Male. — „Zweitausend zweihnndert und fünfzig Dollar“ und wiederum und zum letzten Mal ertönte das tiefe verhängnißvolle:

„Going, — going, — gone!“

Der Hammer war niedergesunken.

„Gone!“ wiederholte Mynheer van Rensellar. „Jawohl, geht!“ und mit triumphirender Freude wendete er sich zu den Menschenkäufern, die wie die Raubthiere ihre Klauen gierig nach dem menschlichen Opfer ausgestreckt hatten, jedoch dießmal vergeblich.

„Sie geht!“ wiederholte er, „aber nimmer wieder in die Sclaverei.“

Dann wendete er sich, derselbe gute treue Holländer, an Isabella und sprach:

„Wißt Ihr, gute Jungfrau, wer Euch befreit? es ist Niemand anders, als mein hochedler Nachbar Smith, Gerrit Smith selbst ist es!“

Isabella drohte umzusinken; ihre Kräfte, die sie so tapfer bewahrt hatte, verließen sie im letzten Augenblick. Alfons sah es, er sprang wie ein Reh auf die Plattform und griff sie noch zeitig in seine Arme auf. Isabella“, rief er. „Du bist jetzt mein; blick nur auf, denn Du bist frei.“

Der brave Holländer hatte ein Glas Wasser geholt; er sprengte der Ohnmächtigen einige Tropfen ins Gesicht und sie erholte sich wieder.

„Nun blick unsern Massa Gerrit Smith an“, sagte Alfons.

Sie blickte auf zu ihm und begegnete in dem ruhigen Ausdruck seines schönen Antlitzes jener unaussprechlichen Güte und Milde, die einzig und allein wohlthuend und heilend sich in ein angstgepreßtes Herz, wie das ihre, senkte; — sie begegnete einem Augenstrahl, aus dem die Verkündigung der Freiheit ihr zu Theil wurden einer Freiheit, die die Liebe erringern half.

Isabella war frei!

„Was wird meine gute Alte sagen“, unterbrach der Holländer die auf einige Secunden entstandene feierliche Stille. „Was wird sie sagen, wenn ich ihr solch einen hübschen kleinen Sohn bringe, — solch einen krauskopfigen schwarzen Bengel?“

„Sie wird aus ihm einen guten, dankbaren und einen freien Bürger der Union erziehen“, sagte Gerrit Smith.

„Darauf können Sie sich verlassen Nachbar Smith, ganz gewiß verlassen. Hier ist meine Hand.

Und die beiden vortrefflichen Männer, die in ihren Herzen das beseeligende Gefühl, zwei hoffnungsvollen menschlichen Wesen die Freiheit erkauft zu haben, trugen, traten sich gegenüber mit einem kräftigen Handschlag.

Die Heimkehr nach Peterboro erlitt für Hern van Rensellar keinen längeren Aufschub. Es kostete ihn keine große Mühe, Alfons zu überzeugen, daß er die auf seine Person und Freiheit noch lastenden vierhundert Dollars gelegentlich später einmal abtragen oder solche Summe, auf den Tag der Vergeltung zahlbar, anweisen könne. Bis dahin werde Alles ausgeglichen seyn, sagte er.

Zu diesem Zweck wurde die Flucht Alfons noch auf demselben Abend, an welchem Tage Herr van Rensellar mit seinem neuangeworbenen Söhnlein die Reise nach dem freien Staat Newyork, in dessen nordwestlichen Theile Peterboro liegt, antrat, auf der unterirdischen Eisenbahn*)

*) „Undergrund rail road., war nichts eine Verbindung von Anti-Sclavereifreunden vom Süden bis zum Norden und auf allen möglichen Wegen den flüchtigen Sclaven zur Erreichung des freien Gebiets behülflich waren. Diese Verbindung, „Underground rail road“ genannt, hat heut zu Tage ihre Bedeutung verloren.

Digitized by Google

bewerkstelligt. Er konnte, wie's ja natürlich war, seine freigewordene Geliebte nicht allein ziehen lassen. Daher hieß es:

„Auf! verneint in die Freiheit!"

Alfons ist jetzt der glückliche Gatte Isabella's und der stolze Besitzer einer prächtig cultivirten Farm von dreihundertundzwanzig Acres. Sie wurde ihm als eine von den dreitausend ansehnlichen Gütern im nördlichen Theile des Staates Newyork, die all den freigerungenen Brüdern seiner Farbe von Gerrit Smith, jenem hochherzigen Manne, dem großen Abolitionisten und werkthätigsten Freunde der Menschheit seit Jahr und Tag zu Theil geworden, — als Hochzeitsgut für diese und alle Zeiten geschenkt.

Der kleine Creole, fortan Carl van Rensselar nach seinem Adoptivvater genannt, studirt eifrig Medicin auf der Universität zu Philadelphia. Man erwartet von ihm, daß er recht bald zu einem geschickten Doctor promoviren werde und als Regimentsarzt die Wunden verbinden und heilen hilft, die sich die Bürger der großen Republik gegenseitig schlagen in dem furchtbaren Kampfe, der in diesem Moment gegen die Sclaverei geführt wird, als gegen einen Fluch, der zu lange nur auf einem Lande geruht hat, das sich mit seiner goldenen Freiheit berühmte.

Die Tochter der Madonna.

Eine Geschichte aus Neapel, erzählt von Adolf Dörr.

1.

An den Palazzo, in welchem ich auf Santo Lucia in Neapel wohnte, stieß ein kleines, unscheinbares Häuschen an, das als Kaffeestube diente. Schlug der von der Straße Eintretende den Vorhang zurück, welcher bei Tage die Stelle der Thüre vertrat, so befand er sich in einem geräumigen saalartigen Zimmer mit einer Anzahl von Tischen und Stühlen und an den Wänden herlaufenden Bänken. Im Hintergrund saßen an einem kunstlos gearbeiteten Büffet, welches, wie die ganze übrige Einrichtung, Spuren des Alters zeigte, in der Umgebung von Tassen, Rosoglioflaschen und andern derartigen Zubehör, der Wirth oder die Wirthin, oder auch Beide zusammen. Waren dieselben gerade zufällig auf kurze Zeit abwesend, so befand sich der Besucher meistens mit der zahlreichen Gesellschaft der in dem Zimmer umherschwärmenden Fliegen allein, denn häufigen Besuchs konnte sich das bescheidene Local nicht rühmen.

Dagegen kann ich mir nachsagen, daß ich gute Nachsicht hielt, und mich öfters als Gast einfand. Die geflügelte Bevölkerung konnte mich von dem Besuche nicht abhalten, da diese ja selbst in den vornehmsten Cafés und Restauration in Neapel unvermeidlich ist. Dagegen war theils die Nähe verführerisch, besonders da die große Hitze des Tages über von jedem weitern Gang zurückschreckte, theils sagten mir die Einsamkeit und das Stilleben in der kleinen Wirthschaft und die Besitzer derselben zu.

Diese waren ein höchst würdiges Paar, das mich in der stillen Beschaulichkeit und Einig-

Digitized by Google

keit seines Lebenswandel oft an das berühmte Ehepaar der alten Fabel, Philemon und Baucis, erinnerte.

Der Padrone war feist, kugelrund, ein ächter neapolitanischer Lebemann, Verehrer der Maccaroni, der Sorbetti und des Dolce far niente welches letztere er im Grund den ganzen Tag hindurch, von Morgens in der Frühe bis Abends spät, betrieb, indem er im weißen Camisol, mit schief auf das Ohr gedrückter Mütze hinter dem Büffet thronte oder etwas Weniges in der Wirthschaft auf abgetretenen Pantoffeln herumschlürfte.

Die Padrona, eine starke, volle Figur, für ein Weib groß zu nennen, mit einem bedeutenden, ächt italienischen Profil mit großer Habichtsnase, von ziemlich nachlässiger Kleidung, eine Korallenschnur nebst goldenen Amulett um den braunen Hals und Nacken, ein rothbraunes Seidentuch bauschigt um den Kopf geschlungen, war eine stattliche, imposante Erscheinung, die eine Lazzaroni-Königin wohl hätte vorstellen können, übrigens ein durchaus gutmüthiges Wesen, bedeutend lebhafter als ihr Gatte, große Freundin einer Conversation, welche sie aber meistens stehend zu führen pflegte, wobei sie zugleich mit einem umfangreichen Fächer oder einer Fliegenklatsche, welche sie gewöhnlich handhabte, dem Gast von Zeit zu Zeit hülfreiche Dienste gegen die Fliegen leistete.

Gleich bei meinem ersten Besuche hatte ich mir die Gunst der Padrona dadurch erworben, daß ich mit einem funkelnden, neugeprägten römischen Paolo bezahlte, auf dem das Bild von Pionono ausgeprägt war, auf welches ich lächelnd hinwies, worauf sie die Münze sofort ergriff und küßte und eine ausnehmende Freude und Dankbarkeit darüber bezeugte, dieselbe behalten zu dürfen.

Eine schöne Tugend, welche unser neapolitanisches, an dem Strande von Santo Lucia Kaffee ausschenkendes Gattenpaar mit dem berühmten ländlichen Ehepaar der mythischen Zeit gemein hatte, war die Gastfreundschaft. Zwar hatten sie keine Gelegenheit mehr, dieselbe gegen Götter zu üben, welche in Menschengestalt verkleidet unter ihr bescheidenes Dach getreten wären. dagegen fand sich regelmäßig Mittags ein kränklich aussehender Herr, ungefähr in dem Alter des Wirthes stehend, ein, um an dem frugalen Mahle als Dritter im Bunde Theil zu nehmen und brachte ebenso die Abende in der Gesellschaft der beiden Wirthsleute zu, welche ihn völlig wie ein Familienglied behandelten, daher ihm auch der Zutritt in das durch Vorhang verhüllte Allerheiligste hinter dem Büffet, was aus Familienzimmer und Küche bestand gestaltet war.

Der Gast war einen Tag wie den andern in den gleichen saubern, aber verschossenen Anzug von altfränkischen Schnitt gekleidet, einen dunkelfarbigen Rock mit Messingknöpfen, Weste und Beinkleider von heller Farbe, über welche hohe Stiefel von gelbem Leder mit Quasten bis an die Kniee hinauf reichten; um den Hals war ein großes, dickes weißes Halstuch geschlungen, das in einen kunstvollen Knoten von sich stets gleichbleibender Form gebunden war, der ine sehr sorgfältige Behandlung voraussetzen ließ.

Ein solcher Anzug würde bei uns die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich ziehen, während derselbe in dem von Menschen wimmelnden Neapel, wo sich die verschiedenartigsten und abenteuerlichsten Costüme umhertreiben, und namentlich noch viele Rococcotrachten zu sehen sind, weiter kein Befremden erregte.

Die Manieren des Mannes waren höflich und abgemessen, im Ganzen machte er den Eindruck, als ob er früher in einem vornehmen Hause einen Posten, etwa als Hausverwalter oder Portier, bekleidet habe. (Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Oft ist's ein Glück, wenn mann seinen Hund verliert. Einem guten ehrlichen Bretterhändler in Ungarn kam dieser Tage sein Hund abhanden, und er setzte den Preis von 100 fl. auf das Zustandebringen desselben. Nach einigen Tagen bekam er einen Brief aus Könhanya, wo ihm gemeldet wird, daß der Hund schon da sei. Er geht hin, findet aber einen fremden Hund. Bei seiner Heimkunft erwarten ihn bereits Briefe aus Alt-Ofen, Neu-Pesth und Premon'or. Er fährt überall hin, findet aber nirgends, was er sucht. Schließlich ruft man ihn in die Ofener Raizenstadt. Er geht auch dahin, tritt in's Zimmer und findet dort einen großen, schwarzen, zottigen Hund, der eben von einem Mädchen mit Zucker traktirt wird. Auch dieser Hund war nicht der gesuchte, aber — — das Mädchen lachte ihn mit ihren Schelmen-Augen so lieblich an, daß er an demselben Tag noch ein zweites Mal hinging, auch noch ein drittes Mal; schließlich nahm er die Liebliche ganz und gar mit sich, heirathete sie Tags darauf und hat nun sein täusliches Glück dem Umstande zu verdanken, daß er seinen Hund verloren hat.

Ein nettes Gaunerstückchen berichtet die Lütticher Zeitung aus Spaa. Vor einigen Tagen erschienen in einer dortigen Wechselstube zwei Männer, anscheinend englische Gentlemen, und erzählten, sie hätten an der Spielbank all' ihr Geld verloren, so daß sie gezwungen seien, um ihre Heimreise antreten zu können, einen Theil der Waaren, für welche sie den Kontinent bereisen, zu verkaufen. Sie ersuchten den Wechsler, ihnen 19 Stück goldener Taschenuhren von großem Werthe, die sie noch von den Mustern zu größeren Geschäftsabschlüssen bei sich führten, abzukaufen. Der Wechsler ging in den Vorschlag ein, ließ sich die Uhren zeigen, prüfte die Echtheit des Goldes und bezahlte nach längerem Feilschen baar 1500 Francs statt der 2000, die anfangs begehrt wurden. Die Verkäufer sollten über den erhaltenen Geldbetrag eine legale Quittung ausstellen und der Sohn des Wechslers setzte sich nieder, dieselbe zu verfassen. Unterdessen plauderten die Verkäufer mit dem Vater, sie zeigten ihm nochmals wie jede einzelne Uhr in feines Seidenpapier eingehüllt war und die Kassette, welche die 19 Schöne einschloß, mit einem Schlüssel zu verschließen sei, den sie ihm überreichten. Die Kassette selbst wurde in einen kleinen Reisesack gesteckt und also wohlverwahrt dem Käufer übergeben. Die Verkäufer unterschrieben die Quittung und verließen mit bedächtigen Schritten den Laden, nochmals ihr Unglück auf der Spielbank erwähnend und vom Wechsler unter wiederholten Beileidsäußerungen über ihren Unstern bis an die Thür begleitet. Kaum hatten sich die Engländer entfernt, so wollte der Sohn des Käufers sich nochmals an den erkauften kostbaren Uhren weiden. Er öffnete die Kassette, aber, o Schrecken, nicht eine Uhr war darin zu finden, wohl aber 19 Kieselsteine, zierlich in Seidenpapier eingewickelt. Die Engländer, gewandte Taschenspieler, hatten die Uhren während ihres Gespräches mit dem alten Herrn eskamotirt und bewiesen, daß sie das Wechseln besser als er verstanden. Allen polizeilichen Nachforschungen zu Trotz waren die humoristischen Uhrenwechsler in Spaa nicht wieder zu finden.

Bürgermeisterstyl. Der Bürgermeister einer kleinen Stadt erließ die folgende Bekanntmachung, deren Aechtheit verbürgt werden kann: „Die Einwohner dieser Gemeinde werden hierdurch in Kenntniß gesetzt, daß es allen Besitzern von Hunden befohlen ist Maulkörbe zu tragen, an die Kette gelegt zu werden oder auf der Straße ein Halsband zu tragen. Die Zuwiderhandelnden werden von den Schinderknechten eingefangen."

„Höre, Johann!" sagte der Baron von P . . . zu seinem Bedienten, „mit Deinen kleinen Ausgabrechnungen ist es nicht so ganz richtig. Ich habe es schon öfters bemerkt, daß Du mir mehr anrechnest, als Du ausgelegt hast. Das ist mir höchst ärgerlich, und wenn Du nicht ehrlich bist, so müssen wir uns trennen. Ich bin aber sonst wohl zufrieden mit Dir; ich will Dir daher einen Vorschlag zur Güte machen; versprich mir, mich auch nicht um einen Pfennig zu betrügen, und ich gebe Dir monatlich zwei Thaler Zulage." Johann sprach sein Wort. „Nun, so sprich doch!" — „Gnäd ger Herr! ich habe mir die Sache überlegt; für zwei Thaler monatlich kann ich es nicht thun, denn dabei habe ich zu viel Schaden."

Redaktion, Eigenthum, Druck und Verlag von J. F. Nietsch in Landshut.

Digitized by Google

Nro. 31. *VIII. Jahrg.*

Die

Plauderstube.

Eine Sonntagsausgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 8. August 1862.

Die Tochter der Madonna.

Eine Geschichte aus Neapel, erzählt von Adolf Dörr.

(Fortsetzung.)

Zu dem behaglichen und gesprächigen Paar seiner Wirthe, bildete der Gast durch seine ernste Haltung und Schweigsamkeit einen unverkennbaren Gegensatz, sein blaßgelbes faltenreiches Gesicht schien sogar einen geheimen Kummer zu verrathen, und auf frühere schmerzliche Erlebnisse hinzuweisen.

Das bestätigten denn auch die Reden der Wirthin, welche, wenn die Sprache auf ihren Gast kam, immer einen gewissermaßen mitleidsvollen Ton annahm.

„Der Arme! Er hat großes Unglück erdulden müssen und ein trauriges Loos ist ihm zugefallen."

„Jahrelang mußte er vom seinem Vaterlande abwesend seyn, und als Verbannter in der Fremde leben, wo er oft mit Noth und Sorge gekämpft haben mag."

„Aber das Schrecklichere ist, daß er lange Jahre keine Nachricht von den Seinen hatte und in quälender Ungewißheit über ihr Schicksal leben mußte, bis dann endlich der Kelch der Leiden für ihn gefüllt und ihm die Kunde wurde, daß sie nicht mehr am Leben sey."

Derartige Aeußerungen warf die Wirthin öfters hin, ohne sich indessen in nähere Erklärungen einzulaßen, welche sie vielleicht absichtlich zu vermeiden schien.

2.

Da indessen die früheren Erlebnisse von Don Gasparo — so nannten der Wirth und die Wirthin ihren Gast — im weitern Verlauf unserer Geschichte bekannt geworden sind und mit derselben im wesentlichen Zusammenhange stehen, so wollen wir dieselben schon jetzt unsern Lesern in der Kürze mittheilen.

Digitized by Google

Gasparo war in Calabrien geboren und der Sohn eines Pachters des Grafen Camillo T**, welcher in jener Provinz ansehnliche Lehensgüter besaß.

Der Graf, welcher seine Besitzungen öfters besuchte, lernte bei dieser Gelegenheit den aufgeweckten Knaben kennen und nahm denselben unter seine Dienerschaft auf.

In Neapel, wohin Gasparo nachher seinen Herrn begleitete, erhielt er einigen Unterricht, welchen er sich zu Nutzen machte. Nachdem er sich Lesen, Schreiben und sogar Rechnen angeeignet hatte, erschien er wie ein Phönix unter dem rohen, unwissenden Haufen der übrigen Dienerschaft, von welcher er sich auch durch bessere Manieren und sich gleichbleibendes, anständiges, ruhiges und gesittetes Verhalten vortheilhaft unterschied.

Unter diesen Umständen konnte es nicht fehlen, daß ihm der Graf vor denselben auszeichnete und ihn zu andern, als den gewöhnlichen, gemeinen Dienstleistungen zu verwenden anfing.

Gasparo wußte den Ansprüchen, die sein Herr machte, zu genügen und versah die ihm übertragenen Geschäfte mit Pünktlichkeit und Geschicklichkeit, indem er sich zugleich bei mehreren Gelegenheiten als vollkommen treu und zuverlässig erwies. Trotz dessen ging es mit seiner Beförderung im Dienste des Grafen und einer Vermehrung seines Salärs nur langsam vorwärts, woran, wie sich Gasparo im Laufe der Zeit überzeugen mußte, eine Abneigung Schuld war, welche der Oberintendant des Grafen gegen ihn hegte.

Dieser, welcher sich ebenfalls aus der Niedrigkeit aufgeschwungen hatte und bis zu dem einträglichen Posten eines Oberverwalters der ansehnlichen Güter des reichen Grafen Camillo emporgestiegen war, ließ den emporstrebenden Gasparo nicht aufkommen und wußte dessen Wirksamkeit so viel als möglich zu beschränken, so daß sich das Verdienst Gasparo's nicht hinlänglich geltend machen konnte.

Aber Gasparo, welcher die Feindseligkeit des äußerlich von Wohlwollen gegen ihn überfließenden Intendanten allmählig durchschauen lernte, machte dem gegen ihn geführten kleinen Kriege zuletzt durch eine große Niederlage seines Gegners ein Ende.

Der Graf glaubte in einer von dem Intendanten am Jahresschluß aufgestellten Bilanz einen Rechnungsirrthum entdeckt zu haben und übergab dieselbe an Gasparo zur Nachprüfung.

Dieser entdeckte zwar keinen Rechnungsfehler, dagegen glaubte er die Richtigkeit der Ansätze bei einzelnen Posten beanstanden zu müssen, daher er von dem Grafen die Mittheilung der Belege erbat.

Der Intendant hatte sich zwar wohl in soweit sicher zu stellen verstanden, daß die letztern sich im Wesentlichen in Uebereinstimmung mit der Rechnung befanden, doch war dieß nicht bei allen Punkten der Fall, und es ging daraus wenigstens so viel hervor, daß in der Geschäftsführung des Intentanten nicht die gehörige Ordnung herrschte.

Der Graf welcher demselben seither unbedingtes Vertrauen geschenkt hatte, wurde darüber in hohem Grade betroffen und stellte Gasparo die sämmtlichen Rechnungen nebst Belegen vom dem letztvergangenen Jahre zu, um dieselben einer nachträglichen Prüfung zu unterziehen.

Gasparo wies nun aus denselben eine Reihe systematisch betriebener Unterschleife nach, welche im Einzelnen nicht bedeutend, im Ganzen aber einen ziemlichen Betrag erreichten.

Die Folge dieser Entdeckungen war, daß der treulose Intendant von dem Grafen seines Postens entlassen und dieser an Gasparo übertragen wurde.

Durch die Geschäftsführung des Letzteren ergab sich erst der volle Umfang der von seinem

Digitized by Google

Vorgänger verübten Betrügereien, indem die nächste Jahreseinnahme des Grafen um ein Beträchtliches stieg und sich überhaupt seitdem der Ertrag von seinen Besitzungen fortwährend mehrte.

Der Graf belohnte den treuen und nützlichen Diener in großmüthigster Weise und schenkte ihm namentlich nach einigen Jahren, als der Tod seines Vaters erfolgte, dessen Pachtgut zu eigen, welches Gasparo, da er es vermöge seines Dienstverhältnisses nicht selbst bewirthschaften konnte, einem braven, aber in seinen Verhältnissen zurückgenommenen Landmann, einem Freunde seines verstorbenen Vaters, gegen einen ganz mäßigen Pachtzins überließ.

Diese Gutthat wurde ihm reichlich vergolten. Denn Gasparo, welcher bereits zu reiferen Jahren gelangt war, ohne sich nach dem Segen der Ehe umgesehen, machte die Bekanntschaft der Tochter seines neuen Pachters und gewann dieselbe, ein einfaches Landmädchen, das zu seinem schlichten Sinne paßte, lieb.

Diese, welche in Gasparo bereits den Wohlthäter ihres Vaters ehrte und ihr Herz noch völlig frei besaß, erwiederte seine Gefühle und bald vereinte Beide das unauflösliche Band der Kirche.

Aber gerade jetzt, wo Gasparo's Glück den Zenithpunct erreicht zu haben und in jeder Beziehung dauernd begründet schien, kam die unvorhergesehene Wendung, welche es mit einem Schlage vernichtete, einem Blitze gleich, der aus heiterm Himmel herabschmettert.

3.

„Pfingsten, das fröhliche Fest!" So heißt es nicht nur diesseits, sondern auch jenseits der Alpen, nirgends aber wird dasselbe auf der hesperischen Halbinsel so glänzend gefeiert, als in jenem gesegneten Landstriche im Süden, jenem mit Recht, „das glückliche" genannten Gartenlande das in sonnigen, in unverwelklichem Naturschmucke prangenden Terrassen nach dem blauen Spiegel des Tyrrhener Meeres herabsinkt, um sich in das feenhafte Brautbett zwischen den beiden nachbarlichen Golfen von Neapel und Salerno hinzuschmiegen.

Nicht nur die ländliche Bevölkerung der ganzen Campagne Felice auf einen Umkreis von dreißig Miglien ist an jenen Feiertagen in Bewegung, auch aus der lebenslustigen, von Menschen wimmelnden Hauptstadt ziehen Tausende hinaus in das Land, um an den großen Kirchen- und Volksfesten in Monte Vergine, San Giuliano und Madonna dell' Arco Theil zu nehmen.

Dieser alljährige Ausflug zur Pfingstzeit, welcher mit Weib und Kind vor sich geht, ist bei dem ächten neapolitanischen Bürgerstande eine von den Vätern ererbte, feststehende und anerkannte Sitte, so daß sich die Bräute in den Ehepacten die Pfingstfahrt ausbedingen.

Diejenigen, welche Zeit und Geld genug haben, um den großen Giro mitzumachen, verlassen die Stadt schon am Vorabende des Festes und feiern dasselbe an den verschiedenen Orten die Anderen ziehen wenigstens am zweiten Pfingsttage nach Madonna dell' Arco.

Der Abend des zweiten Pfingstfeiertages war herangekommen. An dem hohen Kegel des ausgebrannten Epomeo-Vulcanes auf Ischia ging die Sonne unter.

Die Insel erschien wie ein auf dem Meere emporgehobener Altar mit der goldenglühenden Sonnen-Monstranz und himmelanschlagenden Opferflammen, welche den Westen röthelen.

In rosiger Verklärung leuchtete zugleich das weite Küsten- und Seebild des Golfes von Neapel. Die rebengekrönte, mit Villen und Meiereien besäte Bergkette des Posilipp, das ent-

Digitized by Google

lang des Meeres stundenweit ausgedehnte Häuserneh der Hauptstadt und ihrer Vorstädte, der zweigipfige Vesuv, die Küsten von Castellamare und Sorrento mit ihren weißen Städtchen, hervorspringenden Warten und Vorgebirgen, die Inseln und der Wogenspiegel schimmerte in dem Purpurbade der Abendgluth.

Und vor dieser unermeßlichen Coulisse des in feenhafter Pracht strahlenden Golfes bewegte sich ein Festzug vorüber, wie ihn nur das große, nimmer feiernde, stets glänzende und lärmende Volkstheater aufführen kann, welches die eine Hälfte seines Gestadebogens ausfüllt und Neapel genannt wird.

Es waren die Wallfahrter der Pfingsttage, die Heimkehrenden von Madonna dell' Arco.

Jubelirend, tanzend, musicirend, wälzte sich das Festgetümmel heran, im Schmuck von Fahnen, Bändern, Kränzen und Blumen. Zwischen den Fußgängern drängten sich Reiter auf bunt aufgeputzten Pferden oder Maulthieren neben zahlreichen Fuhrwerk aller Art.

Die Fußgänger trugen lange, mit farbigen Bändern umwundene Stäbe oder Stangen, mit dem Madonnenbild oben, an denen Kränze, allerlei bunte Dinge, Spielzeug für Kinder, Schnüre von Kastanien und Haselnüssen herabhingen. Lange Reihen jungen Volks bewegten sich eilig im Tanzschritte vorwärts, Mandoline spielend und Tamburine schlagend. Schöne, wilde Mädchen, von bacchantischer Lust erfaßt, die schwarzen Locken um die glühenden Wangen schüttelnd, tanzten unermüdet Tarantella.

Auf den Wagen waren Lauben von grünen Zweigen oder bebänderte und bewimpelte Zeltdächer von Leinwand angebracht, manche führten Blumen-Altäre, oft sah man auf Wagen Gesellschaften von einem Dutzend Personen und mehr, welche lustig auf mannichfachen Instrumenten, Guitarren, Flöten, türkischen Becken und Tamburien musicirten.

Mit den Heimkehrenden vereinigten sich die daheim Zurückgebliebenen und nun zu ihrer Begrüßung ihnen Entgegenziehenden. Die Bascone, Africos und glatten Dächer waren mit Zuschauern besetzt, auch da wurde Musik gemacht und getanzt und phantastisch zeichneten sich die schwebenden Gestalten in der Höhe auf der klaren Abendluft ab.

Auch Gasparo war mit seiner jungen Frau in Madonna dell' Arco gewesen und befand sich jetzt mit ihr auf der Heimkehr. Der Graf hatte ihnen einen seiner Wagen mit ein Paar feurigen Rossen bespannt, zu der Fahrt gegeben.

Sie hatten vor dem wunderthätigen, altersschwarzen Madonnenbild in der Kirche des Dorfes ihre Andacht verrichtet und dann dem Feste im Freien beigewohnt, wo auf dem Rasen und unter Bäumen das Volk lagerte, zechte, schmaußte, musicirte und Tarantella tanzte.

Das calabresische Landmädchen, das in der Heimath Aehnliches nicht erlebt hatte, war den ganzen Tag über vor Staunen, Bewunderung und Vergnügen, gleichsam nicht zu sich selbst gekommen und Gasparo hatte die größte Freude an den naiven Erregungen des Naturkindes, an denen er übrigens selbst, wenn auch in geringerem Grade, als ein lebhafter ungekünstelter Mensch des Südens Theil nahm.

Wie Gasparo später selbst sagte, war der damalige Tag der glücklichste und schrecklichste seines Lebens zugleich.

Plötzlich schwang sich auf den Tritt des Wagens ein halbnackter Lazzaroni und drückte ihm einen Streifen Papier in die Hand, worauf jener wieder heruntersprang, aber dem Wagen zur Seite blieb.

Auf dem Papier standen von der Hand des Grafen, unverkennbar in höchster Hast geschrieben, die wenigen Worte:

Digitized by Google

„Flucht — bei Caretto — folgt dem Ueberbringer, der Euch zu mir bringen wird."

4

Gasparo, der, nachdem er die Zeilen gelesen hatte, welche der Lazzaroni ihm gereicht, einem von Blitze Getroffenen glich, machte mechanisch Anstalten, den Wagen zu verlassen.

Seine Frau, welche mit Bestürzung die an ihm vorgegangene Aenderung wahrnahm, umfing ihm jedoch und fragte, was vorgehe.

Statt der Antwort reichte ihr Gasparo den Zettel dar, dessen Inhalt sie mit den Augen verschlang, worauf die arme Frau, leise vor sich himmurmelnd; „Flucht — bei Caretto", einer Ohnmacht nahe, auf den Wagensitz zurücksank.

Sie erholte sich indessen sogleich wieder und drängte jetzt selbst Gasparo:

„Fliehe, die heilige Jungfrau schütze Dich, mein Gasparo, fliehe ohne Säumen, — ich folge mit dem Wagen nach."

Gasparo stieg aus und schloß sich dem in das Gedränge stürzenden Lazzaroni an.

Nachdem sie sich aus dem dichten Menschenknäuel gewunden und die nächste einsame Straße erreicht hatten, sah sich Gasparo um und bemerkte, daß der Wagen sammt seiner Frau sich langsam durch das Gewühl fortarbeitend, seine Richtung nach ihrer Seite hin genommen habe.

Gasparo ging langsam in der Straße vorwärts, obgleich der Lazzaroni zur Eile trieb, bis der Wagen zum Vorschein gekommen war und seine Frau ihn mit wehendem Tuche ein Zeichen zugewinkt hatte.

Aber plötzlich erhielt die Scene eine andere Wendung.

Mehrere Sbirren, zum Theil bewaffnet, umringten den Wagen, fielen den Pferden in die Zügel und bedrohten den Kutscher, um ihn zu zwingen, still zu halten; einer derselben, bei dessen Anblick Gasparo einen Schrei ausstieß, schwang sich in den Wagen und drückte die Frau welche emporspringen wollte, auf den Sitz zurück.

„Der Intendente!" rief Gasparo und machte Miene, zur Befreiung seiner Frau herbeizueilen.

Doch der Lazzaroni riß ihn zurück und rief:

Um Gotteswillen, flieht. Sie werden uns schon bald genug auf den Fersen seyn. Eure Frau könnt Ihr nicht retten. Rettet wenigstens Euch und eilt zu Eurem Herrn."

Der Lazzaroni zog unter solchen Worten Gasparo mit sich fort. Beide beflügelten ihre Schritte und eilten durch die Winkelgäßchen, die zur Rechten von der Hauptstraße ab sich öffneten und jetzt wegen des Festes nicht wie gewöhnlich belebt, sondern fast ganz verödet waren.

Bald darauf hörten sie die Verfolger hinter sich, welche sich, des Wagens bedient hatten und daher rasch herbeigeeilt waren.

Schaudernd unterschied Gasparo deutlich die Stimme seines alten Nebenbuhlers, welcher seine Leute zur Verfolgung anfeuerte.

Jetzt beflügelte ihn auf den Spuren Gasparo's, gegen den er einen tödtlichen Haß hegte, die Rachegöttin und es sollte ihr das Opfer nicht entgehen.

Eben trat der Graf den beiden Flüchtlingen entgegen, indem er unter einem Schoppen hervortrat, zwei gesattelte Pferde im Zügel hinter sich nachziehend.

Digitized by Google

„Gelobt sey San Gennaro!“ rief der Lazzaroni. „Ihr seyd gerettet, meine Herren! Glück auf die Reise. Jetzt muß ich auf meine Sicherheit denken.“ Und mit einem Sprunge war er in einer Seitengasse verschwunden.

Aber als sich eben der Graf und Gaspari auf die Pferde schwangen, erschien auch am Vorsprung des Gäßchens der Intendant und rief ihnen zu, sich zu ergeben, indem er zugleich eine Pistole erhob.

Doch der Graf, welcher in der rechten Hand eine herrliche doppelläufige Pistole von feinster Arbeit hielt, kam ihm zuvor und streckte den Elenden mit einem Schusse nieder.

Dann ritten die beiden Flüchtlinge im Galopp davon und hatten bald ihre Verfolger weit hinter sich zurückgelassen.

Sie entkamen glücklich aus der Stadt und ritten die Nacht durch nach Salerno, von wo aus sie zu Schiff ihre Flucht nach Frankreich bewerkstelligten.

Der Graf, welcher übrigens wegen seiner liberalen Gesinnungen und als früherer Diener des Königs Joacquimo überhaupt übel angesehen war, hatte sich verdächtig gemacht, ein Anstifter der bekannten Schilderhebung gewesen zu seyn, welche damals in Cosenza und auf dem Lande in der Umgegend stattgefunden hatte, wo der Graf bedeutende Güter besaß. Mancher seiner Pachter und Vasallen hatten sich bei dem Revolutionsversuche betheiligt und dem intriguanten Intendanten war es daher ein Leichtes, den furchtbaren Arm bei Caretto's gegen seinen alten Herrn in Bewegung zu setzen.

Der Lazzaroni, welcher in dem Palazzo des Grafen Camillo seit Jahren ein- und ausging, öfters zu Dienstleistungen verwendet wurde und halb wie zur Dienerschaft oder Clientel des Hauses gehörte, war der Retter des Grafen geworden. Ein bei der Polizei angestellter Landsmann von ihm — der Lazzaroni war aus den Abruzzen — hatte gegen den letzteren Andeutungen fallen lassen, welche derselbe noch in der letzten Stunde dem Grafen hinterbrachte, der sich sofort zur Flucht entschloß. Was sich weiter begab, haben wir erfahren.

Manches Jahr verging den Flüchtlingen in der Verbannung. Die Güter des Grafen wurden confiscirt und wenn auch noch manchmal aus verschiedenen Quellen Zuschüsse aus Neapel kamen so waren dieselben doch im Ganzen spärlich und das Loos der Flüchtlinge gestaltete sich oft drückend.

Doch hielt Gasparo treu bei seinem Herrn aus, bis er starb. Es geschah dieß in London.

Gasparo trat hierauf bei einem alten kinderlosen Lord von der Whigpartei, welcher als Bekannter des Grafen dessen treuen Diener hatte schätzen lernen, in den Dienst.

Im Jahre 1848 wollte er in sein Vaterland zurückkehren, aber die bald wieder nach dem Straßenkampf im Mai eingetretene Aenderung der Verhältnisse machte ihn von seinem Entschlusse abstehen.

Als aber auch sein zweiter Herr starb, welcher ihm ein kleines Legat vermachte, ließ er sich nicht mehr zurückhalten, unter dem Schutze eines englischen Passes, der seinen italienischen Namen mit einiger Verstümmelung enthielt, die sonnigen Küsten seiner Heimath wieder aufzusuchen.

Seit seiner Flucht hatte er von den Seinigen, von seiner Frau und seinem Schwiegervater, trotz eifriger Nachforschungen Nichts mehr erfahren. Er wendete sich zunächst nach Calabrien, wo er dieselbe am Ersten zu finden hoffen konnte. Aber nur nach langen Nachforschungen erlang-

Digitized by Google

te er Kunde von dem Schickſale ſeines Schwiegervaters, welcher bereits vor Jahren geſtorben war. Derſelbe hatte das Unglück, das ſeinen Schwiegerſohn und ſeine Tochter betroffen, nur um wenige Monate überlebt. Das Gut war jetzt vom Staate verpachtet da es als Eigenthum Gasparo's confiscirt worden war. Von ſeiner Frau wußte ihm Niemand Etwas zu berichten.

Gebrochenen Herzens begab ſich Gasparo nach Neapel. Dort traf er einen alten Bekannten in dem Beſitzer der Kaffeeſchenke auf Santo Lucia, indem dieſer früher ebenfalls bei dem Grafen Camillo in Dienſten geſtanden hatte.

Dieſer hatte eine einzige Tochter hinterlaſſen, welche vor Kurzem den Fürſten Gallera geheirathet hatte, deſſen Vater eine bei Hofe angeſehene Perſon war.

Der Proceß gegen den Grafen Camillo war niedergeſchlagen und die über ſeine Güter verhängte Confiscation war aufgehoben worden.

Gasparo hatte ſich der jungen Prinzeſſa vorgeſtellt und dieſe ihm verſprochen, durch ihren Gemahl dafür zu wirken, daß auch der Proceß gegen ihn aufgehoben und ihm ſein Gut in Calabrien wieder zurückgegeben werde.

Aber was war das für ihn? Seine Nachforſchungen nach ſeiner Frau waren völlig erfolglos geblieben und er mußte ſie als Todte beweinen, ohne zu wiſſen, welcher Art ihr Ende geweſen war.

5.

Vor der Kaffeeſchenke auf Santa Lucia hielt ein Wagen von der Art wie ſie auf dem Lande üblich ſind, mit zwei kräftigen Rappen beſpannt.

Ein junger Mann ſaß vornen und kutſchirte, während den Rückſitz, welcher durch einen Schirm von Zeltleinwand gegen die brennenden Strahlen der Sommerſonne geſchützt war, ein älterer Mann und ein junges Mädchen einnahmen.

Der jüngere Mann ſprang herab und war den beiden Anderen beim Ausſteigen behülflich.

Zugleich erſchienen vor dem Vorhang der Kaffeeſchenke der Padrone und die Padrona und bewillkommten die Ankömmlinge auf das Herzlichſte, wobei namenlich die Padrona eine reiche Redefülle mit lebhafter Geſticulation begleitet, entwickelte.

Die Ankömmlinge waren Beco, der einzige Sohn unſeres kaffeewirthſchaftlichen Paares und der Campare nebſt ſeiner Tochter, ein reicher Maſſaro aus der Umgegend von Capua, bei welchem Beco ſich ſeit Frühjahr aufhielt, um unter ſeiner Leitung die Landwirthſchaft zu erlernen.

„Da ſind wir nun, Gevatter Genaro und Gevatterin Antonia um uns die Herrlichkeiten der Hauptſtadt anzuſehen", ſagte der Maſſaro, den beiden Gatten tüchtig die Hände ſchüttelnd. „Das junge Volk wollte keine Ruhe geben: Beco, obgleich er ſonſt nicht übermäßig geſprächig iſt, wußte nicht genug von dem ſchönen Feſte zu erzählen, und hat der Lucia damit ganz den Kopf verdreht, ſo daß ich am Ende nicht anders konnte, als den Beiden den Willen zu thun und anſpannen zu laſſen."

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Bekanntlich nennt man die Galerie eines Theaters auch das Paradies. Die verstorbene Herzogin von Orleans hatte eines Tages den Einfall, diesen Platz, nur von einem Kammermädchen begleitet, zu besuchen. Ein junger Soldat, der neben ihr saß, war sehr aufmerksam gegen sie und nahm sich zuletzt die Freiheit, sie zum Abendbrod einzuladen was die Herzogin ceinbar annahm. Aber wie erschrocken war er, als er sie nach Schluß des Stückes die Treppen hinunter begleitete und sie an der Equipage und der Dienerschaft erkannte, welche auf sie wartete. „Nun," fragte die Herzogin lachend, als sie in den Wagen gestiegen war, „wie steht es denn mit dem Abendbrod, zu dem Sie mich eingeladen haben?" „Königliche Hoheit," antwortete der Soldat schnell gefaßt, „im Paradiese sind wir alle gleich, aber auf Erden weiß ich, welchen Respekt ich Ihnen schulde." Diese geistreiche Antwort trug ihm einen Platz in dem Wagen der Herzogin und eine Einladung zu ihrer Tafel ein.

Druckfehler.

In der Anzeige von dem Tode eines Virtuosen las man: „Er dudelte drei Jahre" (duldete) — Im Leipziger Tagblatt stand: „Ein Gutsherr beabsichtigt, seine sämmtlichen Güter zu verlaufen." (verkaufen). — Mein Mann verhielt sich ganz massiv dabei (passiv). — Es erschien in einem öffentlichen Journale der Dank eines Ehemannes, dessen Frau von einer gefährlichen Krankheit glücklich kurirt wurde. Diese Danksagung enthielt einen äußerst drolligen Druckfehler, welcher alle schönen Phrasen in's Lächerliche zog. Es hieß nämlich am Schlusse: „Der geschätzte Doctor hat die Krankheit meiner geliebten Frau mit der ihm eigenen Geschicklichkeit einer baldigen Beerdigung (statt Beerdigung) zugeführt." — Mehrere hundert Lumpen gaben dem Garten ein magisches Ansehen (Lampen). — Ein sehr komischer Druckfehler ist der in dem Göthe'schen Gedicht, wo statt:

Die Augen gingen ihm über,
So oft er trank daraus —

gedruckt stand:

Die Augen gingen ihm über,
So oft trank er daraus.

Ein Corporal von der Garde Friedrichs des Großen, der ebenso eitel wie tapfer war, trug eine Uhrkette, an die er, in Ermangelung einer Uhr, eine Flintenkugel gebunden hatte. Der König erfuhr dies und sprach eines Tages zu ihm! „Er muß sehr sparsam sein, daß „Er sich eine Uhr anschaffen konnte. Wie spät ist's nach der Seinigen?" — „Majestät," erwiederte der Corporal, und zog die Kugel hervor, „die meine zeigt keine Zeit an, aber sie sagt mir daß ich jeden Augenblick bereit sein soll, für Eure Majestät zu sterben." — Diese treffliche Antwort trug dem wackern Krieger eine kostbare goldene, mit Edelsteinen verzierte Uhr, die seines Königs ein.

Ein Spaßvogel wettete in einer Gesellschaft, daß er von mindestens fünfzig Personen dieselbe Antwort auf eine Erzählung erhalten würde. Um seine Wette zu gewinnen, sagte er zu dem Nächsten: „Wissen sie schon, daß Meier Bankerott gemacht hat?" — „Welcher Meier?" — In einer halben Stunde hatten fünfzig Personen die nämlichen Worte wiederholt und der Spaßvogel hatte seine Wette gewonnen.

Ein Naturwiderspruch: Wenn Meister Duselmeyer illuminirt ist, so ist er stets benebelt.

„Wir sind gleichen Handwerks", sagte ein alter Major lachend zu einem Arzte, „denn unsere Pillen sind von gleicher Wirkung".

Jemand behauptete von einer Sängerin, deren Stimme von bedeutetem Umfang war, sie müsse eine Crinoline verschluckt haben.

Zu den Rechten eines jungen Mannes gehört jedenfalls das: einen Bart zu tragen — wenn er einen hat.

Redaktion, Eigenthum, Druck und Verlag von J. F. Rieisch in Landshut.

Digitized by Google

Nro. 32. VIII. Jahrg.

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsausgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 10. August 1862.

Die Tochter der Madonna.

Eine Geschichte aus Neapel, erzählt von Adolf Dörr.

(Fortsetzung.)

„Lucia, Goldkind, das war brav von Dir", rief die Padrona, dem Mädchen auf die Wangen klopfend. „aber Santo Madonna, jetzt lasse Dich vor allen Dingen betrachten, man kennt Dich ja gar nicht mehr, so groß und schön bist Du geworden, seit ich Dich zum Letztenmal sah, das blendet ja ordentlich, das ist eine Prinzessa, Du solltest mit Vieren in der Carrosse fahren und in der königlichen Loge in San Carlo mit einem Goldkrönchen auf dem Kopfe sitzen, wie es die Königin bei der Auffahrt nach Santo Maria di Piebigrotta trägt. Gevatter, Ihr habt da eine Perle, einen Edelstein. Ihr habt? Ja, ich fürchte aber, Ihr werdet sie nicht lange behalten, denn da müssen ja Bewerber von nahe und ferne kommen, wie bei dem Königekind im Märchen, das sich vor lauter prinzlichen Freiern gar nicht mehr zu helfen wußte, bis daß endlich ein fremder junger Ritter kam und mit Hülfe der Fee Serafinetta die zaudernde Schöne für sich gewann. . . . Beco, mein Herzblatt, da nimm Dich zusammen da heißt es auf der Huth sein, denn der Mensch hat am Ende nur ein Herz zu verschenken und wenn das einmal fort ist, gibt Einem Niemand ein neues wieder."

Beco, ein hübscher, schlanker Junge von bescheidenem, ja selbst schüchternem Wesen, gerieth bei dieser Anspielung, welche die Anwesenden recht wohl verstanden, mehr in Verlegenheit, als das junge Mädchen selbst.

Es war kein Geheimniß, daß die Padrona die Verheirathung ihres Sohnes mit der einzigen Tochter des begüterten Massaro gerne gesehen hätte und dieser hatte auch Nichts gegen den Plan der Padrona einzuwenden, im Gegentheil wäre er mit Beco als Schwiegersohn recht zufrieden gewesen, welcher bei ihm in Gunsten stand und ebenfalls dereinst ein kleines Erbtheil von seinen Eltern zu erwarten hatte.

Man mußte übrigens gestehen, daß die Tochter des Massaro die Beifallsbezeugungen der Mutter Beco's wohl verdiene.

Digitized by Google

In ihrer reichen, schmuckvollen Gewandheit und der vollen Entfaltung körperlichen Reizes, stellte die Erstere eine Prachtblüthe ländlicher Schönheit des Südens dar. Die Gestalt war etwas Mittelgröße, von schönem, ebenmäßigem Bau der Glieder und von gerundeten, schwellenden Formen. Das Angesicht von bräunlicher, wie durch einen Schmelz schimmernder Farbe, von zwei großen, ruhigen, ernstblickenden Augensternen beleuchtet, war von regelmäßiger Schönheit. Der reiche Putz machte die Erscheinung des Mädchens zu einer wahrhaft blendenden. Als Kopfbedeckung diente ein in rechteckiger Form brettartig über dem Scheitel zusammengelegtes Tuch von Goldbrocat mit Fransen, welches nach hinten auf den Nacken herabhing. Zu beiden Seiten des Tuches ragten die Spitzen der hinten durch den Haarkranz gesteckten großen Goldnadel hervor, deren eines Ende aus einem Zierrath von Aehren und Blumen, mit eingelegten Rubinen und Perlen bestand. Große muschelförmige Ohrgehänge von massivem Gold funkelten an Hals und Wangen. Eine violett sammetene Jacke mit reicher Goldbordirung umschloß knapp die gerundeten Schultern. Der obere Theil des Busens war von dem feinen gefälteten und mit Spitzenbesatz versehenen Hemde, der untere Theil von dem Mieder von grüner Seide bedeckt, welches in der Mitte mit Goldschnur zusammengenestelt war. Das kurze Kleid, ebenfalls von grüner Seide, ließ rothe Strümpfe mit blauer Stickerei und mit goldenem und silbernem Zierath besetzte Saffianschuhe sehen.

6.

Nachdem der Redefluß der Padrona sich eine Zeitlang gegen Massaro und Lucia entladen hatte, richtete sie denselben zunächst gegen Beco.

„Mein Beco, mein Sohn", sagte sie, „Dein Aussehen ist ganz gut, die Landluft hat Dich etwas gebräunt, aber Dein stilles Wesen scheinst Du noch nicht abgelegt zu haben. Denkt Euch, Gevatter, das war noch im Anfange dieses Jahres der lustigste Bursche von der Welt der tausend Streiche im Kopfe hatte und immer lachte und sang, davon merkt man ihm eben gar Nichts mehr an."

„Das ist richtig", sagte der Campare, „ich habe an Beco immer ein ernstes und gesetztes Wesen wahrgenommen, so lange er bei uns ist. Als ich vergangenes Jahr Euch einen Besuch mit Lucia abstattete, war er ganz anders, da war er guter Dinge und machte Possen, daß man darüber lachen mußte."

„Er ist Etwas mit ihm vorgegangen seit Frühjahr. Offen gesagt, wenn es ihm nicht ein schönes Mädchen angethan und ihn mit der doppelten Flinte getroffen ha.*), so ist hier eine Jettatura im Spiele, ein Blick des bösen Auges hat es ihm angethan."

„Da glaube ich eher noch an die doppelte Flinte", lachte der Campare, ein gesunder, robuster Mann. „Seht, mein Glauben an die Jettatura hat sich sehr vermindert, nachdem von mir die Entdeckung gemacht worden ist, daß meine Pferde und Ochsen, die nach der Behauptung meiner Knechte und Mägde unter der Jettatare leiden sollten, nur unter der Nachlässigkeit meiner Leute zu leiden hatten und durch dieselbe zu Schaden kamen."

„Außerhalb Neapel weiß man von der Jettatura Nichts", bemerkte Gasparo, „man braucht keine Amulette und Hörnchen dagegen und befindet sich dabei ganz wohl."

„Oh Don Gasparo!" rief der Padrone, „das sind solche Gedanken von Euch, wie Ihr sie bei

---

*) Neapolitanischer Volksausdruck für Augen.

Digitized by Google

den ungläubigen Engländern angenommen habt. Ich fürchte, Ihr glaubt nicht recht an meinen großen Schutzpatron, San Gennaro."

„Wenn er nur für Euer Wohlergehen sorgt, so will ich schon zufrieden sein, und da er dieß seither gethan hat und wie ich hoffe, ferner thut, so hege ich die größte Hochachtung für ihn entgegnete Gasparo.

„Wollt Ihr damit vielleicht die vielen wunderbaren Thaten in Abrede stellen", erwiederte die Padrona, „durch welche sich San Gennaro seit Jahrhunderten der Stadt hülfreich erwies, in deren Lauf er sonst den Verheerungen der Pest, Erdbeben, Ueberschwemmungen und Ausbrüchen des Vesuv Einhalt gethan hat".

„Er hätte die Stadt lieber ganz davor bewahren sollen!" meinte Gaspare.

„Das hat San Gennaro auch gethan!" rief der Padrone eifrig. „Geht nur hinaus und seht seine Bildsäule auf der Brücke, wie er mit erhobenem Arm den Vesuv bedroht. Damals hatte die Lava bereits Portici und San Giovanni zerstört und war im Begriffe, über Neapel hereinzubrechen, als ihr San Gennaro Halt gebot, und siehe da, sie ist plötzlich erstarrt und hat auch nicht einen Zoll breit die Gränze der Gemarkung überschritten. War das nicht schön von San Gennaro."

„Gewiß", sagte Gasparo. „Aber noch schöner wäre es von dem Heiligen gewesen, wenn er sich auch der armen Leute in San Giovanni und Portici angenommen hätte."

„Wo denkt Ihr hin, Don Gasparo?„ erwiederte der Padrone. „Das war die Rache der dortigen Schutzpatrone, in die sich San Gennaro nicht hineinmischen durfte."

„Ihr habt Recht", entgegnete Don Gasparo. „Laßt uns denn auf das Wohl der Heiligen einen Schluck thun, denn Ihr seht, Honna Antonia ladet uns zur Collazione."

In der That hatte die Padrone einen mächtigen Hummer nebst anderen Frutta di Mare, köstliche Früchte, Trauben, Aprikosen und Orangen, Rosoliqo-Liqueur und eine Flasche Somma-Wein auf dem mit duftigem weißen Linnen bedeckten Tische aufgetragen.

Die Gesellschaft setzte sich um den Tisch und griff zu, die Unterhaltung gewann in Folge des Weingenusses an Lebendigkeit, welche sich steigerte, als die Padrona noch eine Flasche ächten Lacrymae Christi (zumante*) credenzte.

Nur Beco behielt sein stilles Wesen und als Gasparo nach beendigtem Male sich entfernte, erhob auch er sich und verabschiedete sich auf einige Zeit, wie er sagte, wegen eines Geschäftes, was noch heute besorgt werden müsse, weil dieß an dem morgigen Festtage nicht möglich sey.

Sobald Beco die elterliche Wohnung verlassen hatte, nahm er einen eiligen Schritt an und durchmaß in Hast, ohne sich irgend umzusehen, wie nur von einem Ziele angezogen, die Straßen Neapels.

In der That hatte er einen weiten Weg, denn dieser führte ihn bis in die alte Stadt, bis in das Quatier des Mercato. Nachdem er dort an der alten Kirche von San Pietro ad aram vorübergekommen war, mäßigte er seine Eile, ging die Straße langsam hinab und kehrte darauf eben so langsam wieder zurück, so daß er den Eindruck eines Wartenden machte.

Endlich nahte sich eine ältliche Frau und ein junges Mädchen, welche Beide Körbe mit Fischen trugen, die sie auf dem Markt eingekauft hatten.

---

*) Schwärmende Lacrimae Christi, nach Champagner-Art bereitet.

Digitized by Google

Das junge Mädchen erröthete, als Beco grüßte, ohne sich übrigens weiter heranzuwagen.

Die ältliche Frau aber sagte lächelnd zu dem Mädchen und mit dem Fingern drohend:

„Ei sieh' da, Cherubina da ist ja Dein alter Verehrer plötzlich wieder erschienen, nachdem er sich gewiß ein Vierteljahr lang nicht hat sehen lassen. Wo mag er sich nur die Zeit über aufgehalten haben? Wie es scheint, hat er Dich übrigens noch nicht vergessen."

Das Mädchen eilte, ohne etwas zu erwiedern, auf ein großes Gebäude zu, erhob den Hammer an einem in der Umfangsmauer befindlichen Seitenpförtchen und ließ denselben dröhnend fallen. Bald darauf verschwanden die beiden Frauen hinter der sich öffnenden Pforte.

Beco blieb eine Zeitlang noch wie eingewurzelt auf seinen alten Platz stehen und starrte die Thüre an, als erwartete er, daß dieselbe sich von Neuen öffnen werde.

Plötzlich schreckte ihn eine bekannte Stimme aus seiner Träumerei empor.

„Ei, Beco muß man Dich hier finden, die Straße auf und ab wandelnd, als seyst Du zu einem Stellbichein bestellt und das heilige Haus anstarrend, als habest Du gar darinnen ein Liebchen. Wenn Dich da Deine Mutter und Lucia bemerken, die gewiß zu Hause mit Sehnsucht auf Dich warten!"

Der Redende war Gasparo, welcher seine Wohnung in jenem Stadttheile hatte und durch die Hast, mit welcher Beco, ohne ihn zu erkennen und ohne seinen Zuruf zu beachten, an ihn vorübergestürmt war, befremdet dem jungen Menschen nachgefolgt war.

7.

Ein herrlicher Sommerhimmel wölbte seinen goldburchflimmerten Azurdom über Neapel am darauf folgenden Tage, an welchem das Fest der Quattro Altari begangen werden sollte.

Vier haushohe Altäre, mit Teppichen behangen und mit Blumen geschmückt, waren an verschiedenen Stellen der Stadt errichtet.

Eine ungählige Menschenmenge erfüllte die Straßen und drängte sich zunächst nach dem Toledo, an dessen imposanten Häuserfaçaden vorüber sich die große Procession in der Richtung nach dem königlichen Palaste zu bewegte.

Eine zahlreiche militärische Musikbande in Uniform zog voran und ließ in schmetternden Klängen Märsche aus verschiedenen Opern vernehmen.

An der Spitze jeder Abtheilung in der Procession kam ebenfalls wieder eine solche militärische Musikbande, so daß die Musik nie auf längere Zeit verstummte.

Außerdem knallt es fortwährend neben der Procession her. In fortlaufender Reihe sind hunderte von Kanonenschläge neben einander gelegt, deren Läufe mit einander so verbunden sind, daß, wenn der erste in der Reihe angezündet wird, die übrigen, einer nach dem andern ohne Unterbrechung, ebenfalls losknallen.

Kirchenfahnen wehen, goldbrocatene Priester schreiten unter Baldachinen, Chorknaben schwingen die Weihrauchfässer, Monstranzen funkeln, und in einem Augenblick sinkt zu beiden Seiten das zahllos zuschauende Volk auf die Kniee, als beuge der Wind ein Aehrenfeld nieder. Da ist Keiner, der es wagen würde, aufrecht zu bleiben. Selbst die Gruppe von hochaufgeschossenen, blondhaarigen Söhnen und Töchtern Albion's, welche dort kaum emporragte, ist nicht mehr

Digitized by Google

sichtbar, sie haben sich wenigstens bis zu der knieenden Menge herabgebeugt, wenn sie auch einen vollständigen Kniefall unterlassen haben.

In der Procession fallen nach die großen, gemalten mit Blumenkränzen und sonstigem Schmuck behängten Heiligenfiguren auf, welche auf Rollkarren gestellt, daher gefahren werden.

Da kommt der heilige Ritter Georg, mit dem Fuß auf einen gräulichen grüngemalten Drachen tretend, welchem er in den offenen Rachen, aus dem die spitze, rothe Zunge herausfährt, einen langen Spieß hineinstößt.

Da erscheint im Lichtgewande, glänzend in Zindel und Gold, die Madonna als Himmelskönigin mit der Sternenkrone. Zu ihren Füßen schlagen rothe Höllenflammen aus Pappe empor, aus denen Kinder die Arme und Hände flehend zu der Gebenedeiten emporstrecken.

Und die Gnade der Himmlischen verläßt sie nicht. Deß zum Zeichen sind die flehenden Sünder an Gewand, Hals und Armen der Madonna mit bunten Stricken festgebunden, um anzudeuten, daß die Gnadenreiche sie aus dem Höllenpfuhle emporziehen wird.

Ferner kam eine Heilige in sitzender Stellung auf deren Schooß und zu deren Füßen viele künstlich gewundene Blumensträuße lagen.

In Folge der Erschütterung bei dem Fahren fiel mancher Strauß herab und wurde dann von den im Zuge Gehenden aufgehoben.

Bald darnach prangte dann wohl der Blumenstrauß an dem Busen eines schönen Mädchens.

8.

Unsere Bekannten von Santa Lucia hatten sich des Wagens des Comparo bedient, der ihnen vom erhöhten Sitze aus einen guten Ueberblick über die Festlichkeiten und das wogende Treiben bot.

Nur der ernste Gaspare, dessen Stimmung die Theilnahme an Festlichkeiten und Lustbarkeiten verschmähte, fehlte auf dem Wagen.

Nachdem die Gesellschaft eine Zeitlang in der Stadt umherkutschirt war, hatte sie ihren Stand auf dem Largo del Castello, unfern von dem königlichen Schlosse und den mit demselben verbundenen Theatergebäude von San Carlo genommen.

Ein einspänniger Caleſſa hatte sich ihnen zugesellt und hielt ihrem Wagen zur Seite, zum Verdrusse der würdigen Donna Antonia der Padrona der Kaffeeschenke.

Denn der Herr und Lenker des Caleſſo war derselbe krausköpfige, wohlaussehende junge Bursche, welcher schon am Abende vorher in dem Theater Carlino den Compare und Lucie angesprochen hatte, mit welchem er als der Sohn eines Massaro in ihrer Nachbarschaft wohl bekannt war.

Gleich ihnen war er zum Feste nach Neapel herübergekommen. Er unterhielt sich mit Lucia und nachdem das Theater zu Ende war, schloß er sich sogar der nach Hause kehrenden Gesellschaft noch eine Weile an.

Sein belebtes Gespräch mit Lucia bildete dabei zu der Schweigsamkeit Beco's, der auf der andern Seite des Mädchens einherging, einen Gegensatz, welcher dem erfahrenen Auge der Padrona nicht entging und sie unangenehm berührte. Ueberhaupt hatte sie der gestrige Abend in ihren Erwartungen getäuscht.

Digitized by Google

Lucia war bei ihr über Nacht geblieben, während der Compare und Beco im Gasthofe logirten.

Sie hoffte nun, sich mit dem Mädchen ungestört unter vier Augen aussprechen.

Allein dieß war nicht gelungen, indem Lucia Müdigkeit vorgeschützt und trotz des freundlichen Zuspruches der gesprächigen Padrona bald ihr Lager aufgesucht hatte.

Die letztere sah nun mit Aerger die Situation vom Abende vorher sich erneuern und den schweigenden sinnenden Beco wieder durch einen geprächtigen, lebhaften Nebenbuhler in Schatten gestellt.

Beco war aber auch heute ganz besonders einsilbig und in sich versunken und da der junge Landmann — Girolano nannte ihn Lucia — mit dieser in immer lebhaftere Unterhaltung gerieth, so wurde die Sache nachgerade der guten Padrona peinlich und sie hielt es für räthlich, sich in das Spiel hineinzumischen.

„Beco", sagte sie, „was hast Du? Bist Du krank?„

„Sieh' nur" wendete sie sich zu Lucia, „es fehlt ihm gewiß Etwas, ich merkte es ihm schon gestern Abend an. . . . . Was hast Du, Beco?"

„Mir fehlt Nichts, Mutter", sagte der Sohn.

„Nein, nein", sagte die Padrona, „das geht nicht mit rechten Dingen zu. Stumm dasitzen, in die Luft starren bei einem Feste, wie dieses, das thut kein gesunder junger Mensch. Die Jettatura wirkt wieder bei Dir, das böse Auge ist wieder mächtig über Dich, mein Beco.

Lucia sah den Letzteren theilnehmend an.

Der junge Girolamo aber rief:

„Eben biegt die Procession um die Ecke. Jetzt erscheint der König auf dem Balcone von San Carlo. Seht wie er knieend niederfällt."

In diesen Augenblicke machte sich erst ein Halt, dann ein Stoßen und Gedränge in der Menge bemerkbar. Hier und da vernahm man einzelne Rufe.

Es ereignete sich dann einer jener furchtbaren Auftritte, wie sie nur in jener von Menschen wimmelnden südlichen Hauptstadt und bei dem dortigen heißblütigen, leicht erregbaren Volke vorkommen können, welcher, gleich den Bergen unter, von entzündlichen Stoffen erfüllt zu sein scheint.

9.

Der Leser hat vielleicht schon von jenen plötzlichen Schreckensanfällen gehört, welche manchmal in Neapel die bei einer öffentlichen Gelegenheit versammelte Volksmenge ergreifen und in wilde Flucht von dannen scheuchen. Der Neapolitaner spricht dann von einem „Hui".

Ein noch geringerer Anlaß wie ein scheu werdendes Pferd oder das Platzen einer der zu den Freudenschüssen verwendeten Kanonenbüchsen, kann ein furchtbares Durcheinander hervorrufen, bei dem zahlreiche Unglücksfälle vorkommen.

Von den Blumenscherben auf einen Balcon herabträufelndes Wasser, vor welchem Unterstehenden zur Seite rückten, soll zu einem „Hui" Veranlassung gegeben haben, wobei mehrere Menschen das Leben verloren.

Wie in der Eisregion sich lautlos lösende Schneeklümpchen weiter unten den donnernden, Alles mit sich fortreißenden Lawinenball bilden, wie die Wellen vor dem Winde kurz ansetzen

Digitized by Google

und erst in weiterer Entfernung die großen, in mächtigen Bogen daher rollenden Wasserschlange entstehen, so genügt in der gedrängten Volksmenge ein Stillestand, ein Stoßen ein Gedränge um eine sich fortpflanzende Bewegung hervorzurufen, welche zu immer größern Kreisen anschwillt und endlich in einem Strudel wilder Flucht Alles mit sich fortreißt.

In der aufgeregten Phantasie kreuzen sich dann mannichfache Schreckbilder. „Es ist ein Aufruhrversuch. Petarden sind gelegt. Die Schweizer rücken an und schießen". Seit der Revolution sind derartige Auftritte häufiger geworden.

Bei unserer Geschichte ging die Bewegung, deren Anlaß später auf verschiedene Art angegeben wurde, von dem oberen Theile des Toledo aus und ihr hauptsächlicher Stoß ging in der Richtung nach San Carlo und dem königlichen Palaste ab.

Zum Glück wurde sie durch den Abfluß, welchen die vielen Nebengassen zu beiden Seiten gewährten, gemindert. Dagegen bewirkte sie noch einmal einen heftigen Ausbruch am Ende des Toledo, wo sie durch das Verweilen der Procession vor San Carlo eine Hemmung fand.

Wie ein durch einen mächtigen Felsblock in seiner Strömung unterbrochenes wildes Berggewässer nun zu beiden Seiten um so heftiger, wasserfallartig sich bäumend, hervorbricht, so drängte sich die angeschwellte und in der Mitte gehemmte Fluth der Volksmasse nach den Nebenstraßen und darunter nach den zur Linken, welche auf den Largo del Castello münden, auf welchen sich unsere Bekannten aufhielten.

Sowie das Meer, welches vorher in spiegelglatter Ruhe gebettet, mit einem Blick zu überschauen war, vom Sturme aufgeregt, dem Auge ein unermeßliches Wogengewirr darbietet, so verwandelte sich ähnlich in einem Nu das vorherige friedliche Ansehen des Platzes.

Eine tobende Menschenmenge, in wilder Verwirrung über einander stürzend, brach aus den engen Nebengassen hervor, und sich über den freien Raum zu verbreiten. In wenigen Augenblicken war ein großer Theil desselben angefüllt.

Glücklich waren die Vorderen, welche einen kleinen Vorsprung vor der sich nachwälzenden Fluth gewonnen hatten und nun in rasender Eile derselben zu entrinnen suchten. Wehe Denen, welche in den Knäuel mitten eingekeilt, die freie Verfügung über sich selbst verloren und mehr fortbewegt wurden, als sich fortbewegten. Häufig in sonderbare Lagen verschoben, vergeblich mühend sich loszuringen und wieder einen Halt zu gewinnen, mit Angst, Verzweiflung und Anstrengung verzerrten Zügen boten sie einen erschreckenden Anblick dar.

Wenn dann der allseitig, von der Masse ausgehende Druck, der sie in seinen eisernen Klammern emporhielt, irgendwo nachließ, so sanken sie und wurden sie nicht durch einen nachkommenden Stoß alsbald wieder emporgehoben, so wurden sie unter die Füße getreten und blieben als schwer Verwundete oder gar als Leichen auf dem Wahlplatze zurück.

Ein mißtönendes Geschrei zeterte dabei aus den fliehenden Haufen empor, in welches sich Wehrufe, Schmerzenslaute, Töne der Verzweiflung, Flüche und Anrufungen der Heiligen, männliche und weibliche Stimmen vermischten.

Auch die überall über der Menge emporgehobenen, nach verschiedenen Richtungen hin sich bewegenden Arme und Hände, machten einen eigenthümlichen und schrecklich verwirrenden Eindruck.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Ein Modeschneider, dessen vornehmster Kunde Ochs hieß, schrieb in seine Rechnung aus Höflichkeit: „Für Herrn Horniß."

Gegen eine Bauersfrau tadelte eine Dame die fleckige Farbe ihrer Butter welche auf Verfälschung zu beruhen scheine. „Ganz natürlich, Madamchen" sagte die Bäuerin, „die Butter ist ja von einer fleckigen Kuh."

Am 18. vorigen Monats wurde bei einem Oekonomen in Chemnitz ein Pferd vermißt. Nach längerem Suchen fand man dasselbe auf dem zwei Treppen hoch gelegenen Futterboden, wohin vom Stalle aus zwei steile, schmale Treppen führen, sehr vergnügt vor. Das Pferd mußte mit Strängen befestigt und im Freien herunterlassen werden. Das Pferd mag einen schönen Hunger gehabt haben, daß es zwei Stiegen hoch nach dem Futterboden geklettert ist!

In der Bucht von Pago in Dalmatien strandete vor Kurzem ein Wallfisch, dessen sich die dortigen Uferbewohner bemächtigten. Er war 42 Fuß lang 20—22 Fuß breit und sein Gewicht wurde auf 30 bis 35,000 Pfund geschätzt. Man hoffte, 50—60 Fässer Thran aus ihm zu gewinnen.

Mutter!" sagte ein kleiner Knabe, „wenn nun Schwester Emilie eines Tages todt ist?" — „Wie kommst Du auf die Idee, mein Junge?" — „Ei, gestern als Du zu Markt warst, hat Herr Schmerl Emilien mit beiden Armen um den Hals gekriegt, und würde sie gewiß todt gemacht haben, wenn sie ihn nicht geküßt hätte."

Ein junger Officier stand am Kamin und wärmte sich. „Frieren Sie denn?" fragte ihn eine Dame. „Ach nein", antwortete ein Zuhörer, er sucht sich nur ans Feuer zu gewöhnen."

Eine auf dem Krankenbette liegende Frau bat ihren Mann er möge sich doch nach ihrem Tode keine andere Frau nehmen. — „Nein" antwortete er, „ich habe es mir auch selbst überlegt, ich will lieber einen Einspänner anschaffen."

Tödte die Zeit, sonst tödtet sie dich. Das heißt: Suche Kurzweil, sonst bringt die Langweil dich um. „Dem Glücklichen schlägt keine Stunde", sagte ein flotter Studio als er seine Uhr versetzte.

Zu einem Trunkenbold, der ein Pflaster auf der Stirn trug sagte ein anderer: „Woher diese Wolke auf deiner Stirn?" — „Ach, die ist noch vom gestrigen Nebel!" erwiederte dieser.

Irgendwo ward der Boden des Rathhauses allzuviel zum Trocknen der Wäsche gebraucht. Endlich verfügte der Bürgermeister: „Ich will von nun an keinen Menschen mehr auf dem Rathhausboden aufhängen lassen, als die Rathsherren."

Wenn ein vornehmer Neger der afrikanischen Goldküste begraben wird, so werden sechs bis acht Sclaven ums offene Grab herumgestellt und in den Augenblick, daß die Leiche versenkt werden soll, mit Keulen von hinten her auf die Köpfe geschlagen und vor der Leiche ins Grab gestürzt, damit der gestorbene Herr in jener Welt gleich die nöthigen Bedienung habe.

Im Acclimatisationsgarten des Bois de Boulogne sind verschiedene chinesische Schafe angekommen, die sich durch ihre Fruchtbarkeit auszeichnen. Sie werfen mehrmals im Jahre und zwar manchmal vier bis sechs Junge. Sie haben keine besondere feine Wolle und keinen starken Bau, doch hofft man, eben ihrer Fruchtbarkeit wegen, durch intelligente Kreuzung sie als Schlachtvieh mit Vortheil verwerthen zu können.

Redaktion, Eigenthum, Druck und Verlag von J. F. Rietsch in Landshut.

Digitized by Google

Nro. 33. VIII. Jahrg.

Die

Plauderſtube.

Eine Sonntagsausgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 17. Auguſt 1862.

Die Tochter der Madonna.

Eine Geſchichte aus Neapel, erzählt von Adolf Dörr.

(Fortſetzung.)

10.

Unſere Bekannten blickten mit Entſetzen auf das Schauſpiel, das ſich ihnen darbot und von ihnen in ſeiner ganzen Fruchtbarkeit von dem erhöhten Standpuncte im Wagen überſchaut werden konnte.

Die Padrona und Lucia riefen die Madonna, die Männer verſchiedene Schutzheilige an.

Plötzlich ſchrie Lucia laut auf:

„Die armen Mädchen!“

Faſt gleichzeitig rief die Padrona:

„Santa Madonna, ſchütze deine Töchter!“

Ein Trupp junger Mädchen, ſämmtlich in gleicher, einfacher Kleidung kam gleich geſcheuchten Tauben flüchtend daher.

Die Männer ſtreckten ihnen von den Wagen die Arme entgegen, um ſie hereinzuziehen, aber vergeblich, denn das Gewühl war überwältig und riß ſie, mit Ausnahme zweier, weiter mit ſich fort.

Die eine derſelben klammerte ſich an den Caleſſo an und wenn gleich für den jungen Maſſaro keine Möglichkeit war, ſie zu ſich herein zu heben, ja ſie ſelbſt dem wiederholten Andringen der ſich nachwälzenden Menge nicht widerſtehen konnte und ihren Haltpunkt wieder aufgeben mußte, ſo gelang es ihr doch, ſich hinter dem Caleſſo zu bergen.

Kein ſo günſtiges Geſchick ward ihrer Gefährtin zu Theil. Durch einen plötzlich erhaltenen Stoß aus dem Gleichgewicht gebracht, taumelte ſie an dem Pferde vor dem Caleſſo vorüber und fiel hart auf die Deichſel des Wagens der Compare, unmittelbar vor den Vorderrädern, nieder, wo ſie die Beſinnung verlierend liegen blieb.

Digitized by Google

Eine jede Bewegung der Pferde oder des Wagens mußte ihr unmittelbares Verderben bringen.

In diesem Augenblick gewann die Statue, als welche Beco seither dagesessen hatte, plötzlich Leben und Bewegung. Einen Schrei ausstoßend, ließ er sich mit großer Behendigkeit an dem Wagen herunter, ergriff die Ohnmächtige und hob die leichte Gestalt empor, welche der Compare mit kräftigen Armen in denselben hineinzog.

Die auf dem Wagensitz Gebettete erschien wie ein liebliches Bild des Todes.

Der Compare stützte das Köpfchen. Das reizende Oval des Gesichtchens war weiß wie Wachs, die mit schwarzen Wimpernfransen gesäumten Augen waren geschlossen. Aus einer Wunde an den Schläfen drangen Blutstropfen hervor und fielen auf das weiße Tuch, das sich etwas verschoben hatte und die feinen Linien des Halses, der Achsel und der Brust gewahren ließ. Die zierlichen Händchen, an denen als einziger Schmuck ein einfacher Goldreif zu bemerken war, hingen kraftlos herab und die kleinen schmalen Füßchen, welche mit grobgearbeitetem Schuhwerk von gewöhnlichem Leder bekleidet waren, schwebten in der Luft.

11.

Beco gerieth bei den Anblick der Ohnmächtigen in einen heftigen Schrecken.

„Cherubina! Gott sie ist gestorben!“ rief er aus.

„Er kennt sie!“ sagte Lucia und die Padrona verwundert. Ihre Verwunderung sollte aber sogleich noch um ein Bedeutendes zunehmen.

Beco beugte sich jetzt über die Scheintodte, unter Ausrufungen und Schmerzensbezeugungen welche die Aeußerungen einer gewöhnlichen Theilnahme weit überschritten und viel heftigere Gefühle verriethen.

„Er liebt sie!“ sagte Lucia.

„Er liebt die Tochter der Madonna!“ stieß die Padrona, sich bekreuzend, aus und sank kraftlos auf den Sitz zurück.

Die Lebensgeister der jungen Verwundeten schienen den Beschwörungen Beco's Gehör zu geben.

Sie machte eine Bewegung, seufzte leise und schlug die Augen auf, die gleich dunklen Sternen in lichtblauem Himmelsgrunde tagten. Es waren Augen, wie sie die schönen Verse des napolitanischen Volksdichters schildern:

Bei Nacht nur wagen sich hervor die Sterne,
Denn Nachts sind Deine Aeuglein zugeschlossen,
Die schöner sind und strahlender wie Sterne.

Beco erblickend, sagte sie mit einem Ausdruck von Befriedigung: „Ah Ihr seyd es!“ während dieser lebhaft ihre Hand ergriff.

Sie setzte sich auf und im Kreise umherblickend, fuhr sie fort:

„Aber wo bin ich? Was ist geschehen? Gott, da ist auch Chrysostoma, ich entsinne mich Alles!“ Und wie von einem Schauder ergriffen, schloß sie die Augen von Neuem . . . Nach einer Weile aber öffnete sie dieselben wieder und sagte: „Ich muß zu Chrysostoma hinüber, sie ist krank!“

Sie meinte ihre Gefährtin, welche inzwischen, da der Andrang der Menge nachgelassen

Digitized by Google

hatte, in dem Caleſſo Girolamo's in Sicherheit gebracht worden war. Das junge Mädchen war von dem überſtandenen Schrecken erſchöpft und ſtützte ſich zitternd und todtenblaß auf die Wagenlehne.

Cherubina, wie Beco die Andere genannt, ließ ſich nicht zurückhalten, ſondern verließ, von Beco unterſtützt, den Wagen des Compare, um den Carroccio zu beſteigen und ihrer Gefährtin hülfreich beizuſtehen.

Aber als ſie an deren Seite kam, wurde ſie ſelbſt von ihren Kräften verlaſſen und ſank halb beſinnungslos neben dieſer nieder.

„Was iſt zu thun?“ ſagte der Compare. Die Mädchen können auf keinen Fall zu Fuße nach Haus zurückkehren. Wir müſſen ſie zu Wagen dahin bringen. Girolamo, fahrt Ihr ſie heim, Ihr thut ein gutes Werk.“

„Gerne“, ſagte dieſer, „der Fehler iſt nur, daß ich nicht weiß, wo die Mädchen wohnen und daß ich überhaupt hier, in Neapel nicht ortskundig bin.“

„Aber Herr“, ſagte er, ſich zu Beco wendend, „an Euch iſt es wohl, das gute Werk zu vollbringen. Ihr ſeyd in Neapel zu Hauſe und kennt die Mädchen.

Ein wüthender Seitenblick der Padrona traf den Sprecher, deſſen Worte ihr eine gewiſſe Schadenfreude zu verrathen ſchienen. Aber die darauf folgende Frage Beco's brachte ſie ganz außer Faſſung.

„Mutter“ ſagte dieſer, „ſollten wir nicht die guten Mädchen mit nach Hauſe nehmen, bis ſie ſich wieder von den Schrecken vollſtändig erholt haben und und die Straßen völlig ruhig geworden ſind. Wir haben ja nicht weit zu uns.“

„Nein“, ſagte die Padrona, „das ginge nicht, das verſtieße gegen die Sitte und könnte uns verübelt werden. Je eher ſie wieder in ihre eigene Häuslichkeit kommen, deſto beſſer. Fahre, Beco, wenn es ſo ſeyn muß.“

Dieſer ſchwang ſich ohne weitere Entgegnungen auf den Caleſſo, welchen der junge Maſſaro verließ, ergriff Zügel und Peitſche und fuhr mit ſeiner jungfräulichen Ladung von dannen.

Der junge Maſſaro begab ſich auf den Wagen des Compare hinüber und nahm den Platz Beco's an der Seite Lucia's ein, welche ſie ihm bereitwillig einräumte.

Die Padrona verlangte die Rückkehr nach Hauſe.

Ihr Wunſch wurde erfüllt.

Aber nachdem ſie in der Kaffeeſchenke abgeſetzt worden war, beſtiegen der Compare, deſſen Tochter und Girolamo den Wagen auf's Neue, um, wie der Compare ſagte, noch eine Spazierfahrt, durch die Stadt zu machen, damit ſie Alles, was geſchehen, erfahren und berichten könnten.

Der Padrona ließ ſich, unter lebhaftem Zureden ſeiner Frau, bewegen, an der Fahrt Theil zu nehmen.

12.

Am nächſtfolgenden Tage in der Frühe, begab ſich Gaſparo nach dem Palaſte ſeines vormaligen Herrn, des Grafen Camillo, welchen jetzt der Principe Gallera mit ſeiner jungen Gemahlin, der Tochter des Grafen, bewohnte. Gaſparo war auf dieſe frühe Stunde beſtellt worden.

Mehrere Wagen, darunter zwei hochbepackte Reiſewagen, hielten vor dem Palaſte, ſo daß Gaſparo daraus den Schluß zog, daß die Herrſchaft im Begriffe ſtehe, abzureiſen.

Digitized by Google

Welche Gefühle durchbebten ihn, als er nun in den hohen Portone eintrat und vor der prächtigen, sanft aufsteigenden, mit Statuen geschmückten Marmortreppe stand, die er so oft auf- und abgestiegen war.

Es schien ihm, als sähe er seinen alten Herrn freundlich wie immer, sein Töchterlein an der einen Hand führend und mit der andern auf den Rohrstock mit goldenem Knopf sich stützend, die Stiege herabkommen.

Aber noch mehr wurde Gasparo durch Erinnerungen aus vergangener Zeit bewegt, als er einem unwiderstehlichen Gefühle folgend, an der Treppe vorübergegangen und in den ersten und damit in zweiten Hof getreten war.

Dort im ersten Stocke war seine Wohnung gewesen, an jenem Fenster hatte seine Frau gesessen und ihr artiges Köpfchen zwischen Rebenranken und Blumen hervorgelauscht, dort war die Nische mit dem auf die weiße Wand des Corridors gemalten Madonnabilde, vor welchen das von seiner Frau unterhaltene ewige Licht und die von derselben Hand dargebrachten Blumentöpfe standen.

Nur eine kurze Weile verharrte Gasparo, dann kehrte er plötzlich um, damit er nicht von seinen Gefühlen überwältigt werde und stieg die Marmortreppe des Vorderhauses empor.

Die junge Principessa, welche sich bereits in Reisetoilette befand, empfing ihn auf das Zuvorkommendste.

Nachdem sie Gasparo die Hand gereicht, ihn neben sich auf das Sopha hatte niedersitzen lassen und ihm eine Tasse ihrer Frühstücks-Chocolade vorgestellt hatte, schob sie ihm eine gewichtige, mit Siegel beschwerte Urkunde zu und sagte:

„Mein alter, treuer Gasparo, verzeiht, daß ich Euch noch gestern Abend so eilig für diese frühe Stunde bescheiden ließ. Aber wie Ihr selbst an den Vorbereitungen unten geschehen, habt, sind wir im Begriffe, abzureisen. Wir wollen den Sommeraufenthalt auf den Gütern meines Vaters in Calabrien nehmen, welche mein Mann noch nicht gesehen hat. Ich konnte mir nun nicht das Vergnügen versagen, Euch selbst dieses königliche Decret zuzustellen, wodurch unter Aufhebung des früher gegen Euch anhängigen Processes zugleich Euer Gut in Calabrien wieder Euch zum Eigenthum zurückgegeben wird."

Gasparo ergriff die ihm dargebotene Urkunde, ohne besonderen Eifer bei dieser Handlung an den Tag zu legen. Indem er dieselbe unentöffnet in den Händen behielt, sagte er:

„Tausend Dank, gnädigste Principessa, Ihr habt wahrhaft das Herz Eures Vaters, meines unvergeßlichen Herrn. . . . Aber", fügte er zögernd hinzu, „welches Ergebniß lieferten die anderen Nachforschungen?"

„Darüber wird Euch mein Mann genaue Auskunft zu ertheilen im Stande sein", erwiederte die Dame indem sie auf einen eben eintretenden, hochgewachsenen Mann im Lebensalter zwischen dreißig und vierzig Jahren deutete, dessen bleiches Gesicht von nicht bedeutendem Ausdruck ein dichter, schwarzer, glänzender Vollbart umrahmte.

„Gasparo", sagte der Principe, indem er den sich Erhebenden die Hände leutselig auf die Schultern legte und ihn auf seinen Platz zurückdrückte, „Gasparo, ich gratulire Euch von ganzen Herzen. Die Sache hat uns einige Anstrengung und Lauferein gekostet, diese Justiz ist furchtbar zäh, eine einmal ergriffene Beute wieder herauszugeben und dann diese Formalien, diese entsetzlichen Weitläufigkeiten, puh. Nun wir haben etwas für deren Abkürzung gesorgt, wir haben einen Act wohlthätiger Cabinetsjustiz von Seiner geheiligten Majestät erwirkt."

Digitized by Google

„Gnädiger Herr", unterbrach Gasparo den Redefluß des Principe, „Euer unterthänigster Diener sagt Euch seinen unterwürfigsten Dank. Welche Nachrichten hat aber Eure höchste Protection in Bezug auf meine arme Frau zu Tage gefördert?"

„Damit ist es Nichts, Gasparo", sagte der Principe, das müßt Ihr aus dem Sinn schlagen. Der Name Eurer Frau ist weder in den Proceßlisten noch auch in den Gefängnißlisten irgendwo aufgefunden worden. Freilich sind dieselben nach so langer Zeit nur noch unvollständig vorhanden. Aber es kann doch wohl kein Zweifel darüber bestehen, daß Eure Frau nicht mehr am Leben ist, denn sonst müßte doch irgendwo später in den Listen wieder einmal ihr Namen aufgetaucht sein. Diese Ueberzeugung haben der Justizminister, wie der Chef der Polizei, gleichmäßig gegen mich ausgesprochen. . . . Trauert nicht, Gasparo, Ihr mußtet längst hierauf gefaßt sein, hängt nicht dem Kummer nach, über das, was nicht zu ändern ist. Nehmt wieder am Leben Theil, Ihr seid ein Mann noch in den besten Jahren, Ihr seid jetzt ein vermögender, unabhängiger Mann; wißt Ihr was, Ihr könnt noch einmal heirathen und Kinder bekommen. Geht nach Calabrien und nehmt Euch eine wackere Calabresin zur Frau, die Euch Haus und Hof hält und Euch einen Sohn zeugt auf den Ihr sie vererbt. Wollt Ihr dabei die Oberaufsicht über meine dortigen Besitzungen, welche ich von meinem verstorbenen Schwiegervater ererbt habe, übernehmen, so sollt Ihr mir hochwillkommen sein ich sage Euch im Voraus die Gewährung aller Bedingungen zu, welche Ihr mir stellen werdet. Es ist dort ein tüchtiger Mann nöthig, denn die Besitzungen befinden sich in einen sehr verwahrlosten Zustande Meist mein Anerbieten nicht zurück, Gasparo besinnt Euch noch darüber, die Sache hat vorerst noch Zeit. Und nun gehabt Euch wohl, Gasparo die Wagen sind angespannt und Alles ist zur Abreise fertig. Wenn ich wieder zurückkomme, hoffe ich, gute Botschaft von Euch zu hören."

Er reichte Gasparo nach der leutseligen Art des Verkehrs zwischen Vornehm und Gering in Italien und namentlich in Neapel, die Hand und bot seiner Gemahlin den Arm, um sie hinabzuführen, von welcher sich Gasparo durch einen Handkuß verabschiedete.

13.

Gasparo durchmaß mit eiligen Schritten die Straßen der Hauptstadt, um sich nach der Kaffeeschenke auf Santo Lucia zu begeben und dort seinen Freunden Mittheilung zu machen.

Da sich in dem von Morgenhauche angenehm durchlüfteten Schenkzimmer Niemand befand, so setzte er sich einstweilen nieder und vertrieb sich die Zeit damit, daß er den Vorhang zurückschlagend bald die Blicke über das entzückende Bild des vor ihm ausgebreiteten Golfes gleiten ließ, bald sich an dem Treiben der Lazzaroni auf dem Quai ergötzte.

Nachdem er sich so eine geraume Weile unterhalten hatte, begann ihm indessen die Zeit lange und das Ausbleiben des wirthlichen Paares befremdlich zu werden.

Er erhob daher seine Stimme und rief laut:

„Gevatter Gennaro! Gevatterin Antonia! Wo steckt ihr denn nur heute? Was habt Ihr nur vor, daß Ihr gar nicht sichtbar werden wollt."

Endlich kam die Padrona zum Vorschein. Aber die Worte erstarben auf dem Munde Gasparo's, als er die verstörten Züge seiner alten Freundin und deren vom Weinen gerötheten Augen erblickte.

In der That war es der würdigen Frau seit gestern sehr schlimm ergangen.

Digitized by Google

Ihr langgehegter Lieblingsplan, die Verheirathung Beco's mit Lucia war gescheitert. Sie sah ein, daß in dieser Beziehung Nichts mehr gut zu machen war und daß das stolze, reiche, viel umworbene Mädchen nach dem gestrigen Vorfalle sich für immer von Beco losgesagt habe.

Ja sie hatte sogar für denselben schon einen Ersatzmann gefunden.

Denn als am gestrigen Abend die Padrona beim Schlafengehen einen Versuch machte, wieder anzuknüpfen und Lucia zu begütigen, hatte sich die letztere kalt und zurückweisend verhalten und endlich durch folgendes offene Geständniß den Bemühungen des Padrona ein Ziel gesetzt.

„Sehet", sagte sie, „Tante Antonia, ich will ganz ohne Hehl zu Euch reden. Beco hatte immer etwas Fremdes, Zurückhaltendes gegen mich, so daß ich nie ein Herz zu ihm fassen konnte, obgleich ich ihm immer gut war, wie er es verdiente, da er ein verständiger, wohlerzogener und braver Jüngling ist. Dieß eigenthümliche kalte Wesen von ihm erklärte ich mir nun Eurer Belehrung zufolge, durch die Wirkung eines bösen Auges, das ihn getroffen habe, obgleich mich dieses nicht völlig befriedigte, und ich gestehe es, daß die Kälte Beco's mir oft wehe that, aber auch mich gegen ihn kälter zu bestimmen anfing. Aber gestern Abend ereignete sich Etwas, das mir Klarheit gab. Es war im Teatro San Carlino, wo Ihr mich hingeführt habt. Ihr erinnert Euch, wie am Schlusse des Stücks der schöne, junge Ritter in der blauen Rüstung mit den langwallenden Goldlocken, nachdem er das Schloß des bösen schwarzen Ritters, welcher seine Geliebte geraubt hatte und sie gefangen hielt, erstürmt und seinen Nebenbuhler im Zweikampf getödtet hatte, in dem Kerker stürzt, wo seine Braut zwischen den kahlen Mauern, nur einen Steinkrug mit Wasser neben sich, in schwarzen Gewand, abgehärmt und mit aufgelöstem Haare sitzt. Er legt ihr das siegreiche Schwert zu Füßen und sie wirft sich in seine Arme. Seht Ihr nicht nur ich sondern auch Ihr und Jeder sonst war gerührt, wenn aber Liebende unter den Zuschauern waren, so mußten diese namentlich ergriffen werden. Unwillkürlich suchten meine Augen die Augen Beco's auf. Aber theilnahmslos sah er nach einer andern Richtung und getäuscht wendete ich meinen Blick ab, als ihm ein anderer, strahlender begegnete, der den meinen aufsuchte welchen ich ihm nicht entzog."

„Das war wohl Girolomo", sagte die Padrona.

„Ja Tante Antonia, ich leugne es nicht ab", erwiederte das Mädchen.

Die Padrona fand für gut, das Gespräch nicht weiter fortzusetzen, denn sie fürchtete am Ende noch Schlimmeres vernehmen zu müssen.

Aber ihre Mißstimmung mußte ernstlicheren Besorgnissen weichen.

Beco hatte sich am Abende nicht eingefunden.

Dieß wurde noch dahin ausgelegt, daß Beco, um allen Verlegenheiten aus dem Wege zu gehen, sich in den Gasthof, wo er mit dem Vater Lucia's zusammen logirte, zurückgezogen habe.

Aber als der Compare am Morgen in der Frühe an die Kaffeeschenke angefahren kam, um seine Tochter zur Rückreise abzuholen und Abschied zu nehmen, da saß kein Beco im Wagen, und mit Bestürzung vernahm die Padrona, daß derselbe sich auch nicht im Gasthofe eingestellt hatte.

Mit dem Compare kam auch der junge Massaro in seinem Calesso, welchen er, wie er

sagte, Abends in seinem Gasthof vorgefunden, ohne daß er näher habe erfahren können, von wem er dahin gebracht worden sey.

Die Padrona empfand jetzt keine Eifersucht gegen den jungen Massaro mehr.

Sie war nur noch von der Angst über das Schicksal Beco's beherrscht und sobald die Gäste abgefahren, deren Abschied von dem Empfange sehr verschieden war, hatte sie ihren Mann auf Kundschaft nach Beco ausgeschickt.

Aber schon war geraume Zeit vergangen und noch hatte sich Niemand blicken lassen.

Dieß und die Vorfälle vom Tage vorher überhaupt erzählte die Padrona Gasparo, der sich am Abende nur kurze Zeit hatte blicken lassen, in klagenden Worten und beschwor ihn, ebenfalls Beco aufzusuchen.

Ohne nur Zeit gefunden zu haben, seine Botschaft auszurichten, begab sich Gasparo wieder auf den Weg.

14.

Gasparo nahm seine Richtung nach dem Stadttheile, wo Beco bereits von ihm angetroffen worden war und wo er ihn jetzt am Ehesten wieder zu finden hoffen durfte.

Als er sich dem großen palastartigen Gebäude, was schon früher von uns erwähnt wurde, näherte, glaubte er auch wirklich den Gesuchten an den Portal angelehnt stehen zu sehen.

Aber indem er auf denselben eilig zuschritt, stieß er an einen Mann in abruzzesischer Hirtentracht an, welcher mit ihm die gleiche Richtung verfolgte.

Beide sahen sich zuerst einen Augenblick flüchtig an. Aber Jeder schien in dem Gesichte des Andern Etwas zu bemerken, das ihn fesselte.

Sie gingen langsamer, um sich aufmerksam zu betrachten. — Plötzlich folgte eine ergreifende Scene der Wiedererkennung.

Der Hirte trat auf Gasparo zu und sagte:

„Don Gasparo, ja Ihr seyd es. Gelobt sey Gott und alle Heiligen! So haben meine Gebete Erhörung gefunden und ich darf Euch noch unter den Lebenden erblicken? . . . . Kennt Ihr Euren Cola nicht mehr?"

Cola!" rief Gasparo, den Hirten umfassend, mit vor Aufregung bebender Stimme.

Gasparo's Bewegung war so mächtig, daß er kraftlos zusammenbrach und dem Hirten in die Arme sank. Dieser umfing den Erschöpften, geleitete ihn nach dem Portale des Gebäudes zu und ließ ihn auf einer dort befindlichen Steinbank niedersetzen.

Beco — Gasparo hatte den Gesuchten richtig erkannt — kam ebenfalls herzu, um Hülfe zu leisten.

„Erzählt, mein Cola!" sagte Gasparo, seine Lebensgeister wieder gewinnend. „Erzählt. Wie steht es mit meinen Weibe. Wie ist es ihr ergangen? Denn daß sie noch am Leben ist, das habe ich ja längst aufgehört zu hoffen."

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Zoologisches. In dem Amsterdamer zoologischen Garten wurde am Mittwoch ein Nilpferd geboren. Anfänglich ließ es sich ansehen, als ob man das junge Thier am Leben erhalten könne, da es bereits nach wenigen Stunden im Stalle herum lief, und die Mutter es sorgsam pflegte, und jede seiner Bewegungen beobachtete. Das Männchen, welches schon seit einigen Tagen vom Weibchen getrennt war, wurde inzwischen von Stunde zu Stunde unruhiger, so daß man es für nöthig fand, die aus eisernen Stäben bestehende Scheidewand noch durch hölzerne Bohlen zu verstärken, da die Sorge der Mutter für ihr Junges immer zunahm, und sie wiederholentlich das Junge, was sich zuweilen spielend der Scheidewand näherte, ziemlich unsanft zurückwarf. Am Abende und den folgenden Tag weigerte sich das Männchen, die geringste Nahrung zu sich nehmen, seine Unruhe ging in Wuth über, so daß es sich anstrengte über die circa sieben Fuß hohe Scheidewand zu klettern. Mit seiner Wuth steigerte sich kenntlich die Angst der Mutter, und sobald das Junge nur Miene machte aufzustehen, warf sie es mit Gewalt gegen die Wand des Stalles, so daß die einzige Hoffnung, das Junge am Leben zu erhalten, darin bestand, dasselbe zu entfernen, worauf die Alten gleich zur Ruhe kamen und das ihnen vorgeworfene Futter gemeinschaftlich verzehrten. Das Junge starb jedoch am folgenden Abend, obschon alle Mühe angewandt wurde, es durch frische reine Milch zu nähren. Es war zu bedauern, daß man keine Gelegenheit hatte, das männliche Thier mit mehr Sicherheit von dem Weibchen zu trennen, was um so weniger geschehen konnte, als sie beide nur ein Bassin hatten.

(Stoßseufzer eines Tyrolers.) Der Wiener „Figaro" bringt folgenden Stoßseufzer eines Tyrolers: „Jetzt haben's mir alle Freud verleid'n! Der Becher, den i in Frankfurt g'wonnen hab' is von protestantische Leut', sagen's. So was muß Ein'n passir'n: Wann er nur nit von Silber war, der Sacra . . . !"

Vor wenigen Tagen begab sich eine Dame mit einigen Knaben von Friedrichshafen nach Romanshorn; beim Aussteigen aus dem württenbergischen Dampfboote am Ueberplatze Romanshorn sah sich dieselbe beim Vorhandensein von vielem Gepäcke und der Aufsicht auf die Knaben, wie bei der nur sehr kurzen Frist zum Lösen des Billets auf der Bahnstation und Abfahrt der Bahnzüge, in große Verlegenheit gebracht und Niemand fand sich, durch welchen Beihülfe gewährt worden wäre. Ein junger zierlich gekleideter Matrose des württenbergischen Bootes nahm sich nun dieser Dame an, begleitete sie aus dem Dampfboot nach dem Bahnhofe trug Sorge für Beförderung des Gepäcks, löste die Billets und war in jeder Beziehung hülfleistend. Von dieser Aufmerksamkeit des Matrosen überrascht, beeilte sich die Dame, letzterem hiefür den höflichsten Dank kundzugeben und in der verbindlichsten Weise Anerkennung zu zollen; kaum hatte jedoch der Convoi sich zur Abfahrt vom Seegestade nach Winterthur in Bewegung gesetzt, als die Dame von einem Passagier erfuhr, dieser jugendliche gefällige und freundliche Matrose wäre Prinz Wilhelm von Württemberg, Sohn des Prinzen Friedrichs gewesen, welcher sich seit mehreren Wochen auf einem Boote des k. Dampfschiffahrts-Betriebes zu Friedrichshafen in Function befindet, um nautische Kenntnisse zu erlangen. Dieser allseitig verbürgte Vorfall wird nun in schweizerischen Blättern zum Vorbilde für Matrosen und Bahnconducteurs benützt, um auf Bekundigung von Höflichkeit und Gefälligkeit Seitens dieser Bediensteten im Verkehr mit dem reisenden Publikum hinzuweisen.

(Das Wiedersehen.) Ein Professor und ein Hofrath geriethen in Streit. Des letztern Behauptungen kamen dem ersteren so paradox vor, daß er erzürnt ausrief: „Sie werden noch in's Tollhaus kommen!" — „Thut nichts erwiederte der Hofrath, „das Vergnügen Sie dort wieder zusehen, wird mich hinlänglich entschädigen."

(Gute Wahl der Strafe.) Ein Gymnasiast, welcher sich gegen einen seiner Lehrer schwer vergangen hatte, wurde von diesem gefragt: acht Tage Karzer oder meine Verachtung? — „Dann werde ich ergebenst um Ihre Verachtung bitten," war die Antwort des Schülers.

Redaktion, Eigenthum, Druck und Verlag von J. B. Rietsch in Landshut.

Digitized by Google

Nro. 34. VIII. Jahrg.

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsausgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 24. August 1862.

Die Tochter der Madonna.

Eine Geschichte aus Neapel, erzählt von Adolf Dörr.

(Schluß.)

Der Hirt deutete auf Beco als ob er fragen wollte, ob derselbe bei seiner Mittheilung zugegen sein dürfe.

„Es ist ein Freund", sagte Gasparo. „Doch, Beco entferne Dich lieber auf eine kleine Weile!"

Beco zog sich bescheiden auf eine angemessene Entfernung zurück.

Der Hirte war, wie unsere Leser wohl schon errathen haben mögen, kein Anderer, als jener Lazzaroni, der als der Retter des Grafen Camillo und Gasparo's vorher in unserer Geschichte bereits eine Rolle gespielt hat.

15.

Als Beco sich entfernt hatte von Gasparo und dem Hirten, begann Letzterer seine Erzählung folgendermassen:

„Nachdem Graf Camillo und Ihr glücklich entflohen ward, ging mein einziges Dichten und Trachten dahin, Eure arme Frau, welche durch eine unselige Verkettung der Umstände in die Händ der Sbirren gefallen war, aus dem Gefängniß zu befreien. Der Graf hatte mir eine schöne Summe von klingenden Piastern hinterlassen, welche ich zu diesem Zwecke zu verwenden beschloß. Es gelang mir auch, eine Wärterin im Gefängniß zu bestechen, es war das aber ein häßliches, geldsüchtiges Weib, welches mir aus Habgier, um höheren Lohn zu erpressen, immer neue Schwierigkeiten machte, und dadurch die Ausführung meines Planes verzögerte. Wir hatten aber allen Grund, die Sache zu beschleunigen, denn Eure arme Frau befand sich in gesegneten Umständen, und wenn sie im Kerker niedergekommen wäre, so hätte das ein großes Hinderniß

Digitized by Google

gegeben. Unverdrossen setzte ich indessen mein Werk fort, und endlich gelang es mir, Alles in's Reine zu bringen. In einer regnerischen stürmischen Nacht entfloh Eure Frau mit Hülfe der Wärterin und wurde von mir in einem sicheren, mit aller möglichen Bequemlichkeit eingerichteten Versteck untergebracht. Aber die Gesundheit des armen Weibes war durch Schrecken und Kummer untergraben und als sie vor der Zeit eines Kindes genaß, kostete ihr dessen Geburt nach wenigen Tagen das Leben."

Gasparo verhüllte sich das Gesicht mit beiden Händen und schluchzte bitterlich. Nachdem er sich Etwas gefaßt hatte, wendete er sich zu Cola und sagte:

„Fahrt fort. Wie ist es mit dem Kinde? Dieses ist wohl auch todt?"

„Damals lebte es."

„Und was ist mit ihm geschehen? Was habt Ihr mit ihm angefangen?" drängte Gasparo.

„Was konnt ich thun? Ich war von allen Mitteln entblößt, die von dem Grafen Camillo erhaltene Summe war ausgegeben und demzufolge von meiner seitherigen Helfershelferin keine Unterstützung mehr zu erlangen. Ich habe daher das Kind der Madonna übergeben."

„Und was wißt Ihr ferner noch von ihm?"

„Hört mich bis zum Ende. . . . . Nachdem ich dasselbe — es war ein Mädchen — dem heiligen Hause anvertraut hatte, begab ich mich einige Zeit darauf nach Calabrien, um Euern Schwiegervater aufzusuchen und demselben Nachricht von Euch und dem Kinde zu geben. Allein ich fand ihn nicht mehr am Leben. Ich kehrte daher nach Neapel zurück. Aber der Aufenthalt daselbst war mir verleidet. Der Palast des Grafen Camillo war verschlossen und ein großes königliches Siegel an dem Portale angeheftet worden. Von den Dienern waren Einige ebenfalls gefänglich eingezogen worden, die Anderen hatten sich zerstreut. Die junge Gräfin wurde von ihrer Tante, der alten Principessa Manfredi erzogen. Das Pflaster in Neapel fing an, mir unter den Füßen zu brennen, als ich bemerkte, daß die Polizei ihr Mal, occhio auf mich geworfen habe. Es war Verdacht wegen meiner seitherigen Thätigkeit gegen mich rege geworden. Unter diesen Umständen erschien es mir als ein Fingerzeig vom Himmel, als ein langer rothhaariger Milordo Inglese, dem ich als Cicerone gedient hatte, mir den Vorschlag machte, ihn in gleicher Eigenschaft auf einer Reise in das Innere des Königreichs zu begleiten. Ich ging daher willig auf das Anerbieten des Milordo ein, welcher obgleich er kein Christiano war und manchmal närrische Einfälle hatte, sich doch als ein Galantuomo erwies. Auf unseren Hin- und Herzügen gelangten wir auch in meine alte Heimath, in die Abruzzen. Eines schönen Abends zogen wir in das Dörfchen San Agatha ein, wo ich geboren war. Nun kam es, daß mein Milordo einen Narren an unserm Gebirgelande und seinen Bewohnern gefressen hatte. Er schwatzte darüber allerhand Zeug, was ich nicht recht verstand, wobei er namentlich immer von einem Lande Arcadien sprach, das einmal vor Alters gewesen. In San Agatha wurde ich von meinen Verwandten und früheren Jugendgespielen freundlich aufgenommen und mein Milordo hatte Nichts dagegen, dort einen längeren Aufenthalt zu nehmen. Er kaufte sich sogar einen Hirtenanzug und zog in demselben im Gebirg umher. . . . Doch verzeiht, daß ich Euch von solchen Kindereien unterhalte. Genug. Mein Vetter Tommasso, ein begüterter Mann, bot mir an, in seinen Dienst zu treten. Nun kam noch dazu, daß ich ein Mädchen, welches ich früher gekannt und geliebt hatte, als kinderlose wohlerhaltene Wittwe wiederfand, welche mir nicht undeutlich zu verstehen gab, daß ich den Platz ihres Seligen wohl bei ihr einnehmen könne.

Digitized by Google

Um es kurz zu machen, ich schlug bei Vetter Tommasso ein und heirathete die Wittwe, nachdem ich meinen Milordo, der auf die Dauer an dem arkadischen Leben mit Milch und Ziegenkäsen genug bekommen, noch nach Rom begleitet hatte, wo er mich, reichlich beschenkt, entließ. Ich lebte nun Jahre lang zufrieden und glücklich, mit Ausnahme des einen Umstandes, daß meine Ehe kinderlos blieb. . . . Unseren Pfarrer hatte ich von Eurer ganzen Geschichte unterrichtet, damit außer mir noch ein Zweiter da sei, welcher sie kenne und einmal Aufschluß geben könne. Der Pfarrer, welcher mit angesehenen Leuten in der Hauptstadt Verbindung pflog, setzte mich nunmehr neuerdings von der Vermählung der Tochter des Grafen Camillo in Kenntniß und gab mir den Rath, derselben einmal einen Besuch abzustatten. So bin ich denn nach langen Jahren wieder hierhergekommen, meine Frau ertheilte mir beim Abschiede die Ermächtigung, wenn Eure Tochter noch am Leben sei und sich keine bessere Aussicht für sie eröffne, dieselbe an Kindesstatt anzunehmen und in unsere Berge heimzuführen. Es wäre das freilich nur eine Hülfe gewesen, wie sie die Armuth zu leisten im Stande ist und welche am Ende gar nicht angenommen worden wäre, denn die Casa santa*) ist reich und sorgt für ihre Pflegbefohlenen, so daß d.n in ihr aufgezogenen Mädchen im Falle ihrer Verheirathung eine angemessene Mitgift nicht fehlt, wie ihr wißt. Da hätte denn mein Anerbiten wohl wenig Verführerisches gehabt, obgleich ich mir im Laufe der Jahre einiges Vermögen erworben habe, das Eurer Tochter demnächst zuzufallen wäre."

„Mein braver Cola!" sagte Gaspard, und drückte dem früheren Lazzaroni die Hand.

„Ich habe meine Reise so eingerichtet", fuhr dieser fort, „daß ich gerade auf das Fest der Quattro altari hier eintraf. Heute Morgen besuchte ich die Principessa, sie war aber bereits mit ihrem Gemahle abgereist. Es waren wenige Diener zurückgeblieben, unter denen sich kein Bekannter aus früherer Zeit befand. So habe ich mich denn hierher zu der Casa santo auf den gemacht."

Gaspard erhob sich, entblößte sein Haupt und verrichtete ein kurzes, inbrünstiges Gebet.

Alsdann richtete er an den Hirten noch die Frage:

„Ihr habt doch sichere Erkennungszeichen für mein armes Kind, falls dasselbe, wie Gott wolle, noch lebt."

„Untrügliche Erkennungszeichen. Ich habe dem Kinde einen noch von Eurer Frau geschriebenen Zettel mit dessen Namen, sowie den sämmtlichen Schmuck Eurer Frau, in den Korb gelegt. Ja ich habe sogar meine als Lazzaroni erlernten Künste in Anwendung gebracht und dem oberen Theil des rechten Armes die Anfangsbuchstaben Eures Namens eintätowirt."

Auf diese Auskunft faßte Gaspard, ohne weitere Erwiderung entschlossen den Drahtzug an dem Portale des Gebäudes und begann ein wahnhaftes Sturmgeläute.

Beco, welcher sich seither im Hintergebäude gehalten hatte, kam nunmehr wieder zum Vorschein. Sein Gesicht drückte Erstaunen und Neugierde aus; er zupfte Gaspard am Aermel.

Dieser drehte sich um und sagte:

„Beco, ich habe Dich ganz vergessen. Ich habe hier ein höchst wichtiges Geschäft, das mich vielleicht lange aufhält. Aber ich bitte Dich dringend, sogleich nach Hause zurückzukehren, wo Deine arme Mutter in Sorge und Verzweiflung Deiner harrt. Versprich mir das!"

---

*) Die Casa santa, d. h. das heilige Haus, das Findelhaus in Neapel eine reiche Anstalt steht, nach, der schönen Auffassung des Neapolitaners, unter dem Schutze der Madonna und die Kinder werden daher Söhne und Töchter genannt.

Digitized by Google

In diesem Augenblick wurde von Innen geöffnet.
Gasparo und der Hirte traten ein, während Ersterer nochmals rief:
„Beco, auf Wiedersehen. Geh', Deine Eltern harren in Schmerzen auf Dich.

16.

Beco schien Anfangs keine große Neigung zu verspüren, der Aufforderung Gasparo's, nach Hause zurückzukehren, Folge zu geben, vielmehr schien ihn Erwartung und Neugierde an die Stelle zu fesseln.

Indessen hatte doch die Begegnung mit Gasparo der Art von Betäubung, in welcher er sich seit dem gestrigen Ereignisse auf dem Largo del Castello befand, ein Ende gemacht, eine größere Sammlung der Gedanken trat bei ihm ein und demzufolge auch das Bild des Jammers seiner Eltern vor seiner Seele, in welchem sich dieselben um ihn befinden mußten.

Er entschloß sich daher, sich denselben zu zeigen, unter dem Vorbehalte, sobald als möglich wieder nach dem jetzigen Schauplatz der Begebenheit zurückzukehren.

Das würdige Paar auf Santo Lucia befand sich in gleich betrübter Verfassung, welche sich jedoch in verschiedener Weise äußerte.

Während der Padrone, welcher nach fruchtlosen Nachforschungen nach dem Flüchtling zurückgekehrt war, stumm und brütend im Winkel saß und eine vor ihm stehende kleine Collation nicht berührte, hatte die Padrona keine Ruhe, sondern lief alle Augenblicke an die Thüre, um, nach zurückgezogenem Vorhang, auf die Straße hinauszuspähen, ob sich der Erwartete nicht zeige.

Nachdem sich dieß Spiel unzählige Mal wiederholt und die arme Frau sich immer wieder, mit tiefer Betrübniß im Gesichte, zurückgezogen hatte, war dieses Mal der Erfolg ein glücklicherer.

Sie stieß plötzlich einen lauten Freudenschrei aus:

„Beco, er ist's, da kommt er! Wie er so blaß aussieht, der Arme. . . . Mann, komme doch und begrüße ihn."

Es war wirklich Beco, welchen das Elternpaar, ohne den mindesten Vorwurf laut werden zu lassen, mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit begrüßte, welche den Jüngling rühren und mit einer Anwandlung von Reue über sein Benehmen erfüllen mußte.

Halb willenlos ließ er sich in die Kaffeeschenke hereinziehen und zum Sitzen bringen.

„Armer Junge!" sagte der Padrona. „Wie übel er aussieht. Er hat wohl die Nacht unter freiem Himmel zugebracht."

Diese Vermuthung des würdigen Padrona war begründet. Der Jüngling, welchem nach dem Vorgefallenen der Gedanke zuwieder war, zu den Seinen zurückzukehren, hatte in seiner Aufregung und in seiner Besorgniß um die Geliebte, nachdem er dieselbe nebst ihrer Gefährtin heimgebracht hatte, die Gegend ihres Hauses nicht mehr verlassen und sich eine Ruhestätte auf der Treppe der mit demselben zusammenhängenden Annunziata-Kirche gesucht.

Die Padrona hielt es unter den vorliegenden Umständen für das Nothwendigste die leiblichen Bedürfnisse ihres Einzigen zu befriedigen. Sie brachte daher rasch einen Imbiß herein und nöthigte Beco zum Mahle.

Als er dasselbe beendigt hatte, sagte sie, neben ihm niedersitzend und die Hand auf seine Schulter legend, zärtlich:

Digitized by Google

„Das ist aber doch schön von Dir, mein Sohn, daß Du an Deine armen Eltern gedacht hast und aus freien Stücken zu ihnen zurückgekehrt bist."

Mamma mia", sagte Beco, vielleicht nicht allein um der Wahrheit die Ehre zu geben, sondern auch um eine Möglichkeit anzubauen, sich wieder zu entfernen. „Don Gasparo hat mich hierher geschickt."

„Der Ehrenmann!" rief die Padrona. „Aber warum ist er nicht mit Dir gekommen."

„Er ist in dem heiligen Hause zurückgeblieben."

„Beco", sagte die Padrona mit dem Finger drohend. Was muß ich hören. So ist Don Gasparo im Bunde mit Dir und er freit für Dich um die Tochter der Madonna. . . . Höre doch Mann, welches Abenteuer! Wer hätte so Etwas hinter diesem Gasparo vermuthet! Doch spricht das zu Deinen Gunsten, Beco, wenn auch unser alter, werther Freund Deine Wahl billigt", fügte sie in begütigendem Tone hinzu.

„Mutter, Du irrst", entgegnete Beco. „Nicht in meiner, sondern in eigener Angelegenheit befindet sich Gasparo im heiligen Hause. Näheres weiß ich nicht anzugeben. Ich sah nur, daß Don Gasparo mit einem Hirten zusammentraf, der ein Bekannter von ihm aus früherer Zeit zu sein schien, und daß er sich mit demselben nach einer langen Unterredung, welche wichtige Dinge zum Gegenstande gehabt haben muß, in das heilige Haus begeben hat."

„Das sind ja Räthsel!" meinte die Padrona.

„Ich wollte", begann Beco schüchtern, „zu Don Gasparo wieder zurückkehren."

„Beco", sagte seine Mutter jetzt, „bleibe Du nur ganz ruhig hier. Du hast keinen Brautwerber nöthig, Deine Eltern werden einer Wahl von Dir nicht zuwider seyn, sobald sie nur ein ehrbares Mädchen trifft und nur solche kommen aus dem heiligen Hause. Es ist jetzt Sache von Deinem Vater und von mir, Deine Bewerbung anzubringen."

Beco umfing nach diesen Worten seine Mutter und küßte sie.

Lächelnd sagte diese:

„Aber, Beco, vorher mußt Du doch noch die Geschichte Deiner Liebe erzählen."

„Nun", sagte Beco nicht ohne zögernde Verlegenheit, „ich sah sie mit ihren Gefährtinnen bei den gemeinschaftlichen Spaziergängen, welche sie unter der Führung von einer oder zwei Oberinen machen. Ein mir unerklärbares Gefühl bemächtigte sich meiner schon das erste Mal bei ihrem Anblick, so daß ich die Augen nicht von ihr abwenden konnte. Seitdem suchte ich öfter ihr auf jenen Spaziergängen oder auch auf anderen Ausgängen zu begegnen, welche ich auskundschaftete, so daß ihr allmälig meine Huldigungen nicht mehr entgehen konnten. Ich wagte wohl auch bei schicklichen Gelegenheiten einen Gruß, und war glückselig, als sie denselben zum ersten Mal erröthend erwiederte. Ihre eigentliche Bekanntschaft aber machte ich im März dieses Jahres auf dem Annunziata-Fest, wo der Vater und Ihr selbst mich in die Casa santa führtet, welche an diesem Tag den Besuchern offen steht. Wie schlug mir das Herz, als Ihr mich auf das schöne Mädchen mit dem reichen Schmuck aufmerksam machtet, denn es war Eherubina. Ich faßte mir ein Herz, da ich auch Andere mit den Mädchen sprechen sah und mich in der zahlreichen Menge unbeachtet glaubte und wechselte ein paar Worte mit ihr. Ich erfuhr ihren Namen und nannte ihr den meinen*)

*) Am Annunziata-Feste (Mariä-Verkündigung) ist die Casa santa dem Besuche des Publicums geöffnet und die Kinder sind mit allem Schmuck und sonstigen Zeichen, welche vor ihren Angehörigen erkannt werden können. Die erwachsenen Mädchen finden dann oft Freier; früher galt als einfaches Symbol der Werbung von Seiten des jungen Mannes das Zuwerfen eines ungesäumten Taschentuches.

Digitized by Google

„Und seit dem Annunziata-Feste", sagte lächelnd die Padrona, „machte sich eine Aenderung in dem ganzen Wesen von Don Beco bemerkbar, besonders als nachher die Rede darauf kam daß er bei dem Compare die Landwirthschaft erlernen solle. Das war also die Jettatura."

Das sich draußen vernehmende Geräusch eines anhaltenden Fuhrwerks fesselte die Aufmerksamkeit der Redenden.

Die Padrona trat an den Vorhang und schlug denselben zurück. Beco folgte ihr.

Drei Personen stiegen aus einer Kutsche und gingen auf die Kaffeeschenke zu.

„Die Tochter der Madonna!" rief die Padrona, „Gasparo hat sie doch gefreit."

„Cherubina!" rief Beco.

Die drei Ankömmlinge schritten unter dem vor den Bewillkommenden hoch emporgehaltenen Vorhange, wie unter einem Triumphbogen herein.

„Meine Freunde!" sagte Gasparo welcher Cherubina an der Hand führte, „ich stelle Euch hier das mir Liebste auf der Welt, vor den Trost, den Ersatz, wenn ich so sagen darf, welchen mir meine geliebte Frau im Tode hinterließ, Ihr seht hier meine Tochter."

Die Angeredeten drückten ihre Verwunderung aus, die Padrona ergriff die Hand des in einer lieblichen Verwirrung befangenen Mädchens, als Gasparo seine Rede fortsetzte:

„Dieser brave Mann, welchen Ihr wohl kennt. . . ."

Der Hirte zog seinen Hut ab und der Padrone und seine Frau riefen wie aus einem Munde:

„Cola!"

„Ja, Cola ist es", fuhr Gasparo fort, „mein und des Grafen Camillo Retter. Er hat in der Zeit der Verfolgung mein Kind, dessen Geburt meine Frau mit dem Tode erkaufte, dem heiligen Hause übergeben, welches das ihm anvertraute Pfand treu bewahrt und mir jetzt zurückerstattet hat."

Die Padrona begann jetzt Cherubina auf das Lebhafteste zu liebkosen, streichelte ihr Stirn und Wangen und küßte sie. Da sich unter der Hand der Padrona die schönen braunen Haarflechten des Mädchen verschoben, wurde ein kleines schwarzes Wundpflaster an dem einen der Schläfe sichtbar.

Die Padrona lächelte indem sie sagte:

„Ah, das Andenken von gestern!"

Dann trat sie, Cherubina's eine Hand festhaltend, vor Gasparo und fuhr mit Patjos fort:

„Don Gasparo! Beco, mein Sohn, hat seine Gefühle für Euere Tochter offenbart, als sich dieselbe noch in anderen Verhältnissen befand. Eben vor Eurem Erscheinen hatte ich ihm zugesagt, seine Brautwerberin in dem heiligen Hause zu werben. Nach der wundervollen Schicksalslösung, die wir soeben aus Eurem Munde vernahmen, wende ich mich nunmehr mit meiner Werbung an Euch, Don Gasparo, und frage bei Euch an, ob Ihr die Einwilligung zu einer ehelichen Verbindung zwischen unserem Sohne Beco und Eurer Tochter Cherubina gebt."

„Meine theuren, würdigen Freunde!" erwiederte Gasparo, das Gattenpaar anredend, „ich habe gegen Euren Beco Nichts einzuwenden im Gegentheil wird er mir ein lieber Schwiegersohn seyn. . . . . Ja es träfe sich das ganz hübsch", fügte er lächelnd hinzu, „indem ich mein Gut in Calabrien nach diesem königlichen Decret wieder erhalten habe", — er brachte die Urkunde aus der Tasche zum Vorschein — „so daß Beco, welcher sich der Landwirthschaft gewid-

Digitized by Google

met hat, sogleich die Verwaltung übernehmen könnte. . . . Ich gebe daher gern meine Einwilligung, sofern Cherubina auch einverstanden ist."

Diese erröthete und senkte den Blick, worauf die entschlossene Padrona ohne Weiteres Beco heranzog und dessen Hand in die des Mädchens legte.

Die sternenhaften Augen der Tochter der Madonna strahlten von zärtlichem Feuer, indem sie sich an Beco anschmiegte, während dieser ihre schlanke Gestalt umfing, welche, um mit dem südlichen Volksdichter zu schließen, wie ein Blumenstrauß zu umfassen war.

Von dem Wien-Londoner Vergnügungszug erzählt die „Presse" folgende Anekdote: Einer der Wiener hatte sich aus der Heimath ein Exemplar von einem der zahllosen Witzblätter mitgenommen, in welchem der Auserwählte des Suffrage universel, Sr. Maj. Louis Napoleon III., in einer jener monotonen Abbildungen erscheint, wie sie jedem in Deutschland zur Genüge bekannt, so zwar, daß uns schon ein gelindes Gähnen ergreift, wenn wir der seit Jahren ausgequetschten Karrikatur mit dem althistorischen Kaiserhut und mit dem neuhistorischen Schnurr- und Knebelbart begegnen. Nord- und süddeutsche Spaßblätter haben uns diese Figur bis zum Ekel gebracht; allein etwas anders ist's in Frankreich, wo an jeder Eingangsstation, sowie an der Zentraldouane in Paris eine Armee von Aufpassern lauert, um wohlwollend derartige überwollende Ausschreitungen eines mißrathenen Auslandes zu beseitigen. Unser Wiener hatte das Blatt an seinem Herzen nach Paris geschmuggelt, setzte sich auf dem Boulevard in eines der zahllosen Kaffeehäuser, und während er seine Demi-Tasse trank, wählte er aus der Journalmasse nebenan eine im Format dem Wienerblatte ähnliche illustrirte Pariser Zeitung, und legte, von Allen unbeachtet, den karrikirten Louis hinein. Dann setzte er sich — weit vom Feld ist gut für den Schuß — an's andere Ende des Cafés und wartete den Verlauf ab. Nicht lange dauerte es, so ergreift ein Herr — jeder Zoll Pariser — das verhängnißvolle Blatt. Der Sohn der großen Nation, die einen Mirabeau, Marat und Robespierre erzeugte, fühlt einen Schauer beim Anblicke Sr. karikirten Majestät. Scheu will er das Unglücksblatt aus der Hand werfen, allein jene jedem Pariser angeborne Wichtigmacherei, die Sucht, etwas zu erzählen, was noch kein anderer weiß, läßt ihn seinen vorsichtigen Plan nicht ausführen; er zieht einen Nachbar in's Geheimniß, bald gesellt sich zu den zwei zusammengesteckten Köpfen ein dritter, vierter, und sofort gerät das ganze Lokal in Bewegung, man drängt sich mit grinsenden Gesichtern um das Bild des „geliebten Herrschers", wie die Offiziellen sagen, und der Skandal wird so groß, daß alsbald zwischen den gewöhnlichen Staatsbürgern messieurs les mouchards sichtbar werden, die allerdings in Paris auch nichts Ungewöhnliches sind, während der Wiener, halb erfreut, halb erschreckt durch diesen Erfolg, sich mit möglichster Beschleunigung entfernt, zufrieden mit dem Bewußtsein, sich eine „Hetz" gemacht zu haben. Zur Steuer der Wahrheit müssen wir hinzufügen, daß er diese „Hetze" seinen Gefährten erst dann erzählte, als er und die übrigen Wiener Nibelungen bereits die sichern Kreidefelsen von Old England unter ihren Füßen fühlten, denn trotz allen Mißhelligkeiten der letzten Jahre ist dem Wiener das Land, wo der Paprika gedeiht, doch immer lieber, als jenes, wo der Pfeffer wächst.

Einem blinden Manne, der eine sehr häßliche Frau hatte, diese aber wegen ihrer Gutmüthigkeit sehr liebte, bot ein berühmter Arzt in Paris seine Hülfe an, um das Licht der Augen wieder zu erhalten. „Nein", sagte der Blinde, „ich verliere, wenn ich wieder sehend werde, die Liebe zu meiner Frau, und diese macht mich glücklich."

Bei einer Auction geriethen die Käufer vor Eröffnung derselben in einen Streit, der in Thätlichkeiten über ging. Der Auctionarius trat ein und rief mit kräftiger Stimme: „Wie kann man hier zuschlagen bevor ich da bin?"

Digitized by Google

O meine Holde, Süße!

O meine Holde, Süße,
Du fragst, warum ich so bleich?
Das kommt vom vielem Studieren,
Man merk's am Reden gleich.

Ja, gäb' es kein Examen,
Wie wär ich gesund und roth;
Vor der verfluchten Geschichte
Aengste ich mich noch zu todt.

Das Corpus und die Pandecten
Setzen mir gräulich zu,
Und nicht einmal im Hofbräuhaus
Hab' ich vor ihnen Ruh'.

Da treten sie als Gespenster
Vor mein verwirrt Gesicht
Und grienen mich an so schaurig,
Wem gruselt' es da nicht!

Ich glaubte sonst nicht an Geister
Und was Hexerei man heißt;
Mein Liebchen, da kannte ich Dich nicht
Und nicht den Pandectengeist.

J. Sigl.

Zigeunerstückchen. In einem Herrschaftshause in Klausenburg kamen unlängst mehrere silberne Eßlöffel abhanden. Der Verdacht fiel auf einen Zigeuner, der auch eingezogen und ins Arbeitshaus gebracht wurde. Man durchsuchte ihn, fand aber nichts bei ihm. Ein Laib Brod zog jedoch die Aufmerksamkeit durch sein ungewöhnliches Gewicht auf sich. Man fragt, weshalb das Brod so schwer sei. Weil ich Fleisch hineingebacken, sagte der Zigeuner. Nun, Fleisch fand sich allerdings darin, aber aber auch Knochen, denn als man das Brod aufschnitt, zog man daraus acht massive Silberlöffel hervor.

Ein Hund in England erwartete alle Tage die vorbeifahrende Post und überbrachte die Zeitung, die der Conducteur herauswarf seinem Herrn. Als der Conducteur aber eines Tages statt des „Moning Advertiser" aus Versehen den „Morning Chronicle", ein Blatt von ganz anderer politischer Farbe, hinwarf, wandte der Hund sich, nachdem er es beschnuppert, enttäuscht und verächtlich davon ab. Man erklärte sich die Sache so, daß die verschiedenen Druckereien eine verschiedene Druckerschwärze gebrauchen und daß der Hund gleich am Geruch erkannte, daß das Blatt nicht das richtige war. Wann wird doch das deutsche Publikum so viel Geruchssinn haben, als dieser Hund?"

Am 14. fiel in Paris die Seiltänzerin James Potter, als sie eben im Hippodrom ihre gefährliche Luftreise antreten wollte, von einer Höhe von 90 Fuß zu Boden; man hofft, daß sie am Leben bleiben wird. Wie vor zwei Jahren, as zwei unglückliche Seiltänzer in denselben Räumlichkeiten das Leben verloren und der dritte ein Krüppel wurde, war auch dießmal das Seil gerissen.

Aus Hamburg, 14 August, wird geschrieben: Bei dem heute Vormittag, stattgehabten Transport der Renz'schen Menagerie nach Harburg gelang es dem Königstiger, auf Wilhelmsburg aus seinem Käfig zu entkommen. Nachdem er eines der Wagenpferde (des Fuhrmanns Grund, desselben, dessen Fuhrwerk, im vorigen Jahre mit dem Kreuzberg'schen Löwen ein gleiches Schicksal hatte) nicht unverheblich beschädigt hatte, nahm er Reißaus nach einem mit Schilf bewachsenen Feld, in welchem er durch zwei Schüsse, die von einem der Leute des Hrn. Renz und einem Gendarmen abgefeuert wurden getödtet ward. Er war erst im vorigen Jahre für 1400 Thr. angekauft worden.

Ein junger Sänger debutirte und wurde von seinen Bekannten im Parterre applaudirt. Tags darauf ging er zu Gluck, um von ihm, und dann vielleicht öffentlich gepriesen zu werden. „Mein Herr", sagte er, „ich begreife nicht, das hiesige Publicum scheint an meinem geringen Talent Geschmack zu finden." — „Ja, mein Herr, ich begreife es nicht," erwiederte jener.

Was nützt die Wage der Gerechtigkeit, sagte ein Satiriker, wenn man kein Gewicht darauf legt?

Redaktion, Eigenthum, Druck und Verlag von J. F. Riesch in Landshut.

Digitized by Google

Nro. 35. VIII. Jahrg.

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsausgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 31. August 1862.

Die Schiffe der aufgelösten deutschen Flotte.

Mitgetheilt von Chr. Sch.

Das in ganz Deutschland neu erwachte Nationalgefühl, das lebendig gewordene Bewußtsein einer Zusammengehörigkeit aller deutschen Staaten und Stämme, und der in allen Theilen der Nation mächtig sich äußernde Drang nach Gewinnung einer die Nationalkraft fester zusammenhaltenden äußeren Gestaltung der gemeinsamen Verhältniße, hat auch die Idee zur Vertheidigung des deutschen Vaterlandes und seiner Interessen gegen Angriffe zur See durch Anordnung maritimer Anstalten wieder in den Vordergrund und so zu sagen auf die Tagesordnung gebracht.

Unter diesen Umständen, und bei den in vielen Theilen Deutschlands vorhandenen nicht völlig richtigen Vorstellungen von Anzahl und Größe der Fahrzeuge unserer aufgelösten nationalen Flotte, ist es für das lesende Publicum wohl von einigem Interesse, aus einer kurzen Beschreibung dieser Schiffe, deren Zahl und Beschaffenheit näher kennen zu lernen. Gelingt es hierbei zugleich, etwas zur Beseitigung hier und da aufgetauchter, vielleicht nur aus Abneigung gegen das nationale Institut verbreiteter und unterhaltener Vorurtheile über dessen Organisation im allgemeinen und die Tüchtigkeit seiner einzelnen Bestandtheile insbesondere, beizutragen, so wäre damit ein zweifacher Zweck erreicht.

Von den zur aufgelösten deutschen Flotte gehörenden Schiffen wurden von Preußen erworben:

1) die durch den denkwürdigen Sieg vom 5. April 1849 im Hafen von Eckernförde den Dänen abgenommene Seefregatte „Gefion", in der deutschen Marine „Eckernförde", in der preußischen aber wieder „Gefion" geheißen, ein schnellsegelndes, jedoch nicht nach neuesten Modellen construirtes Schiff mit 42 Kanonen, 32- und 18-Pfündner und einer Besatzung von circa 450 Mann;

2) Dampffregatte „Barbarossa" mit 9 Kanonen, 68-Pfünder, und circa 220 Mann Besatzung.

Beide Schiffe sind durch ihren Uebergang an Preußen nicht aus den Vertheidigungsmitteln

Digitized by Google

Deutschlands entfernt worden, daher sie auch hier nur zur Vervollständigung der Zahl aufgeführt erscheinen.

3) Dampffregatte „Hansa", gewesenes Admirals- oder Flaggschiff der Flotte, ein mächtiger Dampfer, von bestem Material stark gebaut, und nach neuem Modelle vorzüglich constulirt, wurde in Amerika angekauft und langte im August 1850 auf der Rhede bei Bremerhaven an. Länge über Deck 243 Fuß englisch, Breite über den Räderkasten 64 Fuß, Tiefe vom oberen Deck an 38 Fuß, Maschinenraum 90 Fuß, Maschine 750 Pferdekraft, mit 82 Zoll Cylinderdurchmesser und 9 Fuß Stempelhub, Durchmesser des Rades 36 Fuß, Tonnengehalt 1800 Tonnen; für 13 Kanonen schwersten Kalibers eingerichtet war armirt mit 3 Bomben-Kanonen — 136-Pfünder — auf Drehscheiben, 8 Stück 68 Pfünder, und einer Karonade 12-Pfünder, Bemannung 260 Mann.

4) Dampffregatte „Erzherzog Johann", stark gebautes Schiff, in England angekauft und im April 1849 dort abgeholt, hat bei der Ueberfahrt nach Deutschland bei Terschelling an der holländischen Küste Havarie gelitten; Länge über Deck 202 Fuß englisch; Breite über den Räderkasten 54 Fuß, Tiefe vom oberen Deck 38 Fuß Maschinenraum 78 Fuß, Maschine 416 Pferdekraft mit 72 Zoll Cylinderdurchmesser und 6 Fuß Stempelhub, Durchmesser des Rades 29 Fuß, Tonnengehalt 1135 Tonnen, armirt mit 9 Stück Bomben-Kanonen, 68-Pfünder, Bemannung circa 220 Mann.

5) Dampfcorvette „der königliche Ernst August", ein prächtiges Schiff, das den Namen „königlich" nicht umsonst trug; in England für Rechnung der deutschen Flotte gebaut und im Sept. 1849 auf der Rhede von Bremerhaven angekommen: Länge über Deck 182 Fuß englisch, Breite über den Räderkasten 56 Fuß, Tiefe vom oberen Deck an 29 Fuß, Maschinenraum 53 Fuß Maschine 270 Pferdekraft, Durchmesser des Rades 18 Fuß, Tonnengehalt 900 Tonnen, 6 Stück Kanonen 68 Pfünder, Besatzung 150 Mann.

6) Dampfcorvette „Großherzog von Oldenburg", wurde in England für Rechnung der deutschen Flotte gebaut und traf Anfangs 1850 auf der Rhede bei Bremerhafen ein. Länge über Deck 165 Fuß englisch, Breite über den Rädenkasten 48 Fuß, Maschinenraum 67 Fuß, Maschine 230 Pferdekraft, Durchmesser des Rades 18 Fuß, Tonnengehalt 600 Tonnen, Kanonen: 2 Bomben-Kanonen, 68 Pfünder (trägt noch 4 leichtere,) Besatzung 100 Mann.

7) Dampfcorvette „Frankfurt" gleichzeitig mit der Corvette „Großherzog von Oldenburg" für Deutschlands Rechnung gebaut und mit derselben auf der Rhede bei Bremerhaven eingetroffen, Länge über Deck 168 Fuß englisch, Breite über den Räderkasten 47 Fuß, Tiefe vom oberen Deck an 23 Fuß, Maschinenraum 42 Fuß, Maschine 180 Pferdekraft, Durchmesser des Rades 18 Fuß, Tonnengehalt 625 Tonnen, trägt nach der Einrichtung 2 große und 4 leichtere Kanonen, war aber nur mit 2 Stück 68 Pfünder versehen, Besatzung 100 Mann.

8) Dampfregatte „Bremen", vom Hamburger Flottencomite übernommen. Länge über Deck 183 Fuß englisch, Breite über den Räderkasten 41 Fuß, Tiefe vom obern Deck 23 Fuß, Maschinenraum 47 Fuß, Maschine 180 Pferdekraft, Durchmesser des Rades 20 Fuß, Tonnengehalt 450 Tonnen Kanonen: 1 Stück 56 Pfünder, 1 Stück 32 Pfünder, 2 Stück 18 Pfünder, Bemannung 100 Mann.

Digitized by Google

9) Dampfcorvette „Hamburg", vom Hamburger Comite übernommen. Länge über Deck 175 Fuß englisch, Breite über den Räderkasten 40 Fuß, Tiefe vom oberen Deck an 26 Fuß, Maschinenraum 44 Fuß, Maschine 180 Pferdekraft, Raddurchmesser 20 Fuß, Tonnengehalt ca. 500 Tonnen, Kanonen und Mannschaft ganz so wie auf der Corvette „Bremen".

10) Dampfcorvette „Lübeck", vom Hamburger Flotten-Comite. Länge über Deck 164 Fuß englisch, Breite zwischen den Räderkästen 41 Fuß, Tiefe vom oberen Deck an 24 Fuß, Maschinenraum 49 Fuß Maschine 180 Pferdekraft, Durchmesser des Rades 20 Fuß, Tonnengehalt 435 Tonnen, Kanonen: 1 Stück 84-Pfünder, 1 Stück 32-Pfünder und 2 Stück 18-Pfünder, Besatzung 100 Mann.

11) Segelfregatte „Deutschland" (Dreimaster), vom Hamburger Comite. Länge über Deck 126 Fuß englisch, Breite 35 Fuß, Tiefe vom oberen Deck an 36 Fuß, Tonnengehalt 853 Tonnen, Kanonen: in der Batterie (zwischen dem oberen und mittleren Deck) 14 Stück 32-Pfünder, und auf dem obern Deck 14 Stück 18-Pfünder. Das Schiff ist von sehr festen Teakholz (Ostindien) und hatte circa 280 Mann Besatzung.

12) Die Kanonenboote, 27 Stück. Länge über Deck 62 Fuß, Breite 16 Fuß, Tiefe vom Deck an 8 Fuß, mit je 30 Ruder, Takelage, Segel und Tauwerk versehen, Kanonen: je 1 Bomben-Kanone 84-Pfündner und 1 Stück 32-Pfünder. Sämmtlich 1849 für Zwecke der deutschen Flotte erbaut.

13) Tjalk „Phoca", ein an der Wesermündung geborgenes und für Marinezwecke erworbenes kleines Küstenfahrzeug, wurde zum Transport von Ausrüstungs-Gegenständen u. dgl. von dem Arsenale nach den Schiffen benutzt.

Bernadotte's Jugendliebe

Historische Novelle von Maria v. Roskowska.

Von dem grünen Berge, auf welchem das Dorf Cardo liegt, schritten Mädchen und Frauen nach Bastia hinab. Auch vom Cap Corso kamen weibliche Gestalten, alle große Körbe so leicht auf den Köpfen balancirend, als seien dieselben nicht mit Früchten oder Gemüse gefüllt. Sie lachten und plauderten mit einander im raschen Vorwärtsschreiten — nur ein junges, bildhübsches Mädchen blieb unter einem Vorwande hinter den Gefährtinen zurück, sobald sie das hochgelegene Dorf verlassen. Es hatte mit seinem Falkenblick einen jungen französischen Soldaten entdeckt, der eilig von der nach San Fiorenzo führenden Straße daher den Monte Bello herabkam. Vorsichtig spähte sie umher, und da Niemand zu erblicken war zwischen den Gartenhecken, eilte sie dem schmucken Kriegsmann entgegen. Auch er beschleunigte seine Schritte — sie trafen also bald zusammen.

„O Giovanni — die Leute werden ein böses Gerede machen, wenn, sie uns hier sehen!" rief sie ihm vorwurfsvoll entgegen. „Und mein Vater —"

„Theresia, Herzenslieb, ich konnte meine Neuigkeit nicht für mich behalten", unterbrach er sie freudig. „Ich bin Korporal."

Digitized by Google

Sie schlug entzückt die dunklen Augen auf.

„Sieh, Theresita, da konnte ich doch nicht zögern, es Dir mitzutheilen? Fort denn mit der Heimlichkeit! Ich werbe bei Deinem Vater um Dich!“

Er umfing und küßte sie rasch. Sie entwand sich seinen Armen, ließ graziös den Korb von ihrem Haupte niedergleiten und bot ihm von den wunderschönen, verschiedenfarbigen Trauben an, die zwischen Weinlaub zierlich aufgeschichtet waren.

Er verschmähte die köstliche Erquikung nicht, allein seine Augen hingen unverwandt an der hohen schlanken Gestalt, dem reizenden Antlitz des Mädchens, das ihm halb schalkhaft, halb glückselig anlächelte.

„Weißt Du noch, Theresita, wie ich Dich zuerst sah und sogleich lieben lernte? Wir arbeiteten gerade an der Straße. Es war erstikend heiß — und wir dursteten. Du kamst vorüber, trugst, wie jetzt, einen großen Korb. Es waren prächtige Kirschen darin, die Du der Compare (Gevatterin) Deiner Mutter nach Barbignano brachtest. Dich jammerten die armen schmachtenden Soldaten und freundlich botest Du uns die saftigsten Früchte zur Labe!“

„Ja, und einer Deiner Kameraden war so undankbar, daß er sich dafür eine unziemliche Freiheit herausnehmen wollte. Du tratest rasch dazwischen, und ich habe seitdem nie mehr Soldaten Früchte angeboten — mochte sie gar nicht mehr leiden!“

Und nun wirst Du ein Soldatenweib — oder willst Du nicht Frau Korporal Bernadotte werden?“ lachte er.

„Wenn die Madonna will und der Vater es erlaubt — aber ich fürchte, er wird Einwendungen machen!“

„Wir schlagen sie alle siegreich nieder — ich fürchte nichts!“

Sie zupfte das weiße Mandile zurecht, das Kopftuch, welches ihre schwarzen Zöpfe verhüllte und das liebliche ovale Gesicht umschloß; dann schwang sie, ehe er ihr noch helfen konnte, den Korb anmuthig in die Höhe und auf den Kopf, hielt ihn mit der einen Hand fest und bot ihm die andere zum Abschiede. Nachdem sie noch flüchtig eine Zusammenkunft verabredet hatten, eilte sie davon auf dem rauhen Pfade, ihren Freundinnen nach. Sein Blick folgte ihr, so, lange er ihr blaues Kleid zwischen den Hecken und Distelbüschen schimmern sah. Darauf wandte er sich eilig zurück — dahin, woher er gekommen, nach der Straße, welche von Bastia nach San Fiorenzo über die Sierra führt. Graf Marbeuf, der Gouverneur Corsika's, hatte den Weg von Soldaten bauen lassen — diese benutzend, wie einst die römischen Heerführer ihre Kohorten, welche auch vor Allen bewunderungswürdige Kommunikationen durch die eroberten Länder der Barbaren schufen. In gewaltigen, durch das Terrain bedingten Krümmungen beschreibt diese Straße ein M und ist noch jetzt eine der besten auf dem rauhen Eilande.

An derselben hatte der junge Mann gearbeitet, den Theresita Giovanni genannt — Johann Baptist Julius Bernadotte. Nach seiner Ernennung zum Korporal beaufsichtigte er die Arbeiten. Er hatte sich die Freiheit genommen, eine kleine Strecke nach Cardo hinzugehen, da er wußte, daß Theresita sich in die Stadt begab, und eilte nun zurück, damit seine Entfernung nicht auffalle . —

Einige Tage später erwartete er Theresita, wie verabredet, Abends in einer Klosterruine nahe an ihrem Wohnort. Er saß auf einem Stein und blickte um sich. Die Abendsonne verwandelte das Meer in eine Fluth von Purpur und Gold; fern am Horizont verschwamm die toskanische Küste, ein blauer duftumhüllter Streifen, mit dem Himmel und dem Ozean. Aus

Digitized by Google

diesem ragten drei Felseneilande empor — Elba, Capraja und Gorgona. Zwischen ihnen glitt ein Schiff — das weiße Linnen von der Abendgluth rosig gehaucht. Zur Linken dehnte sich die langgestreckte Landzunge des fruchtbaren Kap Corso — zur Rechten am Gestade die Ebene von Biguglia und Furiani, mit dem großen Teich, in den der Bovinco mündet. Hinter dem Harrenden thürmten sich Berge an Berge auf, bedeckt mit Kastanien-, Oliven und Mandelwäldern. Rings um ihn blüthen Myrthen und Eriken, Menthe und Lavendel, Geranien und die verwitterte Ruine war mit Epheu und Klematiswinden überrankt. Zu seinen Füssen zogen sich Weinberge und Gärten voll Orangen-, Citronen- und andern edlen Fruchtbäumen hinab nach Bastia, der damaligen Hauptstadt Corsika's, und den brannen von Cactus überwucherten Uferfelsen. Corbo und andere Ortschaften lagen in herbstlichen schimmernden Laube halb versteckt, nur die Kirche mit ihren durchbrochenen Glockenthürmen und einige Klöster ragten aus dem Meer von reichlich tragenden Fruchtbäumen empor. Wo sich einst die Marine von Cardo befand, reiht sich jetzt, im Amphitheater um den kleinen Hafen, die Stadt Bastia mit ihren hohen, thurmartigen, mit vielen Balkonen geschmückten Häusern und den engen Straßen. Die rechte Seite des Landungsplatzes ist durch einen dunkeln, riesigen Felsblock geschlossen, den das Volk wegen seiner Gestalt Leone nennt. Darüber erhebt sich das düstere, von den Genuesen erbaute Castell. Im Hafen wimmelte es von Barken, auf Bergpfaden ritten oder gingen Männer mit rothen oder braunen spitzen Mützen, oder zierliche Frauengestalten — in den Bergen trieb hier und da ein Hirt seine Ziegen oder Schafe — in nächster Nähe des jungen Mannes war es ganz einsam.

Er athmete tief den aromatischen Duft ein, den all die blühenden Kräuter ausströmten, ließ seine von der Sonne Ostindiens gebräunte Stirn von dem kühlenden Seewinde fächeln und versank bei der Betrachtung des weiten, zauberhaft schönen Rundgemäldes in eine tiefe Träumerei. Es gab in der ganzen Welt kein geeigneteres Plätzchen zu süßer Wellvergessenheit. — Wie fern, wie unsagbar fern lagen ihm jetzt die Wünsche und Entwürfe, die ihn als sechszehnjährigen Knaben schon unter das Lilienbanner getrieben! Freilich hatte sich von denselben auch nichts — gar nichts verwirklicht. In Pondichery hatte er trotz seiner Thapferkeit und des glühenden Dranges, sich auszuzeichnen, nichts als Krankheit, Verwundung und Gefangenschaft errungen. Aus der letzten entlassenen, war er auf dem rauhen Corsika stationirt worden — noch immer gemeiner Soldat. Endlich avancirte er zwar zum Korporal und hatte für künftig die Aussicht auf die Sergeantenwürde. Allein diese Charge war einst auch nicht das Ziel seines Ehrgeizes gewesen, und doch wußte er jetzt, daß er bei den obwaltenden Verhältnissen nicht steigen könne, da er nicht von Adel war und die Offizierstellen nur mit Adeligen besetzt wurden. Früher hatte ihn das tief verstimmt, jetzt kümmerte es ihn wenig oder gar nicht; sein Ehrgeiz war verstummt vor der Stimmung des Herzens — den Mittelpunkt seiner Träume und Hoffnungen, Wünsche und Pläne bildete Theresita. Das unschuldige, reizende Kind hatte schon bei der ersten Begegnung einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht; er war erfreut, als er es später zufällig auf dem Marktplatz in Bastia wiedersah, woher es Blumen und Früchte zum Verkauf gebracht. Auch Theresita hatte den jungen hübschen Mann, der das Italienische zwar mit einem fremden Accent sprach, doch viel höflicher und beredter war, als ihre Landsleute, mit Vergnügen öfter wieder gesehen — heimlich, damit die Leute nicht Uebels redeten und auch der Vater nicht böse werde, der nichts von den Soldaten hielt. Als Korporal glaubte er um sie werben zu dürfen. Er schrieb eine hübsche Handschrift, besaß überhaupt eine bedeutend bessere Bildung,

Digitized by Google

als seine Kameraden und selbst viele Offiziere und suchte sich in den Kriegswissenschaften eifrig fortzubilden! Noch hing ein Avancement freilich von adeliger Geburt ab, allein die Stürme, welche ein scharfes Auge schon jetzt am politischen Horizont herbeiziehen sah, mußten ja diese verrotteten Vorurtheile bald spurlos verwehen und dann, dann war die Zeit gekommen für ihn und seinesgleichen, für Männer von Talent, Energie und glühendem Thatendurst! Nein, die glänzenden Phantasiegebilde des Knaben sollten nicht leere, in Farbenpracht schillernde, doch schnell zerplatzende Seifenblasen gewesen sein; er wollte sie in Wirklichkeit verwandeln, wenn der geeignete Augenblick da war. Genie fühlte in sich — Kenntnisse wollte er erwerben. Er täuschte sich selber, indem er meinte, Ehrgeiz und Thatendurst sei völlig erloschen in seinem zweiundzwanzigjährigen Hirn und Herzen. Aber er wollte für sie streben — für Theresita, die jetzt eben aus dem Hohlwege auftauchte.

Ihr Anblick ließ ihn alles außer ihr vergessen. Sie trug auf dem Kopf einen zweihenkeligen steinernen Wasserkrug, einem antiken Weihkessel gleichend, wie sie hier allgemein im Gebrauch sind. Die Rechte erhielt ihn im Gleichgewicht und der erhobene Arm ließ die anmuthigen Umrisse ihrer schönen Gestalt deutlich erkennen. Gebildet war sie freilich nicht — ein einfaches corsisches Landmädchen, so unwissend wie dort Landmädchen sind; alleiu um ihre zugleich stolze und graziöse Haltung, um die Anmuth ihrer Bewegungen, wie um ihre Lieblichkeit und Frische hätte die vornehmste Dame sie beneiden können. Johann, oder wie sie ihn nannte, Giovanni Bernadotte, glaubte nie solche Schönheit gesehen zu haben und fand sie tausendmal reizender und begehrenswerther, als eine der Marquisen oder Comtessen mit Reifrock, Schminke, Puder und Schönpflästerchen, wie er dieselbe in seiner Vaterstadt Pau oder auf seinen Märschen gesehen und bewundert hatte.

Theresita war bekümmert. Sie hatte der Mutter ihr Herz geöffnet, dieselbe damit aber sehr erschreckt. Der Vater würde nie seine Einwilligung zu der Verheirathung mit einem Soldaten geben. Bernadotte hielt es indeß für unmöglich, daß er dieselbe zuletzt nicht geben werde, und wußte ihre Besorgniß bald zu beseitigen.

Bewundernd, doch still, mit einem fast wehmüthigen Lächeln schaute sie in sein schönes, von Muth, Intelligenz und Liebe strahlendes Antlitz. „Mir ist als könnte ich Dir nicht sagen, was mir dabei durch den Sinn geht," sagte sie träumerisch. „Die Sonne, die dort hinter den Bergen niedergeht, sie strahlt ohne Untergehen in Deinem Innern, leuchtet aus Deinen Augen, aus Deinen Zügen. Du bist so anders, wie die Andern — mir ist, als müßte jeden Augenblick der goldene Reif denn die Heiligen in der Kirche tragen, um Dein Haupt aufleuchten — als funkelte er da längst, ich könne ihn nur nicht wahrnehmen mit meinen blöden Augen. Das macht weil Du meine Sonne und mein Heiliger bist — Gott und die Madonna mögen mir die Sünden verzeihen."

Seine Küsse verscheuchten indeß schnell die Anwandlung von Sentimentalität, die dem einfachen Naturkinde sonst völlig fremd war. Es lachte bald wieder fröhlich und fuhr neckend mit der Hand durch seine vorschriftsmäßige Frisur, dieselbe völlig zerstörend, so daß das schwarze, krause Haar sich in unzähligen Löckchen um seine geistreiche Stirn ringelte.

Beim Plaudern und Kosen vergeht die Zeit überraschend schnell. Die Sonne versank hinter den Bergen — die Kirchenglocken nah und fern läuteten zum englischen Gruß, und Theresita betete fromm. Die Dämmerung senkte sich auf die Thäler während die Höhen noch purpur glühten. Man mußte scheiden.

Digitized by Google

„Ho, darum bleibst Du so lange mit dem Quellwasser?“ rief plötzlich eine rauhe Stimme drohend. Das Pärchen fuhr erschreckt auseinander; ein Corse in mittleren Jahren, mit bronzenem Antlitz und finster zusammengezogenen Brauen stand vor Bernadotte.

„Wer seid Ihr? fragte er diesen, ihn vom Kopf bis zu den Füßen messend.

„Vetter — höre mich!“ rief Theresita beschwichtigend, „Giovanni, ist es mein Vetter Paolo —“ wandte sie sich gleichfalls beschwichtigend zu diesem.

„Als Theresita's Vetter habt Ihr ein Recht, Auskunft zu verlangen,“ sagte Bernadotte. Ich liebe sie von ganzem Herzen, und wir sprachen eben davon, wann ich bei ihrem Vater um sie werben soll. Seid mir freundlich, Paolo, sprecht bei den Eurigen für mich — ich thue Euch gelegentlich wieder einen Liebesdienst, und Ihr sollt einen Vetter an mir haben, der so treu zu Euch steht in allen Verhältnissen, wie ein leiblicher Bruder.“

„Noch sind wir nicht so weit,“ versetzte der Corse freundlich, doch ablehnend. „Meint Ihr es ehrlich, so bringt Eure Werbung bei den Eltern des Mädchens an, wie es sich gezieмt. Sagen die nicht Nein, so heiße auch ich Euch als Bruder willkommen — früher nicht. Bis dahin hört dieser Verkehr aber auf, und erhaltet Ihr die Einwilligung der Eltern nicht, so hütet Euch je wieder Theresita zu einem Stelldichein zu bestimmen. Und ich glaube, daß Ihr eher ein Nein, als ein Ja erhaltet — einem Soldaten gibt mein Vetter seine einzige Tochter nicht.“

Er grüßte mit einem leichten Kopfnicken, nahm Theresita am Arm und entfernte sich mit ihr, die dem Zurückbleibenden herzlich zunickte und sich, ehe sie hinter der Krümmung des Pfades verschwand, noch einmal nach ihm umwandte. Die Dämmerung verbarg ihm die Thränen in ihren Augen.

Guten Muthes und mit dem Entschluß, die ersten dienstfreien Stunden zu der Werbung zu benutzen, kehrte Bernadotte nach der Stadt zurück. Die Schalmei eines Hirten klang herab von den Bergen, auf denen hier und da Feuer aufloderten. Die Sterne zogen herauf, am hellsten die Venus, von den Schiffern Stellane, der große Stern, genannt. Sie funkelt so glänzend, daß ihr Licht Schatten wirft. Der junge Mann meinte, daß sei eine gute Vorbedeutung — der Vater der Geliebten werde ihm diese nicht versagen, nicht sie und ihn unglücklich machen.

Bernadotte's Löhnungen war freilich gering — allein er konnte ja nebenbei etwas erwerben. Er kopirte z. B. für Imbriee, den Greffier am Gerichtshofe, die Registerrollen — dafür erhielt er eine Entschädigung. Und er wollte arbeiten und sich nicht's sauer werden lassen, um sein Weib zu ernähren. Ueberdieß waren und sind die corsischen Mädchen nicht so anspruchsvoll, wie unsere Landsmänninnen, sondern einfach und auch an Arbeit gewöhnt. Wollte ihr Vater sie ihm aber darum nicht geben, weil er Soldat war, so nahm er den Abschied und ward Landmann, wie jener, Theresit'as Brüder Gesippten. Die Gedanken an eine ruhmreiche Zukunft waren wieder in den Hintergrund getreten. Er malte es sich mit Entzücken aus, wie er mit ihr den Garten bestellen, die Fruchtbäume hegen, den Weinberg in Ordnung halten werde, und lächelte über die Regungen des Ehrgeizes, welche ihn so früh in den Soldatenstand getrieben. Er hatte in demselben sein Glück machen wollen, und das wirklich geschehen, obwohl nicht auf die Weise wie er geträumt. Nicht Ruhm und Rang, nicht Auszeichnungen und einen großen Wirkungskreis hatte er erlangt, doch Theresita's Liebe.

(Schluß folgt)

Digitized by Google

Treu und Deutsch!

Bis in den Tod!

Treu an seinem König hangen
Ist des Bayers erste Pflicht!
Mag uns auch um Deutschland bangen—
Immer bleibt's getheilet nicht;
Einmal muß der Morgen tagen,
Deutschland's Größe aufersteh'n!
Fest den Glauben daran tragen
Wir in uns, bis werden seh'n —

Wahrheit, wir die schönen Träume,
Voll von Jugendkraft und Muth;
Die, so edel, schon im Keime
In des Jünglings Brust geruht.
Schwarz-roth-golden, führ das Banner,
Uns zum Kampfe uns zum Sieg —
Wenn der Schlachtenruf als Mahner
Laut ertönet, einst im Krieg.

Düster, Seine Farben scheinen,
Ernst und tief, bedeutungsvoll! —
Bayerns Fahne sich Ihm einen
Weis und blau, zum Bunde soll!
Schwarz, verkündet uns die Trauer,
Zeigt uns Deutschland's Trennung an;
Roth, der Zukunft, dunkle Schauer,
Wo viel Blut noch fließen kann, —

Bis das hohe Ziel errungen —
Bis das deutsche Reich ist frei —
Bis der Klageton verklungen,
Daß kein einig Deutschland sei.
Gold, soll uns die Freiheit künden —
Deutschlands Macht — den alten Glanz —
Der so schmählich mußte schwinden,
Weil das deutsche Reich nicht ganz. —

Wo es gilt die deutsche Ehre, —
Bleibt der Bayer nicht zurück!
Rüstet muthig sich zur Wehre;
Hebt zum Himmel noch den Blick!
Denn der Himmel ja ihm zeiget
Bayerns Farben, blau und weis: —
Zum Gebet sein Haupt er neiget,
Sieg erflehend, stumm und heiß.

Von dem Lenker aller Schlachten,
Der den Sieg in Seiner Hand! —
Mag der Tod ihn auch umnachten,
Denkt er treu an's Vaterland!

Freudig opfert er sein Leben,
Freudig jeden Tropfen Blut;
Seinem König hat's gegeben
Er, als Unterthanen-Gut.

Der als hohes Vorbild glänzet
Deutscher Treue, — auf dem Thron!
Wo mit deutschem Ruhme kränzet
„König **Ludwig**" Seinen Sohn!
Heldengeist, beseelet Beide!
Wahrhaft fürstlich, fühlt Ihr Herz!
Nehmen Theil Sie an dem Leide,
An des Bayers Lust und Schmerz.

Strahlen wird noch Deutschland's Sonne
Ungetrübt einst — hell und klar —
Jubeln werden wir in Wonne,
Weil befreit — der deutsche Aar!
Golden dann das Banner blinket
Schon von Fern — in stolzer Pracht!
Deutschland's Schmach im Trümmer sinket
Stark und Einig — ist's gemacht!

Landshut, am 17. August 1862.

verf. v. Clara Mittermeier.

Jemand wollte einen Wechsel nicht acceptiren. Als er darüber vom Gericht zur Verantwortung gezogen wurde, entschuldigte er sich mit den Worten: Der Wechsel ist nicht richtig. Ich und der Aussteller des Wechsels dutzen uns schon seit dreißig Jahren, und der Wechsel beginnt mit den Worten à dato zahlen Sie.

Ein Eckensteher in Berlin hatte die Gewohnheit, fast allen seinen Reden die Worte: „wenn Du willst!" anzuhängen. Einst zankte er sich mit einem Collegen und sagte: „Du bist een Schafskopp, wenn Du willst!" — Dieser antwortete: „Un Du bist een Schafskopp wenn Du ooch nich willst!" —

Branntwein ist kein Gift behauptete ein rüstiger Arbeitsmann; ich trinke ihn seit meiner Jugend und bin dabei siebzig Jahre alt geworden.

„Ei, das will nichts beweisen", entgegnete ein hagerer Schneider; „hätten Sie reines Wasser getrunken wie ich, so wären Sie vielleicht schon achtzig Jahre alt."

K Redaktion, Eigenthum, Druck und Verlag von J. F Rietsch in Landshut.

Digitized by Google

Nro. 36. VIII. Jahrg.

Die

Plauderstube.

Eine Sonntagsausgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 7. September 1862.

Bernadotte's Jugendliebe

Historische Novelle von Maria v. Roskowska.

(Schluß.)

Wäre er Advocat geworden, wie sein Vater, so hätte er auf der bürgerlichen Stufenleiter einen höheren Platz eingenommen, allein er wäre ja nicht nach Corsika gekommen, hätte sie nicht kennen gelernt, wäre nicht unaussprechlich glücklich gewesen wie jetzt, schon in dem bloßen Gedanken an sie in der Hoffnung auf ihren Besitz.

Allein Theresita war nicht die Tochter eines armen Hirten, deren Aussteller in zehn Ziegen zu bestehen pflegt, der also auch nicht große Ansprüche an den Schwiegersohn machen kann. Ihr Vater war ein nach corsischen Begriffen wohlhabender Bauer und schaute für seine einzige, bildhübsche Tochter nach einem vermögenden Gatten aus. Der Vetter Paolo, der sich von ihr die Verhältnisse hatte auseinandersetzen lassen gab ihm gelegentlich den Rath, sich die Sache aus dem Kopfe zu schlagen. Allein Bernadotte verzweifelte noch keineswegs und ging an einem freien Tage nach Cardo hinauf, in das Haus Giorgio Ortoli's.

Der Alte empfing ihn nach corsischem Brauch höflich und ließ ihn gastfrei bewirthen durch Weib und Tochter, wobei sie, wie üblich, nicht am Mahle theilnahmen, sondern nur die Männer bedienten. Als aber der junge Korporal mit seinem Anliegen herausrückte und mit soldatischer Offenheit um die Hand seiner Tochter bat, da verfinsterte sich sein braunes Antlitz und er schüttelte den Kopf.

„Geht — geht — und laßt den dummen Gedanken fahren," sagte er. „Ich werde meine Tochter doch keinem Soldaten geben! Nicht, weil ich fürchte, sie könne bald Wittwe werden, wenn Ihr in irgend einem Kriege umkommt. Fällt doch hier Mancher in sein Blut, ehe man sich's versieht, durch die Vendetta oder durch einen Banditen. Aber Ihr seid nicht Euer eigener Herr — seid heute in Bastia, werdet aber vielleicht morgen oder übermorgen mit Eurem Regimente an's andere Ende der Welt geschickt. Soll ich mein einziges Mädchen aus meinen Augen fortlassen,

Digitized by Google

ohne zu wissen, wie es ihm gehen wird in der weiten Welt — ohne vielleicht einmal zu erfahren, daß es in der Fremde umkam in Elend und Kummer? Nimmermehr!"

„Dann ziehe ich den Soldatenrock aus und bleibe bei Euch — werde Landmann, wie Ihr, und Ihr dürft Euch nicht von Eurem Kinde trennen!"

Der Alte schaute ihn mit schlauem Blinzeln an — auch die Mutter war herbeigekommen, während Theresita draußen an der nur angelehnten Stubenthür lauschte, klopfenden Herzens und zur Madonna betend.

Ah — Ihr wollt hier einen Weinberg oder einen Fruchtgarten kaufen?" fragte die Frau ziemlich freundlich. An dem Freier hatte sie nichts auszusetzen — wenn er nur von Hause aus Vermögen besaß. Ihr Gatte war derselben Meinung. Leider aber besaß der junge Korporal nichts, als die Aussicht auf Sergeantenwürde, und damit ließ sich weder ein Weinberg kaufen, noch ein Fruchtgarten.

Theresita kam ihm zu Hülfe. Sie bat die Eltern, nicht auf Geld oder Gut zu sehen, sondern auf sein gutes Herz, seinen braven Charakter und darauf, daß Beide einander liebten. Sie wollten arbeiten, auch entbehren wenn es seyn müsse — und dabei doch immer ihre Eltern segnen.

„Das verstehst Du nicht Kind", versetzte die Mutter kopfschüttelnd. Liebe ist gut — ein wenig Geld, so viel zum Leben gehört, ist auch nicht schlecht."

„Einem Mann, der nichts hat, gebe ich meine Tochter nun nnd nimmermehr, und damit abgemacht!" sagte der Vater. Die Sache war entschieden — mochte Theresita auch weinen und bitten. Damit sie dem jungen Mann aus den Augen käme und ihn auch vergäße, sandte ihr Vater sie zu den Verwandten jenseits der Berge.

Bernadotte gab die Hoffnung noch nicht ganz auf. Wenn sie einander treu blieben, konnte ihnen ja ein glücklicher Zufall zu Hülfe kommen. Der Hauch eines neuen Geistes, ein frisches Regen und Bewegen ging durch die Welt, eine neue Zeit zog herauf die viel des Alten umstürzen, zertrümmern mußte. Das fühlte jeder Gebildete, darauf hefte namentlich die Jugend, auch Bernadotte — der inzwischen rasch zum Sergeanten befördert ward.

Im Karneval vernahm er, Theresita sei wieder daheim. Er ging hinaus nach Cordo — vielleicht rührte die Eltern seine Ausdauer und Treue. Das Mädchen heimlich zu sehen, dazu mochte er keinen Versuch machen — aus Rechtlichkeit, obwohl keiner seiner jungen Kameraden dabei irgend ein Bedenken gehabt hätte.

Es herrschte ein lautes, fröhliches Leben im Orte — man feierte den Karneval nach alter Sitte. Der Karnevalkönig, ein hübscher, junger Bursche, saß inmitten des freien Platzes auf einem Stuhl. Er trug eine Krone von Goldpapier, war auch sonst stattlich aufgeputzt. Seine Minister umgaben ihn, und ringsumher standen Tische, beladen mit Wein und Früchten, Fleisch, Brod und süßem Gebäck. Wie es Herkommen von uralter Zeit, hatte er allen Bewohnern des Dorfes, je nach ihrem Vermögen, Steuer an Lebensmitteln aufgelegt, die zu entrichten Niemand geträumt. Er selbst, der einzige Erbe eines wohlhabenden Dorfbewohners, hatte einen reichlichen Beitrag geliefert und dadurch den Jubel noch erhöht. Während die Aeltesten nach Herzenslust schmausten, tanzte die Jugend nach dem Klang der Zithern und Violinen.

Bei ihren Gespielinnen befand sich Thereisita — die schönste unter all den anmuthigen Mädchenblumen. Der Karnevalkönig tanzte nur mit ihr, wenn er sich unter die Tänzer mischte, und brachte ihr die ausgesuchtesten Früchte, das süßeste Gebäck. Das erfreute sie jedoch nicht von

Digitized by Google

Herzen — sie schaute bleicher aus, als sonst, und blickte oft, in Gedanken abwesend, weit vor sich hinaus.

Jetzt gewahrte sie Bernadotte unter der Menge — ihr trübes Auge leuchtete auf, und Rosengluth flammte auf ihren Wangen.

Er wollte sich zu ihr hindurchdrängen — sie zum Tanzen führen, allein eine starke Hand ergriff seinen Arm und hielt ihn zurück. Der König des Festes hatte sich ihr eben genähert und führte sie in die Reihen.

„Wollt Ihr eine Kugel oder einen Dolchstich zwischen den Rippen?“ fragte Poalo, der ihn zurückhielt. „Seht Ihr nicht, daß Hyacinth nur Augen hat für meine hübsche Base? Und wißt Ihr wohl, wozu in solchen Fällen unsere jungen Männer gleich bereit sind?“

Bernadette zuckte die Achseln. Er war bereit es mit dem Nebenbuhler aufzunehmen, wie mit Jedem, der ihm das Mädchen streitig machen wollte.

„Thut es um Theresita's willen nicht!“ mahnte der Corse gutmüthig. „Das Kind dauert mich — wahum wollt Ihr ihm noch Kummer bereiten? Die Eltern sehen Hyacinth gern.“

Der junge Soldat suchte die Eltern auf. Er schilderte ihnen seine innige Liebe, hat flehentlich, ihn und Theresita nicht unglücklich zu machen. Aber die Alten blieben unerbittlich — wollten ihr Kind nicht einem so armen Schlucker geben. Die übrige Sippschaft hatte sich, abseits von dem fröhlichen Treiben, um sie gesammelt und stimmte Giorgio bei, da er sie, wie es Sitte, um ihre Meinung fragte. Paolo war der Einzige in dem Familienrath, den das arme Kind und auch der arme junge Mensch dauerte.

„Sie wird sich trösten — ist ein gutes Kind, das ihren Eltern gern gehorcht,“ sagte der Vater.

„Ja, und seht nur, Hyacinth legte ihr seine Krone zu Füßen!“ rief die Mutter.

„Eine Krone von Goldpapier!“ murmelte Bernadotte.

„Es hängt ein ganz hübsches Haus, ein wohlbestellter Olivengarten und ein fruchtbarer Weinberg daran — die papierne Königskrone ist also nicht gar so leicht!“ versetzte Giorgio.

„Aber was ich nicht habe, das kann ich ja noch erwerben! Ich bin jung, muthig, entschlossen, mein Glück zu machen! Wißt Ihr denn, was mir das Schicksal noch aufgespart hat — was mir noch Alles winkt in der Zukunft? Ich werde nicht immer Sergeant bleiben! Es kommt die Zeit, und bald, in der auch Nichtadelige zu den höchsten Stellen emporsteigen können, in der nur Talent und Verdienst, nicht die Geburt, der Schlüssel dazu ist. Seid Ihr so ehrgeizig für Theresita — wohlan, ich werde ihr eine Stellung erringen weit erhoben über die höchste, welche Ihr jetzt für sie wünscht und träumt, oder ich lasse mein Leben! — Glaubt Ihr, es gäbe kein anderes Hab und Gut in der Welt, als die Gärten und Weinberge, die man von seinen Eltern überkommt? Ein offener Kopf, ein tapferes Herz und ein starker Arm gilt auch etwas im Leben — wer diese drei Dinge einsetzen kann und sie frisch und fröhlich einsetzt, kann auch etwas gewinnen, namentlich bei dem neuen Zustand der Dinge, der sich jetzt vorbereitet, der über kurz oder lang eintreten wird, eintreten muß! Noch nie ist ein wahrhaft tüchtiger Mensch zu Grunde gegangen — ich fühle es, daß ich auch nicht in Armuth und Noth verkümmere, daß ich mich emporringen werde, wenigstens zu einer behaglichen Lage. Habt Vertrauen zu mir und zu Gott — der uns beistehen wird, und gebt mir Eure Tochter!“

Den größten Theil der Sippe war ein wenig bange geworden bei seinem Redefluß, der über ihren Horizont ging. Sie verstanden ihn nicht, sahen nicht den Stempel des Genius auf

Digitized by Google

seinen Zügen seine Hoffnungen für Phantastereien, wurden dadurch noch mehr gegen ihn eingenommen. Er fühlte selbst, daß hier ideale Aussichten für die Zukunft nicht viel galten und fügte hinzu:

„Ich bin aus anständiger Familie — mein Vater war Advocat und ließ mir eine sorgfältige Erziehung geben —"

„Um so schlimmer — dann versteht Ihr nicht zu arbeiten;" bemerkte einer der Gesippten.

Ich werde mich um irgend eine Stelle in der Verwaltung bemühen und sie erhalten — wenn ich nicht Soldat bleiben soll."

„Sich um etwas bemühen und es erhalten ist Zweierlei."

„Von Hoffnungen und Aussichten lebt Niemand — mein Schwiegersohn muß andere Güter haben, als solche, die er in seinem Kopfe und in seinem Herzen trägt," entschied Giorgio Ortilo. „Die sind zuletzt eben so lustig und haben oft nicht mehr Werth, als die Krone des Karnevalkönigs, die, wie Ihr richtig bemerktet, nur von Goldpapier ist! — Gebt Euch weiter keine Mühe, Herr! Es bleibt dabei, ich vermähle meine Tochter keinem Mann, der nichts hat, als sehr weit aussehende Träume und Pläne für die Zukunft, die nicht uns gehört, um höflich zu sein und Eure wunderlichen Redensarten nicht geradezu Windbeuteleien zu nennen."

„Und hütet Euch, hier umher zu schleichen und das Mädchen zu berücken!" rief Theresita's Bruder. „Sonst —" und er machte eine so bezeichnende Geberde, daß dem jungen Krieger das Blut in das erblaßte Antlitz trat.

„Nein, nicht so —" mischte sich Paolo ein. „Der Korporal ist ein Ehrenmann — obwohl kein Corse. Er fürchtet sich nicht vor Drohungen, aber er wird den Frieden des Mädchens nicht stören und sein Schicksal als Mann hinnehmen."

„Ja, Herr, Theresita ist ein folgsames Kind — sie wird ihren Gatten aus den Händen der Eltern annehmen, wie es sich ziemt," fügte die Mutter hinzu. „Macht ihr das Herz nicht unnütz schwer, darum bitte ich; Euch ist sie ja doch verloren."

Unfähig ein Wort zu sprechen, nickte der junge Mann zu und reichte Paolo die Hand. Dann schaute er noch einmal nach Theresita hinüber, die nicht ahnte, was sie in diesem Augenblick verlor, obgleich sie das ernste Gespräch Giovanni's mit ihren Angehörigen auf das Lebhafteste beunruhigte. Sie versuchte sich los zu machen aus den Reihen der Tanzenden und von der Aufmerksamkeit des Festkönigs, um die ihre Gespielinnen sie beneideten. Allein ehe ihr das ohne Aufsehen gelang, hatte Bernadotte sich nach einem zugleich stolzen und traurigen Blick auf ihre Sippen abgewendet und schritt den Berg hinab. —

Er machte keinen Versuch, sie wieder zu sehen. War sie doch für ihn verloren, und seine Grundsätze hielten ihn ab, ihre Ruhe zu stören, den Kampf mit ihrem Herzen zu verlängern und zu erschweren. Fleißig kopirte er Registerrollen für den Greffier des Gerichtshofes; noch heute befindet sich eine große Menge solcher, von seiner Hand herrührend, im Archiv von Paris. Aber er kopirte nicht immer. Um seinen Schmerz zu betäuben, wandte er sich mit noch größerer Lebhaftigkeit, als bisher, den Ideen zu, welche Frankreich und ganz Europa in Kurzem eine neue Gestalt gaben, studirte auch fleißig Taktik und Kriegsverwaltung.

Theresita war in der That ein frommes Kind — gottesfürchtig, gehorsam und den Eltern unterthan, wie in ihrem Heimathlande. Sie härmte sich im Stillen und betete zur Mutter Gottes. Und die gab ihr Kraft, als sie ihre Hand dem von ihren Eltern bestimmten Manne reichen mußte. —

Digitized by Google

Nur der funkelnde Strahl seines Auges und seine schmerzgebeugte, doch würdige Haltung hatte ihre Gespippten bei dem Karneval abgehalten, Bernadotte ins Angesicht hinein darüber zu spotten, daß ein so armer Teufel um die Hand einer Bauerstochter zu werben wage. Dafür thaten sie um so mehr hinter seinem Rücken. Nur Paolo bedauerte ihn und das Mädchen.

Die Eltern waren froh, daß die Tochter sich so vernünftig zeigte und der arme Schlucker selbst so viel Einsehen hatte, dem Mädchen den Kopf nicht zu verrücken. Hätten sie gewußt, was aus dem Verschmäthen einst werden sollte, wie freudig würden sie die Ehre seiner Bewerbung aufgenommen, mit welchem Entzücken ihn dem damaligen Karnevalkönig vorgezogen haben. Aber sie hatten nicht ahnen können, daß „povere diavolo“ gleichsam ein vermünschter Märchenprinz, der eine Krone zu tragen bestimmt war und ihrer Aller Glück gemacht hätte.

Einst mehr als ein Decennium später warb Bernadotte wieder um die Hand eines Mädchens, die Tochter eines reichen Marseiller Kaufmanns und die Schwester der Gemahlin Joseph Bonaparte's. Der berühmte General ward nicht abgewiesen, wie früher der arme Korporal und Herr Clary that jedenfalls wohl daran. Eugenie Disirée trug die Königskrone, womit ihr Gatte sie schmückte, bis zu ihrem Lebensende, glücklicher als ihre Schwester, die Königin von Neapel und dann von Spanien, deren Stern mit dem Napoleon's unterging.

Karl XIV. Johann war der einzige aller der auf blutgedüngten Boden jener Zeit aus dem Volke entsprossenen Könige und Fürsten, dessen Herrschaft nicht ein schnelles Ende nahm, wie sie errungen worden, dessen Königspurpur nicht über Nacht erblich. Sein Enkel trägt ihn noch heute.

Die Nachkommen seiner Jugendgeliebten leben als einfache Landleute in Cardo bei Bastia.

Zwei Nächte in den Katakomben von Paris.

Es ist ziemlich schwer, zu den Katakomben von Paris Zutritt zu erlangen, und zwar meines Erachtens hauptsächlich deßhalb, weil die Regierung es für eine krankhafte und werthlose Neugier der Leute hält, einen derartigen Ort zu besuchen. In der französischen Provinz aber ist die Ansicht mehr oder weniger vorherrschend, man lege einem Besuch in den ungeheuren unterirdischen Gallerien nur darum so viele Schwierigkeiten in den Weg, weil er in die unterirdische Welt hineinführe. Die Leute in der Provinz glauben fest, der regierende Herscher, gleichviel ob König oder Kaiser, befürchte, es möchte Meuchelmörder gelingen, durch diesem Eingang in das Schloß zu dringen, sobald die Katakomben öffentlich bekannt und ihr anscheinendes Labyrinth entwirrt werden würde.

Man sage Einem dieser Provinzialen: diesem Falle wäre ja zu begegnen, wenn man den Eingang von dem Residenzschlosse nach den Katakomben vermauerte, und er wird statt aller Antwort heftig den Kopf schütteln und sagen: Mit Nichten, wenn die Majestät befürchtet, die Meuchelmörder könnten von den Katakomben aus eindringen, so erinnern Sie sich nur, daß die Katakomben den Opfern solcher Meuchelmörder auch ein Mittel zum Entkommen darbieten könnten, falls dieselben in der Gestalt von Rebellen durch das offene Thor des Schlosses eindringen

Digitized by Google

würden. Nein, nein, es wäre sehr unklug, wenn man die Verbindung der Katakomben mit dem Schlosse vermauern würde.

Wie dem nun auch sein möge, so ist wenigstens so viel gewiß, daß ich mir für mich und eine Gesellschaft von vier Personen ausschließlich des Führers mit einiger Mühe die Erlaubniß verschafft hatte, dieses unterirdische Paris zu besuchen. Auch kann ich hier die Bemerkung nicht unterdrücken, als Beispiel dafür, von welch' unbedeutenden Veranlassungen oft wichtige Begebenheiten ausgehen, daß ich ohne eine harmlose und unüberlegte Aeußerung gegen den Fiacre, der mich an den Eingang der Katakomben geführt hatte, niemals die Abenteuer bestanden und die geistige Qual erduldet haben würde, die ich nun beschreiben will.

Ich hatte nämlich gegen den Fiacre geäußert: „Wenn ich nicht in einer halben Stunde zurückkehre, so kannst Du wieder heimfahren!“ und mit diesen Worten hatte ich den Mann im Voraus für sein Warten bezahlt, und war meinen Begleitern nach der schweren Eingangsthür von hartem Holze gefolgt. Der Grund, warum ich den Kutscher so instruirte, war einfach dieser: ich hatte einige Tage auf die amtliche Erlaubniß zum Besuch der Katakomben warten müssen, und diese gerade an demjenigen Morgen erhalten, wo mich ein dringendes Geschäft zu einer plötzlichen Reise nach London zwang. Der Schnellzug, mit welchem ich abreisen wollte, ging um 12 Uhr ab, und die schriftliche Erlaubniß kam mir erst um 10 Uhr zu. So wollte ich denn einerseits die Gelegenheit zu dem Ausflug in diese unterirdische Welt nicht einbüßen, aber anderseits auch meine Reise nach London nicht aufgeben, und gelangte nun zu folgendem vermittelnden Entschluß: Wenn mir ein halbstündiger Aufenthalt in den Katakomben von elf bis zwölf Uhr zur Befriedigung meiner Neugierde genügte und ich mich von einem Fiacre erwarten ließ, so konnte ich den Schnellzug um zwölf Uhr noch erreichen: ergab sich dagegen die Erforschung der Katakomben als anziehend genug, um mich längere Zeit zu beschäftigen, so wollte ich meine Abreise auf den Abend verschieben.

Ich fand die Katakomben ungemein interessant, aber sehr eintönig. Jedermann weiß, daß sie ursprünglich die Werksteinbrüche waren, welche das Baumaterial von Paris lieferten, so daß man in Wahrheit und mit Recht die Bemerkung gemacht hat, Paris sei aus seinen eigenen Eingeweiden erbaut worden. Macht sich aber jemals unter der Oberfläche von Paris eine vulkanische Erschütterung geltend — und Paris liegt auf einem vulkanischen Striche, so müssen seinherrlichen Paläste und Häuser sammt all dem Glanz und Luxus, den sie beherbergen, von dem Grabe verschlungen werden, welches die Stadt selber ausgewählt hat.

Zu Anfang dieses Jahrhunderts hat Napoleon I. bekanntlich verfügt, daß alle Kirchhöfe außerhalb der Stadt verlegt werden sollten, und in Folge davon wurden alle Friedhöfe innerhalb der Mauer von Paris abgebrochen und mit Straßen überbaut, dagegen die seit Jahrhunderten in ihnen aufgesammelten Gebeine insgesammt nach den Katakomben gebracht. Millionen Schädel und Knochen von Franzosen wurden dorthin geführt und auf phantastische Weise aufgestellt, so daß der Besucher zwischen zwei Mauern von Schädeln hingeht, welche ihn alle mit einem gespensterhaften, blinden Blicke anzustarren scheinen.

Zehn Minuten genügten vollkommen, um meine Neugier in den Katakomben zu befriedigen; unser Führer aber, seinem Handswerksbrauche getreu, suchte uns durch die leckendsten Versprechungen neuer Wunder zum Weitergehen zu bewegen, und da zwei Damen in unserer Gesellschaft waren, so brauche ich wohl kaum zu sagen, daß die Versicherungen des Führers die Neugier in hohem Grade anregten.

Digitized by Google

Jedes von uns trug eine kleine Lampe, und wir machten damit eine seltsame Gruppe. Je nun, sagte ich endlich, ich denke, ich will Euch Euren Spaziergang fortsetzen lassen; ich getraue mir den Rückweg allein zu finden, und werde gerade noch Zeit genug haben, um den Schnellzug zu erreichen. — Der Führer lachte über meinen Einfall, daß ich mich nach dem Eingang zurückfinden könnte. Ich blickte auf meine Uhr, es fehlten gerade noch zehn Minuten zu der halben Stunde; wenn ich also nicht zurückging, war mein Fiacre weggefahren, und ich konnte nicht mehr auf den Bahnhof kommen.

Wir hatten auf unserem Wege manche Quergänge passirt, denn die Katakomben, wie ich sie sah, erschienen mir in der That wie eine breite Straße, die in regelmäßigen Zwischenräumen durch kleinere Straßen, Höfe und Gänge durchschnitten wird. Ich war der Hinterste von meiner Gesellschaft, und vielleicht deßhalb zurückgeblieben, weil ich nicht gerne weiter gehen wollte Auf jeden Fall war ich im Begriffe, mich gerade, rechts und links umzusehen, als der Schein der Lampe eines meiner Gefährten beim Vorübergehen an einem Quergange auf einen ungeheuren Schädel fiel, der wenige Schritte einwärts in diesem Gange lag, und an welchem alle Zähne eigenthümlich wohl erhalten, weiß und glänzend waren. Ich bog in der Absicht, diesen Schädel genauer zu untersuchen, und bückte so eben meinen Kopf darnach herab, als eine abscheuliche Ratte, vielleicht vom Lichte meiner Lampe geblendet und von meiner Gegenwart erschreckt, aus dem Schädel heraus und gerade an meine Wange sprang. Ich stürzte zu Boden als hätte mich eine Kugel getroffen. Jeder von uns hat mehr oder weniger seine Antipathien, und mir ist in der ganzen Welt nichts so zuwider, als die Ratten, der ich förmlich verabscheue. Ich schäme mich beinahe, es zu sagen, allein der Schreck über das plötzliche Erscheinen und die Berührung dieser Ratte hatten mich ohnmächtig gemacht, und ich muß einige Minuten lang da gelegen sein.

Als ich wieder zu mir kam, lag ich vollständig im Dunkeln, und die Finsterniß um mich her drohte mich ganz verwirrt zu machen. Anfangs hörte ich nicht den mindesten Lant, dann ein Gepolter über mir, welches vermuthlich von einem vorübergehenden Gefährte herrührte, das über meinem fürchterlichen Grabe hinfuhr. Wenn ich mich recht erinnere, so verlor ich das Bewußtsein zum Zweitenmal, obschon ich herüber nicht ganz sicher bin. Nachdem ich wieder zur Besinnung gekommen war, gab ich mir Mühe, die volle Wahrheit und Tragheit meiner Lage zu erfassen. Meine Freunde waren nicht in meiner Nähe, so viel wie gewiß. Es fragte sich nun: hatten sie die Katakomben verlassen, oder suchten sie nach mir? So viel schien mir sicher, daß sie wenige Minuten, nachdem ich in Ohnmacht gefallen war, meine Abwesenheit bemerkt und mich vermißt hatten. Wie kam es aber nun, daß sie den Ort verlassen, in dessen Nähe sie mich zuletzt gesehen hatten? Offenbar mußten sie doch, wenn sie sich nach mir umsahen, wieder denselben Strich verfolgen, auf welchem wir hergekommen waren; warum also hatten sie mich nicht gefunden? Plötzlich ging mir ein fürchterliches Licht auf und ich begriff die ganze Wirklichkeit. Nachdem sie mich oftmals beim Namen gerufen, und keine Antwort erhalten hatten, mußten sie geglaubt haben, mein Versuch, mich wieder nach den Eingang zurückzufinden, sei mir gelungen. Als sie sodann den Eingang erreichten, war eine halbe Stunde vorüber und der Fiacre abgefahren, was sie aufs Neue in der Ansicht bestärken mußte, derselbe habe mich auf dem Bahnhofe gebracht und ich sei bereits auf dem Wege nach England.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Jemand bemerkte, daß er aus der biblischen Geschicht den Traum des Pharo doch gar nicht begreifen könne, wie es nämlich möglich sei, daß sieben magere Kühe sieben fette Kühe verzehrten, ohne daß man es ihnen ansähe. „Ich konnt' es auch nicht begreifen", sagte ein Kaufmann, bis ich mir eine Frau nahm. Da hatte ich mehr als 7 große und dicke Cassa- und Handlungsbücher; meine Frau aber hatte nur ein kleines Wirthschaftsbuch. Am Ende des Jahres aber hatte das kleine Buch all' meine großen und dicken aufgezehrt und man sah es ihm nicht an. Seit der Zeit glaube ich auch an den Traum des Pharo".

Ein Dorflehrer, der schon mehrere Mittel, seine Schulkinder in Ruhe zu erhalten, versucht hatte, sprach zu ihnen: „Knaben setzet einmal wie die Studenten aufgerichtet mit untergeschlagenen Armen." Das Wort: „wie die Studenten," half, und sein Befehl wurde schnell vollzogen. Ein Knabe aber verblieb in seiner bequemen lämmelartigen Stellung. Vom Lehrer gefragt, warum er nicht auch sitzen wolle, wie die Studenten, antwortete er ganz phlegmatisch: „Ich brauch das nicht, ich werd ein Schuster!"

Ein Verbrecher, der kürzlich wegen Diebstahl in Wien zu einem Jahre schweren Kerkers verurtheilt wurde, äußerte über die Frage, ob er mit dem Urtheile zufrieden sei, der Gerichtshof möge ihm wenigstens drei Monate mehr geben, denn da käme er nach Stein, wo man mehr zu essen bekommt! Ein guter Freund, der ihn dann über den Gang hinausbegleitete, gab ihm, jedoch zu spät, den weisen Rath: „Sirt's Franzl, wärst nur mit'n Staatsanwalter recht grob gewest, der hätte dir's schon verschafft!"

Aus Chemnitz wird folgendes Packträgercuriosum gemeldet: Beinahe hätte hier auf der Langestraße am 18. v. M. gegen Abend ein sehr zahlreich versammeltes Publicum zwei Parteien Packträger sich eine Schlacht liefern sehen, da ein Miether deren vier zur Hilfe seines Auszuges benutzte und der — sonst sehr beliebte und allseitig geachtete — Hauswirth sechs engagirt hatte, um mit aller Gewalt das Ausziehen desselben zu verhindern.

Warum schließt der Hahn beim Krähen die Augen? Er will zeigen, daß er sein Lied auswendig weiß.

Jemand klagte seinem Beichtvater, er habe den Fehler, daß er zuviel von sich halte. „Das thut nichts," erwiederte dieser, „andere Leute halten desto weniger von Ihnen."

Als Kaiser Karl V. einmal um sein Urtheil über die sieben Sprachen, deren er kundig war, gefragt wurde, gab er zur Antwort: „Er spreche: Spanisch mit Gott, Lateinisch mit einem Gelehrten, Französisch mit einem Gast, Italienisch mit seiner Braut, Deutsch mit einem Soldaten und Böhmisch mit dem Teufel.

Die Eltern nicht die Kinder! Ein Schulmeister hatte, wie's ja eben ganz selten vorkommt, an hundert Knaben in seiner Klasse. Ich wundere mich, äußerte Jemand, wie Sie ohne Hilfslehrer mit den hundert Bengeln fertig werden? O, erwiederte der Geplagte mit den hundert Jungen geht es ganz gut; aber die zweihundert Alten, die dazu gehören, die machen mir das Leben sauer!

In Berlin bringt einen alten Mann sein Ahnenstolz in das Irrenhaus. Seine blühende Tochter versagte er dem Geliebten, weil dieser drei Ahnen weniger zählte als sie; sie starb aus Liebesgram. Seinen Sohn verstieß er, weil er liberale Grundsätze bethätigte. Der Sohn ging als englischer Offizier nach Indien. Sein Vermögen opferte der Alte „der guten Sache" der Reaction. Seit der Krönung in Königsberg und der Erhebung Bürgerlicher in den Adelsstand, setzte sich die fixe Idee fest: die neuen Adeligen, denen der adelige Stammbaum fehlte, gingen darauf aus, ihm seine Ahnen zu stehlen.

Redaktion, Eigenthum, Druck und Verlag von J. F. Ritsch in Landshut

Digitized by Google

Nro. 37. VIII. Jahrg.

Die

Plauderstube.

Eine Sonntagsausgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 14. September 1862.

Zwei Nächte in den Katakomben von Paris.

(Schluß.)

Meine Lage ward mir nun furchtbar klar, aber ich verzweifelte doch nicht ganz; ich war überzeugt, daß meine Freunde ihren Irrthum entdecken und Lärm schlagen würden, ehe ich noch lange genug lebendig vergraben war, um zu verhungern. Aber der Gedanke, auch nur noch vier oder fünf Tage ohne Nahrungsmittel und Wasser unter dem Boden zubringen zu müssen umgeben von undurchdringlicher Dunkelheit, war beinahe genügend, um zum Wahnsinn zu bringen. — Unthätig konnte ich nicht bleiben; ich mußte etwas thun, aber was sollte ich beginnen? Meine erste Frage war: sollte ich da liegen bleiben, wo ich nun lag? Zunächst würde eine solche Unthätigkeit mich getödtet haben, zum andern war sie ganz nutzlos, denn da ich mir denken konnte, daß, wenn meine Freunde einmal Lärm schlugen, diese ganze unterirdische Welt so lange Zoll für Zoll durchsucht werden würde, bis man mich fand, so war wenig daran gelegen, wohin ich gewandert war, — ich war an jedem Orte gleich sicher.

Ich stand auf, streckte die Hand aus und berührte die Mauer von Schädeln, stürzte aber entsetzt wieder zu Boden. Einige Minuten reichten hin, mein Grausen und meine Feigheit zu überwinden. Ich kann versichern, daß ich in wenigen Augenblicken und blos mittelst ernsten und aufrichtigen Zuredens mit mir selbst vollkommen im Stande war, die sterblichen Ueberreste um mich her mit absoluter Gemüthsruhe zu berühren; ja ich vermochte sogar mit einer gewissen Neugier einen Schädel zu betasten, um seine Gestalt zu ermitteln. Meine Lampe war in tausend Stücke zertrümmert, und ich vermag mir bis auf diesen Tag noch nicht zu erklären, wie es kam, daß meine Begleiter dieses Klirren nicht gehört hatten. Ich kann nur vermuthen, daß gerade ein Wagen über unsern Häuptern hinrumpelte als ich zu Boden fiel. Plötzlich fiel mir die Ratte wieder ein. Wenn das abscheuliche Geschöpf wieder auf mich zukam, was sollte ich thun? Aus diesem Gedanken entsprang sogleich der Glaube, das eckelhafte Thier sei schon in meiner Nähe, und instinktmäßig schlug ich mit den Armen um mich, wobei eine meiner Hände mit irgend einem der Glassplitter in Berührung kam, so daß ich fühlte, wie ich geschnitten wurde

Digitized by Google

und das Blut aus meiner Wunde floß. Ich band sogleich mein Taschentuch, meine Handschuhe und meine Halsbinde fest um die Wunde, damit ja keine Blutstropfen auf den Boden fallen, und das eckelhafte Geschöpf wieder herbeilocken, welches mich in diese Verlegenheit gebracht hatte.

Aber ich fühlte, daß ich mir Bewegung machen und selber auf meine Befreiung hinarbeiten mußte, bis mir die Hülfe entgegenkam. Es fragte sich nur, welche Richtung ich einschlagen sollte? Ich erinnerte mich jetzt, daß ich von der rechten Seite in diesen Nebengang getreten war, und daß der Schädel zu meiner Linken gelegen hatte. Ich mußte also, um den Gang wieder zu verlassen und den breiten Weg zu erreichen, auf welchem ich hervorgekommen war, den Schädel jetzt links lassen, und sobald ich den breiten Gang erreicht hatte, mich nach links wenden. Ich entdeckte bald durch Betastung den ungewöhnlich großen Schädel, ließ ihn rechts liegen, und tastete meinen beiden Weg die paar Schritte entlang, nach der Hauptstraße; daß ich diese erreicht hatte, ermittelte ich durch den Winkel, welchen die Knochen machten. Alsbald nahmen meine höchst aufgeregten Sinne eine Veränderung wahr. Ich fühlte an meiner rechten Wange — wohlgemerkt an meiner rechten — eine etwas erhöhte Temperatur. Ich grübelte darüber nach, welcher Ursache ich diese Temperatur-Erhöhung zuschreiben sollte, und kam durch Grübeln bald auf die Antwort, es müsse dieß eine Luftströmung von außen her sein. Weiter darüber nachgrübelnd schloß ich, diese Luftströmung – denn eine solche war es, obschon ich keine Bewegung in der Atmosphäre entdecken konnte — müsse von einer Oeffnung herrühren, diese Oeffnung müsse an einer Thüre oder in der Nähe derselben sein, und wenn ich daher dieser Luftströmung entgegengehe, werde ich endlich den Punkt erreichen, durch welchen dieselbe eindringe. Im nächsten Augenblick mochte ich plötzlich erblaßt sein, wie ich mich noch deutlich erinnere, denn als ich das volle Gesicht der Luftströmung zuwandte, vermochte ich keinen Unterschied mehr in der Temperatur zu erkennen. Es bedurfte also gleichsam eines Kontrasts zwischen den beiden Wangen, um den Unterschied zu ermitteln. Ein gelehrter Freund hat mir seither klar gemacht, daß diese Erscheinung sich erklären lasse. Die Gesichtsnerven wurden, wenn ich halb abgewandt stand, von der Luftströmung seitwärts betroffen und daher nicht so natürlich angeregt, als wenn ich derselben das volle Gesicht darbot. Weil nämlich alle Vorkehrungen der Natur nur auf Erhaltung der Kräfte hinarbeiten, so sind die Gesichtsnerven, um dem Wind auf natürliche Weise zu begegnen – nämlich wenn der Mensch demselben entgegen geht — in Beziehung auf den Wind so gestellt, daß sie seinem Einflusse eine möglichst geringe Summe der Nervenfläche zukehren.

Ebenso plötzlich, als ich mir über die Ursache der Luftströmung klar geworden war, entdeckte ich ein anderes Mittel, um mich meines Weges zu vergewissern. Ich wandte mich nämlich an die Mauer von Schädeln, welche den Hauptweg flankirte und gegen welche ich meine rechte Hand noch immer ausstreckte. Ich dachte nämlich, diejenige Seite von jedem Schädel, gegen welche die warme Luftströmung gerade so anstreiche, wie gegen mein Gesicht, werde durch seine Einwirkung trockener sein, als die andere Seite, welche dem verhältnißmäßig trocknenden Einfluß dieser äußeren Atmosphäre unendlich weniger offen lag. Meine Annahme erwies sich als richtig. Die rechte Seite des Schädels — d. h. diejenige Seite, welche rechts war, wenn ich mich mit dem Rücken an die Wand stellte — war glatter als die linke: ein Gleiches war mit zwanzig anderen Schädeln der Fall. Ich irrte mich also nicht, und das Herz pochte mir laut. Es schien klar: wenn ich diesem Winke folgte, so mußte ich über kurz oder lang dadurch an den Eingang geführt werden. Aber dennoch lag darin ein Widerspruch. Ich wußte, daß

Digitized by Google

wir auf den Weg hergekommen waren, der zu meiner Linken lag, die Luftströmung blies aber von der Rechten her. Diese Erscheinung ließ sich nur auf zweierlei Weise erklären, entweder trügte mich mein Gedächtniß über die Lokalität und mein Weg führte nach rechts hin, oder diese unterirdischen Gänge hatten mehr als einen Eingang. Ich entschloß mich fest, die Richtung nach rechts einzuschlagen. Ich erfuhr später niemals, wie viele Meilen ich in Wirklichkeit zurückgelegt hatte, aber mir schien es eine ungeheure Strecke zu sein. Ich ging weiter und immer weiter, zuweilen rasch, zuweilen langsam, aber immer mit einer gewissen Zuversicht, denn ich wußte, daß ich früher oder später zu einer Thüre gelangen mußte. Als ich an eine der Querstraßen kam, hatte ich natürlich mehrere Schritte aufs Gerathewohl zu machen; — die Dauer dieser Schritte erschien mir Jahre lang. Meine Finger zitterten vor Todesangst, bis sie wiederum die beruhigende Linie der Schädel erreichten. Zuweilen entging mir der leitende Faden, sowohl hinsichtlich der trockeneren Seite der Schädel, als der Wärmeprobe auf meinem Gesicht, wenn der Weg seitwärts abbog, oder ich mich drehte, aber bald fand ich mich wieder zurecht und konnte meine Wanderung darnach fortsetzen. Vermuthlich beschrieb ich zu solchen Zeiten unwillkürlich Kurven, oder gelangte aus dem direkten Wege der Luftströmung hinaus. Wie viele Stunden ich in dieser wunderbaren Wanderung oder logischen Deduktion, wenn ich sie so nennen darf, verbrachte, das erfuhr ich erst, als ich wieder an der freien Luft war; hätte ich mich wieder gesetzt und auf Hülfe gewartet, so wäre ich entweder verrückt oder blödsinnig geworden, oder gar gestorben. So viel ist mir übrigens klar: gleichviel, wie schlimm unsere Lage auch sein mag oder in welcher Verlegenheit wir uns auch befinden mögen, es gibt keine wirksamere Hülfe als diejenige, welche wir uns selbst bereiten.

Es mag auffallen, wenn ich von meiner Einkerkerung spreche, als ob sie monatelang gedauert hatte; aber ich pflegte das Rollen der Wagen über mir mehr oder weniger deutlich zu hören, je nachdem das Gestein über mir mehr oder weniger mächtig war. Wie entfernt es aber auch sein mochte, so war es doch tröstlich, denn es leistete mir Gesellschaft; es war das einzige Geräusch, welches die Stille um mich her unterbrach, denn es kam mir vor, als ob ich die Fähigkeit erlangt hätte, ohne alles Geräusch zu gehen. Nur bei einer einzigen Gelegenheit vernahm ich andere Laute, über welchen mein Herz so heftig und laut schlug, daß ich beinahe fürchtete, ich müsse daran sterben. Ich hörte nämlich in jenem Augenblicke eine Stimme, eine frische, wackere, muntere, menschliche Stimme ein lustiges französisches Liedchen singen; ich sah kein Licht, war aber überzeugt, ich müsse mich in der Nähe einer Oeffnung befinden, welche von den Katakomben ausging, vielleicht eines Luftloches oder Lüftungsschachtes derselben, die in irgend einem Hofraum oder einer Werkstätte mündeten. Wie furchtbar war mir der Gedanke, den Ort verlassen zu müssen, wo ich diese heitern Töne hörte und meine Wanderung fortzusetzen, bis ich die Ursache der Luftströmung entdeckte. Ich blieb daher noch lange zur Stelle, nachdem der Gesang schon aufgehört hatte, schrie und rief aus Leibeskräften, erhielt aber keine Antwort.

Als ich mich wieder zu der Luftströmung umwandte, staunte ich selbst darüber, wie leicht ich die wachsende Kraft derselben ermittelte, denn ich konzentrirte alle meine geistigen Fähigkeiten auf diese Erkenntniß. Endlich vermochte ich sogar die Zunahme an Bewegung und Temperatur zu berechnen, welche sie auf so und so viele hundert Schritte ergab. Und ganz zuletzt hörte urplötzlich ohne irgend eine Warnung die Reihe der Schädel auf und ich berührte Holz!

Es war eine Thüre von offenen Lattenwerk. — Jenseits derselben erschien Alles finster, und doch wußte ich, daß ich hier am Ausgange war. Ich hatte dieß schon viele tau-

Digitized by Google

send Schritte zuvor gewußt, und doch prallte ich bestürzt zurück, als meine Hand die Thür berührte!

Welche himmlische Glorie hatte der Tag in meinen Augen, als er mir wieder erschien, als das Sonnenlicht in schönen blauen Strahlen durch die Ritzen der äußeren Thür hereinschien, die jenseits dieses Lattenverschlags lag! Ich wüßte nicht mehr zu sagen, auf welche Weise ich diesen Lattenverschlag erbrach, wie ich an der äußeren Thüre pochte und hämmerte und wie ich endlich aus meinem Kerker erlöst wurde, in Gegenwart eines halben Dutzend Gendarmen mit gezogenen Säbeln, und eines Haufens verwunderter Arbeiter! Es war nicht die Thüre, durch welche ich die Katakomben betreten hatte. Wenn ich wirklich zweiundvierzig Stunden lang hier unten eingesperrt gewesen war, wie ich jetzt erfuhr, so hatte ich zwei Nächte in den Katakomben zugebracht, und die ganze Zeit über auch nicht einen Augenblick mich niedergesetzt.

Ich fand meine Freunde in großer Besorgniß um mich. Sie hatten so eben erst durch den Telegraphen ermittelt, daß ich nicht nach England gekommen war, und daß Niemand in London etwas von mir wußte. Ich war eine Zeit lang krank in Folge der erlittenen Nervenaufregung, erholte mich aber bald wieder, und kann nun die Auszeichnung beanspruchen, mehr Todtenschädel berührt zu haben, als irgend ein anderer lebender Mensch.

Die Bärenjagd aus Galanterie.

Nordöstliche Erinnerung von Florian Walden.

„Haben Sie schon viele Bären geschossen?“ fragte mich der Gardelieutenant; „eine verteufelt halsbrechende Jagd das, wenn man solchem zottigen Kerl eine Kugel in den Pelz schießt, und er schreibt einem für richtigen Empfang mit seiner Tatze eigenhändig die Quittung in's Gesicht, Fractur versteht sich, Augen, Nase, Lippen, Schnauzbart, gute Nacht! — scheußliches Vergnügen! habe mal einen solchen Jagdliebhaber gesehen, sah aus, als ob er sich fünfundsiebenzig Mal unglücklich duellirt hätte und von Pferdehirten schlecht geheilt worden wäre!“

Ich fuhr mir bei diesen Worten unwillkürlich über's Gesicht und berührte mir wenigstens Nase, Mund und Schnauzbart mit einer gewissen Wehmuth, denn obgleich ich nie gezweifelt hatte, diese nothwendiger Utensilien eines menschlichen Gesichtes für immer zu behalten, so schien es mir doch jetzt zweifelhaft, ob ich sie morgen um diese Zeit noch haben würde. Das einzige sichere Gefühl, was sich mir darstellte, war: diesen verdammten „Ehrenplatz“ bei der Jagd muß ein Anderer erhalten.

„Larifari!“ donnerte mein Freund mit behaglichem Vorwurf über den Tisch; „Larifari, bester Lieutenant, durch dergleichen Kleinigkeiten läßt sich mein wackerer Florian nicht abschrecken,“ (dieser „Florian“ war nämlich leider ich!) „was macht sich ein echter Waidmann aus einem zerfetzten Gesicht, wenn nur's Herz frisch bleibt! Füllen Sie die Gläser, meine Herrschaften, und dieser Trunk Burgunder auf eine gute Jagd morgen! Der deutsche Oberjäger soll leben, und der Bär soll möglichst lange leben, damit er sich tüchtig mit ihm herumschlagen kann!“

Ein kriegerisches Hurrah und Lebehoch erschallte, und Kathinka stieß unter einem bedeu-

Digitized by Google

tungsvollen Lächeln mit mir als einem vertraueneweckenden Kämpen an. O, dieses Lächeln war so verführerisch, dieser Blick so schmeichelhaft süß und vielversprechend! Ich sah mich, einen glücklichen Ritter, vor dem schönen Edelfräulein, welches dem Sieger den Preis austheilt, kurz, ich fühlte mich in diesem Augenblick ganz Bärentödter. „Ich werde die Ehre zu verdienen suchen," sagte mein zum Ritter geschlagenes Selbstbewußtsein. „Worin liebster Freund, besteht denn aber das Ehrenamt? ich bitte, mich zu orientiren."

„Das ist Pflicht und Schuldigkeit," antwortete mein Wirth, der eben einen ungeheuren Rindsbraten in zweifingerdicke Streifen zerlegt hatte. „Sieh, die Sache ist für einen verwegenen Jäger ganz einfach. Die Spur des Bären haben wir schon, denn der Dimitri, mein Waldknecht, dieser Wetterkerl hat sie heut früh ausgekundschaftet. Nun werfen wir uns morgen früh Alle wohlbewaffnet auf rasche Pferde, Du reitest meinen schwarzen Tatarenhengst, der ist immer vorn, scheut vor keiner Raubthierwitterung zurück, ist schon mit meinem seligen Schwager hinter einem versprengten Tiger hergesetzt, denn wie Du weißt, verirrt sich manchmal solche Bestie bis zu unsern Regionen, wo er dann im Sommer sich trefflich befindet, wenn er nicht todt geschossen wird, bei der Winterkälte aber an der Lungenentzündung krepirt. Das nur beiläufig. Wir reiten also; finden wir den Bären, so wird er verfolgt, denn er flieht und greift uns nicht an."

Bis jetzt gefiel mir die Erklärung vortrefflich: ein Bär, der sich nicht zur Wehre setzt, sondern davonläuft, und dazu rasche Pferde, famos! dachte ich; ich bin vermöge meines Renners der Vorderste, darin besteht das Ehrenamt, und werde ihm doch mit der Kugel eines verwischen können, und sollte er sich umdrehen, so wird es ja möglich sein, ihm zu entkommen, bis die Andern heran sind. „Das wird eine herrliche Jagd," sagte ich, „ich freue mich darauf."

„Nicht wahr?" fuhr der Graf fort. „Nun laß Dir weiter sagen. Kein Mensch darf schießen, und wir verfolgen ihn nun bis zu seiner Höhle, in welche er sich knurrend zurückzieht. Hier muß ich aber den andern Fall einschalten: Finden wir den Halunken nicht im Walde und geben auch die beiden leichten Dachshunde, die Dimitri mit auf's Pferd nimmt, keine Spur, wenn er sie heruntersetzt und suchen läßt, so geht's gleich nach der Höhle, welche der Dimitri auch schon kennt. Hier werden die Hunde wieder heruntergelassen, und diese Dachshunde mußt Du wissen, sind eigentlich die einzigen, welche mit der unverständigsten, resp edelsten Todesverachtung auf einen Bär losgehen, wobei selbst die größten Doggen und Wolfshunde unsicher sind und gewöhnlich schrecklich zugerichtet werden, wenn sie nicht umkehren, wie ihnen die Witterung des Raubthieres in die Nase und sein Rachen voll Zähne zu Gesicht kommt. Die Dachshunde aber haben eine wahre Höllenwuth, finden seine Spur stets, bellen, kläffen, beißen den Petz hinten in die Beine, und wenn er sich umdreht, ist die kleine Canaille fort und die andere zwickt ihn schon auf der anderen Seite. Gut also, diese Hunde werden in die Höhle gelassen. Kommen sie wieder heraus, ohne zu bellen, so ist kein Bär darin, und sie müssen nun von der Höhle aus die Spur suchen, und die Jagd geht wieder vom Neuem los. Schlagen sie aber an, so ist die Herrschaft zu Hause. Nun kommt's darauf an, ob die Höhle niedrig und eng ist; in solchem Fall postirst Du Dich allein vor den Eingang als Erzjäger und wartest, bis die Hunde den Bären ungeduldig machen und herausstreiben. Wir andern ziehen uns zu rück, bis etwa Noth an Mann kommt. Ist aber der Schlupfwinkel groß, so eine recht schöne dunkele Felskammer, so bleiben wir draußen, Du aber folgst den Hunden und gehst allein hinein, ganz besonders von unserm tapfern Oberst beneidet."

Bei diesen anspielenden Worten lächelte die Gesellschaft sehr merklich, und um es zu ver-

Digitized by Google

hüllen, that Jeder einen tüchtigen Zug. Der alte Oberst rief: „Hol' mich der Satan, so ist es! und Kathinka warf ihren Schwager drohend mit einer Brodkugel, während die Hausfrau nach allen Seiten hin eifrig zum Essen nöthigte und die Diener mit neuen Gerichten in Bewegung brachte.

Mir aber schien es in diesem Augenblicke Zeit, endlich dieser fürchterlichen Katastrophe eine für mich gefahrlose Wendung zu geben, und ich sagte: „Entschuldige, daß ich Dich unterbreche, lieber Sergei; Du sprichst von einer dunkeln Höhle, weißt aber wahrscheinlich nicht, daß ich bei der mindesten Dunkelheit sofort wie geblendet bin und nicht das Mindeste sehen kann; ich würde also mit Schmerz auf eine solche Operation verzichten müssen, wollte ich euch nicht die ganze Jagd verderben."

„Kein Gedanke!" erwiderte Sergei mit niederschmetternder Ueberzeugungskraft. „Sei ganz unbesorgt; sobald Du in der Höhle um Dich blickst, so siehst Du gleich, und wenn Du am grauen Staar littest, zwei feurige Kugeln: es sind die starr auf Dich gerichteten Augen Deines angenehmen Wirthes, der bereit ist, Dir alle Aufmerksamkeit zu beweisen. Sähest Du nun gar vier Stück solcher Feuerpunkte in verschiedenen Ecken, so setzest Du die Peife an den Mund und ziehst Dich geschickt zurück, während wir Dir zu Hülfe kommen, denn in solchem Fall wäre der Einzelne stets verloren. Aber Du findest in der Regel nur einen Bären, die Hunde attaquiren ihn. Jetzt aber paß auf: In dem Augenblick, wo er Dich sieht, bekümmert er sich gar nicht mehr um die Hunde, läßt sie ruhig in seine Lenden fassen und wendet sich langsam nur gegen Dich. Es ist ein verzweifelter Moment, aber Dein muthiges Jägerherz lacht Dir vor Freuden im Leibe."

In Wahrheit fiel es mir indeß schon bei dieser Erzählung, ohne nur im Mindesten zu lachen, ganz schüchtern und bescheiden in's Beinkleid hinab; doch ich durfte und mochte mir nichts merken lassen, denn indem ich schon im Geiste die Augen des Unholds sah, erblickte ich unwillkürlich die braunen Augensterne Kathinka's, die mich schelmisch anschaute und mir zutrank.

„Nun," fuhr mein Freund mit Feuer fort, „nimmst Du als sicherer Schütze den Moment wahr, jagst eine Kugel zwischen die beiden leuchtenden Augen," (ich schreckte ordentlich zusammen, denn ich sah immer noch in die schönen Augen der liebenswürdigen Armida) — „und schickst gleich die zweite Kugel nach. Dann springst Du rückwärts nach dem Eingang, um Licht zu gewinnen, und der Bär eilt Dir in kurzen Sätzen auf den Hinterfüßen nach, dann selten ist so eine Bestie gleich todt. Das aber eben ist Deine Freude. Du hast Dir schon vorher meinen zweischneidigen Hirschfänger auf meine Doppelbüchse gesetzt, und wenn sich das Ungethüm mit den Vordertatzen auf Dich werfen will, fängst Du ihn mit dieser Waffe auf. Jetzt erst ist es für einen Jäger im großen heroischen Styl respectabel seine Kameraden zu rufen, wir stürzen herein und das Ungethüm wird abgefangen."

„Bravo!" sagte der Oberst, „ich versetze ihm einen furchtbaren Stich!"

„Und ich schieße ihn mit meinen Wolfspistolen mitten durch's Herz," eiferte der Lieutenant, „und bitte mir für die nächste Jagd das Ehrenamt aus."

Hätte er's doch schon für diesmal! dachte ich in der Stille und verbarg meine Wuth in einem der flachen Portweinkelche, die soeben aufgestellt waren, um wie gewöhnlich den Nachtisch bis nach Mitternacht zu überleben und dann mit einer Tasse schwarzen Kaffees vertauscht zu werden.

Der alte Oberst war so vom Portwein mitgenommen, daß er uns eine schreckliche Ge-

Digitized by Google

schichte erzählte, in der er einen versprengten Tiger getödtet hatte, aber dabei sehr von demselben blessirt war. „Und da habt Ihr's," schloß er, „von diesen verwünschten Wunden habe ich immer noch mein lahmes Bein!" Die Heiterkeit wurde sehr groß.

Vielitzi, der bereits Knackmandeln und Confect aus der Tasche aß, unterbrach einen Augenblick diese Thätigkeit und sagte: „Das muß ein fürchterlicher Tiger gewesen sein, ein stärkerer Esser als ich, denn er hat uns Ihren Chinesen mit sammt der Lanze gefressen!" Alle lachten noch mehr, der Oberst merkte aber nicht, daß er sein hinkendes Bein jetzt auf eine ganz andere Weise, als früher durch den feindlichen Chinesen, erklärt hatte.

Man stand auf und zog sich in verschiedene Winkel des Zimmers plaudernd zurück, und in der Fensternische, wo Kathinka so liebenswürdig war, mir mit ihrem begehrenswerthen Munde eine Papiercigarre anzufeuchten und anzurauchen, beneidete ich das Vorrecht dieser Cigarre, ihre Lippen küssen zu dürfen, und das des harmlosen Rauches, ihre blendenden Schulter zu umfangen.

„Harmloser Rauch ist alle irdische Freude," antwortete sie mir graciösem Uebermuth und blies mir die blaue Wolke ihrer eigenen Cigarre schalkhaft lächend in's Gesicht. „Besiegen Sie erst den Bären und prüfen Sie nachher, ob es wahr ist, daß alle Helden bei Amor einen Stein im Bret haben. Wer dem Rachen eines Unthiers vis-à-vis gestanden hat, darf Courage haben dem Munde eines Mädchens gegenüber!"

Mehr als der feurige Wein berauschten mich diese süßen Worte. Ich merkte es gar nicht daß es, als sich die Gesellschaft verlief, allmählich zwei Uhr geworden war, denn man muß es loben und bewundern, diese Russen können etwas aushalten, wenn es sich um Strapazen handelt, besonders bei der Flasche. Man begab sich zur Ruhe und verabredete am nächsten Morgen vor Sonnenaufgang, also etwa nach 6 Uhr, den Ritt zur Jagd.

Mehr aufgeregt als ermüdet begab ich mich zu Bett. Ich gestehe, mein Herz hegte damals die verliebte Hoffnung, Kathinka zu heirathen. Um so leichter, da unsere Vermögensverhältnisse sehr zu einander paßten, — denn ich hatte damals noch nichts, und ihre Familie war nur wenig verschuldet. Denn das schöne Fräulein war das eilfte Kind eines altadeligen Majors, der seiner Frau weiter nichts, als diese ihr immer theurer werdenden Erinnerungen zum Heranwachsen hinterlassen hatte.

Als meine angenehmen Phantasien ein wenig verraucht waren, trat in meiner Vorstellung die dunkle Gestalt des morgen auf mich loszulassenden Bären wie ein Schreckgespenst dazwischen. Neben einigen reuevollen Wahrheiten fiel mir auch die ein, daß ich in meinem deutschen Vaterlande zwar sehr gut nach der Scheibe und auch Hasen, Hühner und ein sanftmüthiges Reh geschossen, aber eigentlich niemals selbst eine Schweinsjagd mitgemacht, oft aber davon erzählen gehört hatte. Wie es manchen Jäger im Eifer des Gespräches geht, war effenbar gestern Baron Münchshausen in meine Brust eingezogen. Ich merkte es mit Unwillen, und wenn ich die Stelle gewußt hätte, wo er saß, ich würde ihn ermordet haben. Unter fatalen Gedanken an die morgen reifenden Früchte der Münchhausenschen Saat, bald im Geiste die Schnauze des Bären, bald den Rosenmund meiner Fee sehend, schlief ich ein.

Aber ein peinlicher Traum erfaßte mich. Ich war von der schwarzbraunen Canaille hart bedrängt und in der Todesangst ergriff ich eben einen der kleinen unnützen Dachshunde, um ihn der Bestie statt meiner in den Hals zu werfen, als ich erwachte, in Angstschweiß gebadet. Der Mond schien hell ins's Zimmer, ich saß im Bette aufrecht und stopfte soeben statt des Dachshundes — meine Nachtmütze unter die Bettdecke. (Schluß folgt.)

Digitized by Google

Graf und Gräfin Hahn nebst großer Bedienung weilten im August d. J. einige Zeit in dem westphälischen Dorfe Rehme. Die Bedienten waren schneeweiß gekleidet, nur befinden sich an den Aermeln rothe Aufschläge. Die Gräfin ist eine große schöne Dame, wenn man von den rothen Flecken im Gesicht absieht. Auf dem Schützenfeste erschien sie in einer Schützenkappe und schoß auf den Vogel, den sie zweimal traf. Auch wohnte sie dem Schützenballe bei und schlug keinen Tanz aus, ließ sich zwei Flaschen Champagner kommen schlug sie gegen einander und freute sich über alle Maßen, als die Flaschen zersprangen. Der Herr Graf wollte aber seiner Gattin den Triumph einer solchen That nicht lassen, und er ließ sich ebenfalls zwei Flaschen Champagner kommen, um seiner Gattin seine Kunstfertigkeit in solchen Dingen zu zeigen, und nehe, der Herr Graf war ein Meister darin, denn die Flaschen sprangen heftig knallend auseinander. Die Frau Gräfin, welche auf dem Balle im weißen Kleide mit der Schützenkappe auf dem gräflichen Haupte erschienen war, trank, wenn sie angegriffen war, einen Arrak, da kein Kümmel vorhanden war. So herablassend auch die Grän ist, so konnte sie es doch nicht mit ihrem gräflichen Selbstbewußtsein vereinbaren, daß ihr Herr Gemahl häufig mit einer schönen englischen Gouvernante tanzte. Sie trat deshalb ihrer gräflichen Ehehälfte entgegen und fragte: Werden der Herr Graf heute nur mit Gouvernanten tanzen? Der Herr Graf schlägt ebenfalls keinen Tanz aus, aber er spricht dagegen kein Wort. Die untere Kinnlade des Grafen Hahn scheint gelähmt zu sein. Im Uebrigen sind Graf und Gräfin gern gesehene Leute, denn sie haben täglich 800 Thaler auszugeben. Die Kinder des Ortes sind fast alle mit Spielzeug aus gräflichen Händen versehen worden.

Der Löwentödter Gerard hat den Plan zu einer internationalen afrikanischen Gesellschaft entworfen, der vom Institut de France beiläufig begutachtet worden ist. Der Zweck desselben geht dahin, für europäische Reisende, welche Nordafrica und den Sudan besuchen, die Jagden und das Reisen so wenig beschwerlich und so sicher wie möglich zu machen. Es sollen möglichst viele wilde Thiere ausgerottet werden, man will die Vernichtung derselben in großem Maaßstabe betreiben und zu diesem Behufe in Algerien Schaaren von Eingebornen bilden, welche unter den Turcos und Zuaven gedient haben. Diese sollen auch wilde Thiere für die zoologischen Gärten Europa's fangen, und so den Naturforschern Malern, Bildhauern ꝛc., denen sie lebende Modelle liefern, große Dienste erweisen. In Afrika selbst will man Eingewöhnungsanstalten gründen, und dort nützliche Thiere und Pflanzen acclimatisiren. Die Gesellschaft setzt sich mit allen geographischen, zoologischen, botanischen ꝛc. Vereinen in Verbindung, wählt für alle in Afrika Reisenden zweckmäßige Begleiter aus und stellt ihnen Dollmetscher und überhaupt Landsleute zur Verfügung. Der Plan ist sehr gut und die Ausführung verspricht Nutzen für die Wissenschaft.

Eine bewunderungswürdige Erscheinung bietet ein unter das Mikroskop gebrachter Mückenkopf dar. Die vielen Augen die beiden fein und vielfach gegliederten, federbuschartig mit Haaren besetzten Fühlhörner, vor Allem aber der Saugrüssel sind der genauesten Untersuchung würdig. — Der Stich der Mücken ist bekanntlich sehr unangenehm und erzeugt bei unvorsichtigem Reiben desselben leicht Entzündung. Das beste Gegenmittel ist — beiläufig erwähnt — frische und etwas feuchte Erde, oder das schnelle Auflegen von Wegerich oder Petersilienblättern. Jäger, Hirten und überhaupt alle Personen, welche im Sommer viel im Freien verkehren, mögen sich Gesicht und Hände, sowie alle unbedeckten Körpertheile mit solchem Wasser waschen, in welchem Quassia abgekocht ist, und die Feuchtigkeit dann auf der Haut trocknen lassen: der Geruch derselben widersteht jedem lästigen Insekt.

Eine alte Frau erzählte überaus gern ihre Träume und diese waren so seltsamer Art, daß ihre Bekannten oft daran zweifelten, daß sie ihr wirklich geträumt hätten. — Eines Tages erzählte sie wieder eine lange, wunderliche Geschichte. Einer der Zuhörer bemerkte als sie geendet hatte, sie müsse wohl geschlafen haben, als sie dieß geträumt hätte. „O nein," antwortete sie rasch, „ich war eben so munter wie in diesem Augenblick."

Redaktion, Eigenthum, Druck und Verlag von J. F. Rietsch in Landshut.

Digitized by Google

Nro. 38. VIII. Jahrg.

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsausgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 21. September 1862.

Die Bärenjagd aus Galanterie.

Nordöstliche Erinnerung von Florian Walden.

(Schluß.)

Neue Beschämung einer noch nie an mir erprobten Courage! denn ich hatte mich bis dahin für sehr muthig und kaltblütig gehalten, eine Einbildung, die in unserm civilisirten Leben sehr leicht gedeiht, wo der männliche Sinn gleich bei der Geburt pensionirt wird. Mit der Losung „Katinka!" und mit der festen Absicht, mich keineswegs zu compromitiren, suchte ich resolut wieder einzuschlafen.

Mein Halbschlummer war indessen kurz, denn bald pochte es an die Thür und Dimitri kam mich zu wecken. Im unteren Zimmer wurde ein heißer Thee mit unendlichem Rum, oder vielmehr ein Rum mit Zusatz von Thee eingenommen nebst Portionen kalten Bratens. Bald kamen die Gäste angeritten und betheiligten sich stark am Imbiß, obgleich sie vor zehn Minuten daheim gefrühstückt. Die Damen waren natürlich noch nicht aufgestanden. Die drei Dachshunde meines Freundes liefen, jauchzten und schrieen vor Freuden im Zimmer umher, so daß man aller Augenblicke einen zwischen die Beine bekam und beinahe darüber fiel.

„Daß mir die Minka eingesperrt wird und nicht nachläuft!" warnte der Graf, „das treue Thier ist zu alt und fett, der Bär packt sie gleich. Nur ihre Kinder der Kliff und Pelva, werden mitgenommen." Diese beiden waren schwarz und schlank, doch die alte Minka, der ein grauer Fuchs das eine Ohr weggebissen hatte, ockergelb und so dick und schwer wie möglich. Doch welche Mühe kostete es Dimitri, diesen jagdlustigen Mutterhund zu fangen! Als er endlich aufgehoben wurde, schrie und biß er, sein Schicksal ahnend, um sich, und wie ich ihm begütigend einen fetten Entenflügel hinhielt, schnappte er statt dessen nach meinem Finger, und seine Augen sahen grün aus vor Wuth und Kränkung. Ueber den ganzen Hof herüber hörten wir vom Hundestall her sein Geheul.

Die Waffen wurden geprüft und wir stiegen zu Pferde. Die beiden jungen Gutsherrn

Digitized by Google

hatten leichte Klepper, mein Freund eine schöne Isabelle, den Schweif und die schwarzen Mähnen eingeflochten; der Oberst ritt eine Art Trompeterschimmel, der ihn schon gegen die Chinesen durch blutige Schlachten getragen haben sollte, und der dicke Bielitzi einen ungeheuren Braunen, welchen er mit merkwürdiger Leichtigkeit ohne alle von mir vermuthete Beihülfe eines Hebelbaumes erkletterte. Der Lieutnant hatte sich von unserm Wirth ein schlankes Roß geliehen, seine eignen Pferde ließ er wahrscheinlich in Petersburg von seinen Gläubigern füttern.

Da klirrte oben das Fenster und Kathinka lehnte sich hinaus im leichtesten Negligé, das auf seine Vervollständigung durch die Morgendämmerung rechnete. Mit sündhafter Naivetät nahm sie die schützende Hand vom Busen und rief herabwinkend: Viel Glück in der Armidenkrotte, und kehren Sie nicht als Don Quixote, sondern als Cid zurück!"

Der Reiz war blendend auch in der Dämmerung, der Gardelieutnant kniff sein schwarzgerahmtes Fensterglas ins Auge, die Schöne aber schlug den Flügel zu, und wir ritten davon.

Dimitri hatte in einem Ledersack die beiden Dachshunde vor sich auf dem Sattel liegen wo sie die Nasenspitze emsig schnüffelnd herausstreckten. Dimitri war ein Kerl von confiscirter Physiognomie; er konnte für anderthalb gelten, denn er war in seinem geistigen Ausdruck aus drei Theilen zusammengesetzt: List, Gutmüthigkeit und Dummheit. Die Nase war breit, die Stirne niedrig zusammengedrückt, und die kleinen mongolischen Augen standen an den Nasenwinkeln nach unten zu schräg. Das ganze Gesicht bis auf die Backenknochen bedeckte ein kurzer struppiger Bart. Er trug nur eine lange Pike und eine lederne Knotenpeitsche. Solche Piken hatten auch drei andere Knechte, die in gemessener Entfernung folgten. „Warum hast Du kein Gewehr, Dimitri?" fragte ich.

„Ich nicht schießen, nur stechen, wenn nöthig; ich aber spüren, und wenn gut gespürt und Schwarzrock todt, eine ganze Flasche Rum kriegen von Herrschaft, Hurrah!" entgegnete er in seiner gebrochenen Sprache und leckte sich die glänzenden Lippen.

„Ja, dann kannst Du Dich in Gottesnamen betrinken," rief der Graf, der zu meiner Seite herüberritt. Dimitri sprengte erschrocken seitswärts und bog den Kopf zurück, als komme ihm ein Hieb mit der Reitgerte zu. „Brauchst Dich nicht zu fürchten, verfluchter Hundskerl Du!" setzte mein Freund begütend hinzu, und Dimitri blickte sich schmunzelnd, beruhigt und überglücklich um. Verfluchter Hundskerl" war also ein besonderes Schmeichelwort für ihn, eine Hebung seines leibeigenen Selbstgefühls!

Das Wetter wurde hell, der Herbstnebel hatte sich gesenkt, und die welken Blätter glänzten feucht auf dem lehmigen Boden. Wir zogen langsam und wenig sprechend in Schritt und kurzen Trab durch den Wald, denn die herabgelassenen Hunde hatten nichts gespürt und waren wieder in den Sack gesteckt, wobei ich noch bemerken will, daß man ihr starkes Zittern bei all ihrem Eifer erkennen kann. Bielitzi kante, und der Oberst, welcher zwei Büchsen, über jeder Schulter eine, hängen hatte, prüfte immerwährend mit ängstlicher Sorgfalt und martialischem Blick, ob auch Hähne und Zündkapseln in Ordnung wären. Dimitri ritt vorn. Da kamen wir an den Rand einer etwas schräg aufsteigenden Haidefläche, und als wir den kleinen Erddamm, der sie vom Walde trennte, hinauf waren, schrie Dimitri mit kreischender Stimme: „Assah, da ist Bär!" Wirklich bemerkte ich auch 600 Schritt entfernt einen dunkeln sich fortbewegenden Punkt, und vorwärts ging's mit wüthender Hast. Zu meiner geringen Freude war in der That mein schwarzer Tatarenhengst bald Allen voran, und ich gestehe, daß ich ihn mehr zurückhielt

Digitized by Google

als trieb, denn ich fühlte gar keine Eile, der Bestie allein nahe zu kommen. Bald waren auch die andern wieder dicht bei mir, und Dimitri blieb uns trotz der Schnelligkeit immer zur Seite, obgleich er einen hohen, hageren, schwerknochigen Schimmel, ein ganz gemeines Roß ritt, doch diese Pferde haben alle Race und Ehrgeiz. Nur der Oberst blieb allmählig zurück, schrie immer: „Nehmt mich mit, Millionenelement, ich muß dabei sein!“ dabei gab er seinem Pferde aber weder Sporen noch Peitsche. Recht sehr dahinten blieb aber Bielitzi auf seinen Rhinoceros, obgleich er wacker darauf losschlug. Die Knechte suchten wohl oder übel nachzukommen, wir Alle riefen Hussah! und knallten mit der Reitgerte, Dimitri quikte vor Gier in unarticulirten Lauten wie ein Ferkel, die Hunde bellten im Ledersack und einer biß den andern.

Da wir bis auf hundert Schritt heran waren, nahm der Bär von der Verfolgung Notiz. Er fing erst im kurzen Trott und dann im schärfsten Galopp so gewaltig an zu laufen, wie ich es ihm nie zugetraut hätte, dennoch würden wir ihn bald eingeholt haben, aber es kam wieder Wald, der sich am Gebirge hinaufzog. Hier hatte er einen Vortheil, und nachdem wir ihn ein paar Minuten zwischen den Büschen auftauchen und hinloben sahen, war er auf dieser Bahn mit Hindernissen verschwunden.

Da ließ Dimitri unter hundert nie gehörten Flüchen die Hunde heraus, und zitternd wie Espenlaub, doch bellend verfolgten sie die Fährte und liefen so schnell darauf hin, daß wir schwer genug folgen konnten. Lange ging's mühsam so vorwärts, es setzte durch die zurückschlagenden Zweige viel Schrammen an Händen und Gesicht, die Pferde strauchelten ab und zu, die Reiter liefen und pfiffen nach den eiligen Hunden, und mein Freund hieb im Vorbeireiten über Dimitri's Pudelmütze und schalt, daß er die Hunde nicht lieber an die Leine genommen habe.

„Dimitri sehr dumm gewesen!“ sagte dieser mit beistimmender Servilität, um ein ferneres Ungewitter abzulenken.

Endlich kamen wir mitten durch's Walddickicht an einen öden Platz am Abhang eines Vorsprunges.“ „Nun nicht mehr bös, da ist Bärenhaus,“ sagte Dimitri. So war es. Eine trockene stille Hauchluft drang uns entgegen, als wir aus dem feuchten Walde kamen. Hier war es ordentlich schauerlich und warm, als wir über den heimlichen Platz schritten, der Höhle zu. Aber doch klapperten mir wie im Nervenzittern unwillkürlich die Zähne, eine krampfhafte Bewegung der menschlichen Maschine, nicht Furcht zu nennen, sondern Neulingsjäger-Erwartung, wie sie fieberhaft bebend der Jüngling fühlt, der Verfolger, einen scheu überraschenden Mädchenwild gegenüber.

Der Bär stand vor der Höhle und sah sich mit gefletschten Zähnen nach den Hunden um, ehe er brüllend hineinging.

Nun vorsichtig hinein Florian,“ sagte Sergei: „stecke den Hirschfänger auf die Büchse, spanne die Hähne und Deine Aufmerksamkeit nicht minder, Du verwegener Teufelskerl, Du!“

Wie Hohn klangen mir diese aufrichtig gemeinten Worte und wie ich mich dem Eingang näherte schmetterte am Rande ein Lachspecht mit seiner hellen Stimme, als ob er meine Dummheit, in diese Mausefalle zu gehn, auslachen müßte. Aber ich ging doch hinein, es war ein merkwürdiger Muth über mich gekommen, ich glaubte für mich und Andere Exempel statuiren zu müssen. Die Hunde klafften eifrig, dazwischen hörte ich mein Herz schlagen. Die Höhle war geräumig und nicht zu dunkel; ich hielt die Waffe bereit und drang vorsichtig vier Schritt weiter. Da sah ich links im Winkel die flammenden Augen der Bestie, deren Blick mich eleck-

Digitized by Google

trisch traf. Eine feine Stimme fragte in meinem Innern, jene vorsichtige Hasenstimme, welche allen Adamssöhnen angeboren ist, so wenig sie auch davon wissen wollen: wäre es nicht besser, gleich Hülfe zu pfeifen, vorgebend, es seien zwei Bären sichtbar? Pfui! antwortete eine andere Stimme, jene sonore Baßstimme eines Helden, die wir gebildete Menschen uns anerzogen haben, pfui! keine Blamage! vorwärts!

Ich trat noch einen Schritt vor, zielte zwischen die Augen, und ein furchtbarer Knall wurde draußen mit einem Hurrah! beantwortet.

Ich hatte klug gethan, gleich nach dem Schuß zwei Schritt auf die Seite zu springen, denn der Bär war sofort auf die Stelle losgestürzt, von der ich geschossen hatte, und stand jetzt neben mir mit furchtbarem Gebrüll. Wir erblickten einander im gleichen Moment durch den dichten Pulverdampf. Er erhob sich auf die Hintertatzen, in welche ihn schon wieder die Hunde bissen, und sehr hätte ich gewünscht, sie in zwei ungeheure Neufundländer verwandeln zu können. Einen Augenblick sah mich das Unthier an und erhob dann die Vordertatzen höher als seinen offenen Rachen, um sich zerreißend auf mich zu stürzen. Doch ungesäumt, da zum Zielen nicht mehr Zeit war, stieß ich ihn mein Hirschfänger-Bajonnet in die Brust, doch es drang bei weitem nicht so tief ein, als ich es vermuthet hatte. Jetzt erst bemühte ich mich, auch den linken Lauf loszudrücken, aber vergeblich. Furchtbare Situation! die prächtige Büchse mußte nicht in Ordnung sein. Ein rascher Griff über die Hähne überzeugte mich indeß, daß ich in der Erregung den linken statt zuerst den rechten Lauf losgedrückt hatte, und wie ich den andern Abzug berührte, entlud sich donnernd der Schuß. Ein heißer Blutstrahl spritzte mir entgegen; der Bär war aber nichts weniger todt oder todesmatt. Seine Wuth und heftige Bewegung drückte mich auf's Knie nieder, so daß auf dem Boden der Schaft des Gewehres stand, welches der Bär mit den Zähnen am Lauf gepakt hatte und verzweifelt rüttelte. Durch diese Wuth und seine Last bohrte er sich immer tiefer und fester den Hirschfänger in die Brust, was ihn jedoch bei den furchtbarsten Schmerzen nicht hinderte, mit den Vordertatzen nach meinem Kopf zu schlagen, den ich wie ein kostbares Porzellangefäß zurückzog. Ich muß sagen, daß ich mich bei diesem Kampfe nicht im Mindesten mehr beängstigt wenn auch sehr erregt fühlte; die Hoffnung und die Ehre, allein mit dem Thiere fertig zu werden, gaben mir Muth und Riesenkräfte ich wünschte keine Hülfe. Da drangen aber doch die Gefährten ein, mein Freund an der Spitze, hinter ihm die beiden Oekonomen, „der Kleine“ und Zernikoff. „Ich werde die Ausfallthür besetzen,“ rief der Lieutnant und blieb mit Dimitri im Eingange stehen. Der Graf sprang nun sofort bei, mich zu schirmen und meine Kräfte zu unterstützen. „Bravo!“ rief er, „ein Bomben- und Granatenfresser, dieser Schweinsjäger! und dieser Würgengel von einem Menschen ruft nicht mal nach Hülfe!“ Der „Kleine“ stürzte sich indeß mit der Tollkühnheit eines deutschen Vorturners von hinten auf den Bären umschnürte ihm den Hals mit dem linken Arm, wobei ihm dieser leicht abgebissen werden konnte, und bohrte ihm sein langes Jagdmesser in die Seite. Noch war aber die Lebenskraft nicht gebrochen. Da schoß Zernikoff dem mächtigen Thiere seine Pistole in's Ohr: es bäumte sich hoch auf, erhob die Vorderpfoten noch einmal krampfhaft, ließ sie aber gleich schlaff herabsinken, öffnete den Rachen weit und stürzte mit einem schnaubenden Athmenzuge ohne weitere Regung zusammen.

Die Knechte zogen den Bären heraus, der sehr groß und stark und von meinen beiden Kugeln in die Brust getroffen war. Die Hunde befanden sich wohl. Der Lieutenant konnte sich nicht genug wundern, warum ich ihm nicht einfach in's Auge geschossen habe. Ich wurde

Digitized by Google

belobt und bewundert, nachdem der kleine Schütze belacht war, denn die Heiterkeit kommt stets zuerst. Jetzt ritt der Herr von Bielizi über den Rasen, da er zurück geblieben war, stieg von Pferde, hieb mit Humor und großer Geschicklichkeit sogleich mit seinem mächtigen Hirschfänger des Bären Vordertatzen in den Kniegelenken ab, sie für seine wohlverdiente (!) Beute erklärend, und aß mit Befriedigung sein Butterbrod.

Wir standen im Kreis und betrachten das schöne Fell des Thieres, das flach ausgestreckt auf dem Boden lag, natürlich ohne das mindeste Lebenszeichen, verblutet, sichtbar so gut wie dreimal todt. Da kam mit wüthendem Halloh! der Oberst dahergesprengt, der sich wohl am Saum des Waldes verborgen gehalten haben mußte. An Dimitri vorbeitrabend riß er diesem die Pike aus der Hand: „Siehst Du die Gefahr nicht feiger Maulaff?" und mit furchtbarem Ingrimm stach er den Bären durch die Rippen.

„Liebster Oberst, Sie verderben uns ja unnütz das ganze Fell!"

„Ich schere mich den Teufel um ein Fell, wenn ich beim Erwürgen bin!"

Herr von Bielitzi holte auch aus seiner Jagdtasche die abgeschnittenen Tatzen hervor, warf sie auf den Boden und sagte mit kantischer Trockenheit: „Nachdem Sie den todten Bären getödtet haben, Herr Oberst, erwürgen Sie nun auch wohl der Sicherheit wegen noch seine höchst gefährlichen Tatzen?"

Der Bär wurde von den Knechten mit schnellen Handgriffen auf Dimitri's Pferd festgebunden, und zu meinem Staunen trug dieses starknochige hochbeinige Thier, dieser Schimmel, höchst malerisch seine Last von 6 - 7 Centnern heim. Dimitri führte es am Zügel, die Knechte und Dachshunde blieben bei ihm, und wir ritten voraus durch den schönen hellen Herbsttag. Uns empfingen die Damen unter Scherzen und Elogen mit einem trefflichen Mittagsmahl, an welchen auch diesmal die Frau von Bielitzi und die Schwester des Obersten Theil nahmen

Nachdem die Beschämung über die reich gespendete Bewunderung meines Muthes vorüber war wie unendlich glücklich fühlte ich mich da! Blickte mich doch Kathinka, die heute von des alten Obersten ältern „tres jolie" gefunden wurde, mit Befriedigung wie ihren siegreichen Ritter an. Aber wie sollte ich aus meinen Himmeln gerissen werden! Man brachte Champagner, und als die ersten Gläser schäumten, erhob sich mein Freund und sagte feierlich: „Es ist wohl billig, daß wir den heutigen Tag leben lassen, einmal als Bärenfest und ferner weil sich gerade heut vor einem Jahr meine liebe Katbinka mit dem wackern Sohn unsers tapfern Obersten verlobte. Vivat dem Bärentödter und dem fernen Bräutigam in St. Petersburg!"

Eine ganze Schneelawine des kalten Entsetzens stürzte über mein Haupt zusammen, all meine Luftschlösser begrabend. Kathinka aber hatte die weibliche Geistesgegenwart, mir ihr Glas zum Anstoßen zu bieten, und klanglos fuhren die Kelche gegeneinander. Als sich nach Tische in der Dämmerstunde die Gesellschaft in dem herbstlich schönen Garten zerstreute, eilte ich unbemerkt zum Hause zurück, Vorwürfe auf dem Herzen, und die Arge ließ sich von mir in ihrem einsamen Zimmer auffinden.

„Ei, ei, Sie kommen doch nur, sich den Tribut für Ihren Bären holen!" sagte sie mit naiver Unbefangenheit.

„Von einer Braut! wie wäre das möglich!" versetzte ich.

„Parbleu! Sie zweifelsüchtiger Cavalier!" rief das Mädchen mit übermüthigem, verführerischem Ausdruck. „Was kümmert sie die Braut! Sind meine Lippen deßwegen weniger roth? Und ein Bräutigam, der entfernt ist, vermag mich der zu amüsiren und Sie zu stören? Doch flie-

Digitized by Google

hen Sie," setzte sie mit Spott hinzu; „es ist dunkel hier wie in einer Bärenhöhle, und es wäre zu fürchten, daß die Bräute am Ende gar beißen, — so lassen Sie doch meine gefährliche Hand los, damit ich Sie nicht wie ein Bär über's Gesicht kratze und auf Zeitlebens zeichne."

„Thun Sie es immer," sagte ich mit einem Feuer, das die Lose selbst wieder entzündet hatte. Aber sie that es nicht, und ich fühlte, daß ihre Arme keine Bärentatzen und der Mund einer Braut doppelt süß zu küssen sei.

Doch meine deutsche Moral sträubte sich in einiger Zeit gegen die frivole Entdeckung dieser zweifelhaften Wahrheit aus dem Notizbuche des Ritters Tenorie, und zufrieden damit, daß mich mein Schicksal an diesem Ort so rauh und wieder so hold hatte umarmen lassen, ohne mich dabei todt zu drücken, verließ ich nach wenig Wochen das gastfreie Haus meines biedern Freundes. Schnee war auf das welke Laub gefallen, wir nahmen herzlichen Abschied. Und als der Schlitten hinabfuhr von dem kleinen Hügel, auf dem das Gut steht, sah mir die schöne, lebenslustige Culturrussin noch lange nach mit einem wehmüthigen, aber philosophischen Blick aus der — Cavalierperspective.

Ein neues Märchen von Andersen.

Die Märchen und Geschichten dieses beliebten Dichters, die in neuer Folge wieder bei Wiedemann in Leipzig und zum Theil auch in der Spennerschen Buchhandlung zu Berlin erschienen und dem Novellisten Björnson gewidmet sind, bringen in den bekannten Formen und Manieren des Autors seinen Freunden unter Jung und Alt manches Ansprechende. Wenn dabei auch die eigentliche naive Unbefangenheit mehr und mehr abhanden kommt, so bleibt doch ein symbolischer Sinn immer lebendig. Ueber die Erfahrung, wie der Unbedeutende noch immer in der Heimath am besten die rechtmäßige Geltung findet, gibt das Märchen „der silberne Schilling" eine hübsche Auslegung, welche das neue Bändchen empfehlen mag:

Es war einmal ein Schilling, blank ging er aus der Münze hervor, sprang und klang: „Hurrah! Jetzt geht's in die weite Welt.

Das Kind hielt ihn fest mit warmen Händen, der Geizige mit kalten krampfhaften Händen; der Aeltere wendete und drehte ihn Gott weiß wie viele Male, während die Jugend ihn weiter rollen ließ. Der Schilling war von Silber, hatte sehr wenig Kupfer an sich und befand sich bereits ein ganzes Jahr in der Welt, das heißt in dem Lande, in welchem er ausgemünzt worden war. Eines Tages aber ging er auf Reisen ins Ausland; er war die letzte Landesmünze in dem Geldbeutel, den sein reisender Herr bei sich führte; der Herr wußte selbst nicht daß er den Schilling noch hatte, bis er ihm unter die Finger gerieth. „Hier hab' ich ja noch einen Schilling aus der Heimath!" sagte er, „der kann die Reise mitmachen!" und der Schilling klang und sprang vor Freude, als er ihn wieder in den Beutel steckte. Hier lag er nun bei kommenden und gehenden Cameraden, einer machte dem andern Platz, aber der Schilling aus der Heimath blieb immer im Beutel zurück; das war eine Auszeichnung.

Mehrere Wochen waren schon verstrichen, und der Schilling war weit in die Welt hinaus gelangt, ohne daß er doch gerade wußte, wo er sich befände; zwar erfuhr er von den andern

Digitized by Google

Münzen, daß sie französische und italienische seien. Einer sagte sie seien jetzt in der Stadt eine Andere, sie seien in der, allein der Schilling konnte sich doch keine Vorstellung von alledem machen, man sieht nichts von der Welt, wenn man immer im Sacke steckt, und das war ja sein Loos. Doch eines Tages, wie er so da lag, bemerkte er, daß der Geldbeutel nicht zugemacht war, und also schlich er sich bis an die Oeffnung hervor, um ein wenig herauszuschauen. Das hätte er nun freilich nicht thun sollen; er war aber neugierig, und das rächt sich; — er glitt heraus in die Hosentasche, und als Abends der Geldbeutel herausgenommen wurde, lag der Schilling noch da, wo er eingerutscht war, und kam mit den Kleidern auf den Vorsaal hinaus; dort fiel er sogleich auf den Fußboden; Niemand hörte das, Niemand sah das.

Am andern Morgen wurden die Kleider wieder in das Zimmer getragen, der Herr zog sie an, reiste weiter, und der Schilling blieb zurück, er wurde gefunden, sollte wieder Dienste thun, und ging mit drei Münzen aus. „Es ist doch angenehm, sich in der Welt umzuschauen," dachte der Schilling, „andere Menschen, andere Sitten kennen zu lernen."

„Was ist das für ein Schilling?" hieß es in demselben Augenblicke. Das ist keine Landesmünze! Der ist falsch! Der taugt nichts!"

Ja, nun beginnt die Geschichte des Schillings, wie er sie später selbst erzählte. „Falsch! Taugt nichts! — Es fuhr mir dieses durch und durch," erzählte der Schilling. „Ich wußte, ich sei von gutem Silber, gutem Klang, und habe ein ächtes Gepräge. Die Leute mußten sich jedenfalls irren, mich konnten sie nicht meinen, aber sie meinten mich doch! ich war Derjenige, den sie falsch nannten, ich taugte nichts! — „den muß ich im Dunkeln ausgeben!" sagte der Mann, der mich erhalten hatte, und ich wurde im Dunkeln ausgegeben und am hellen Tage wieder ausgeschimpft — falsch, taugt nichts! wir müssen machen, daß wir ihn loswerden!"

Und der Schilling zitterte zwischen den Fingern der Leute jedesmal, wenn er heimlich fortgeschafft werden und für Landesmünze gelten sollte. — „Ich elender Schilling! was hilft mir mein Silber, mein Werth, mein Gepräge, wenn das Alles keine Geltung hat! In den Augen der Welt ist man eben das, was die Welt von Einem hält! Es muß entsetzlich sein, wenn mir, der ich doch ganz unschuldig bin, schon so zu Muthe sein kann, weil ich bloß das Aussehen habe! Jedes Mal, wenn man mich hervorsuchte, schauderte ich vor den Augen, die mich ansehen würden; wußte ich doch, daß ich zurückgestoßen, auf den Tisch hingeworfen würde, als sei ich Lug und Trug. Einmal kam ich zu einer alten, armen Frau, sie erhielt mich als Tagelohn für harte Arbeit, allein sie konnte mich nun gar nicht wieder los werden. Niemand wollte mich annehmen, ich war der Frau ein wahres Unglück. „Ich bin wahrhaftig gezwungen, Jemand mit dem Schilling anzuführen," sagte sie, „ich kann mit dem bestem Willen einen falschen Schilling nicht aufheben; der reiche Bäcker soll ihn haben, er kann es am besten verschmerzen, aber unrecht ist es bei alledem doch, daß ich's thue!"

„Auch das Gewissen der Frau muß ich nun obendrein belasten!" seufzte es in dem Schilling. „Bin ich denn auf meine älteren Tagen wirklich so verändert?"

Und die Frau begab sich zu dem reichen Bäcker, aber der kannte gar zu gut die gangbaren Schillinge, als daß er mich hätte behalten sollen, er warf mich der Frau gerade ins Gesicht, Brod bekam sie für mich nicht, und ich fühlte mich so recht betrübt, daß ich solchergestalt zu Anderen Ungemach ausgemünzt sei, ich, der ich in meinen jungen Tagen freudig und sicher mit meines Werthes und echten Gepräges bewußt gewesen war! So recht traurig wurde ich, wie es ein armer Schilling werden kann, wenn Niemand ihn haben will. (Schluß folgt)

Digitized by Google

I. Mein Testament.

Ich hab im Leben nie geliebt
Der Esel zahm Geschlecht,
Hab' ihnen manchen Tort gethan
Und das, — das war nicht recht.

Zwar riß auch ihnen die Geduld,
Wenn ich's zu arg gemacht;
Sie trampelten auf mir herum
Und manchmal gar nicht sacht!

Natürlich, daß ich jeden Puff
Mit Redlichkeit vergalt
Und ich, wenn sie mich grob geschimpft,
Sie dumme Esel schalt.

Jedoch was sie gesündiget
An mir, will ich verzeihen,
Sie werden meinem Sühnegruß
D'rum gnädige Ohren leihen.

Dieweil es mich bitter reut,
Daß ich's so bunt gemacht,
Hab ich in meinem Testament
Den Passus angebracht:

„Ihr Erben, weil den Eseln ich
So vieles that zu Leid,
Pflanzt lauter Disteln auf mein Grab
So ham's doch da a Freud!"

II. An Sie.

Ein alter Weiser nannte
Die Menschen ein schwach Geschlecht,
Und leider der alte Weise
Hat bei mir vollkommen Recht.

Du hast mir Treue geschworen,
Mein Liebchen, ich glaubt' es Dir,
Ich glaubt' es mehrere Wochen,
Und das war recht schwach von mir.

Sigl.

Die Botschaft. Ein Bedienter hatte einen Auftrag seines Herrn schlecht besorgt. Dummkopf sagte dieser, „hätte ich's so dumm ausgerichtet wissen wollen, so hätte ich selbst gehen können."

Man erzählte vom Wiener Juristentage folgende Anekdote, welche sich bei dem Commerce in Dreher's Lokal ereignet haben soll:

„Meine Herrn," — hub ein mäßig dialectfreies Mitglied der Genossenschaft an — „wir haben nun schon so oft das schöne Lied gesungen; Was ist das Deutschen Vaterland? Meine Herren, ich dachte, wir ließen auch einmal den Mann hoch leben, der das schöne Lied gedichtet hat. Meine Herrn, ich schlage Ihnen ein Lebehoch vor auf das Wohl von Ernst Moritz Arndt, des Mannes", „Herrjäs", fällt ihm ein Landsmann in die Rede — „was denken Sie denn? Der Mann ist ja schon todt" — „So? seit wann denn? Das weiß ich ja gar nicht!" Und unaussprechlicher Jubel begräbt diese in der Geburt erstickte Rede.

Es ist entschieden böser Leumund, daß ich mich am Sonnabend bei Barthels an der hohen Polizei thätlich vergriffen haben soll. In Gegentheil, die hohe Polizei hat nach mir gegriffen, wie sich Jedermann überzeugen kann der mir im Stockhause die Ehre geben will.

Handrack, Gürtlergeselle.

Wenn Herr Kaufmann Haumann mich verklagen will, weil ich seine Cigarren angeblich in übeln Geruch gebracht, mag er es thun. Ich bin ganz ruhig. Er behauptet aber eine Unmöglichkeit; eine Sache die bereits übel riecht — wie glaubwürdige Zeugen nachweisen können, kann ich nicht erst in übeln Geruch gebracht werden.

Verzeihen Sie — so schloß ein Stubenmädchen ihren Brief — meine schlechte Orthographie, aber ich habe Niemand, der mir eine gute Better schneut.

Was ist das größte Naturwunder? — Antwort: Daß die Weibchen unter den Fischen auch stumm sind.

Der ältesten Dame auf Erden, nämlich der Erde selbst, haben die Erdkundigen ihr Lebensalter nachgerechnet und aus der Erkaltung der Erdrinde herausgebracht, daß sie jetzt bereits 98 Billionen und 598,000 Millionen Jahre alt sei.

Redaktion, Eigenthum, Druck und Verlag von J. F. Rietsch in Landshut.

Digitized by Google

Nro. 39. VIII. Jahrg.

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsausgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 28. September 1862.

Ein neues Märchen von Anderſen.

(Schluß.)

Die Frau nahm mich aber wieder mit nach Hauſe, ſie betrachtete mich mit einem herzlichen, freundlichen Blick und ſagte: „Nein, ich will Niemand mit Dir anführen! Ich will ein Loch durch Dich ſchlagen, damit Jedermann ſehen kann, daß Du ein falſches Ding biſt — und doch — das fällt mir erſt ein, — Du biſt vielleicht gar ein Glückſchilling, — kommt mir doch der Gedanke ſo ganz von ſelbſt, daß ich daran glauben muß! Ich werde ein Loch durch den Schilling ſchlagen und eine Schnur durch das Loch ziehen und dem Kleinen der Nachbarsfrau den Schilling um den Hals als Glückſchilling hängen.“ Und ſie ſchlug ein Loch durch mich; angenehm iſt es freilich nicht, wenn ein Loch durch Einen geſchlagen wird, allein wenn es in guter Abſicht geſchieht, läßt ſich Vieles ertragen! Eine Schnur wurde auch durchgezogen ich wurde eine Art Medaillon zum Tragen man hing mich um den Hals des kleinen Kindes, und das Kind lächelte mich an, küßte mich, und ich ruhte eine ganze Nacht an der warmen, unſchuldigen Bruſt des Kindes.

Als es Morgen ward, nahm die Mutter mich zwiſchen ihre Finger, ſah mich an, und hatte ſo ihre eigenen Gedanken dabei, das fühlte ich bald heraus. Sie ſuchte eine Scheere hervor und ſchnitt die Schnur durch.

„Glückſchilling!“ ſagte ſie, „Ja das werden wir jetzt erfahren!“ Und ſie legte mich in Eſſig, daß ich ganz grün würde; darauf kittete ſie das Loch zu, rieb mich ein wenig und ging nun in der Dämmerſtunde zum Lotteriecollecteur, ſich ein Loos zu kaufen, das Glück bringen ſollte.

Wie war mir übel zu Muthe! Es zwickte in mir, als müßte ich zerknicken; ich wußte, daß ich falſch genannt und hingeworfen werden würde, und zwar gerade vor die Menge von Schillingen und Münzen, die mit Inſchrift und Geſicht da lagen, auf welche ſie ſtolz ſein konnten; aber ich entging der Schande, beim Collecteur waren viele Menſchen, er hatte gar viel zu thun, und ich fuhr klingend in den Kaſten unter die andern Münzen; ob ſpäter das Loos gewann, weiß ich nicht, das aber weiß ich, daß ich ſchon am andern Morgen als ein falſcher

Digitized by Google

Schilling erkannt, bei Seite gelegt und ausgesandt wurde, um zu betrügen und immer zu betrügen. Es ist nicht auszuhalten, wenn man einen reellen Charakter hat, und den kann ich mir selbst nicht absprechen.

Jahr und Tag ging ich in solcher Weise von Hand zu Hand, von Haus zu Haus, immer ausgeschimpft, immer ungern gesehen; Niemand traute mir, und ich traute mir selbst, traute der Welt nicht. Das war eine schwere Zeit! Da langte eines Tags ein Reisender, ein Fremder an, bei dem wurde ich natürlicherweise angebracht, und er war treuherzig genug, mich für gangbare Münze anzunehmen; aber nun wollte er mich wieder ausgeben, und ich vernahm wieder die Ausrufe: „taugt nichts! falsch!"

„Ich habe ihn für gut erhalten," sagte der Mann und betrachtete mich dabei recht genau; plötzlich lächelte sein ganzes Gesicht, als er mich besah. „Nein, was ist doch Das?" sagte er. „Das ist ja eine unserer eigenen Landesmünzen, ein guter ehrlicher Schilling aus der Heimath, durch den man ein Loch geschlagen, den man falsch nennt.

Das ist in der That curios! Dich werde ich doch aufheben und mit nach Hause nehmen!"

Die Freude durchrieselte mich, man hieß mich einen guten, ehrlichen Schilling, und nach, der Heimath sollte ich zurückkehren, wo Alle und Jede mich kennen und wissen würden, daß ich aus gutem Silber sei und echtes Gepräge habe. Ich hätte vor Freude Funken schlagen können aber es liegt nun einmal nicht in meiner Natur zu sprühen, das kann wohl der Stahl, nicht das Silber. — Ich wurde in feines weißes Papier eingewickelt, damit ich nicht mit den andern Münzen verwechselt werden und abhanden kommen möchte, und bei festlichen Gelegenheiten, wenn Landsleute sich begegneten, wurde ich vorgezeigt und sehr gut von mir gesprochen; sie sagten, ich sei interessant; es ist freilich merkwürdig, daß man interessant sein kann, ohne ein einziges Wort zu sagen.

Und endlich langte ich in der Heimath an! All' meine Noth hatte ein Ende, die Freude kehrte wieder bei mir ein, war ich doch von gutem Silber, hatte das echte Gepräge! Und gar keine Wiederwärtigkeiten hatte ich mehr auszustehen, obgleich man das Loch durch mich geschlagen, als falsch, doch das thut nicht, wenn man es nur nicht ist! Man muß ausharren, Alles gelangt mit der Zeit zu seinem Rechte! Das ist mein Glaube," sagte der Schilling.

Drei Mal um Mitternacht.

Historische Novelle.

1. Das gefährliche Fenster.

Es war am achten Tage des Junimondes im Jahre 1556, als mit Einbrechen der Nacht ein heftiges Ungewitter über der Stadt Gent sich auftürmte. Bald überschwemmten auch starke Regengüsse alle Straßen und Jedermann beeilte sich, unter Dach und Fach zu kommen, um dem bösen Wetter zu entgehen. Während so ringsum alle Bürger in ihre Häuser eilten, indem sie bei jedem der immer häufiger werdenden Blitze sich andächtig bekreuzten, schien ein junger Mann allein sich über die tobenden Ausbrüche der erzürnten Natur zu freuen, und seine gewöhnlich sorgenschwere Stirn hatte einen ihr fremden Ausdruck der Heiterkeit angenommen. Dieser junge

Digitized by Google

Mann hies Joos Claes und war, wie es auch sein Vater vor ihm gewesen, einer der ausgezeichnetsten Arbeiter in seinem Gewerbe, dem eines Drechslers. Niemand im ganzen Königreich der Niederlande konnte ihm gleich thun, wenn es galt, die Rücklehne eines Sessels oder den ebenholzenen Griff eines Messers abzurunden und auszuschnitzen, und er war kaum im Stande alle seine zahlreichen Kunden zu befriedigen. So hätte er denn leicht zu gar großem Reichthum gelangen mögen, wenn er eben so emsig als geschickt gewesen; Joos arbeitete aber nur selten. Wenn er sich an seine Drehbank gesetzt hatte, so pflegte es nicht lange zu dauern und sein Fuß hatte vergessen, das Rad zu drehen, so wie seiner Hand der Grabstichel entfallen war, mit dem er das Holz so schön meißelte; sein Kopf war auf die Brust gesunken und er selbst war endlosen Träumereien anheimgefallen. Weckte ihn dann die Stimme seiner Mutter aus diesem düstern Sinnen auf, so zitterte er am ganzen Körper, schauerte zusammen, als hätte man ihn aus tiefem Schlafe jählings aufgeschreckt, und wandte sich gewöhnlich ab, um seine Thränen zu verbergen. Seine Mutter dann, ganz trostlos darüber, das einzige Kind, das ihr geblieben, in Trauer und Betrübniß hinwelken zu sehen, beschwor ihn flehentlich, er solle ihr doch nicht länger ein Geheimniß aus dem machen, was ihn so in Verzweiflung stürze, wobei sie ihm die Versicherung gab, sie werde, wenn sie nur erst wüßte, was ihn quäle, auch schon ein Heilmittel dagegen aufzufinden wissen. Joos aber erwiderte, er habe durchaus kein Geheimniß, setzte sich dann von Neuem an seine Arbeit und war bald wieder in seinen frühern Zustand des starren Hinbrütens versunken, aus dem er nur erwachte, um von Neuem durch Thränen sich die bedrängte Brust zu erleichtern.

Man kann sich von der Unruhe und Besorgniß der armen Wittwe erst dann einen wahren Begriff machen, wenn man weiß, daß von sieben angebeteten Kindern und einem eben so guten als zärtlichen Gatten ihr nur dieser einzige Sohn geblieben war. Sechs ihrer Kinder hatte in einer einzigen Woche eine verhängnißvolle, ansteckende Krankheit hingerafft und der Vater, ein weichgemüthter Mann, war einem so schweren Verlust erlegen und seinen kleinen Engeln bald in den Himmel nachgefolgt. Seiner armen Wittwe, Getrude, war es nur durch die sorgsamste, anhaltenste Pflege gelungen, den kleinen Joos, der damals vier Jahre alt war, zu retten. Seit jener Trauerzeit hatte sie natürlich alle ihre Liebe, alle ihre Freude und alle ihre Hoffnungen auf dies eine theure Haupt übertragen, und gern hätte sie ihr Leben hingeopfert, hätte sie dadurch auf die Lippen des jungen Mannes jenes heitere, offene Lächeln wieder zurückrufen können, das während seiner Knabenzeit darauf geblüht hatte; aber, wie ich meinen Lesern schon erzählt, eine dumpfe Traurigkeit, ein Kummer, dessen Ursache er hartnäckig geheim hielt, nagten fortwährend an ihrem Sohne.

Jeden Abend, sobald der Schleier der Dunkelheit sich über die Stadt ausgebreitet und das Feuerlöschglöcklein die Bürger aufforderte, in ihre Wohnungen heimzukehren und sich behaglich auf ihr Bett hinzustrecken — jeglichen Abend spät ging Joos aus und irrte, Gott weiß wo, herum, ohne auf die Gefahr zu achten, daß eine der zahlreichen Nachtwachen, welche die Stadt durchstreiften, auf ihn Feuer geben und ihn tödten könnte. Ein einziges Mal hatte ihn seine Mutter an diesen lebensgefährlichen Nachtstreifereien hindern wollen; aber der sonst so pflichtgehorsame Sohn hatte kein Bedenken getragen, seiner Mutter den Gehorsam zu verweigern, er, der bisher noch nie gewagt hatte, ihrer geringsten Willensmeinung zuwider zu handeln. Seitdem mochte sie sich einer solchen Kränkung nicht noch einmal aussetzen, und sie ließ also geschehen, was sie nicht zu wehren vermochte, obgleich jeden Abend tödtliche Angst sie peinigte

Digitized by Google

vom Augenblicke an, da Joos das Haus verlassen, bis da er unversehrt wieder heimgekommen war.

An dem Tage nun, da unsere Erzählung beginnt, hüllte sich Joos, der sich, wie ich schon gesagt habe, des Sturmes zu freuen schien, gegen zehn Uhr Abends wie gewöhnlich in seinen Mantel und richtete seinen Weg nach dem am den Ufern der Lieve, eines kleinen in Gent in die Schelde sich ergießenden Flusses hin gebauten Stadtwinkels, wobei er aber wohlweislich anfangs nichts als Umwege machte, damit Diejenigen, welchen es etwa eingefallen wäre, ihm nachzufolgen, an seinem Wege irre würden. Als er endlich in eine der Uferstraßen gekommen war, machte er von einem eisernen Ringe einen daran befestigten Kahn los, stieg in denselben und ruderte sich mit Hilfe einer Stange nach einem etwa zweihundert Schritte entfernten Hause hin, dessen Hinterseite nach dem Flusse zuging und dessen Kellergeschoß von dem Wasser des Flusses bespült wurde. Vor dem Hause angelangt, ließ er einen sorgfältig prüfenden Blick über dessen Fenster gleiten, die fast alle von Innen erleuchtet waren, und wartete in aller Geduld, ohne auf den daniederströmenden Regen zu achten, ab, bis die Lichter eins nach dem andern erloschen waren.

Als auch das letzte nun verschwunden war, blieb das Haus etwa eine Viertelstunde in voller Finsterniß, dann aber ward langsam und geräuschlos ein Fenster geöffnet. Joos hob lebhaft den Kopf in die Höhe und mit einem vor Freude und Glück strahlenden Wesen machte er eine seidene Strickleiter los, die er unter seinem Mantel um den Gurt geschlungen hatte, und befestigte sie an einem kleinen Strick, der vom Fenster heraus, der Mauer entlang, herabgelassen ward. Der Strick ward sodann und mit ihm die Strickleiter hinaufgezogen und beim bleichen Schein eines Blitzes konnte Joos sehen, wie zwei kleine weiße Händchen die Schleifen derselben an den Eisenstäben befestigten, mit denen das Fenster verrammelt war. Joos nun kletterte rasch und behende an dem schwachen Gerüste empor und stand bald mit seinem Gesichte dem eines schönen jungen Mädchens gegenüber, das aber, als er es auf die Stirn küssen wollte sich sanft zurückzog, so daß Joos' Lippen nur die kalten Eisenstäbe des Gitters berührten.

„Nein, Joos," sagte sie, „nein! Du hast geschworen, mir nur ein Bruder zu sein bis zu dem Tage, da Gott in seiner Barmherzigkeit mit unserer Liebe wird Mitleid haben wollen; halte auch Dein Versprechen. Mein Gott! Ist es denn noch nicht genug von einem Mädchen, daß es sein Leben und seine Ehre um Deinetwillen in Gefahr bringt? Denn wüßte auch nur eine lebendige Seele in der Stadt um unsere nächtlichen Zusammenkünfte, so wäre es für immer um meinen guten Ruf geschehen; und würde mein Vater es je entdecken, daß ich trotz seiner mehrmaligen Verbote meiner Liebe zu Dir nicht entsagt habe, er würde mich sicher auf der Stelle tödten."

„Du brauchst mich gar nicht daran zu erinnern," sagte der junge Mann; „ich habe nicht vergessen, daß Stina Beemans die Tochter des reichen Oberältesten der Fleischhauerzunft ist, und daß mich unübersteigliche Hindernisse von ihr trennen . . . Leb' wohl!"

„Das sind nun Deine gewöhnlichen Thorheiten, Joos! Es lohnt sich wahrlich der Mühe daß wir uns Beide so vielen Gefahren aussetzen, blos um uns zu zanken!"

Geschah es zufällig oder absichtlich, bei diesen Worten glitt ihr kleines weißes Händchen durch die Gitterstäbe hindurch und kam den Lippen des Drechslers so nahe, daß er sie darauf drücken konnte wodurch denn der Streit sehr bald beendigt war.

„Nun," sagte hierauf das junge Mädchen zu ihm, „hast Du Deinen Onkel Ullens gesehen und dürfen wir uns von dieser Seite her einige Hoffnung machen?"

Digitized by Google

„Ach nein! Mein Onkel hat mich nicht einmal anhören wollen. O, glaube mir dies Mal, Stina, entsage Deiner unseligen Liebe zu mir Erbärmlichem, einer Liebe, die Dir bisher nur Thränen verursacht hat und Dich in einen Abgrund des Verbrechens hineinziehen kann."

„Glaubst Du, Stina Beemans habe so wenig Beharrlichkeit in ihren Entschlüssen, Joos? Nein, bei meiner Schutzpatronin, der heiligen Justine, ich bin die Tochter meines Vaters, und nichts vermag mich von meinem einmal gefaßten Entschlusse abzubringen. Als meine Mutter noch lebte Joos, da hat sie unsere Liebe gebilligt und unsere Hände in einander gelegt, indem sie Dich meinen Bräutigam nannte und mir befahl, Dich treulich mein ganzes Leben lang zu lieben. Mein Vater selbst gab damals den Plänen meiner Mutter seinen Beifall. Hat er auch seitdem seine Meinung verändert, so ist doch meine Zärtlichkeit unverändert dieselbe geblieben; mein Herz mag man nicht nehmen und geben, wie man ein Haus verkauft. Ich bin Dein Joos, bis in den Todt."

„Dank, Stina, für Deine Liebesworte; Du gibst mir Muth und Glück mit ihnen wieder."

„Leb' wohl, Joos, bis morgen! Ich höre Lärm ihm Hause, entfliehe rasch!"

Ohne Widerstand zu finden, drückte Joos jetzt seine Lippen zum Abschiede auf Stina's Stirn und mit freudetrunkenem Herzen stieg er schleunigst die Strickleiter hinunter, um seinen Kahn zu erreichen; aber die Füße unseres Helden trafen nur das Wasser des Flusses — der Kahn war verschwunden. Joos glaubte, die Bewegung der Wellen habe ihn auf kurze Strecke fortgerissen, und er streckte daher seine Beine so weit als möglich von sich, indem er ihn zu finden und an sich zu ziehen suchte; aber der Versuch blieb durchaus erfolglos. Da in demselben Augenblicke Stina, welche meinte, er sei schon die Leiter hinabgestiegen, diese von dem Stricke losknüpfte, so fiel er bis an den Gurt ins Wasser und wäre unfehlbar untergesunken, hätten nicht, fast durch ein Wunder, seine Hände in mechanischem Umsichgreifen einen eisernen Hacken erfaßt, der aus einer Stelle der Mauer hervorragte.

(Fortsetzung folgt.)

Ortspollizeiliche Forschriften

wegen der öfentlichen Ruhe, Ortnung und Sicherheit, entworfen von Gemeindevorsteher Johannes Birzele in Lumpenhausen.

§. 1.

Wann der Vorsteher heimgeht, dießes heißt man die Pollizeistund, und jeder ortendliche Gemeindebirger geht dann auch, dan er kann dann gewiß genug hab'n; wer noch länger bleibt als der Vorsteher ißt ein Lump oder ein Fremder und wird aufgeschriebn und muß ausser den Bier, was er gedruncken hat noch die Straff zaln nach dem Gesetz, es hilft alles nix den es ißt viel stränger als früher.

§. 2.

Es darff keiner an keinem Andern sein Eigendum nichts anschlagen, den diesses ruhenirt

die Häuser und braucht's nicht, es soll jeder seine Dummheiten für sich behalten was Brifatum ißt und für daß Öffentliche sorgt schon die Gemeindsverwaltung.

§. 3.

Wer sich als Menascherie oder Kahrussel oder ehnliche Forrichtung broduzirt dieses koßt 10 fl. Straff ohne bollizeiliche Erlaubniß, und mit dieser Erlaubniß koßt es keine Straff, aber 20 fl. in die Armenkasse für Standgebier.

§. 4.

Wer die nechtliche Ruhe überdritt mit Geräusch oder unnitze Lärm diesses ißt straffbar, ausser wen es ein kleines Kind ißt mit dem natürlichen Geschrei, was sein muß, oder daß Militär mit dem Zapfenstreich oder sonsten ein erlaubter Lärm, z. B. wann es brennt, oder es kommt ein Or aus oder ein Stir, welches aber regelmässig nicht bei der Nacht sondern beim Tag stattfinden soll.

§. 5.

Wenn bei der Kirchwei oder Danzmusik gar zu hefftig gerauft wird, so ist es ein Volksfest oder religiese feuerlichkeid mit gestörter öfentlicher Ordnung und muß auch gestrafft werden, (Arbikl. 76) es kann ja auch lustig sein ohne Maßkrige und sbizige Messer und eichene Brigel, es thuts ja auch mit der blosen Hand welches nicht so gefährlich ißt und keine Waffe ißt, jedoch ohne einen Dodschlag sonst ißt es ortsbollizeilich nicht mehr verbotten, sondern wird criminalisch vor dem Schwurgericht.

Verkündigt Lumpenhausen 1 Juli 1862.
Johannes Birzele, Gmeindsvorsteher.

Ortsbollizeiliche Forschriften
wegen Relligion und der Sanidezbollizei.

§. 1.

Wer die Kirch mit dem Wirzhaus verwereld oder daß Wirzhaus mit der Kirche, dieses ißt keine Sonntagsfeier und muß gestrafft werden. Nachmittags kan er dann schonst sich einen Rausch andrinken und kegeln, es koßt ihm dan noch genug als Vamühlienvater.

§. 2.

Wer sich in relligiesser Weise versammelt, sei es einzeln oder mit andern, diesses braucht keine besondere Erlaubniß, nur darf er keine Sterung nicht hervorbringen mit villen Husten und dgl. under der Bredigd sondern er soll lieber zu Hauß bleibn wen er den Kadar hat, was ohnehin nur in Winderszeiten ißt und den Herrn Pfarrer jedesmal ergert.

Digitized by Google

§. 3.

Wegen der Sanidet so heißt diesses so vill als „Gesundheizbollizei." Darum handelt das Straffgesetz zuerst von denen Leichen. Wer also einen Leichnam öfnet, bevor er ganz tod ißt, oder wer mit wissendlicher Falschheid einen todten Leichnam für lebendig ausgibt, oder ihn in die Lufft vergrabt stat in den forschriftsmesigen Erdboden, wird gestraft.

§. 4.

Gebuscht darf nix werden, ausser von bromosirden Ärzten, disse haben das Recht dazu. Am strängsten ist es mit der Geburzhilffe, welche niemals angewendet werden darff, ausser bei Weibsbersonen, welches im Gesez (Arb. 112) ein Nothfal heißt.

§. 5.

Wer ohne Erlaubniß Gifft anferdigt und frißt es nicht selbst sondern gibt es andern, diesses ißt ein Geheim Middel, weil es in der Regel in den öfentlichen Bleddern ausgeschriben wird, was auch verboten ist, ins besondere darf es kein Viehtriol oder Schwefelsäure sein, sonst wird er wie Arsehnig behandelt und bestrafft.

§. 6.

Wen in einem Vamühlienhaubte die Bladdern ausgebrochen sind, mus er es anzeigen. Wer an einer ansteckenten Krankheid gestorben ißt und seine Kleider verkaufft, wird gestrafft, und wer ansteckent krank ist, aber noch lebt, wird zu Straffe abgesonderd und geheilt nach (Arb. 120,) ob er mag oder nicht.

§. 7.

Wer mit seiner Fabrig schedlich oder unangenehm ausdinstet, wird gestrafft und abgebrochen oder doch wenigstens mit dem ortzbollizeilichen Sigel geschlossen. Das gleiche gilt mit den Abbriden, welches man in München Des inverion heißt.

§. 8.

Wer sich auf das Eiß begibt gegen das ortzbollizeiliche Verbod, der fallt in der Regel ins Wasser und wird gestrafft was meistens im Winder geschieht. Geht er zum 2mal auf das Eiß, so ißt er nach dem Sprichword dümmer als ein Esel und verdient keine Straffe mehr.

§. 9.

Dieses sind die besonderen Vorschriften, welche beobachtet werden missen. Sonst kan jeder Staazbirger seine Gesundheid brikatem ruhiniren wie er mag, welches man wie bereiz erwehnt, Sanidezbollizei heißt mit gehöriger Beachtung der verfassungsmesigen Rechte des Einzelnen.

Verkindigt Lumpenhausen 21. Juli 1862.
Johannes Birzele, Gmeindsvorsteher.

Digitized by Google

Aus Leipzig vom 10. September erzählen die „Leipziger Nachrichten“ folgende Theater-Anekdote: „Vor einigen Tagen war in einer Theaterzeitung eine Rezension zum Abdruck gekommen, in der ein Mitglied unseres Stadttheaters in scharfer Weise getadelt wurde. Der Angegriffene, der allerdings vom Publikum bei jedem Auftreten zahlreiche Beweise von Wohlwollen und Anerkennung erhalten hatte, mochte um so indignirter gegen den Herausgeber des Blattes geworden sein und ließ sich in der ersten Hitze zu einem eigenthümlichen Schritt hinreißen, der von der gegnerischen Seite eine ebenso eigenthümliche Erwiederung fand. Der Angegriffene schickte nämlich dem Herausgeber des Blattes die Summe von 5 Ngr. als ein Honorar für die Rezension und der Herausgeber schickte ihm fünf Packträger in angemessenen Pausen mit dem Ausdrucke seines Dankes.“

Bekanntlich nennt man die Gallerie eines Theaters auch das Paradies. Die verstorbene Herzogin von Orleans hatte eines Tags den Einfall, diesen Platz, nur von einem Kammermädchen begleitet, zu besuchen. Ein junger Soldat, der neben ihr saß, war sehr aufmerksam gegen sie und nahm sich zuletzt die Freiheit, sie zum Abendbrod einzuladen, was die Herzogin scheinbar annahm. Aber wie erschrecken war er, als er sie nach Schluß des Stückes die Treppen hinunter begleitete und sie an der Equipage und der Dienerschaft erkannte, welche auf sie wartete. „Nun“, fragte die Herzogin lachend, als sie in den Wagen gestiegen war, „wie steht es denn mit dem Abendbrod, zu dem Sie mich eingeladen haben?“ „Königl. Hoheit,“ antwortete der Soldat schnell gefaßt, „im Paradiese sind wir alle gleich, aber auf Erden weiß ich, welchen Respect ich Ihnen schuldig bin.“

Ein Bruder Studio wurde in Berlin von einem Strichregen überrascht und rettete sich in eine Droschke. Allein plötzlich fiel ihm ein, daß er weder in der Tasche noch daheim so viel Geld habe, um die unvorhergesehene Fahrt zu bezahlen. Die Nacht kam ihm zu Hülfe. Sobald die Drosche hielt und er ausstieg, durchsuchte er mit aller Hast den Boden der Droschke. Auf die Frage des Kutschers, ob er Etwas verloren, sagte er: Ja, einen Doppel-Friedrichsd'or, aber ich werde ihn schon finden, sobald ich ein Licht habe. Kaum war der Passagier, um ein Licht zu holen, durch die Thür verschwunden, schlug der Kutscher aus Leibeskräften auf seinen Gaul und jagte davon. Der Studio lachte sich ins Fäustchen, daß der Droschkenmann in die Falle gegangen war.

Unschuldige Frage.

Ein Söhnlein ging mit seinem Vater bei einem Galgen vorbei. „Was ist das für eine Stellage?“ frug das Söhnchen. — Daran hängt man die armen Sünder am Halse auf, bis daß sie todt sind, erklärte der Papa. — „Die armen Sünder,“ fuhr das Söhnchen fort, „wo hängt man denn die reichen Sünder hin?“

Musikdirektor Reichardt erzählt, E. M. Arndt habe auf seine Kleiderbürsten folgenden Vers gekritzelt;

„Bürste die Kleider, so freut sich der Schneider;
Bürste die Narren, so freut sich Gott;
Männer der Ehren suche zu mehren.
Staubige Narren geißle mit Spott.“

Wer ist ein ächter Bursch? Der alte Turnlehrer Jahn sagte: ein ächter Bursche ist so abgehärtet, daß er auf bloßem Boden schläft, und wenn ihn friert, sich mit der Kammerthür zudeckt!

Kaufgesuch. Ein englisches Blatt meldet: Man wünscht 600 Ratten zu kaufen für ein Haus, das in demselben Zustande verlassen werden muß, in welchem es pachtweise übernommen wurde. Für diese Quantität Ratten wird ein Honorar von 40 Thlr. gezahlt.

Redaktion, Eigenthum, Druck und Verlag von J. F. Rietsch in Land shut.

Digitized by Google

Nro. 40. VIII. Jahrg.

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsausgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 5. Oktober 1862.

Drei Mal um Mitternacht.

Historische Novelle.

1. Das gefährliche Fenster.

(Fortsetzung.)

Krampfhaft und mit allen seinen Kräften umklammerte er ihn; aber bald ward er inne, daß der alte, von Rost abgenutzte Haken, der zwischen zwei Ziegelsteinen der Mauer nicht allzu fest steckte, nicht stark genug war, sein Gewicht zu ertragen, sondern allmählig nachgab, so daß er mit einem Sturze in den Abgrund bedroht war. Der Tod war unvermeidlich; denn sank er einmal in das Wasser hinab, so war bei seiner ungeheuern Tiefe, die mehr als zwanzig Fuß betrug, um so weniger Möglichkeit zu einer Rettung, als der Grund aus einem haltlosen Schlammboden bestand. Es blieb ihm also nichts übrig, als den Versuch zu wagen, ob er vielleicht schwimmend das entgegengesetzte Ufer erreichen könne, wo die Häuser weiter vom Flusse abstanden und ein Landen möglich war; aber die Strecke war bedeutend, zudem herrschte eine vollkommene Dunkelheit und tobte der Sturm wüthender als je. Um sein Unglück vollkommen zu machen, hatte er, als er auf die Strickleiter gestiegen, seinen Mantel anbehalten und dieser, der obendrein durch das Wasser, das unaufhörlich vom Himmel strömte, noch schwerer geworden war, hinderte jetzt durch sein Gewicht wie durch seine Falten den unglücklichen Joos, sich frei zu bewegen, während es ihm zugleich unmöglich war, sich davon loszumachen. So empfahl er denn in einem kurzen Gebete seine Seele der göttlichen Barmherzigkeit und ließ sodann entschiessen den Hacken los, indem er seine Arme zum Schwimmen ausstreckte. In demselben Augenblicke aber erhielt er einen gewaltigen Schlag auf den Kopf mit einem Ruder, und aus dem tosenden Sturmesgeräusch heraus schallte ein lautes höhnisches Lachen an sein Ohr. Darauf entfernte man durch kräftige Ruderschläge einen Kahn aus seiner Nähe, in dem sich zwei Männer befanden und der vor dem Fenster seinen Platz eingenommen hatte, seitdem Joos auf die Strickleiter gestiegen war.

Digitized by Google

Während Solches auf der Lieve, außerhalb des Hauses vorging, trat innerhalb desselben Meister Bemanns in das Zimmer seiner Tochter und ließ den Schein einer Laterne, die er in seiner Hand hielt, auf das Gesicht der ängstlich und schreckhaft zusammenfahrenden Stina fallen.

„Liebchen," sagte er mit bitterm, höhnischem Lächeln zu ihr, „junge Mädchen, die noch so spät Nachts an ihren Fenstern frische Luft schöpfen wollen, setzen sich der Gefahr einer Erkältung allzusehr aus. Du wirst daher fortan dieses Zimmer mit demjenigen vertauschen, das an mein Schlafgemach stößt, und magst Dich sofort in dasselbe begeben. Es ist zwar etwas düster, aber um so geeigneter scheint es mir, um daselbst ein De profundis zu beten; überhaupt würdest Du, nach meiner Meinung, gar nicht übel daran thun, wenn Du bald ein wenig an dieses Gebet dächtest: es könnte leicht Jemand dessen bedürfen."

„Mein Vater, mein Vater, was wollt Ihr damit sagen?" rief Stina, deren entsetzliche Angst und Furcht sie über den Abscheu hinweghob, welchen ihr Vater ihr einflößte.

„Gar nichts!" entgegnete der Fleischer. „Müssen wir nicht alle Christen in unser Gebet einschließen? — Nun der Sturm, der draußen heult, ist entsetzlich, und wenn irgend ein Fahrzeug tollkühn genug wäre, sich jetzt auf den Fluß zu wagen, so könnte dessen Mannschaft wohl irgend einem unglücklichen Zufall unterliegen. — Darum sage Du immer ein De profundis her; man weiß nicht, wem es zu Gute kommt."

„Um Gottes Barmherzigkeit willen, lieber Vater rettet ihn, o rettet ihn!" rief das junge Mädchen und fiel vor Beemans auf die Kniee. „O, lasset ihn nicht untergehen; rettet ihn, ich beschwöre Euch beim Andenken meiner seligen Mutter, die im Himmel ist und uns höret, rettet ihn! O Gott! Ihr stoßt mich zurück! O, rettet ihn, und ich schwöre es Euch, bei meiner Seelen Seligkeit, ihn nie mehr zu sehen, ich werde ihn nie mehr zu sehen suchen, ich werde mich bemühen, ihn zu vergessen . . . Aber um des Himmels willen laßt ihn nicht zu Grunde gehen, rettet ihn vom Tode!"

„Schweig still, schamlose Dirne! Schweig und sprich nur nicht mehr von diesem Elenden, um d ssen willen Du Deine Ehre auf's Spiel setztest und Dich der öffentlichen Schmach anheim zu geben im Begriffe warst. — Glaubst Du denn, daß Eure nächtlichen Zusammenkünfte lange ein Geheimniß in der Stadt geblieben wären? Du mußt ihn für ewig meiden . . . Doch horch! Man hört nichts mehr, weder Rudergeräusch noch Menschenstimmen . . . Aber ich höre die Hausthür aufgehen . . . Nun, es sind Deine Brüder, die zurückkehren, nachdem sie die Ehre ihrer Familie gerächt haben."

Aber Stina hörte schon nichts mehr, denn ohnmächtig lag sie zu den Füßen des Fleischers. Dieser warf einen kalten, gleichgültigen Blick auf sie, hob sie auf ihr Bett und ging in das benachbarte Zimmer, wo seine beiden Söhne seiner warteten.

„Nun Jungens!" sagte er.

Der Aelteste zeigte ihm eins von ihren Rudern, das noch blutgefärbt war.

„Zerbrich das Ruder," sagte Beemans; „zerbrich es und wirf die Stücke ins Feuer, damit Niemand auch nur die leiseste Vermuthung von unserer Rache haben könne. Man muß den Tod eines Feindes lediglich einem Zufall beimessen. Wenn man Euch morgen davon erzählen wird, so habt Acht, zu antworten: Schade um ihn, es war ein wackerer Bursche. — Nun, gute Nacht, legt Euch zu Bett; Ihr seid meine braven Söhne."

Er umarmte sie und setzte sich sodann vor dem Kamine nieder, in welchem die blutigen Trümmer des zum Mordwerkzeuge gebrauchten Ruders brannten, nachdem er vorher zwei bis

Digitized by Google

drei große Krüge Bier geleert hatte, deren Inhalt hinreichend gewesen wäre, um einen gewöhnlichen Trinker zu berauschen und zum Uebelbefinden zu bringen. Auf ihn aber machten sie weiter keinen Eindruck, als daß sie vereint mit der wohlthätigen Wärme des hellflackernden Kaminfeuers ihn sanft einschläferten. —

Während der Zeit, da dies in und bei dem Hause des Fleischers sich zutrug, schritten zwei Männer, die dicht in ihre Mäntel gehüllt waren und deren Gesichtszüge durch die niedergekrämpten breiten Ränder ihrer Hüte verborgen waren, schweigsam durch die menschenöden, stillen Gassen von Gent. Der eine von ihnen blieb von Zeit zu Zeit stehen, um beim bleichen Schein der Blitze ein oder das andere von Gents merkwürdigen Gebäuden zu betrachten; sodann setzte er seinen Gang in Begleitung seines laut- und bewegungslosen Gesellen fort. So kamen sie endlich auch an die Ränder des Flusses. Derjenige der beiden nächtlichen Wanderer, welcher der bedeutendere zu sein schien, setzte sich nun am Ufer nieder, ohne auf den Regen im Mindesten zu achten, und als fände er vielmehr eine geheime Lust daran, auf das Rauschen des Wassers und das tobende Heulen der Winde zu horchen, heftete er starr und unablässig seine Blicke auf die vom Sturm aufgeregten und aneinander prallenden Wellen. Während er aber so mitten unter dem Rasen der entfesselten Elemente sich seinen Gedanken überließ, stampfte sein Gefährte, der weniger träumerischer Natur war und daher weit geringere Freude daran finden mochte, so spät Nachtstunde und bei so unfreundlich rauhem Wetter am Ufer der Lieve Schildwache zu stehen, dumpf mit den Füßen, um sich zu erwärmen, wobei er den Regen von seinem Mantel zu schütteln und sich noch enger in dessen hergende Falten zu hüllen suchte. Trotz dessen wagte er es aber weder auf und ab zu gehen, noch sein Mißvergnügen durch Worte kund zu geben, obgleich der Andere auf den von dem naßkalten Wetter durchschauerten Unglücklichen durchaus nicht Acht zu haben schien, sondern sich allein am düstern Orte glaubte. Endlich begann der Sturm sich zu legen; die Wolken, welche den Himmel bedeckten, begannen sich zu lichten und durch eine Oeffnung des schwarzen Schleiers, der sein Licht bis dahin gänzlich verhüllt hatte, sandte der Mond seine reichen, glänzenden Strahlen. Die Lieve schien unter dieser plötzlichen Beleuchtung aufzuglänzen und der Greis, der immer noch an dem Ufer des Flusses saß, brach plötzlich in folgende Worte aus:

„Graf, das ist ein Bild meines Geschickes! Erst Sturm und Nacht, am Ende aber die Ruhe und der Glanz des ewigen Lebens; erst die dunkelfarbigen, düstern Gedanken dieser Welt und dann die strahlend reinen Himmelsgedanken!"

Der Graf entgegnete auf diesen Ausruf nichts, sondern gab nur durch eine tiefe, ehrfurchtsvolle Verneigung seine Beistimmung zu erkennen.

„Aber, was seh' ich da unten auf dem Wasser!" nahm der Greis wieder das Wort. „Sehen Sie nicht da weiter unten Etwas schwimmen? — Gott steh' mir bei, das ist ein Mensch, der mit dem Tode ringt! Man muß ihm zu Hilfe kommen! — Doch nein! es ist nur noch ein Leichnam. Seht, er schwimmt steif und ohne Bewegung, so weit ich bei dem unsichern Lichte des Mondes zu unterscheiden vermag. Sein Kopf scheint mit Blut bedeckt. Helfen Sie mir doch lieber Graf, ihn ans Ufer bringen. Sehen Sie, die Strömung treibt ihn auf uns zu und mit Hilfe Eures Schwertes werden wir im Stande sein, ihn aus dem Wasser zu ziehen."

Mit einer ungestümen Bewegung der Ungeduld entriß er den Händen seines Begleiters, der sich seines Schwertes ungeschickt bediente, dasselbe hastig, beugte sich zum Strome hinab und

Digitized by Google

hackte endlich mit dem Griffe des Schwertes den Ertrunkenen an, worauf er ihn ohne viele Mühe ganz nach sich zog und mit ungewöhnlicher Körperstärke aus dem Wasser herausnahm.

„Es ist ein junger Mann," sagte er; „sein Herz schlägt nicht mehr und seine Lippen geben keinen Hauch mehr von sich. Doch das thut nichts zur Sache; wir wollen daher nichts unversucht lassen, wodurch wir ihn vielleicht ins Leben zurückrufen können, das am Ende doch noch nicht gänzlich in ihm erloschen sein mag. Helfen Sie mir ihn transportiren."

Der Greis nahm den Leichnam auf seine Schulter, sein Gefährte faßte ihn bei den Füßen und so schlugen sie den Weg nach dem Platze de Poel (des Morastes) ein. Unterwegs begegnete ihnen die Schaarwache und der kommandirende Offizier hielt sie natürlich an, da zwei Leute, die in so später Nachtstunde mit einem Leichnahm belastet durch die Straßen irrten, eine mehr als verdächtige Erscheinung waren. Kaum aber hatte der Gefährte des Greises einige Worte gesprochen, als der Offizier auch schon höchst ehrerbietig das Haupt entblößte und zweien seiner Soldaten den Befehl gab, den Leichnam auf ihre Schultern zu laden und den Befehlen, welche die beiden Unbekannten ihnen etwa ertheilen würden, in allen Stücken zu gehorchen. Diese ließen darauf den Leichnam bis an die Schwelle einer kleinen im Dunkel versteckten Thür tragen, zu welcher der Greis den Schlüssel hatte; sobald er dieselbe öffnete, kamen drei bejahrte Diener eiligst herbei, nahmen auf ein Zeichen des Grafen den Körper aus den Händen der Soldaten und trugen ihn vorsichtig eine kleine Wendeltreppe hinauf, die gleich von der Thüre nach einer Reihe großer Gemächer führte. Dort angelangt, legten sie den Leichnam auf ein Ruhebett nieder und zwei von ihnen begannen sofort unter Leitung des Greises, gegen den ihr Benehmen alle Zeichen der höchsten Ehrfuecht an sich trug, ihm die nöthige Hilfe angedeihen zu lassen.

„Geh' sogleich nach einem Priester und nach einem Arzte," sagte der Greis zu dem dritten Diener, der bis dahin schweigend seine Befehle abgewartet hatte; „vielleicht kann man, wenn auch nicht den Körper, doch wenigstens die Seele noch retten."

Kaum waren nach diesen Worten einige Minuten verflossen, so waren auch schon ein Priester und ein Arzt zur Stelle.

Der Greis, ermüdet von seinem nächtlichen Spaziergang, setzte sich oder sank vielmehr in einen großen, am brennenden Kaminfeuer stehenden Lehnstuhl. Man konnte sehr leicht erkennen, daß nicht so sehr die Last der Jahre, als die Strapazen seinen Wuchs gebeugt und seine Stirn gefurcht hatten; sein Bart, der von röthlicher Farbe und nach spanischer Sitte spitz zugeschnitten war, seine lebhaften Augen, deren stechenden Blick man nicht lange zu ertragen vermochte, gaben seinem bleichen Gesichte, dessen Backenknochen scharf hervorragten, einen mehr bittern als scharfen Ausdruck, und doch flößten seine Gesichtszüge, im Ganzen genommen, eine Ehrfurcht ein, deren sich keine der Personen, die ihn in diesem Augenblicke umgaben, selbst der Priester und der Arzt nicht, zu erwehren vermochte. Sein Anzug bestand in einem überaus einfachen Gewande aus grobem, grauem, flandrischem Tuch, bei dessen Schnitt und Anfertigung der Schneider offenbar mehr auf Bequemlichkeit, als auf die Forderungen der Eleganz und der Mode Rücksicht genommen hatte. Auf einen Wink seiner kleinen, tadellos schönen Hand entledigte ihn ein Diener seines vom Regen triefenden Mantels, während ein anderer statt seiner ganz von Koth durchnäßten Fußbekleidung ihm weite Pantoffeln von Sammt mit Hermelinfutter hingab. Diese auf seine persönliche Bequemlichkeit verwendete Sorge hielt ihn aber durchaus nicht ab, die Hilfleistungen

Digitized by Google

zu überwachen und zu leiten, die man dem armen Ertrunkenen angedeihen ließ, in welchem unsere Leser unstreitig schon den unglücklichen Joos erkannt haben werden.

(Fortsetzung folgt.)

Das Herzchen.

Launige Erzählung von R. v. Moscherosch.

Wie viel verlieren wir nicht, wenn wir uns nicht mit unsern Vettern, den unvernünftigen Thieren, genauer bekannt machen wollen. Ich sage höflicherweise Wir. Denn ich selbst gehöre nicht zu derjenigen Klasse von Personen, welche gegen Hunde, Pferde und andere vierfüßige Bewohner unseres Planeten feindselig und abgeneigt sind. Ich gestehe vielmehr, daß mir ein lebendiger Biber mehr Interesse einflößt, als ein Stutzer, dessen leeres Gehirn ein Hut aus den Haaren dieses Bibers deckt; und ein angeketteter Bär, der den ganzen Tag hindurch im Kreise läuft, und immer an einem bestimmten Punkte einen Purzelbaum schlägt, gewährt mir mehr Vergnügen, als ein modischer junger Herr der dasselbe thun würde. Ich war stets etwas wunderlich, und so kann ich auch nicht sagen, ob ich Walter Komberg anfangs nur um seines Pferdes Mufti, oder um seiner selbst willen liebgewonnen. Mufti war ein sehr schönes orientalisches Racepferd und hatte einen fabelhaften Preis gekostet, obschon es in schlechtestem Rufe stand. Mufti galt für bösartig und war noch von keinem Andern geritten worden, als von Walter Komberg, und dennoch machten uns die ersten fünf Minuten zu dicken Freunden. Mufti bog seinen stolzen Nacken zu mir herab, um mich zu küssen, und ich streichelte seine glatte Haut, glättete seine Mähne und legte ihm eigenhändig meinen Damensattel auf.

„Du darfst ihn nicht reiten!" rief Walter; „was würde mir geschehen, wenn Dir irgend ein Unglück in Abwesenheit Deiner Mutter begegnete? Ja, wenn sie hier wäre, und ihre Einwilligung geben wollte . . ."

„Unsinn!" rief ich; „Mama ist an meine Weise gewöhnt und ich bin nicht feig. Mama ist meinetwegen nicht so ängstlich. Mufti und ich sind ja Freunde, wie Du siehst!"

„Aber er wird Herr bleiben wollen, und Deine Hände sind nicht von Eisen, meine liebe kleine Freundin!"

„Sei außer Sorgen!" rief ich; „wenn er mit mir durchgehen will, vermesse ich mich, ihn noch dreimal für einmal herumzuwerfen. Gewandtheit ist in den meisten Dingen besser als Kraft, und besonders bei Führung eines Pferds."

„Wer hat Dich denn Gewandtheit in Führung eines Pferdes gelehrt?" fragte er mich.

„Der gesunde Menschenverstand," gab ich zur Antwort, „und nun lassen Sie mich reiten."

„Gesunder Menschenverstand mit dreizehn Jahren!" rief Walter lachend, nahm dann den Damensattel wieder ab, legte den seinigen auf Mufti's Rücken, und ritt davon.

Ich ging in mein Stübchen hinauf und weinte bitterlich. Als meine Augen roth und meine Locken verwirrt waren, blickte ich in den Spiegel. Ich war in einem kritischen Alter:

Digitized by Google

meine Schlüsselbeine standen hervor und hatten „Salzfässer“ mit fürchterlichen Schatten und meine Arme waren nur Haut und Knochen. Ein Weber hätte von mir gesagt, ich sei lauter Zettel und kein Einschuß. Walter Komberg war achtundzwanzig Jahre alt, und Besitzer eines hübschen Guts, welches an dasjenige meines Vaters stieß. Er war ein Gelehrter und ein Mann von hoher Bildung, wohlhabend und unabhängig, bewirthschaftete zu seinem Vergnügen sein eigenes Gut und hatte die schönsten Pferde in der ganzen Gegend. Ich hegte einen gewaltigen Respekt vor ihm, obschon ich fürchte, er verdankte dieß zum großen Theil seinen vierfüßigen Freunden.

Ich habe schon erwähnt, daß ich ein wunderliches Geschöpf war. Meine Sinne hatten eine Art übernatürlicher Schärfe, die Anderen wunderbar erschien, und ich bin nicht gewiß, ob ich nicht einen Sinn mehr hatte, als andere Leute von meiner Bekanntschaft. Walter Komberg pflegte mich immer das „Herchen“ zu nennen, weil ich ihm Dinge zu sagen vermochte, von denen er überzeugt war, daß ich sie nicht wußte, und daß ich sie nicht auf natürlichem Wege erfahren könnte; er hätte aber meines Erachtens eher von gewöhnlichen Mitteln sprechen sollen, wenn er von natürlichen sprach. Meine Art und Weise mir über irgend etwas Belehrung zu verschaffen, war sehr einfach und für mich natürlich; nachdem ich mir aber einmal den Ruf außerordentlicher Gescheidtheit erlangt hatte, erntete ich davon auch Ruhm, wenn ich es gar nicht verdiente. Wenn ich z. B. zu meinem jüngern Bruder sagte: „Franz, wie kamst Du dazu in die Speiskammer zu gehen und von Mama's Quittenhonig zu naschen?“ so antwortete er, noch duftend von dem Genasch der warmen Marmelade: „Aber Schwester, wie konntest Du mich denn durch die Thür hindurch sehen, da sie doch verschlossen war?“ Und er ging dann immer in der Ueberzeugung hinweg, ich könne wirklich beinahe hexen. Auch ältere Personen redeten sich auf ähnliche Weise in den Wahn hinein, meine Gaben seien wunderbarer als sie wirklich waren.

„Bist Du auch fest überzeugt, daß Du wirklich kein Herchen bist? fragte Walter Komberg. „Musti küßte Dich und legte seine Nase auf Deine Schulter, ehe ihr noch fünf Minuten lang mit einander bekannt waret.“

Ich antwortete ihm etwas ungeduldig: „Ich wünschte, manche Menschen hätten so viel Verstand wie Pferde; diese wissen, wer es gut mit ihnen meint, während die Menschen immer argwöhnisch gegen Einen sind. So haben sie mein armes Ich im Verdacht der Hexerei oder geheimer Künste, und selbst Du, Onkel Walter, fürchtest ja, ich könnte Dich hintergehen!“

Ich war ärgerlich und vielleicht sogar ein wenig zornig, daß er mir nicht erlaubt hatte, Musti zu reiten, und nun Walter wieder gekommen war, wollte ich ihn durch meine Anspielungen strafen; er nahm jedoch gar keine Notiz von meiner Verstimmung und sagte ganz scherzhaft: „Sag' mir 'mal mit Deiner Zauberkunst, liebes Herchen, wo ich in der letzten halben Stunde gewesen bin!“

Er stand an der Thüre und ich auf der entgegengesetzten Seite des Zimmers am Fenster, aber gerade im Luftzuge, und antwortete ihm sogleich: „Du hast mit einem Büschel Polei Musti die Fliegen abgewehrt, bist dann drüben am Rain gewesen, wo der wilde Thymian wächst, und bist an den wilden Rosen am Heerberge vorüber gekommen. Siehst Du, ich weiß dieß Alles, obschon ich die ganze Zeit über keinen Fuß aus dem Zimmer gesetzt habe.“

Er trat rasch auf mich zu und fragte: „Herchen, woher weißt Du dieß Alles?“

Digitized by Google

Und als er so neben mir stand, fuhr ich fort: „Und Du hast Marie Strauß gesehen und ihr die Hand gedrückt, und in Deiner Tasche trägst Du etwas von Rudolf Strauß!“

„Wie weißt Du dieß Alles?“ rief er so verwundert, wie er beinahe noch nie gewesen war; Du kannst dieß nicht durch die Fernröhre gesehen haben, denn Marie war zu Hause auf ihres Vaters Gut hinter dem Berg, und der Rain mit dem Quendel liegt noch weiter hinaus, und so versteckt, daß man ihn nicht sehen kann, und die wilden Rosen und der Polei am Heerberge liegen ebenfalls hinter dem Hügel beinahe eine gute Stunde von hier. Du könntest mir nicht dorthin gefolgt sein, wenn Du nicht ein Pferd geritten hättest, das noch rascher ist als mein Mufti, und überdem behauptest Du ja, Du habest dieses Zimmer nicht verlassen. Wie kannst Du nun wissen, daß ich etwas in meiner Tasche von Rudolf Strauß habe, und was ist es?“

„Es ist ein Brief, den er Dir von irgend Jemand mitgebracht hat,“ sagte ich.

„Richtig! Alles was Du sagst, trifft zu; aber wie weißt Du es?“

„Einzig und allein,“ erwiederte ich, „weil ich eine Nase habe. Als Du hereinkamst, roch ich Mufti und das Flohkraut; diese vermischten Gerüche sagten mir, daß Du mit einigen Zweigen des Krautes Deinem Pferde die Fliegen abgewehrt hast. Der nächste Geruch, den ich inne wurde, war der des Quendels und dann der der wilden Rosen. Als Du auf diese Seite des Zimmers zu mir herkamst, roch ich die Verbenenessenz, das einzige Parfüm, dessen sich Marie Strauß bedient; und als Du noch etwas näher kamst, roch ich türkischen Tabak und geleimtes Papier, und dadurch war ich überzeugt, daß Du irgend ein Papier von Rudolph Strauß bekommen habest, und die wahrscheinlichste Annahme war, daß es ein Brief gewesen sei. Ich versichere Dich, wenn ich unter der Hausthüre stehe, und Rudolf am fernsten Ende unseres Fahrwegs ist, so kann ich ihn schon riechen. Und nun glaube ich, daß ich Dir Alles genügend aufgeklärt habe!“

„Nur nicht die Thatsache, daß Du ganz Nase bist,“ erwiederte Walter. „Du bist ein Blendling von einem Geier und von einer Taube. Allein ich muß nach Mufti sehen, denn ich glaube, das Thier ist gewaltig hungrig!“

Er ging hinaus, um nach dem Pferde zu sehen, allein dieses war fort, und wie ängstlich er sich auch darnach umschaute, sah er doch nirgends eine Spur von ihm. „Er ist gestohlen,“ rief Walter bestürzt; „ich sah einen verdächtigen Kerl mich beobachten, als ich heimwärts ritt. Das Thor ist geschlossen und das Pferd hatte keinen andern Weg, um sich aus dem Staube zu machen, wenn es nicht irgend Jemand mitgenommen hat.“

„Das Thor ist nur angelehnt, aber nicht verschlossen,“ erwiederte ich.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Werth der Stadt Wien. Ein Statistiker hat berechnet, daß sich der Werth der Stadt Wien auf circa 700 Millionen Gulden beläuft. Derselbe kapitalisirt den Miethzins mit 5 Procent und schlägt etwas über eine Million für Staatsgebäude an, wodurch er ein Kapital von circa 550 Millionen Gulden erhält. Der Rest wird als Mobilien-Werth genommen. Die Zahl der Hunde in Wien wird mit beinahe 30,000 angegeben. Ein Drittheil dieser Hunde ist nothwendig, die übrigen sind Luxushunde. Jährlich werden etwa 3000 herrenlose Hunde vertilgt.

Berliner Straßenhumor. In der Nähe des Tönhofeplatzes da steht ein Fremder und erkundigt sich bei einem Bürger der Berliner Zukunft, bei einem Straßenjungen, wo er nach dem Abgeordnetenhause käme. „Das steht hier gleich am Platze!“ — „Und wo ist das Herrenhaus?“ lautete die zweite Frage. — Der Junge meint: „Das Herrenhaus? Das ist hier jar nich am Platze!“

Ein Spaßvogel wettete in einer Gesellschaft, daß er von mindestens fünfzig Personen dieselbe Antwort auf eine Erzählung erhalten würde. Um seine Wette zu gewinnen, sagte er zu dem Nächsten: „Wissen Sie schon, daß Meier Bankerott gemacht hat?“ — „Welcher Meier? — In einer halben Stunde hatten fünfzig Personen diese nämlichen Worte wiederholt und der Spaßvogel hatte seine Wette gewonnen.

Ein Friseur und ein Barbier stritten unter einander, wessen Metier das vornehmste wäre.

Herr, sagte endlich der Friseur: was wollen Sie doch viel Redens machen? Vor Ihnen behält jeder die Mütze auf dem Kopfe, vor mir nimmt sie sogar der König herunter.

Der in Kalkutta von zwei Braminen redigirte Hindu Friend brachte eine vollständige Biographie Humboldt's, welche mit folgenden Worten schließt: „Er (Humboldt) war gepflanzt im Garten der Chita (Ram's Gemahlin), welche ihn ganz besonders pflegte, da er ihre Kinder (die Pflanzen) so sehr liebte, und in Rücksicht darauf suchte sie ihn so lange als möglich für ihren Garten zu erhalten. Aber je älter er wurde, desto mehr verbreitete sich sein Duft; ja er stieg sogar bis zum Throne Brahma's, und dieser verlangte ihn für den Götterhimmel. Der Same seiner Früchte aber wurde ausgestreut auf den Acker Gottes, auf daß er Schüler erzeuge, die seine Lehre, die Lehre aus dem durch ihn weit geöffneten Buche der Natur, ausbreiteten. Was für eine schöne Natur muß ein Land haben, das solchen Mann hervorbringen konnte! Gesegnetes Deutschland!“

Man schreibt aus **Graudenz**: Ein sehr erheiterndes Intermezzo bei den jetzt hier stattfindenden Belagerungs- und Schießübungen war einem großen schwarzen **Hunde** zu verdanken, der, während alle Zuschauer sich in eine gedeckte Stellung zurückgezogen hatten, das Belagerungsfeld allein occupirte und die niederfallenden Geschosse verfolgte, beroch und zu apportiren versuchte. Mit größtem Eifer jagte er überall dahin, wo eine Kugel einschlug, und Das ging so lange ganz gut ab, als mit Kugeln ohne Sprengladung geschossen wurde; denn der Zufall wollte, daß ihn keine Kugel traf. Sein besonderes Gefallen schien aber die erste Sprengrakete zu erwecken, die zischend über ihn wegflog und früher sprang, ehe er sie erreichen konnte. Mit gehobenem Kopfe und zum Sprunge bereit, wartete er auf die nächste, eilte sie, als sie eben niederschlug und beroch sie mit großem Interesse, während die Zuschauer in mitleidiger Spannung die Katastrophe erwarteten, die das Thier vernichten mußte. Da erfolgte die Explosion. Der vierbeinige Held wird mehrere Schritte weit weg geschleudert, schießt einige Purzelbäume, erhebt sich aber unverwundet, wenn auch mit stark verbrannter Nase, und beendet seine militärischen Studien, indem er mit eingelegtem Schweife, ein vorwurfsvolles Geheul ausstoßend, in rasender Eile das Weite sucht.

Redaktion, Eigenthum, Druck und Verlag von J. F. Rietsch in Landshut.

Digitized by Google

Nro. 41. VIII. Jahrg.

Die

Plauderstube.

Eine Sonntagsausgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 12. Oktober 1862.

Drei Mal um Mitternacht.

Historische Novelle.

2. Ein Seelenkampf.

(Fortsetzung.)

Im sechszehnten Jahrhundert wurden viele jener heillosen Vorurtheile über die Art und Weise, wie man Ertrunkene zu behandeln habe, wie sie noch größtentheils bei den ungebildeten Volksklassen ihre Geltung haben, als Glaubensartikel der Arzneiwissenschaft betrachtet. Der erste Versuch, einen Ertrunkenen wieder ins Leben zurückzurufen, bestand gewöhnlich darin, daß man ihn an den Füßen aufhing, damit er das Wasser, das er verschluckt, wieder von sich geben könne; ein Verfahren, das einen vollkommen gesunden Menschen binnen zehn Minuten vom Leben zum Tode zu bringen hinreicht. Zum Glück des armen Joos ward von dem Arzte, der zur Wiedererweckung des Trechslers herbeigerufen worden, kein solch mörderisches Verfahren angewandt. Vielmehr begnügte sich dieser damit, ihm zur Ader zu lassen, ihm warme Umschläge auf die Brust zu legen und fortwährende Reibungen an allen Gliedern anzuordnen; und als er hierauf dem entseelten Körper endlich wieder einige Wärme verliehen hatte, hüllte er ihn in einige wollene Decken und ließ dem reichlichen Schweiß, der, wie er wußte, bald eintrat, die Sorge anheimgestellt, ihn ganz zu beleben und ins Dasein zurückzurufen. Als nun der junge Mann endlich den wiederkehrenden Athem durch lautes Aufseufzen kund gab und auch die Augen aufschlug und die Arme bewegte, gab der Greis allen Anwesenden ein Zeichen, sich zu entfernen, so daß außer dem Greise selbst nur noch der Arzt und der Priester im Zimmer blieben.

Joos richtete sich auf seinem Lager auf und ließ irre Blicke auf dem fremden Ort fallen, an dem er sich befand. Als er zu seiner Rechten den ehrwürdigen Geistlichen, zu seiner Linken aber das seltsame Gesicht des Greises erblickte, glaubte er an der Himmelspforte zwischen dem heiligen Petrus und dem bösen Geiste zu sein, die einander seine Seele streitig machten, und mit instinktartiger Bewegung warf er sich in die Arme des Priesters und rief: „Schützet mich!“

Digitized by Google

Der Greis begriff sofort die Gedanken des zum Leben Erwachten, und dies rief ein Lächeln auf sein Gesicht, wodurch es aber einen Ausdruck erhielt, der nur dazu beitrug, den Schrecken des armen Burschen noch zu vergrößern.

„Von mir allein hängt Dein Loos ab!“ sagte er mit tiefer, imponirender Stimme und ernstem Tone. „Ohne mich wärest Du jetzt todt, folglich ist Dein Leben mein Eigenthum; ein Wort, ein Wink von mir genügt, um Dich wieder in das Grab zu schicken, dem Du eben entronnen bist.“

Man begreift, daß diese Worte nicht sehr geeignet waren, den armen Joos, der eben erst aus einer langen Ohnmacht zu sich kam und noch ganz von Kräften war, zu ermuthigen.

„Antworte ohne Hehl und aufrichtig auf die Fragen, die ich jetzt an Dich richten werde,“ fuhr der Greis fort, „und laß Dir nicht einfallen, mich täuschen oder hintergehen zu wollen; denn ich gehöre nicht zu denen, die man ungestraft betrügen kann. Erzähle mir, in Folge welcher Ereignisse Du Dich, am Kopfe verwundet, im Flusse befandest, willenlos von der Strömung fortgetrieben. Sprich rasch, ohne Umschweife und, ich wiederhole es Dir, unverholen, als ob Du vor Deinem Tode beichtetest.“

Der junge Mann fühlte sich durch diese Worte beruhigt; denn er war nun zur Erkenntniß gelangt, daß er keineswegs gestorben sei, und daß er es weder mit einem Engel noch mit einem bösen Geiste zu thun habe, sondern mit lebendigen, gleich ihm menschlichen Geschöpfen. Er erzählte daher in naiver Sprache, in möglichst wenig Worten und mit vollkommener Aufrichtigkeit sein Liebesverhältniß mit Stina, ihre nächtlichen Zusammenkünfte und den traurigen Ausgang, den die heutige genommen hatte.

„Warum verweigert Dir der Fleischer die Hand seiner Tochter?“

„Weil ich arm und niedriger Geburt bin, während er reich und Oberältester seiner Zunft ist.“

„Warum hast Du vor Deiner Mutter ein Geheimniß aus Deiner Liebschaft gemacht?“

„Weil ich wußte, daß diese Liebe unsinnig sei, nur Verzweiflung in ihrem Gefolge führen könne, und ich meine Mutter nicht mit mir in diesen Abgrund ziehen wollte.“

„Ist sie nicht jetzt dennoch hineingestürzt?“ frug mit unbarmherziger Dialektik der Greis. „Ist sie nicht für immer von ihrem Sohne geschieden, ohne Trost und ohne Stütze für ihr Greisenalter? Ist sie jetzt nicht kinderlos, wie gattenlos?“

Joos verbarg seine von Thränen überfließenden Augen in seine Hände.

„Was Deine Stina anbelangt, so scheint mir deren Loos eben auch nicht glücklicher zu sein. Wenn man Deine nächtlichen Zusammenkünfte mit ihr entdeckt hat, wenn man gerade unter ihrem Fenster Dich zum Tode verwundet hat, so kann dies durchaus nur auf Geheiß ihres Vaters geschehen sein. Nun aber will es mich bedünken, als ob ein Vater, der den Geliebten seiner Tochter meuchlings ermorden läßt, gegen das Kind, das ihn hintergangen hat, sich nicht sehr nachsichtig bezeigen werde.“

„O barmherziger Himmel, steh' mir bei!“ rief Joos ganz außer sich. „Ach, wie gerne wollte ich mein Leben darum geben, könnte ich die verhängnißvollen Folgen meiner wahnsinnigen Liebe wieder gut machen; ich wollte meiner Seelen Seligkeit daran setzen . . . Gott verzeih' mir diese Lästerrede!“ unterbrach er sich und bekreuzte sich fromm.

Digitized by Google

„Ah, bah, nichts als leere Worte, die nimmer zu einer wirklichen That werden!“ entgegnete der Greis mit seinem bittern, verächtlichen Lächeln.

„Nein, ich schwöre es Euch!“ antwortete Joos, den indessen ein Schauer an allen Gliedern überlaufen hatte, als er dieses höllische Lächeln wahrgenommen, und dem seine ersten Befürchtungen, er habe es mit dem Teufel zu thun, wieder in den Kopf gekommen waren.

„Merk' wohl auf das, was ich Dir jetzt sagen will, Joos Claes, und überlege genau, was Du mir darauf für eine Antwort gibst; denn das ist jetzt der entscheidendste, inhaltschwerste, gewichtigste Augenblick Deines ganzen Lebens! — Wenn man Dir das Anerbieten machte, alle übeln Folgen Deiner Fehler auszugleichen, Deine Mutter zu trösten, Stina ihre Ehre und Ruhe wiederzugeben, und zu allem dem für Dich noch die Aussicht hinzufügte, einen Monat des Glückes in Gesellschaft Deiner Mutter und Deiner Dir vermählten Geliebten zu genießen — sag', würdest Du alsdann Dankbarkeit genug im Herzen haben, um Dich mit Leib und Seele Deinem Wohltäter zu ergeben, so lange er Deiner Dienste bedürfte? Mit Leib und Seele, merk' wohl hierauf!“

Joos fühlte, wie ein kalter Schweiß ihm an allen Gliedern herabrann und wie er nahe daran war, wieder in eine Ohnmacht zu sinken.

„Nun siehst Du, wie Du nur ein erbärmlicher Egoist bist, der nicht verdient, daß man Theil an ihm nehme! Du weigerst Dich, auf Deine eigene Unkosten das Uebel wieder gut zu machen, das Du zwei armen Frauen zugefügt hast, die nun im Unglück sich befinden, blos weil sie Dich allzusehr geliebt und jene selbstentsagende Aufopferung an Dich verschwendet haben, zu der Du Dich nicht entschließen vermagst.“

Joos dachte noch einen Augenblick ernst und schweigend nach; dann sagte er zu dem Greise:

„Ihr habt nicht richtig in meinen Gedanken gelesen. Wenn ich gezaudert zu haben scheine, so geschah dies nur weil ich glaube, ein solches Versprechen nicht leichthin und unbesonnener Weise thun zu dürfen. Höret nun Euererseits auf meine Rede: Ich schwöre, und wäret Ihr der Hölle“ — bei diesen Worten schlug er vorsichtig und fromm eine Anzahl Kreuze und freute sich überaus, als er sah, daß dies dem Greise keine Unruhe einflößte — „ich schwöre Euch also, mich Euch und Euerm Willen mit Leib und Seele zu ergeben, so lange es Euch belieben wird, wenn Ihr meine Mutter und Stina von aller Besorgniß befreit haben werdet! Ihr sollt sie auf immer vor Unglück sicher stellen und mich einen Monat mit ihnen Beiden leben lassen.“

„Gut, ich nehme es an!“ sagte der Greis. „Nun aber nimm diesen Trank und schlafe ruhig ein, denn unsere Unterhaltung wird Dich etwas angestrengt haben; schlaf' ohne Sorgen, beim Erwachen wirst Du den Erfolg meiner Versprechungen gewahr werden.“

Joos nahm den Becher, den man ihm reichte, und leerte ihn. So vielfache Gedanken und Besorgnisse auch die sonderbar abenteuerlichen Erlebnisse dieser Stunde und die inhaltsschwere Bedeutung des von ihm eingegangenen Vertrages in ihm rege machten, so unterlag er doch gar bald den einschläfernden Kräften des Trankes und sank bald in einen tiefen und süßen Schlaf.

Joos' arme Mutter indeß verbrachte, während ihr Sohn sich für sie hinopferte, die Nacht in schrecklicher Angst. So lange war er noch nie ausgeblieben, wie heute. Jeden Augenblick lauschte sie am Fenster, ob sie nicht das Geräusch seiner Tritte vernehmen und so Trost finden

Digitized by Google

würde. Lange Zeit hindurch aber hörte sie nichts, als das Heulen des Sturmwindes und das Krachen des blitzbegleiteten Donners, bis endlich auf diesen Tumult der Natur ein noch beängstigenderes Stillschweigen folgte, das ihr ein düsterer Vorbote der Grabesstille däuchte. Hätte Gertrud nicht im Gebete stets neue Kraft sich geholt, sie wäre den Aufregungen dieser Nacht erlegen. Jede Stunde derselben floß bleiern langsam dahin, jede däuchte ihr ein Jahr. So war die Nacht zu Ende gegangen und fern am Himmel begann schon der Tag zu grauen, und noch war Joos nicht erschienen. Endlich hörte sie von ferne her Schritte schallen . . . aber ach! sie erkannte gar bald, daß es nicht ihres Sohnes Gang sei. Und doch hielt man vor ihrer Thüre an; man klopfte mit dem Hammer an die Pforte, um eingelassen zu werden, und im Gehirn der armen Gertrude wurden da Tausende von traurigen Gedanken aufgeweckt.

Es wäre einer schwachen, menschlichen Feder durchaus unmöglich, alle die rasch wechselnden und schmerzlich sich zusammendrängenden Empfindungen zu schildern, welche sie in der kurzen Zeit bewegten, da sie sich von ihrer Kammer an die Hausthür begab, um zu öffnen. Dort fand sie in der Person, welche Einlaß begehrt hatte, einen ehrwürdig aussehenden Greis.

„Mein Sohn! Meinem Sohne ist irgend ein Unglück begegnet!“ rief die alte Drechlersfrau ganz außer sich aus.

„Ich bin nur ein Bringer erfreulicher Botschaft!“ entgegnete der Bote mit ernster Stimme. „Wenn Ihr Euern Sohn sehen wollt, so habt Ihr nichts zu thun, als mich zu begleiten. Nur kann ich den mir zu Theil gewordenen Befehlen zufolge Euch nur alsdann mit mir nehmen, wenn Ihr Euch mit dieser Binde hier die Augen verbinden lasset. Seid aber darum ohne Furcht: ich schwöre es Euch, bei den Leiden Jesu Christi, unseres Heilandes, Ihr braucht weder besorgt noch furchtsam zu sein.“

Es handelte sich darum, ihren Sohn wiederzusehen, ihren Sohn, dessen Abwesenheit während einer ganzen Nacht ihr eine so tödtliche Unruhe verursacht hatte! Frau Gertrude zögerte daher nicht, so seltsam ihr auch diese Bedingung schien. Uebrigens gaben ihr auch das sanftmüthige Aussehen und das freundliche, artige Benehmen des Greises, dessen Leitung sie sich anvertrauen sollte eine gewisse Beruhigung. Sie ließ sich also die Augen verbinden, reichte sodann getrost ihrem Führer den Arm, und nachdem dieser absichtlich einige Umwege gemacht hatte, damit sie nicht errathen könnte, in welches Stadtviertel er sie führe, hielten sie vor einer kleinen Thür an.

(Fortsetzung folgt.)

Das Hexchen.

Launige Erzählung von R. v. Moscherosch.

(Fortsetzung.)

Das Thor wurde durch einen Zapfen verschlossen, welcher in ein Loch gesteckt wurde, das in den Thürpfosten gebohrt war. Nahm man diesen Zapfen heraus, so ging das Thor auf und

Digitized by Google

mochte sich bei geeignetem Winde wieder schließen. Ich ging hin und untersuchte den Zapfen, und fand ihn auch wirklich auf der unrechten Seite des Thors, das offenbar vom Winde wieder zugeworfen worden war. Ich roch an dem Zapfen und bemerkte daran noch Mufti's warmen Athem. Dieß war mir vollkommen verständlich und begreiflich, aber nicht Walter.

„Mufti ist nicht gescheidt genug, um diesen Zapfen herauszunehmen und nachher wieder hineinzustecken," sagte er.

„Er hat mehr Verstand als ein Mensch," gab ich zur Antwort und eilte nach dem Obstgarten, wo die niedergetretenen Kleeblüthen mir zeigten, daß das Pferd erst vor wenigen Minuten hier vorüber gekommen war. „Wenn ich ihn drüben über dem Hügel finde, Onkel Walter, darf ich dann den Mufti reiten?"

„Du wirst ihn nicht finden," gab er zur Antwort.

Ich lief auf den Gipfel des Hügels hinauf, und fand wirklich auf der andern Seite das Pferd, das mit dem Gebiß zwischen den Zähnen zu fressen versuchte. Ich ging zu ihm hin und wollte den Zaum auf der verkehrten Seite aufschnallen; Mufti drehte ruhig die andere Seite seines Kopfes herum und bot die richtige Schnalle hartnäckig meinen linkischen Händen hin, bis ich sie losschnallte. Walter Komberg kam dazu und war sehr vergnügt, äußerte aber, Mufti müßte das Stückchen mit dem Thornagel noch einmal versuchen, und er wolle ihm dabei zusehen. So führte er ihn dann wieder zurück und überließ ihn im Hofe sich selbst; Mufti zog den Thürnagel wieder mit den Zähnen heraus, und als das Thor aufging, steckte er den Nagel wieder in das Loch und trabte davon, um sich an dem süßen Grase gütlich zu thun. „Ueberlaß ihn nur mir Onkel Walter," sagte ich; „ich will schon für ihn sorgen!"

Als Walter fort war und Mufti genug gefressen hatte, lockte ich ihn mit einem leisen Pfeifen, wie es sein Herr in der Gewohnheit hatte, zu mir heran. Er kam herbei getrabt, und legte seine Nase auf meine Schulter; ich führte ihn an die Stallthüre, legte ihm selbst meinen Damensattel auf, und trat dann mit sehr wenig Vorbereitungen meinen heimlichen Spazierritt an. Mufti galoppirte davon, anscheinend ganz stolz auf seine Last, und ich ward in der Wiege eines ekstatischen Vergnügens geschaukelt.

Es gibt meines Erachtens keine höhere irdische Wonne, als einen kurzen Galopp auf einem feurigen edlen Pferde, vorausgesetzt, daß die Atmosphäre rein und die Landschaft schön ist. Ich für meinen Theil brauche keine andere Gesellschaft, als mein Pferd; ich brauche meinen Fuß nicht auf die Hand irgend eines Cavaliers zu setzen, sondern schwinge mich leicht in meine lustige Wiege und schwebe über Berg und Thal hin, wie ein geflügeltes Wesen. Nur ein einziges Mal versuchte Mufti mir ungehorsam zu sein; als er aber merkte, daß ich sein Spiel verstand, und ihn bald nach der einen, bald nach der andern Seite herumwarf, und schließlich einige Volten mit ihm ritt, da entschloß er sich, rüstig auszugreifen und mir keine weitere Unlust mehr zu machen.

Ich streichelte ihm den Hals, um ihm bemerklich zu machen, daß ich sein frommes Benehmen zu schätzen wisse, und nach einem scharfen Ritt von zwei guten Stunden warf ich ihn herum und trabte nach Hause. Unterwegs sah ich wieder denselben verdächtigen Burschen, welchen schon Walter erblickt hatte, das Pferd beobachten. Wir verglichen sein Signalement mit einander und fanden, daß es eine und dieselbe Person war. Walter erfuhr mit dem größten Vergnügen, daß ich Mufti ohne Unfall geritten und das Thier sich musterhaft fromm betragen hatte. Des Pferdes-Vorliebe für den Obstgarten veranlaßte Walter, ihn dort im Klee stehen

Digitized by Google

zu lassen, und am andern Tag war er gestohlen. Der Hügel hatte ihn unserem Gesichtskreise entzogen, und es fand sich, daß eine Lücke im Zaun eingebrochen und Mufti ungefähr um Mittag fortgeführt worden war. Mein Vater war nach der Stadt geritten gewesen, die ungefähr anderthalb Stunden entfernt war, und befand sich gerade auf dem Heimwege. Er mochte ungefähr eine halbe Stunde unterwegs sein, als er in eine waldige Niederung kam, durch welche ein Nebenweg hinführte. Die jüngsten Regen hatten die tiefen Fahrgeleise des Weges ganz überschwemmt, so daß sie kleinen Teichen glichen und an einer Stelle eine Pfütze bildeten, die mehrere Ruthen lang sein mochte. Als mein Vater in den Wald eingebogen war, sah er Mufti heantraben, geritten von einem Fremden, eben demselben verdächtigen Burschen, dem es soeben gelungen war, das Pferd zu stehlen. Mitten in einer der größten Wasserpfützen legte sich Mufti plötzlich nieder, wälzte sich, um seinen Reiter los zu werden, stand dann plötzlich auf und jagte mit der größten Geschwindigkeit davon. Der fremde Bursche stand langsam auf, triefend von Kothwasser und überzogen mit Schmutz, und begann auf sein Pferd zu schimpfen und zu fluchen, das ihn abgeworfen habe.

„He da, Bursche, woher habt Ihr denn das Pferd?“ fragte mein Vater.

„Ich habe es gekauft auf einem Gute, anderthalb Meilen von hier,“ war die Antwort.

„Wie viel habt Ihr dafür gegeben?“ fragte mein Vater.

„25 Louisd'or,“ versetzte der Bursche; „und ich will mein Geld zurück haben, denn solch' eine Mähre will ich nicht mehr behalten.“

Walter Komberg hatte 125 Louisd'or für Mufti bezahlt und würde ihn nicht um das Doppelte hergegeben haben.

„Mit dieser Geschichte kannst Du mich nicht hinter's Licht führen!“ rief mein Vater, und zog ihm einige Hiebe mit der Reitpeitsche über den Kopf; „dieses Pferd ist in seinem Leben nur von zwei Personen geritten worden; wenn Du mir ein Pferd stehlen willst, so wirst Du wohl daran thun, Dich zuvor zu vergewissern, ob Du es auch reiten kannst. Es ist nicht angenehm, in einer Kothlache herumgewälzt zu werden, aber Du magst Dich damit trösten, daß Du es verdient hast, und Dir gratulirst, daß es Dir nicht schlimmer ergangen ist.“ Damit ritt mein Vater weiter, und ließ den enttäuschten Dieb sich den Schlamm aus den Haaren schütteln.

Einige Wochen später hörten wir, es sei ein Pferdedieb verhaftet und in Untersuchung gezogen worden, und die nähere Erkundigung ergab, daß es ganz derselbe war, welchen Mufti auf so barsche Weise mit einem Schlammbad regalirt hatte. Er wurde zu vier Jahren Arbeitshaus verurtheilt. Diese ganze Zeit über war ich wegen Mufti ganz sicher und unbesorgt, und Walter pflegte lächelnd zu sagen: ich wähnte, es gebe nur einen einzigen Schuft in der Welt. Die Jahre schwanden mir rasch, denn meine Jugend war eine glückliche, und ehe ich mich versah, hatte ich meine achtzehn Jahre zurückgelegt. Walter Komberg war mein Lehrer in vielen Dingen und mein treuer Freund während all' dieser Zeit gewesen. Ich nannte ihn immer Onkel-Walter, und es fiel mir nie ein, daß unsere gegenseitigen Beziehungen sich je ändern könnten. Die Leute fragten, warum er nicht heirathe, aber er sagte, sein Junggesellenthum sei eine chronische Krankheit und werde wahrscheinlich niemals geheilt werden. Ich erinnere mich noch, daß sich mir eines Nachts, als ich im Bette lag, der Gedanke aufdrängte: Was soll aus mir werden, wenn Walter Komberg jemals heirathen würde? Es ist sicher kein Unrecht, wenn ich jetzt davon spreche, denn er ist jetzt seit mehreren Jahren verheirathet und ich — aber ich will meiner Geschichte nicht vorgreifen.

Digitized by Google

Eine hübsche junge Wittwe, Frau von Kelheim, hielt sich schon seit mehreren Monaten bei einer Freundin in unserer Nachbarschaft auf und begegnete Walter mit großer Auszeichnung; auch er war immer sehr höflich gegen sie gewesen, und hatte ihr — was noch schlimmer war als alles Andere, — sogar versprochen, sie solle Musti reiten dürfen. Der nächste Tag war dazu bestimmt, daß sie meinen Liebling reite, und durch einen Ideengang, der gerade nicht auffallen kann, richtete ich in jener Nacht an mich selbst die Frage: warum kann denn ich selbst Walter Komberg nicht heirathen? Die Antwort darauf war: er ist so alt, daß er beinahe mein Vater sein könnte. Die schöne Frau von Kelheim war noch jung, stand aber Walter im Alter doch näher als ich. Mein Puls schlug heftig, und die bange Aussicht auf mein künftiges Leben schaute mich düster und furchtbar an. Nachdem ich mich selbst mit Grübeln und Gedanken so gequält hatte, daß ich wähnte, ich hätte daran sterben sollen, schlief ich endlich ein. Ich erwachte in einer Art schaurigen Entsetzens, denn ich hatte Töne gehört, dergleichen ich nie zuvor vernommen hatte; sie schienen zusammengesetzt aus dem Wimmern eines Pferdes und dem Röcheln und Wehgeschrei eines menschlichen Wesens. Ich war überzeugt, daß ich diese Töne wirklich gehört hatte, und daß es kein bloser Traum gewesen war; als ich aber vollkommen wach war, hörte ich nichts mehr. Es war eine warme Nacht gegen Ende Juni und meine Fenster standen offen; ich schlief im zweiten Stockwerk und zwei große Fenster meines Zimmers mündeten nach Süden. Etwa tausend Schritte in gerader Linie von diesen Fenstern entfernt, führte eine Poststraße vorüber. Ich war überzeugt, daß die Töne, die ich gehört hatte, von der Poststraße kamen, oder aus ihrer nächsten Umgebung. Ich lauschte gespannt, aber alles war still. Plötzlich schwebte ein Geruch in mein Zimmer herein und erfüllte es gleichsam, — ein Geruch, der, wie ich fest überzeugt war, von warmem menschlichem Blute herrührte. Ich stürzte vor Schrecken in mein Bett zurück und bebte vor Entsetzen; dann aber bot ich meine ganze Willenskraft auf, sprang aus dem Bette, warf einen Schlafrock um mich, und eilte nach dem Zimmer meines Vaters.

„Vater, Vater!“ rief ich; „komm mit mir!“

„Was gibt es denn, liebe Agnes?“ fragte meine Mutter; „was hat Dich denn erschreckt?“

„Mir ist, als hätte ich Jemand drunten gehört,“ erwiederte ich ausweichend. Ich wartete, bis mein Vater sich angekleidet hatte, was mir eine ganze Stunde lang zu dauern schien, obwohl er nur einige Minuten brauchte, um hastig in seine Kleider zu schlüpfen. Als wir außer der Hörweite meiner Mutter waren, erzählte ich dem Vater von den Tönen und dem Blutgeruch. Er glaubte mir immer, wenn ich ihm etwas sagte, was unglaublich erschien, denn er kannte aus Erfahrung die Schärfe meiner Sinne und meines Wahrnehmungs-Vermögens. „Vater,“ sagte ich, „tausend Schritte von hier, dicht an der Poststraße, liegt ein menschliches Wesen und blutet sich zu Tod. Ich bin meiner Sache ganz gewiß.“

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

An Herrn von Bismarck-Schönhausen.

Wer da Preußen will kuriren
Muß nicht in Paris studiren,
Sonst erlebt er den Verdruß,
Daß er noch nach Jena muß.

Dort in Jena, im nicht fernen,
Könnt Herr Bismarck manches lernen,
Ganz besonders noch — Geschicht',
Woran es ihm so stark gebricht.

Denn hätt' er Geschicht' getrieben,
Wär' er aus Paris geblieben,
Wo da, an dem Seinestrom,
Lebt der Neffe von dem Ohm.

Und der Neffe ist nicht dümmer,
Aber noch ein bischen schlimmer,
Und ein Füchslein wohlgezähmt,
Das die Gänse Pommerns liebt.

Und er streichelt ihre Schwänze:
Ach, ihr lieben deutschen Gänse,
Ach, wie seid ihr doch so fett!
Wenn ich euch zu Schwestern hätt'!

Und zu Basen und Gevattern!
Und die Gänse Pommerns schnattern:
Ach, die Ehr' und ach die Freud',
Die ist ganz auf unsrer Seit!

Und an einem schönen Lenze
Frißt der Fuchs die lieben Gänse
Und der Herr von Bismarck spricht:
Dees hätt' ich gegloobet niche!

Alte Klage gegen die Crinoline. Schon 1620 lesen wir Klagen wider die Crinoline. Der Magister Christlephorus Barbarossa, sonst Rothbart genannt, läßt seinen Grimm dagegen folgendermaßen aus: Unter dem Titel „Eisen oder Bügel um den Leib" sagt er: „Darunter gehöret auch noch diese abscheuliche Leichtfertigkeit, mit den grossen dicken Eisen oder Bügel, so die vom Adel und andere umb den Leib tragen, daß die Kleider darüber hangen, als wenn ein Wein- oder Biersas darunter bedeckt wäre. Ja ich weiß es eigentlich, daß Jungfrawen vom Adel rechte Mannskleider darunter verborgen gehabt, und wenn es denn auff den Abend kompt, so werffen sie den weiten Umbhang mit seinem dicken Eisen hinweg, und hüpfen, tantzen und springen gleich den Männern und Gesellen daher, das lasse mir eine Zucht von adelichen Personen sein, ein ander mag es loben, ich weiß es nicht zu entschuldigen, viel weniger zu loben."

Die Trinksucht in England. Nach den Berichten der englischen Regierung gehen daselbst jährlich über 50,000 Menschen an der Trunksucht und ihren Folgen zu Grunde. Die Hälfte der Irrsinnigen und drei Viertel der Verbrecher sind dem Trunke ergeben.

Man theilt der Times aus New-York über die Wirkung der Conscription folgende Geschichten mit: Die Aufregung unter allen Klassen außer den Negern — denn diese berührt die Conscription nicht — wäre zu jeder Jahreszeit schwer erträglich. Nun gar in den Hundstagen. Die eingeborenen Amerikaner, die gesund und stark sind, fügen sich in das Schicksal, falls sie das Loos trifft — einen Ersatzmann zu kaufen. Unter den Amerikanern, denen der Preis eines Ersatzmannes zu hoch ist, haben chronisches Rheuma, Herzkrankheit, Anlage zum Schlagfluß, Rückenmarksdarre, Auszehrung und viele andere wohlbekannte Leiden plötzlich eine sehr bösartige Gestalt angenommen und die Aerzte haben mit Krankheitszeugnissen diese Woche glänzende Geschäfte gemacht. Gentlemen, die am Freitag 35 oder 40 Jahre alt waren, zählten am Montag darauf nicht weniger als 47 oder 48. Mancher Bart, der vor der Proklamation glänzend schwarz, ist über Nacht grau oder weiß geworden — aus Kummer und Sorge ohne Zweifel über die Leiden des Vaterlandes.

Auch eine Ministerliste! Eine Pariser Correspondenz hat dieser Tage eine telegraphische Depesche aus Berlin verbreitet, die ihr wahrscheinlich von einem Witzbold zugeschickt worden war. In derselben war nämlich die neue preußische Ministerliste mitgetheilt und darin figurirte neben Hrn. Kleist-Retzow der bekannte Schuhmachermeister Panse als Handelsminister!

Redaktion, Eigenthum, Druck und Verlag von J. F. Rietsch in Landshut.

Digitized by Google

Nro. 42. VIII. Jahrg.

Die

Plauderstube.

Eine Sonntagsausgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 19. Oktober 1862.

Drei Mal um Mitternacht.

Historische Novelle.

2. Ein Seelenkampf.

(Fortsetzung.)

Während dies mit Frau Gertrude vorging, befand sich Meister Dickfen Beemans, der Oberälteste der Fleischerzunft, noch ruhig in seinem Lehnsessel am Kamine, in dem er beim Feuer, das mit dem mörderischen Ruder genährt worden, sanft eingeschlummert war. Plötzlich hörte er heftig an seine Thür pochen; aus seinem Schlafe aufgeschreckt, stieg er an die Hauspforte hinab und frug in groben Ausdrücken, was man zu so später Stunde von ihm wolle.

„Oeffnet, im Namen Seiner Majestät, des Königs der Niederlande!“ entgegnete man ihm.

In der That auch erblickte er durch das kleine Gitterfenster der Thür hindurch zwei Polizeibeamte, die von einer ziemlich beträchtlichen Abtheilung bewaffneter Soldaten begleitet waren.

„Und was will Seine allerkatholischste Majestät von mir?“ frug er zurück.

„Oeffnet, und das unverweilt!“ antwortete der Polizeibeamte. „Ungehorsam nützt Euch nichts; denn ich habe Befehl, im Nothfall Eure Thür mit Gewalt einzuschlagen. Ich benachrichtige Euch freundschaftlich im Voraus davon, daß aller Widerstand unnütz wäre; Eure Wohnung ist von Soldaten umgeben und Kähne bewachen die Fenster Eures Hauses, die nach dem Flusse zugehen.“

Der Fleischer, dessen Gewissen, wie meinen Lesern bekannt ist, nicht rein war, fing an zu vermuthen, die Polizei möchte wohl von dem Morde der heutigen Nacht etwas entdeckt haben; und obgleich er im Kopfe und im Herzen gleich unruhig und bewegt war, zwang er sich dennoch zu einer scheinbaren Ruhe und gehorchte den Befehlen der obrigkeitlichen Beamten.

„Seit wann,“ frug er, „wendet man Soldaten an, um von dem Oberältesten der Fleischhauerzunft Gehorsam gegen einen Befehl seiner Obrigkeit zu erzwingen?“

Digitized by Google

„Seitdem," entgegnete mit leiser Stimme und trockenem Ausdruck der Offizier, „seitdem man blutige Leichname unter den Fenstern des Oberältesten der Fleischhauerzunft findet. Meister, Ihr werdet mich begleiten, wohin ich Befehl habe, Euch zu führen. Eure beiden Söhne und Eure Tochter müssen mit uns gehen. Wollt Ihr Euch nicht Lärm und Skandal in Eurem Hause zuziehen, so empfehlet ihnen Nachgiebigkeit und Gehorsam."

Der Fleischhauer hätte von Herzen gern den Polizeibeamten wie einen Ochsen behandelt, das heißt, ihn zu Boden geschlagen, und er würde auch wahrscheinlich dem Gelüste seines Herzens nachgegeben haben, wäre es ihm nur möglich gewesen, in aller Eile einige Dutzend der stämmigen, handfesten Gesellen seiner Zunft zusammenzubringen. Der obrigkeitliche Beamte aber, der mit seiner Arrestation beauftragt gewesen, hatte sich seiner Sendung so geschickt entledigt, daß alle derartigen Versuche unnütz geworden waren; überdem hielten die Soldaten die Lunten ihrer Pistolen brennend und waren schußfertig, so daß unserm Meister Beemans nichts übrig blieb, als zum bösen Spiel gute Miene zu machen und sich gedulbig in sein Geschick zu ergeben. Er rief daher seinen beiden Söhnen Laureys und Karl zu, sofort aufzustehen und sich anzuziehen, holte darauf Stina aus ihrem Zimmer und machte sich, nachdem er seiner Tochter eine bergende Kapuze über's Gesicht geschlagen hatte, in Begleitung des Polizeibeamten auf den Weg, fest entschlossen, während des Ganges fleißig um sich zu schauen, ob er nicht einiger Fleischhauergesellen ansichtig würde, die er zu Hilfe ziehen könnte, um ihn aus dieser Gefahr zu befreien.

Zu seinem Unglück aber verband man nicht allein, wie man Frau Gertruden gethan, ihm und den Seinigen die Augen, sondern man brauchte auch bei ihm und den Seinigen noch die Vorsicht, daß man auch ihre Stimme durch Knebel erstickte. So konnten sie weder wissen, wohin man sie führe, noch konnten sie durch Wort oder That sich zu befreien suchen. Als man ihnen den Gebrauch ihrer Augen und Stimme wieder gestattete, befanden sie sich vor dem uns schon bekannten Greisen, der sie mit seinem gewöhnlichen Lächeln empfing.

Kaum ward der Fleischer des Greises ansichtig, als er auf die Erde hinkniete.

„Nicht leere Zeichen äußerer Ehrerbietung sind es, die ich verlange!" sagte der Greis mit zornigem Ausdruck. „Schon einmal habt Ihr einen Mord begangen und nur durch Begnadigung seid Ihr der Todesstrafe entronnen; und nun habt Ihr, dessen uneingedenk, von Neuem Blut vergossen. Ihr und Eure Söhne habt zusammen eine Viertelstunde, um Euch zum Tode vorzubereiten und Eure Seelen Gott zu empfehlen. Drei Henker warten Eurer mit Stricken auf dem Freitagsplatze. Die Beichtiger werden sofort erscheinen."

Meister Dickfen drehte seine großen Kalbsaugen herum und schaute mit der geheimen Wuth eines in der Schlinge gefangenen Wolfes darein, dessen dumme Feigheit er besaß.

„Welchen Mord habe ich begangen?" versuchte er zu fragen. Aber der zitternde Ton seiner Stimme strafte seine falsche Sicherheit Lügen.

„Den von Joos Claes, dem Drechsler."

„O Himmel, Joos ist todt!" schrie Stina und sank ohnmächtig zu den Füßen ihres Vaters nieder, ohne daß dieser sich auch nur zu ihr niedergebeugt hätte, um ihr beizustehen.

„Es bedarf eines öffentlich und gesetzlich gefällten Urtheils, um mich zum Tode zu verdammen!" sagte der Fleischhauer, welcher einige Augenblicke sich besonnen. „Ich berufe mich auf meine Rechte und Freiheiten als Genter Bürger."

„Ihr seid früher zum Tode verurtheilt worden des Antheils halber, den Ihr an dem Aufstande der Cressers (den berüchtigten Genter Unruhen unter Karl V.) genommen habt; Eure

Digitized by Google

Hinrichtung ist zwar bisher unterblieben, aber Ihr habt keinen Akt aufzuweisen, der Eure Begnadigung feierlich ausspräche. Binnen einer Viertelstunde werdet Ihr am Galgen hängen, gleich den andern Cressers; empfehlet Eure Seele Gott."

„Kann ich mein Leben nicht durch eine starke Geldbuße erkaufen?" frug Meister Dickjen.

„Die Güter der zum Tode Verurtheilten fallen dem Staate anheim."

„Nun, so gebe man mir einen letzten Krug Bier und schicke nach einem Pfaffen!" fügte er mit einer erheuchelten Kaltblütigkeit hinzu, der aber die leichenblasse Farbe seiner Wangen widersprach.

„Ihr könnt Euer Leben noch retten, aber nur unter einer Bedingung."

„Und die ist?" frug Meister Dickjen hastig.

„Schreibt unter dieses Papier, ohne die Bedingungen, die es enthält, zu lesen, folgende Worte: „Ich gehe die obenstehenden Verpflichtungen freiwillig ein und mache mich verbindlich, sie als gültige und rechtskräftige, ohne alle Einschränkungen und allen Widerspruch zu halten."

„Ich werde nichts unterzeichnen, ohne zu wissen, was ich verspreche."

„Unsere Unterhaltung hat schon zu lange gedauert. Rufe Jemand den Priester und benachrichtige den Scharfrichter . . . Auch schafft dieses arme, schwache Mädchen hier in ein benachbartes Zimmer; sie wird mit Gottes Hilfe bald wieder zu ihrem Bewußtsein kommen."

Der Greis verließ das Zimmer, und bald trat ein Priester zu dem Fleischermeister ein.

„Mein Sohn," sagte er, „bereuet Eure Sünden und denkt an die Ewigkeit, der Ihr nahe steht. Ihr habt Eure Hände in Blut getaucht, und so muß Gottes Wort an Euch erfüllt werden: „Wehe dem, dessen Hände blutbefleckt sind!"

„Ich möchte gern ein letztes Wort mit meinen Söhnen sprechen!" sagte Meister Dickjen, dessen Schreck immer sichtbarer ward.

„Sie sind mit dem Heile ihrer Seele beschäftigt, und ich beschwöre Euch, mein Sohn, thut wie sie und denkt an die Eure; beschäftigt Euch nicht mehr mit den Dingen dieser Welt, sondern wendet Eure Gedanken auf den Tod und die Ewigkeit, die gar nahe an Euch herantreten."

„Wißt Ihr nicht, was die Urkunde enthält, deren Unterzeichnung man mir zumuthet?"

Ich weiß nichts davon; überdem ist es auch zu spät, daran zu denken, da Ihr Eure Unterschrift verweigert habt. Mein Sohn, im Namen Jesu Christi, geht in Euch und bereuet."

In diesem Augenblicke erschien der Henker, der ein großes Packet Stricke unterm Arme trug.

„Meister Dickjen," sagte er, „erlaubt mir, daß ich Euch vor Euerm Tode um Verzeihung bitte für den Tod, den ich Euch anthun werde; aber ich muß die Pflichten erfüllen, die mein Amt mir auferlegt."

„Meister Jans," antwortete der Andere mit gedämpfter Stimme, „ich gebe Dir tausend Goldstücke, wenn Du den Fleischern die Kunde von meinem nahen Tode willst zukommen lassen, damit ich wenigstens den Trost habe, von meinen Zunftgenossen Abschied nehmen zu können."

„Ja doch, damit sie am Fuße des Galgens ihre Messer spielen lassen und Euch zu befreien versuchen. Geht mir, Meister; das ist kein Gedanke, wie er einem guten Christen in einem so feierlichen Augenblicke geziemt! Wenn ich thäte, was Ihr mir da zumuthet, so würde

Digitized by Google

es gar nicht lange dauern, bis mein erster Gehilfe an mir selbst die Verrichtung vollzöge, zu der ich jetzt bei Euch berufen bin."

„Nein ich will ja Alles unterzeichnen, was man von mir verlangt, mein Vater. Ich beschwöre Euch, geht hin und sagt, daß ich bereit, zu gehorchen, daß ich allen Bedingungen mich unterwerfen will, welcher Art sie auch sein mögen."

„Ich will Euerm Wunsche nachgeben, obgleich ich kaum auf einen glücklichen Erfolg meines Ganges rechne. Gott weiß, ob es mir möglich sein wird, bis zu Demjenigen zu bringen, von dem Euer Loos allein abhängt."

„Sputet Euch," sagte der Scharfrichter; „denn hört, eben schlägt es zwei Uhr des Morgens, und spätestens in einer Viertelstunde muß Alles abgethan sein, damit keine Unruhen von Seiten der Bürger entstehen können."

Wir brauchen unsern Lesern wohl nicht erst den peinlichen, qual- und angstvollen Zustand des Meister Fleischhauer während der Abwesenheit seines Beichtigers zu beschreiben. Endlich kehrte letzterer in Begleitung des Greises zurück, dessen Gesichtszüge, unbarmherziger als je, höhnischen, scharfen Spott ausdrückten.

„Haha Meister!" sagte er mit hämischem Ausdruck: „Seid doch sonst ein Mensch, der mit anderer Leute Leben so geringschätzig umgeht, bei Gott, und jetzt verzieht die Furcht vor dem Strange Euch gar garstig das Gesicht und haben Eure dicken rothen Backen gar sehr eine bleiche Farbe angenommen! Nun schreibt und unterzeichnet! — Gut so. Ihr werdet jetzt mein Gefangener bleiben, bis ich es für gut finden werde, Euch aus Eurer Haft zu entlassen. Und — schärft dies Eurem Gedächtnisse ein — der geringste Versuch zu einer Entweichung oder zu einer Mittheilung nach Außen wäre ein unfehlbares Zeichen, daß Ihr unsern Vertrag gebrochen — und wäre zugleich das Signal zur Rückkehr dieses Mannes!" fügte der Greis hinzu, indem er auf den fortgehenden Henker wies. „Nun schlaft ruhig, wenn Gewissensbisse und Furcht es Euch gestatten. Man wird Euch sogleich in das Gemach bringen, das für Euch bestimmt ist."

Ein bis an die Zähne bewaffneter Soldat holte in der That bald darauf Meister Dicksen ab und führte ihn in ein kleines Kämmerlein, in dem sich ein Bett befand. Die Fenster, die nach einem Hofe zu gingen, waren von innen und außen mit starken eisernen Stäben vergittert. Der Fleischer, der sich vergebens auf's Bett geworfen hatte und seinen frühern Schlaf herbeisehnte, hörte unabläßig den dröhnenden Schritt zweier Schildwachen, die vor der Thür seines Gefängnisses auf und ab gingen.

3. Des Versprechens Erfüllung.

Man wird es uns gern glauben, daß der Oberälteste der Fleischerzunft sich in dem Zustande, in dem wir ihn am Schlusse des vorigen Kapitels gelassen haben, weder frei von aller Besorgniß, noch irgendwie behaglich fand. Je mehr Stunden verflossen, ohne daß seine Befreiung herankam, desto größer ward seine Unruhe, so daß er eine nicht geringe Freude empfand, als er endlich die äußern Riegel zurückziehen und den Schlüssel im Thürschlosse sich umdrehen hörte. Bald aber verwandelte sich diese Freude in einen noch größern Schrecken, als er in der eintretenden Person niemand Andern als den Scharfrichter erkannte.

„Meister, sagte dieser, der sich boshafter Weise an dem Entsetzen des Fleischhauers nicht wenig zu weiden schien, „ich komme, um Euch die Willensmeinung eines gewissen Jemand, den

Ihr wohl kennnt, zu überbringen, und Ihr könnt aus der bloßen Wahl des Boten leicht schließen, daß, wenn Ihr den Willen übertretet, meine Hände mit Euerm Halse in genauere Bekanntschaft kommen werden, und daß ich alsdann die Ehre haben werde, Euch das hänfene Ordensband des heiligen Strickus umzulegen. Der Bewußte nun, der mich zu Euch sendet, läßt Euch hiermit zu wissen thun, daß, so Ihr irgend einer lebendigen Seele offenbaret, wer er sei, oder auch zu verstehen gebet, daß Ihr es wisset, Ihr Euch bereit halten könnt, Euer letztes Gebet zu verrichten. Jetzt ist es Euch nun erlaubt, gerade nach Eurer Wohnung Euch zu begeben, wo weitere Befehle Eurer warten."

Der Fleischermeister ließ sich besonders den letzten Theil dieses Befehles nicht zwei Mal sagen, sondern gehorchte auf's Schleunigste, indem er trotz seiner Wohlbeleibtheit die Treppe hinuntersprang. Als er zu dem kleinen Pförtchen hinausgelassen worden war, athmete er lange und athmete er drei bis vier Mal mit aller Kraft seiner gewaltigen Lungen; denn es war seit gestern Abend das erste Mal, daß er frei Luft zu schöpfen vermochte. Darauf schlug er befohlenermaßen den Weg nach seinem Hause ein, und dort sah er, zu seinem großen Erstaunen, seine Diener und Gesellen damit beschäftigt, die Façade seines Hauses mit grünen Zweigen, bunten Bändern und Blumenguirlanden zu schmücken, während die Zunftglieder seiner Innung, in ihren schönsten Festkleidern, sich in bester Ordnung in doppelten Reihen aufstellten.

„Ei, ei," rief man ihm von allen Seiten zu, „wie? seid Ihr noch im Morgenanzug und die Stunde der Feierlichkeit wird sofort schlagen! Wie geht das bei Euch zu, der Ihr sonst so pünktlich seid?"

„Die Feierlichkeit?" wollte der Fleischermeister fragen. Aber das Wort erstarb auf seinen Lippen, als er unter der neugierig zusehenden Menge den Henker gewahr wurde, der das Pergament, zu dessen Unterzeichnung der Greis in der verflossenen Nacht den Meister Dicksen bewogen hatte, hoch in die Höhe hielt. Er beeilte sich daher, nur folgende Antwort zu geben: „Ich werde in einigen Minuten bereit sein."

Hierauf trat er in seine Wohnung ein, um sein bestes Feierkleid anzulegen und wo möglich herauszubringen, was man eigentlich von ihm verlange; aber er konnte nichts erfahren. Sobald er daher seinen festlichen Anzug beendet hatte, trat er hinaus und nahm den ihm gebührenden Platz in dem Festzuge ein, der sich sofort in Bewegung setzte. Der ehrenwerthe Meister, der im Traum zu sein glaubte, frug ganz leise seinen Altgesellen, der dicht hinter ihm ging: „Pitter, sag' mir, wo wir hingehen."

Statt aller Antwort lachte Pitter hell auf, und als der Meister unwillig seine Frage wiederholte, entgegnete er: „Ihr wollt Euch wohl einen Scherz mit mir machen, Meister?"

„Sprich, ich befehle es Dir! Wer hat Euch geheißen, mein Haus mit Zweigen und Blumen zu verzieren?"

„Ein alter Mann, der auf Euern Befehl kam und der es, beim heiligen Andreas, wohl verstand, sich Gehorsam zu verschaffen. Hattet Ihr ihn etwa nicht abgesandt?"

„Freilich!" antwortete rasch der Fleischer, der einem Blicke des aufmerksamen Scharfrichters begegnet war und ihn das fatale Pergament in der Luft schwenken sah. „Aber was hat er Euch für Gründe für diese festlichen Vorbereitungen angegeben?"

„Was für Gründe? Mein Gott, der Ort, wohin wir uns begeben, ist wohl Grundes genug. Meister, Ihr wollt auf meine Kosten lachen!"

Digitized by Google

„Wo gehen wir denn aber hin?“ brummte Meister Beemans wüthend.

„Seht, die Spitze des Festzuges steigt schon die ersten Stufen der St. Baronskirche hinauf und die Geistlichkeit steht unter der Eingangspforte zu unserm Empfange bereit.“

Hier ward der Geselle in seinen Erklärungen und der Meister in seinen Fragen durch ein lautes Geschrei der fröhlichen, hutschwenkenden Menge unterbrochen, die aus lauter Kehle Vivat! rief; ein Geschrei, in das der Erstere bald kräftig mit einstimmte, da er nicht der Einzige sein wollte, der die allgemeine Freude nicht theilte.

(Fortsetzung folgt.)

Das Herzchen.

Launige Erzählung von R. v. Moscherosch.

(Schluß.)

Mein Vater nahm eine Laterne und ging auf Komberg's Gut hinüber, um diesen abzuholen. Ich kleidete mich an, und als sie kamen, führte ich beide nach der Stelle, wo wir, wie ich überzeugt war, irgend Jemand todt oder im Sterben finden mußten. Das Heulen des Hundes, der uns vorangelaufen war, erfüllte uns Alle mit einem wehmüthigen, feierlichen Vorgefühl. Als wir in die Nähe der Grenze unseres Gutes kamen, das dicht an der Landstraße aufhörte, sahen wir ein Pferd auf derselben stehen und erkannten beim Näherkommen in jenem unsern Musti. Neben ihm lag ein Mann am Boden; mein Vater beugte sich über ihn herab, um ihn zu untersuchen und sagte: „Ich glaube er ist todt.“ Die Stallhalfter war an seinen Arm geschnallt und er war an beiden Armen und Beinen entsetzlich zerbissen und hatte sich verblutet. Mein Vater und Walter hoben ihn auf, legten ihn auf den Rücken des nun ganz gelehrigen Musti, weil sie glaubten, daß er vielleicht nur ohnmächtig sei und brachten ihn nach unserem Hause; aber er war schon ganz todt. Es ergab sich, daß es derselbe Dieb war, welcher Musti schon einmal gestohlen hatte, und erst vor drei Tagen aus dem Arbeitshause entlassen worden war. Nach Erledigung der nöthigen Förmlichkeiten wurde der Verunglückte begraben; Musti aber passirte niemals wieder die Stelle, wo er seinen Räuber umgebracht hatte, ohne von einem heftigen Schaudern und Zittern befallen zu werden.

Dieser entsetzliche nächtliche Auftritt hatte mich so sehr erschüttert, daß ich davon erkrankte. Ich glaube, ich war ganz besinnungslos und hatte eine Art Hirnentzündung, die noch sehr verschlimmert wurde, als Frau von Kelheim kam und mich besuchen wollte. Als ich wieder genas und zwar ziemlich wohl, aber noch sehr schwach war, befand ich mich eines Tags mit Walter Komberg allein. Ich blickte ihn an und dachte bei mir selbst, wie edel und schön er war, und dann dachte ich an Frau von Kelheim und an ihre Schönheit, und fragte ihn: „Onkel Walter, hat Frau von Kelheim den Musti schon geritten?“

„Liebe Agnes,“ erwiderte er beinahe ungeduldig, „wenn Du mir einen Gefallen thun willst, so mußt Du mich nie wieder Onkel Walter nennen!“ Und er zog die Stirne in finstere

Digitized by Google

Runzeln, die ihre seltene Schönheit sehr beeinträchtigten. Ich erglühte tief, äußerte aber kein Wort. „Ich bitte Dich, liebe Agnes," fuhr er mit eindringlicher Bitte fort; „nenne mich nie wieder Onkel!"

Ein unbeschreibliches Wonnegefühl durchbebte mein Herz und errötend und lächelnd erwiderte ich: „Warum sollte ich Dich nicht Onkel und Frau von Kelheim Tante nennen, wenn sie einmal Deine Frau ist?"

„Meine Frau!" rief er heftig; „ich werde niemals heirathen, wenn meine kleine Agnes nicht meine Frau werden will!"

„Bah! Du würdest doch eine kleine Hexe nicht heirathen," rief ich.

„Und Du würdest Deinen alten Junggesellen nicht heirathen, der beinahe Dein Vater sein könnte!" sagte er.

Ich wollte eben sagen: wer weiß, ob ich es nicht thun würde? Aber ich unterdrückte diese Frage und äußerte: „Ich bin ein solch' seltsames Geschöpf und allen andern Mädchen so unähnlich, daß Du nie ernstlich gewillt sein könntest, mich zu Deiner Frau zu nehmen."

„Ernstlich gewillt?" rief Walter; „ich würde alle Schätze der Welt darum geben, Dich mein Weibchen nennen zu dürfen, wenn Du auch ein Herchen bist. Willst Du es zukünftig unterlassen, mich Onkel Walter zu nennen und mein Weibchen werden, Agnes, mein Herzchen, mein süßer kleiner Liebling?"

Ich saß neben ihm in meiner Schwäche; er schlang den Arm sachte um meine Taille, mein Kopf sank an seinen Busen, er drückte mich in einer glühenden Umarmung an sich und flüsterte: „Mein auf ewig!" und ich legte meine Hand um seinen Hals und antwortete ebenfalls: „Mein auf ewig!"

* * *

Mufti ist heute neunzehn Jahre alt und meine älteste Tochter zehn. Sie ist ein liebliches Mädchen, mehr ihrem Vater ähnlich als mir, und zu meiner großen Freude in keiner Weise wunderlich oder ein Sonderling, außer darin, daß sie eine wilde Hummel ist und von Gesundheit und Kraft strotzt, was allerdings in diesen Tagen gelehrter Mädchen-Akademieen und bleicher Mädchen für ungewöhnlich gelten kann. Eines aber ist gewiß und für mich ein großer Trost, nämlich, daß sie zwar ein Kind von gutem Verstand und trefflichen Fähigkeiten für sittliche und geistige Vervollkommung ist, aber niemals ein Herchen genannt wird.

Digitized by Google

Deutsche Trias.

Dem deutschen Volke gewidmet von Dr. Heinr. Bölzl.

Componirt von Heinr. Reed, Musikdirektor in Frankfurt.

Vorgetragen beim Sängercongreß in Coburg.

Notenspiel der Diplomaten,
Weg mit Dir! Wir wollen Thaten,
Für das Zweifeln und Erwägen
Schwerterklang und Kugelregen;
Denn im Geiste, der erwacht',
Liegt des deutschen Volkes Macht.

Klingt das Lied vom Vaterlande
Schlingen fester sich die Bande.
Wie die Herzen lauter schlagen,
Fühlt sich auch der Geist getragen,
Und in Herrlichkeit und Pracht
Seht vor uns des Reiches Macht.

Mit des Adlers Auge spähen
Nach den Thälern, Bergen, Seen
Unsre Schützen und die Schaaren,
Die die wilde Jagd einst waren,
Schirmen ihr geweihtes Haupt
Todesmuthig, eichbelaubt.

Was begeistert uns in Liedern,
Regt sich in der Turner Gliedern,
Gibt zu jedem großen Werke
Ihnen Lust und Muth und Stärke.
Eine Jugend so gestählt
Fürchtet keinen Feind der Welt!

Darum Sänger, Turner, Schützen,
Seid des Vaterlandes Stützen!
Eurer Dreimacht Allverbauen,
Helft das Werk der Einheit bauen,
Schirmt in Liebe, Hand in Hand,
Unser deutsches Vaterland!

Ein Fuchs als Bettgeher. Ein französisches Provinzblatt erzählt ein nettes Stückchen von einem Fuchse, das wir in der gegenwärtigen Jagdzeit allen Verehrern des edlen Waidwerkes zum Besten geben wollen. In einer Stube des Erdgeschosses eines Bauernhofes schliefen der Eigenthümer desselben und ein Vetter von ihm. Ersterer schnarchte bereits ganz gemüthlich in seinem Bette, auch der Vetter löschte um 11 Uhr sein Licht aus und setzte, wie allabendlich vor dem Schlafengehen, die Hauskatze vor die Thür. In diesem Augenblicke begab sich auch der Knecht des Hofes durch die nach dem Garten führende Hinterthür des Gemaches zu seiner Schlafstelle. Da fuhr durch die halbgeöffnete Thür eine Henne, ängstlich gackernd, in die Stube und hinter ihr ein sie verfolgendes Thier. Der Vetter glaubte, es wäre die Hauskatze, die sich diesen Bruch des häuslichen Friedens zu schulden kommen ließe und wollte sie durch einen Fußtritt wieder hinausjagen. Das Thier aber ließ sich nicht abschrecken nnd stürzte, wie im Zwielichte leicht zu bemerken, von neuem auf die Henne los. Jetzt ergriff er das Thier mit den Händen, aber es entschlüpfte und der junge Mann schrie wie besessen: „Ein Fuchs! Ein Fuchs!“ Der Hausherr springt kerzengerade aus dem Bette und ergreift die Flinte, die über demselben hängt, der Vetter schlägt Licht an, aber Meister Reinecke ist verschwunden. Man durchsucht alle Winkel, umsonst, endlich erspäht man ihn im Bette des Hausherrn, ganz warm und comfortable gelagert, den Leib unter der Decke verborgen, Vorderpfoten und Schnauze zierlich auf das Kissen gelegt, seine beiden Gegner verschmitzt anschauend. Aus diesem Lager war das Thier weder auszuräuchern, noch es darauf zu ergreifen, wollte man nicht die Schärfe seines Gebisses kosten; der Hausherr war also gezwungen, von seiner Schießwaffe Gebrauch zu machen und dem Fuchs zu Liebe seinen Federkopfpolster zu opfern. Tags darauf kamen sämmtliche Dorfbewohner in Prozession einhergezogen, sowohl um die originelle Jagdbeute, als auch das von Schrotten durchlöcherte Kissen zu besehen und weiblich über das seltsame Abenteuer zu plaudern.

„Während der Schlacht bei Solferino,“ so erzählte ein prahlerischer Zuave, „erhielt ich eine Kugel in den Arm; ich hatte Geistesgegenwart genug, sie wieder herauszuziehen, in meine Büchse zu laden und den Feind damit zu erschießen, der sie mir gesandt hatte.“ „O das ist gar nichts,“ versetzte ein Baltizeur; „ich zerbiß jede Kugel, die mich traf, in zwei Theile, und da mich zwanzig trafen, so habe ich damit vierzig Feinde erlegt.“

Redaktion, Eigenthum, Druck und Verlag von J. F. Rietsch in Landshut.

Digitized by Google

Nro. 43. VIII. Jahrg.

Die

Plauderstube.

Eine Sonntagsausgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 26. Oktober 1862.

Drei Mal um Mitternacht.

Historische Novelle.

3. Des Versprechens Erfüllung.

(Fortsetzung.)

So trat also Meister Dickfen in die Kirche, ohne daß er im Mindesten wußte, was er da thun sollte, und überließ sich demzufolge tausend einander kreuzenden und schnurstracks entgegenlaufenden Vermuthungen. Die Geistlichkeit führte ihn feierlichst bis in das Chor, nahe an den Hochaltar, wo unser ehrenwerther Bürger auf einem Sammtsessel Platz nahm, um den herum sich fünf ähnliche befanden. Plötzlich begann die Orgel zu spielen, die Trompeter der Innung bliesen einen lauten, schmetternden Tusch, und man sah von der rechten Seite Stina im Brautkleide, von ihren beiden Brüdern geführt, eintreten, während von der entgegengesetzten Thür her Frau Gertrude, auf den Arm ihres Sohnes gelehnt, nach dem Altare zuschritt. Meister Dickfen glaubte, er versinke in die Erde.

„Lohnte wahrlich auch nicht der Mühe, ihn gestern todtzuschlagen, um ihn heute mit Stina zu verheirathen!“ sagte der älteste von Beemans Söhnen leise zu seinem Vater, indem er ihm einen kleinen Koffer überreichte. „Das hat mir,“ fuhr er fort, „der Greis der letzten Nacht für Euch zugesteckt, nachdem er mir, wie meinem Bruder, einen leiblichen Eid abgenommen hatte, daß wir ewiges unverbrüchliches Stillschweigen über die Ereignisse der letzten Nacht bewahren würden.“

Der Fleischer öffnete den Koffer; er fand darin an die zehntausend Goldstücke und obenauf zwei reiche Brautringe für die beiden jungen Gatten.

Nun, dachte er bei sich selbst, das fängt an, eine minder üble Wendung zu nehmen. Hätte der verwünschte Alte seinem Schützling gestern diese Aussteuer gegeben, er hätte wahrlich ihm und auch mir viel Angst erspart. „Nun, mein lieber Joos,“ sagte er darauf mit lauter Stimme, „kommt mich zu umarmen und laßt mich Euch, als meinem Sohne, meinen väterlichen Segen ertheilen, ehe die Kirche durch ihren heiligen Segen Eure Ehe einweiht.“

Digitized by Google

Joos kniete vor Meister Dicksen nieder, der ihn aufhob und an seine Brust drückte, wobei er dem jungen Manne leise ins Ohr raunte: „Nicht wahr, die Vergangenheit ist vergessen und vergeben?“

„Ich werde Euch stets wie meinen wirklichen Vater ehren und lieben!“ entgegnete laut der Bräutigam.

Neue Vivats erschollen aus dem Munde der Umstehenden; Frau Gertrude wischte sich die Augen und Stina vergoß reichliche Freudenthränen, als sie zwischen ihrem Vater und Joos eine so herzliche Eintracht herrschen sah. So war denn die Heirathsceremonie vollendet, ohne daß sich irgend ein Vorfall von Bedeutung ereignet hätte.

Als der Festzug die Kirche verließ, begab er sich nach dem Innungshaus der Fleischhauerzunft; dort fand sich ein Bankett vorbereitet, das, obgleich eiligst improvisirt, darum nicht minder einladend aussah und einen dem Stande des Bräutigams angemessenen Prunk und Aufwand entfaltete. Die vorzüglichsten Personen der Gesellschaft umringten das Haupt der Innung und wünschten ihm Glück, wobei sie nicht unterließen, ihm ihr Erstaunen wegen der Ueberraschung auszudrücken, die er ihnen bereitet hatte. Meister Dicksen antwortete ihnen mit einer jetzt durchaus ungezwungenen Heiterkeit, daß man von Herzenssachen selbst seinen besten Freunden nicht eher etwas sagen dürfe, als bis Alles abgemacht sei. Darauf trat er zu seinem Schwiegersohne, der, die Hände der geliebten Stina in den seinigen haltend, nicht müde werden konnte, sich an ihrem Anblicke zu erfreuen und ihr wiederholte Versicherungen seiner zärtlichen Liebe zu geben.

„Kaum wage ich es, an mein Glück zu glauben!“ sagte Joos zu seinem Schwiegervater. „Es gibt Augenblicke, wo es mir vorkommt, als spiele ein neckischer Traum mit mir. Wer ist aber dieser Unbekannte, dem ich das Leben verdanke und der mein ganzes Geschick wie durch einen mächtigen Zauberspruch umgewandelt hat? Kennt Ihr ihn etwa lieber Schwäher? Wie hat er Euch bewogen, mir Stina's Hand zu bewilligen? — Heute Morgen, als ich erwachte, fiel mein erster Blick auf den Greis, der nebst meiner Mutter und Stina an meinem Bette stand. „Meister Dicksen erwartet Dich zu St. Baron am Altare,“ sagte er; „lebe wohl!“ und so verschwand er. Darauf kamen Eure beiden Söhne, um ihre Schwester abzuholen, und ich kleidete mich mit diesen prachtvollen Gewändern an, die ich vor meinem Bette sorgfältig vorbereitet fand. Warum kann ich meinem Wohlthäter nicht meinen Dank abstatten? Weßhalb entzieht er sich meiner Erkenntlichkeit?“

„Um so mehr, da er Dir eine Aussteuer von zehntausend Goldstücken gegeben hat!“ antwortete der Fleischhauer, dem durchaus nichts daran gelegen war, seinem Schwiegersohne die Mittel zu erzählen, deren sich der Greis bedient hatte, um ihn zur Einwilligung in diese Verbindung seiner Tochter zu bewegen.

„Aber wer ist diese geheimnißvolle Person? Wißt Ihr es?“

„Ich? Keineswegs; aber er hat Dich reichlich ausgestattet, somit waren alle Hindernisse, die Deiner Heirath im Wege standen, gehoben und die Heirath ist vor sich gegangen; das ist alles, was ich weiß.“

„Zu Tische! Zu Tische!“ riefen die Brautführer dazwischen. Die Musik ertönte laut und freudig, und Jedermann setzte sich an den ihm bestimmten Platz; denn bei den Hochzeiten damals herrschenden Brauch zufolge sagten die beiden jungen Eheleute, die auf Ehrensesseln neben einander saßen, laut das Benedicite her, worauf man dann aß und trank und sich ergötzte bis

Digitized by Google

acht Uhr Abends, zu welcher Stunde man auseinander ging, indem man Lieder zu Ehren und Preis des mächtigen Fleischergewerkes sang.

Für Joos aber war dieser Tag der Ueberraschungen noch nicht zu Ende. Als er seine junge Gattin in das Wohnhaus seiner Mutter Gertrude brachte, fanden sie nicht allein auch dieses Haus von außen festlich mit Blumen und Laub verziert, sondern sie sahen auch auf den Tischen und Schränken ihres Zimmers ein reiches silbernes Tafelgeschirr prunken. Kostbare Wollen- und Seidenstoffe, die für den Anzug der jungen Frau bestimmt waren, bezeichneten vollends noch die Freigebigkeit des Unbekannten. Meister Dicksen übergab seinem Schwiegersohne den Koffer mit den zehntausend Goldstücken und zog sich sodann in Gesellschaft des Priesters, der über das Ehebett seinen Segen gesprochen hatte, zurück.

Dem Anscheine nach gab es jetzt sicherlich auf Erden keinen glücklichern Menschen, als Joos Claes! Trotzdem schien er zuweilen, wie früher, von düstern Gedanken gepeinigt und einer geheimen Traurigkeit anheimgefallen zu sein. Diese Symptome traten immer deutlicher hervor, je näher das Ende des Monats kam, und in den ersten Tagen des Juli war seine Unruhe so sichtbar, daß sie selbst den mindest scharfblickenden Augen nicht entgehen konnte. Wenn ihn Stina, mit Thränen in ihren süßen Augen, fragte, was ihn so traurig machen könne und was ihm zu seinem Glücke noch fehle, schloß er sie krampfhaft fest in seine Arme und antwortete, er sei der glücklichste unter allen Menschen. Klopfte es unvermuthet an die Thür an, so fuhr er erschreckt zusammen, als bedrohe ihn irgend eine Gefahr, die jeden Augenblick hereinbrechen könne, und es schien, als ob er mit jedem Tage oder jeder Nacht ein schweres Unglück erwarte. Gab er zuweilen dennoch sich dem Schlummer hin, so geschah es, um bald wieder vor Schrecken aus dem Schlafe aufzufahren und mit Blicken voll innerer Angst um sich her zu schauen. Er verbrachte ganze Tage damit, daß er vor dem Kruzifix seines Schlafzimmers betete und weinte; er umarmte seine Frau häufig, drückte seiner Mutter die Hände und beschwor beide flehentlich, sich keinen Augenblick von ihm zu entfernen, antwortete aber auf alle Fragen nur durch schwere Seufzer.

So ging der erste Monat nach seiner Hochzeit hin. Als aber der letzte Tag desselben verflossen war, schien er wieder zu einiger Hoffnung aufzuleben. Am Tage darauf ward er sogar wieder ein wenig heiter, und am Ende der Woche schien er seiner Last gänzlich entledigt und zeigte sich fröhlicher, als er jemals vor seiner Heirath gewesen war. Alles in seiner Wohnung bekam ein freudiges, glückliches Aussehen, das nur geeignet war, Jedermann Neid einzuflößen. Joos arbeitete den ganzen Tag an seiner Drehbank; des Abends machte er dann mit seiner Frau einen Spaziergang und sie plauderten von tausend Plänen — denn die schöne Stina sah schon, daß sie Hoffnung habe, in einer nicht fernern Zukunft, als sich erwarten ließ, Mutter zu werden. Mutter! Ein kleiner Engel von Milch und Blut, den sie würden auf ihren Knieen wiegen, um die Wette lieben und liebkosen, gemeinschaftlich erziehen können! Welch' reichen Lohn sandte ihnen Gott für die Leiden, mit denen er sie vorher heimgesucht!"

„Es gibt Augenblicke," sagte die junge Frau, „wo ich in Versuchung gerathe, zu glauben: wir verdanken unser Glück einem himmlischen Wunder und unser geheimnißvoller Unbekannter sei ein vom Himmel herniedergestiegener Heiliger, den Gott gesandt hat, unserm Kummer ein Ende zu machen. Und doch, wenn ich wieder an die schreckliche Scene mich erinnere, welche unter meinen Augen vorgegangen ist, und an die Drohungen, welche an meinen Vater gerichtet wurden . . ."

Digitized by Google

„Laß uns hiervon nicht wieder sprechen," unterbrach sie Joos, den es an allen Gliedern eiskalt überlief, „laß uns von etwas Anderm reden, Stina."

Und er versank in seine düsteren Träumereien, ohne daß die süßen Liebkosungen seiner Frau und ihre fröhlichen Stichcleien seine Stirn erheitern und die darauf sich anhäufenden Wolken sich zu zerstreuen vermochten. — Dieser Rückfall dauerte jedoch nur kurze Zeit, denn bald schien Joos wieder vollkommen beruhigt zu sein und er war selbst der Erste, der zu fröhlichen Wechselreden, heitern Scherzen und tändelnden Spielen das Zeichen gab.

Es war am Abend des neunten Septembertages, also gerade drei Monate nach ihrem Hochzeitstage, als Stina, die sich an diesem Tage ein wenig leidend befand, auf den Knieen ihres Gatten saß und ihr Haupt in süß schmachtender Stellung an die Schulter desselben gelehnt hielt. Frau Gertrude ging geschäftig im Zimmer hin und her und traf die Vorbereitungen zum Abendmahle; denn um keinen Preis der Welt hätte sie zugeben mögen, daß ihre Schwiegertochter, deren weiße und zarte Händchen sie nicht genug bewundern konnte, sich dieselben durch Beschäftigung mit der Küche und Berührung der rohern Hausgeräthschaften verderbe. Von Zeit zu Zeit blieb sie mit freudiger Bewunderung vor der reizenden Gruppe stehen und warf ihr ein Lächeln voll Herzensgüte oder einen Blick der liebendsten Theilnahme zu; sodann hatte sie zu ihren Beschäftigungen zurück, die hauptsächlich darin bestanden, das Speisegeschirr auf den Eßtischen anzuordnen und dafür zu sorgen, daß ein schmackhafter, duftender Gänsebraten, der an dem Feuer des Kamins langsam eine schöne goldbraune Farbe annahm, nicht verbrenne.

Da trat ganz plötzlich Jemand in die nach der Straße sich öffnende Werkstätte und aus dieser ohne weitere Anfrage in das Wohnzimmer, in dem sich die beiden jungen Gatten befanden. Joos stieß einen Schrei des Entsetzens aus, und auch Stina füllte sich nicht eben ruhiger, denn beide hatten in dem Eingetretenen sofort den geheimnißvollen Greis erkannt.

„Ein seltsames Willkommen, das Ihr Demjenigen bietet, dem Ihr Euer Leben und Glück verdanket!" sagte er mit tieftraurigem Tone. „Ich täuschte mich also nicht, als ich alle Menschen für undankbar hielt, und hatte nur Unrecht, als ich glaubte, Du seiest etwas besser als die Andern! — Lebet wohl, Meister Joos! möge Gott Euch Eure Undankbarkeit verzeihen, wie ich sie Euch verzeihe!"

Joos eilte auf ihn zu und hielt ihn an, als er schon im Begriffe stand, auf die Straße zu treten, und brachte ihn ins Wohnzimmer zurück.

„Nein, mein theurer Wohlthäter," rief er, „nein, ich werde nicht undankbar gegen Euch sein; ich werde Denjenigen, dem ich Alles verdanke, nicht wie ein treuloser Verräther im Stiche lassen. — Lebe wohl, liebe Mutter, lebe wohl, Stina mein! Ich muß ihm folgen. Möge Euch Gott während meiner Abwesenheit segnen und uns eines Tages glücklich wieder vereinigen!"

Bei diesen Worten brachen die Thränen des Meisters und seiner Frau in lautes Schluchzen und Weinen aus. Der Greis betrachtete sie eine Weile stillschweigend.

„Lebt wohl!" wiederholte er. „Was liegt daran, daß ich allein und verlassen auf der Welt bleibe, ohne daß ich das Glück habe, eine wahre, getreue Zuneigung um mich zu haben! Diese Tröstungen meines traurigen Greisenalters würden Euch zu theuer zu stehen kommen, als daß ich sie verlangen sollte. Lebt wohl."

Es lag in dem Tone, mit dem der Unbekannte diese Worte aussprach, eine so tiefe Niedergeschlagenheit, daß Stina selbst sich von Mitleid mit diesem Unglücklichen erfüllt fühlte.

Digitized by Google

„Joos," sagte sie in warmem, herzlichen Tone, „Gott bestraft den Undankbaren! Wir verdanken diesem Greise unser Glück, wir müßten daher sehr nichtswürdig sein, wenn wir jetzt Anstand nehmen wollten, es ihm zu opfern. Lebe wohl, mein Vielgeliebter!"

„Das sind Worte, wie ich sie lange nicht so edelmüthig gehört, und wie sie meinem Herzen sehr wohl thun. Ihr seid ein gutes, wackeres Weib. Drum hört: ich führe Joos jetzt mit mir fort, denn ich bedarf seiner Begleitung auf meiner langen Reise, die ich zu unternehmen im Begriffe stehe; sobald ich aber am Ziele derselben angelangt bin, werde ich Euch beide — ich verspreche es Euch heilig — wieder zu vereinigen streben. Tröstet Euch also, denn Eure Trennung wird höchstens einige kurze Monate dauern."

Trotz dieses Versprechens war der Abschied Joos von seiner geliebten Gattin und seiner armen Mutter, wie man sich leicht denken kann, überaus schmerzlich. Sie waren nicht im Stande, sich einander aus den Armen zu reißen; sie weinten und schluchzten in Einem fort bitterlich, und wiederholten einander jene abgebrochenen Worte, wie sie der Verzweiflung eigen sind. Endlich raffte Joos allen seinen Muth zusammen, riß sich gewaltsam los und enteilte flüchtig, wie ein Verbrecher, seinem Hause. Erst als er an das äußerste Ende der Straße gelangt war, hielt er gezwungen inne, um seinen Gefährten zu erwarten, der nur mühsam sich bewegte und bei seinem schleunigen Laufe ihm nicht hätte folgen können. Der Greis führte den Drechsler nun zu einem mit vier Pferden bespannten Reisewagen, der in der Nachbarschaft ihrer harrte. Sie stiegen ein und das Fuhrwerk entführte sie im Galopp. Der Greis schien ganz und gar vergessen zu haben, daß sich Jemand in seiner Nähe befand. Er sprach, bald laut und vernehmlich, bald halb abgebrochene Worte murmelnd, mit sich selbst.

„Mein Gott," sagte er, „ich danke Dir! Du hast mich mit Deiner Kraft gestärkt, daß ich das Opfer bis zum Ende zu vollbringen vermochte. Ich habe nun mit den Dingen dieser Welt völlig gebrochen, ich habe die gebrechlichen Eitelkeiten dieses irdischen Daseins von mir gestoßen! Wie viel Undankbarkeit, wie viel erbärmliche Feigheit rings um mich her! Doch, was liegt daran! Ich gehöre ja nicht mehr dieser Erde an! Fortan will ich mit gen Himmel gerichteten Augen dem Grabe zugehen, das mir ja so nahe ist! Das Grab, mein Gott! mein Gott! Wie eisig kalt durchschauert mich das bloße Wort! Das Grab, mein Gott! Welch' entsetzlich furchtbare Stunde wird die sein, da Du mir von meinem Leben Rechenschaft abfordern wirst! — Herr und Vater, Du wirst mich mit Barmherzigkeit richten; denn Du allein weißt, wie traurige Pflichten mir die verhängnißschwere Sendung auferlegte, zu deren Erfüllung Du mich auserkoren! Ich mußte sie erfüllen, und mehr als einmal habe ich meine Hände, die ich verzweifelt rang, im Gebete zu Dir emporgehoben."

Er bewegte sich bei diesen Worten unruhig hin und her; ein brennendes Fieber schien ihn zu verzehren und er drückte mit krampfhafter Geberde seine kahle und von tiefen Runzeln durchfurchte Stirn heftig in seine Hände.

„Joos," murmelte er endlich, „ich habe Durst, meine Kehle brennt, gib mir zu trinken! in dem Koffer, der zu meinen Füßen steht, wirst Du eine Flasche und einen silbernen Becher finden."

Der junge Mann beeilte sich, diesem Befehle zu gehorchen, und goß in den Becher ein Getränk, das ihm, so weit er es bei dem unsichern Mondlichte zu unterscheiden vermochte, goldfarbig schien. Dem Greis gewährte der Trank einige Erleichterung und gab ihm bald seine Ruhe wieder. Es dauerte nicht lange, so sank er in einen tiefen Schlaf und das Geräusch

Digitized by Google

seines starken und kräftigen Athemholens mischte sich in Kurzem mit einer gewissen Regelmäßigkeit in das Geräusch der Räder und der Stöße, die den Wagen von Zeit zu Zeit erschütterten. Joos versuchte ebenfalls zu schlafen, aber der Schlummer vermochte auch nicht einen Augenblick ihn über seine Abreise zu trösten und ihn den quälenden und beunruhigenden Betrachtungen zu entrücken, die ihn peinigten.

In der That fehlte es dem Drechsler in seiner jetzigen Lage nicht an gerechten Ursachen zu Besorgnissen. Er fand sich an das Geschick eines — daran konnte kein Zweifel obwalten — reichen und mächtigen Mannes gefesselt; aber er kannte nicht einmal den Namen seines Herrn. Sodann unternahm er eine weite Reise, deren Ziel ihm unbekannt, deren Dauer unbeschränkt war. Vergebens rief er sich, um sich zu beruhigen, die Beweise von Freigebigkeit und Theilnahme an seinem Loose ins Gedächtniß zurück, die der Unbekannte ihm so reichlich gegeben hatte; er vermochte trotz alles dessen nicht, sich vollständig seiner Zweifel und Befürchtungen zu entschlagen.

(Fortsetzung folgt.)

Eine moderne Räubergeschichte.

Man schreibt aus Wien: Vor ungefähr vierzehn Tagen erschien beim Polizei-Direktorium der innern Stadt ein anständig gekleideter, aber etwas verstört aussehender junger Mann, der um eine Unterredung mit einem Polizei-Kommissäre ansuchte, da er, von seinem Gewissen gepeinigt, ein Geständniß ablegen wolle. Man gewährt seine Bitte und der junge Mann erzählt, er habe am Tage vorher am Burgplatze der Militärmusik zugehört, als ein eleganter Herr sich mit ihm in ein Gespräch eingelassen und endlich gefragt habe, ob er nicht Muth und Lust besitze, Geld zu verdienen. Der junge Mann, leichtsinnig und beschäftigungslos, bejaht es, und sofort bringt der Fremde noch zwei andere junge Burschen, von der Kategorie des ersten, in dessen Gesellschaft, macht alle drei mit einander bekannt, führt sie dann nach Sechshaus ins Gasthaus „zum Fürstenhof," traktirt sie aufs beste und unternimmt endlich, als sie alle drei schon ziemlich angetrunken, mit ihnen einen Ausflug auf der Westbahn nach L***dorf bei St. Pölten. Dort führt er sie in eine Art Landhaus, das er für sein Eigenthum ausgibt, und läßt sie in einen Saal treten, der schwarz tapeziert und mit Waffen aller Art, Säbeln, Gewehren, Revolvern, geschmückt ist; außerdem finden sich daselbst vollständige Anzüge für Militärs und Beamte, für Gendarmerie-Offiziere und Polizei-Kommissäre. Hier nun eröffnet der geheimnißvolle Führer, selbst noch ein junger Mann, den angeworbenen jungen Burschen, es sey seine Absicht — die Schatzkammer eines benachbarten reichen Klosters auszurauben, und läßt sie schwören, den Plan geheim und bei der Ausführung treu zu ihm zu halten. Dann kehren sie nach Wien zurück.

Digitized by Google

Als der junge Mann, der Sohn eines Bürgers aus der Vorstadt, seinen Schwindel ausgeschlafen, trieb ihn die Angst und das Gewissen zur Polizei, wo er diese Aussage machte, die so unglaublich klang, daß man die Untersuchung des Angebers durch den Hausarzt für nothwendig erkannte, der allerdings eine große Aufregung, aber keine Spur von Geistesstörung zugab. Man schickt zu dem Vater des Burschen; dieser bestätigt, daß sein Sohn die Nacht außer Hause zugebracht, und fast gleichzeitig treten zwei junge Bursche ein, die sich um den Kameraden erkundigen, mit dem sie Tags zuvor eine Landpartie gemacht hätten. Natürlich werden sie sofort zu einer andern Partie in die Spänglergasse verhalten, und dort legen alle zwei ein Geständniß ab, welches mit dem des ersten vollkommen übereinstimmt, mithin die Möglichkeit des Irrsinns vollständig ausschließt. Die Aufgabe, der Person des Fremden sich zu bemächtigen, wird der Polizei wesentlich dadurch erleichtert, daß die drei jungen Raubkandidaten ihre Angaben damit schließen, es sey verabredet, der „Hauptmann," wie sie ihren Chef fortwährend nennen, werde zu bestimmter Zeit am Westbahnhof anlangen und sie abholen. Selbstverständlich wird alles eingeleitet, um eine so interessante Persönlichkeit nicht bei ihrer Ankunft zu übersehen, und kaum hat der „Hauptmann," welcher wirklich zur fixirten Stunde eintrifft, den Waggon verlassen, so wird er auch schon von mehreren Seiten umringt und unter sicherm Geleit zur Stadt gebracht, wo er sofort ein umfassendes Geständniß ablegt.

Nach demselben ist der junge Mann ein Tapezierergeselle aus Bayern, ein für seinen Stand ziemlich gebildeter Arbeiter, der Italienisch, Französisch, Englisch spricht, und sich gewandt zu benehmen weiß. Eine Erbschaft von mehreren tausend Gulden setzte ihn in den Stand, nach Paris und London zu reisen, und in den diversen Genüssen dieser Weltstädte den größeren Theil des Ererbten so rasch wieder wegzubringen, daß der Wunsch, das Deficit zu decken, im Verein mit der Lektüre englischer und französischer Räuberromane endlich den Gedanken in ihm entstehen ließ, mit Hilfe gleichgestimmter Seelen den Klöstern in Oesterreich einen Theil jener Summen abzunehmen, welche todtliegen. Mit dem Rest seines Vermögens begab er sich nach Wien, miethete die Villa in L***dorf, brachte langsam die für sein Unternehmen nöthigen Waffen- und Verkleidungsstücke dahin, und warb Spießgesellen. Seine Absicht war, wie er gestand, als reisender kranker Kavalier in dem Flecken am Fuße des Klosters anzukommen; ein Spießgeselle, als Kammerdiener, hätte sich zu dem Vorstande der ehrwürdigen Brüder verfügt, um diesen, unter dem Vorwande, daß sein todtkranker Gebieter beichten und wichtige Geständnisse über die polnische Revolution ablegen wolle, in das Zimmer des vermeintlichen Kranken zu locken, wo dieser und seine Helfershelfer den alten Herrn mit vorgehaltener Waffe zwingen wollten, eine Ordre für den Prior u. s. w. auszustellen, wornach für die Ueberbringer, welche sich als Gendarmen und Polizeibeamte verkleiden sollten, die sofortige Oeffnung der Schatzkammer, behufs einer behördlich angeordneten Revidirung, anbefohlen wurde. Dieser kindisch-romantische Plan wurde durch den Zufall vereitelt. Das letzte Kapitel dieses modernen Romans dürfte im Verhandlungssaale des Landesgerichts spielen.

Digitized by Google

Mordgeschichte.

Hört Alle an, ihr lieben Leut,
Die schreckliche Begebenheit,
Allhie im Wiesbad ruchbar ward
In jüngst vergangner Gegenwart;
Und großen Anstoß hat erregt
Ein Faß, das nicht viel Gutes hegt.
Hört alle an, ihr lieben Leut,
Die schreckliche Begebenheit.

Nach Mainz, da wollt noch Abends spät,
Wo keine Eisenbahn mehr geht,
Ein Junker von das Militär,
Drum nahm er einen Fiakär,
Weil aus dem Kochbrunnen der Stadt
Er auch nicht viel getrunken hat.
Hört alle an, ihr lieben Leut,
Die schreckliche Begebenheit.

Doch weil der Kutscher nüchtern war,
So denkt der Junker an Gefahr,
Und setzt verkehrt sich auf den Gaul,
Da wo das Pferd nicht hat das Maul,
Dieweil den Lenker vom Gespann
Er so im Aug' behalten kann.
Hört alle an, ihr lieben Leut,
Die schreckliche Begebenheit.

Der Kutscher aber springt vom Bock
Und kriegt den Junker an dem Rock,
Und rief: halt ein! so fährt und reit't
Nur der Minister von der Heydt,
Im preu'ßschen Ministerium!
Und dadurch wirft man Kutschen um.
Hört alle an, ihr lieben Leut,
Die schreckliche Begebenheit.

Jedoch, der Junker lief ihm nach,
Weil er ihn gern noch heut erstach;
Doch ist im Dunklen er gerannt
An einen fremden Gegenstand,
Das war ein Faß, und eines zwar,
Das nicht voll Kölnisch Wasser war.
Hört alle an, ihr lieben Leut,
Die schreckliche Begebenheit.

Und hat dadurch der Reitersmann
An seiner Nas' sich weh gethan.
Und griff deßhalb auch gleich darnach,
Weil die Verletzung außer Frag.
Ein Doktor, der vorübergeht
Hat sie ihm wieder zugenäht.
Hört alle an, ihr lieben Leut,
Die schreckliche Begebenheit.

Und die Moral von der Geschicht;
Setz' dich verkehrt auf Pferde nicht,
Und sieh' auch nicht nach Kutschern blind,
Weil Kutscher keine Hausknecht sind;
Und wenn du dennoch thuest das,
So rennst die Nas' du an ein Faß.
Hört alle an, ihr lieben Leut,
Die schreckliche Begebenheit.

Gasthofrechnungen. Als besonders theuer wird häufig die Schweiz, und zwar mit Unrecht, verschrieen. Es gibt dort allerdings einzelne Orte und luxuriöse Gasthäuser wie in Interlaken, am Genfer See, im Berner Oberland überhaupt; allein man findet dicht neben diesen wieder ganz billige Aufenthaltsorte. Wer so unvernünftig und geschmacklos ist, in dieser großartigen Natur, oder auf einem Berg 8000' über dem Meer Parkthöden, Spiegel in goldenen Rahmen, Pianos, Trüffelpasteten und silberne Theekessel zu verlangen, der mag auch dafür zahlen. Wer es nicht ist, lebt in der Schweiz so billig, ja billiger, als in Deutschland. Auf Rigi-Scheideck z. B., 5100' über dem Meer, das sich wegen seiner schönen Lage und des angenehmen geselligen Tones, der dort herrscht, eines steigenden Besuches erfreut, lebt man zu 5 Fr. (1 1/3 Thlr.) täglich [illegible], wie man es bei uns zu diesem Preise kaum haben kann. Dieselben Preise gelten u. A. in Bönigen am Brienzer See, das nur 1/2 Stunde von dem theueren Interlaken liegt und für Bergbesteigungen und Ausflüge die schönste Gelegenheit bietet.

Im vorigen Jahrhundert, als es noch gebräuchlich war, Damenrollen von Herren spielen zu lassen, wurde in einer deutschen Residenz das Publikum unruhig, weil der Anfang des Stücks zu lange auf sich warten ließ. Der Direktor trat daher vor und sprach: „Meine Herrschaften, das Stück wird gleich beginnen, die Königin läßt sich nur noch rasiren."

Redaktion, Eigenthum, Druck und Verlag von J. F. Rietsch in Landshut.

Digitized by Google

Nro. 44. VIII. Jahrg.

Die

Plauderstube.

Eine Sonntagsausgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 2. November 1862.

Drei Mal um Mitternacht.

Historische Novelle.

3. Des Versprechens Erfüllung.

(Fortsetzung.)

Der Wagen fuhr mehrere Tage hinter einander mit einer damals unerhörten Schnelligkeit und unsere beiden Reisenden gelangten endlich an einen Seehafen. Der Wagen aber hielt nicht in der Stadt, sondern erst an dem Rande der Meeresküste an, wo sich eine Schaluppe befand, die ihrer zu warten schien. Der Greis stieg in Begleitung des Drechslers hinein und bald erreichten sie ein größeres Fahrzeug, das bereit war, unter Segel zu gehen, und das ebenfalls nur sie erharrt zu haben schien. Denn kaum hatten die beiden Reisenden den Fuß auf das Verdeck gesetzt, so gab auch der Befehlshaber das Zeichen, die Anker zu lichten und in See zu stechen. Der Greis nahm seinen Rosenkranz zur Hand, kniete nieder und verrichtete mit Inbrunst und Andacht ein Gebet, wobei es ihm schwer zu werden schien, seine Thränen zurückzuhalten.

Der arme Joos schluchzte laut, indem er seiner Mutter und seiner Gattin gedachte.

4. Was man hat, muß man auch nicht fahren lassen.

Während der ersten Stunden, da das Schiff sich von der Küste entfernte, blieben Joos und der Greis auf dem Verdeck des Fahrzeuges, ganz versunken in ihre traurigen Gedanken, und hielten fortwährend ihre Blicke auf die Niederlande geheftet, von denen sie immer weiter sich entfernten, indem sie nach und nach am Horizonte hin ihr Vaterland verschwinden sahen. Als sie endlich nur noch Himmel und Wasser erblickten, hob der Greis zuerst den Kopf in die Höhe und sagte: „Nun, Joos, Muth gefaßt, mein Sohn.“

Der trostlose Genter hob den Kopf in die Höhe und sah zu seiner nicht geringen Ueberraschung, wie die Augenwimpern seines Herrn von Thränen gefeuchtet waren. Dieser begriff das Erstaunen des jungen Mannes und sagte lächelnd zu ihm: „Man kann ruhig und thränenlos

Digitized by Google

die Größe der Welt aufgeben; aber man entfernt sich nicht auf Nimmerwiedersehen von seinem Vaterlande, ohne daß sich das Herz in der Brust uns zusammenschnürt und Thränen auf der Wange herabrieseln."

„Auf Nimmerwiedersehen!" wiederholte Joos mit einem Ausdruck des Entsetzens.

„Beruhige Dich," entgegnete der Greis; „das Wort galt nur mir allein. Was Dich betrifft, so wird es nicht lange dauern, und Du wirst Gent und Deine Familie wieder erblicken. Ja bald, ich fühle es, denn bald werde ich Deiner Dienste nicht mehr bedürfen."

„O! Und doch," rief Joos mit dem Tone ungekünstelter, herzlicher Zuneigung — denn die Traurigkeit und Herzensgüte seines Reisegefährten hatten einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht — „und doch wißt Ihr ja, daß ich Euch auf Leben und Tod ergeben bin."

„Eben mein Tod ist es, der Dich befreien wird, Joos! — Ach! Ich glaubte in Dir, der Du jung bist und mir Leben und Glück verdankst, einen treuen und uneigennützigen Diener für meine Person zu gewinnen — und nun wirst Du aus vollem Herzen den Tag herbeisehnen, an dem man das De profundis auf meinem Grabe anstimmen wird."

„O gnädiger Herr, wie tiefes Unrecht thut Ihr mir mit diesem Gedanken!"

„Ich kenne die Menschen," unterbrach ihn der Greis mit Bitterkeit; „nicht heute erst lerne ich sie nach ihrem wahren Werthe schätzen, nicht zum ersten Male empfinde ich ihren Egoismus und ihre Undankbarkeit. Doch, laß Du Dich durch meine menschenfeindlichen Aeußerungen nicht betrüben. Möge Dich Gott vor den Prüfungen behüten, in Folge deren ich zu diesen Ideen der Verachtung gegen die Menschen gekommen bin! — Ja, Joos, segne Du jeden Augenblick Deine niedrige Stellung; denn ihr verdankst Du es, daß Du des Lebens Dich erfreuen kannst und nicht, gleich mir, den Tod als Deinen Zufluchtsort, als Deine einzige Hoffnung auf Ruhe zu betrachten brauchst."

Während der Greis diese Worte gesprochen, hatte er sorgfältig seinen weitfaltigen Mantel um seine Brust zusammengeschlagen, um sich vor der Kälte des Herbsttages zu schützen, denn die Luft war sehr frisch geworden und der Wind blies mit Heftigkeit.

Bald ward aber die Witterung so rauh und unfreundlich, daß Joos' Herr sich bewogen fand, daß Verdeck zu verlassen; er schritt nun in Begleitung seines getreuen Genters nach dem Hintertheil des Schiffes und begab sich von da hinab in eine daselbst für ihn eingerichtete Kajüte. Jedermann trat ehrfurchtsvoll bei Seite, um ihm Raum zu lassen; Joos aber hatte Gelegenheit, zu beobachten, daß diese Ehrfurcht mit einem Gefühle fast zudringlicher Neugierde vermischt schien.

Die Kajüte des Greises war mehr bequem als prachtvoll eingerichtet, insoweit nämlich in einem kleinen, kaum sechs Fuß langen und so niedrigen Zimmer, daß man nicht aufrecht darin stehen konnte, von Bequemlichkeit die Rede sein konnte. Die Möbeln der Kajüte bestanden aus zwei hölzernen Stühlen und aus einem Bette in Form eines Sarges, worüber Joos fast eben so sehr erschrack als erstaunte.

Das geheimnißvolle Wesen schien von dem Eindruck, den diese seltsam traurige Ruhestätte auf seinen neuen Kammerdiener machte, befriedigt zu sein, fast sich geschmeichelt zu fühlen. Ueber dem Bette fanden sich, völlig zu ihm und dem Aussehen der andern Möbel passend, ein Todtenkopf, einige Bücher frommen Inhalts, eine Mönchsgeißel und eine grobe wollene Kutte, auf einem Brette hingelegt.

„Du bist fortan mein einziger Diener!" sagte der Greis zu Joos. „Die Dienste, die

Digitized by Google

ich von Dir fordere, sind weder bedeutend, noch sehr ermüdend. Deine ganze Beschäftigung besteht darin, daß Du jeden Morgen dieses Zimmer in Ordnung bringst und mir meine Mahlzeiten hierher schaffst. Um fünf Uhr des Morgens wird Dir der Koch des Fahrzeuges ein wenig warme Milch für mich geben; um Mittag wirst Du mir ein Stück trockenes Roggenbrod darreichen, und zum Abendmahl werde ich mich mit der täglichen Fleischportion eines Matrosen begnügen. Du aber, mein Sohn," fuhr er fort — und man konnte sehen, daß ihm seines Dieners Erstaunen über eine so magere Kost eine angenehme Empfindung verursachte — „wirst den Anordnungen zufolge, die ich getroffen, am Kapitänstische speisen; denn ich will Dir durchaus nicht zumuthen, Dich mit solcher Einsiedlerkost zu begnügen. Nur suche auf keine Art zu erfahren, wer ich bin; ich will, daß Du meinen Namen nicht eher hörst, als bis es Zeit dazu ist, und dann soll mein eigener Mund Dir ihn sagen."

Die Seereise dauerte eilf Tage, ohne daß sich jedoch irgend etwas ereignet hätte, dessen Erzählung unsere Leser interessiren könnte. Der Greis, dem seine gezwungene Unthätigkeit höchst lästig und langweilig zu werden schien, verbrachte lange Stunden in vertraulichem Gespräche mit Joos. Er fand an der Naivetät und Unbefangenheit des jungen Mannes sein Wohlgefallen, ergötzte sich an seinem natürlichen Geiste und bezeigte an der ausführlichen Erzählung seiner Liebesgeschichte und der Prüfungen, die er in Folge dieses Verhältnisses zu ertragen gehabt, eine lebhafte Theilnahme. Sie machten mit einander tausenderlei Pläne, wie sie in dem Asyl, das sie aufsuchten, ihre Zeit verbringen wollten. Joos sollte seinen Herrn seine eigene Kunst, das Drechseln, lehren, während er dafür von ihm Unterricht in der Uhrmacherei und Gartenkunst erhalten würde. Wenn der Greis von diesen beiden Dingen sprach, strahlte sein Gesicht von innerer Befriedigung. Wenn man ihm zuhörte, so verstand kein Mensch besser, ein Rad auszuputzen oder einen Obstbaum zu pfropfen. Während er am Tage vorher noch von seinem bevorstehenden Tode gesprochen, erfreute er sich heute schon im Voraus der Früchte, die er in fünfzehn oder zwanzig Jahren von seiner eigenen Gartenzucht ernten würde. Unter diesen täglichen Plaudereien, die bald heitern, bald düstern Inhalts, bald entmuthigend traurig und menschenfeindlich, bald voll hoffender Resignation waren, verfloß die Zeit der Seereise, und das Schiff gelangte bald in die Nähe der spanischen Küste, um bei Laredo in der Bucht von Biscaya vor Land zu gehen.

Sobald man den Hafen erblicken konnte, begab sich der Greis auf das Verdeck.

„Ach!" sagte er zu Joos, „mein Name wird nun nicht lange mehr ein Geheimniß für Dich sein. Seit vielen Wochen, ich bin davon überzeugt, kommt täglich eine Menge von Leuten an diese Küsten, um zu erspähen, ob man nicht fern im Meere die Flagge meines Fahrzeuges bemerken kann. Du wirst Bewegungen der Bewunderung und Ehrfurcht mit ansehen. O Staub vom Staube, Eitelkeit der Eitelkeiten, die Du mir nur Verachtung und Widerwillen einflößest, wie lange werde ich dich noch ertragen müssen!"

Als wollte das Schicksal alle seine Befürchtungen zu nichte machen, befand sich kein Mensch im Hafen, als die Schaluppe, die Joos und seinen Herrn ans Land brachte. Er schritt mitten unter den Spaziergängern einher, die von und nach der Stadt gingen, ohne auch nur ihre Neugier zu erregen, ohne daß man auch nur im Mindesten auf ihn achtete. Eben erst hatte er über die Ehrenbezeugungen sich verdrießlich geäußert, die man ihm anthun würde; da er aber jetzt sein gänzliches Unbeachtetbleiben gewahr ward, empfand er erst sehr üble Laune und verfiel sodann in eine tiefe Niedergeschlagenheit. Bald konnte er seiner Empfindungen nicht länger Meister

Digitized by Google

werden; sein Unwille über eine solche Täuschung brach in harten Ausdrücken los und machte sich in Vorwürfen über die Undankbarkeit der Menschen Luft.

„Laß uns von diesem Orte eiligst entfernen; laß uns schleunigst unsere Zufluchtsstätte aufsuchen, fern von einem Haufen Elender!"

Sofort ließ er an seinen Reisewagen, den man mit ans Land gebracht hatte, vier Pferde anspannen und schickte sich an, als ihn ein Einwurf, den ihm Joos machte, davon abhielt. „Gnädiger Herr, sagte dieser, „Ihr habt mir den Befehl ertheilt, dem Kapitän des Schiffes das Kästchen voll Gold zuzustellen, das sich unter Eurem Gepäcke befand, damit er es als Gnadengeschenk an seine Mannschaft vertheile. Woher gedenkt Ihr nun Geld zur Fortsetzung unserer Reise zu nehmen? Denn wir können nicht, wie es Euer Wille ist, in einem Zuge nach Burgos fahren, ohne die sich ablösenden Postillone unterwegs zu bezahlen."

Der Greis lächelte.

„Du hast Recht, Joos. Geh' nun sofort zum Gouverneur von Laredo und überbringe ihm den Befehl meinerseits, sich sofort zu mir zu verfügen."

„Aber in wessen Namen soll ich ihm diesen Befehl überbringen?"

„Im Namen Kaiser Karls des Fünften."

„Der Kaiser!" rief Joos und sank auf seine Kniee nieder.

„Ja, mein Sohn!" entgegnete der Monarch mit Güte und richtete selbst seinen Kammerdiener vom Boden auf. „Bedauerst Du es nun, Deine Frau und Deine Mutter verlassen zu haben und der Diener Karls des Fünften geworden zu sein?"

„Ich werde es nicht mehr wagen, die Augen zu Ew. Majestät zu erheben."

„Das eben habe ich vermeiden wollen, und werde es fortan nicht dulden. Behalte Du gegen Deinen Herrn, der fortan ein unbekannter Greis ist, Deine Heiterkeit und Deinen Freimuth bei. Jetzt beeile Dich, zum Gouverneur zu gehen."

Joos entledigte sich auf's Schleunigste seines Auftrages. Der Gouverneur begab sich sofort zu dem Monarchen.

„Herr Gouverneur," sagte Karl zu ihm, „lasset mir zehntausend Piaster auszahlen."

„Es würde eine unendliche Ehre für mich sein, den Befehlen Ew. Majestät gehorchen zu können," entgegnete der Beamte; „aber so heiß auch mein Wunsch ist, Ew. Majestät Willen zu vollziehen, so muß ich doch mit Bedauern meine Unmöglichkeit zu erkennen geben, da ich nicht im Besitze einer so großen Summe bin."

„Ich verlange sie ja auch nicht von Euch," unterbrach ihn der Fürst in stolzem Tone; „ich ertheile Euch hiermit den Befehl, mir zehntausend Piaster aus den Geldern der Euch anvertrauten Staatskasse zustellen zu lassen."

„Ich kann über Summen aus den Staatsgeldern nur auf geschriebenen Befehl Sr. allerkatholischsten Majestät verfügen."

„Reicht mir Papier her, damit ich diesem Herrn einen schriftlichen Befehl ausstellen kann; laßt indessen nur das Geld herbeiholen. — Wie? Ihr habt noch nicht gehorcht? Ihr zaudert, seid noch immer hier, scheint Bedenken zu tragen?"

„Es bedarf eines vom König ausgefertigten Befehles, Ew. Majestät."

„Hier habt Ihr ja nun diesen Befehl!" rief Karl wüthend.

„Seine allerkatholischste Majestät befindet sich zu Brüssel!" murmelte der Beamte kaum vernehmlich und mit zu Boden gesenkten Augen.

Digitized by Google

Karl der Fünfte, ganz außer sich vor Wuth, griff mit der Hand nach seinem Gürtel, aus Gewohnheit, einen Dolch daselbst zu finden. Sein Gesicht hatte eine Schrecken einflößende Blässe angenommen, und von seinen Lippen floß Blut herab, so heftig hatte er sich hineingebissen.

„Fort aus meiner Gegenwart, Ihr Elender! Fort mit Euch!"

Er verhüllte sich das Gesicht mit seinen krampfhaft zitternden Händen; als er endlich nach einer langen, stummen Pause den Kopf wieder in die Höhe hob, zwang er ein Lächeln auf seine Lippen und sagte mit einer vor innerm, gewaltigen Zorne heisern Stimme:

„Nun wohlan, ich wollte Mönch werden und fange damit an, ein Bettler zu sein. Laß uns weiter reisen. Joos; komm, laß uns zu Fuß reisen, mit einem Stock in der Hand; vor jeder Thür, an die wir klopfen werden, um ein Stück Brod zu erbitten, werden wir sagen: „Lasset den Kaiser nicht Hungers sterben; thut nicht gleich seinem Sohne und seinen Höflingen!" — Joos, entäußere Dich nie des Deinigen zum Besten Deiner Kinder; Du wirst es bereuen und darüber verzweifeln."

Während Karl der Fünfte so seiner Wuth Luft machte, schien sein Diener ihm etwas eröffnen zu wollen, vermochte aber aus Befangenheit und falscher Scham nicht über die Anrede „Ew. Majestät" hinauszukommen.

„Ob ich Dich wohl errathe?" frug der Kaiser. „Nicht wahr, Du willst mir den Vorschlag machen, mir Geld zu leihen?"

„Wenn Ew. Majestät mich so hoher Gunst würdigen wollten, es mir zu erlauben."

„Ja, wahrhaftig, ich erlaube es Dir! Das fehlte noch zu den Folgen meiner Abdankung; ich hätte es denn allenfalls müssen noch so weit kommen lassen, vom Alcalden eingefangen zu werden, weil ich meine Herbergskosten nicht bezahlt und zwischen zwei Gerichtsdienern ins Gefängniß zu gehen. Nun, laß sehen, Du besitzest gewiß eine ansehnliche Summe, denn ich kenne Euch Flamänder; Du wirst trotz Deiner unvermutheten Abreise und Deines schmerzlichen Abschiedes nicht leichthin und ohne einen tüchtigen Vorrath an Geld in den Wagen gestiegen sein."

„Ich habe in meinem Gurt zweitausend Goldstücke, die zufällig bereit lagen."

„Nun, das ist mehr noch, als wir brauchen, Joos. So wird denn die Geschichte eines Tages zu erzählen haben, daß hätte, ihm nicht sein Kammerdiener aus der Verlegenheit geholfen, Kaiser Karl der Fünfte nicht im Stande gewesen wäre, sich ins Kloster zu begeben, wo er die grobe wollene Mönchskutte anlegen wollte."

Auf dem Wege von Laredo nach Burgos verharrte Karl der Fünfte in düsterm Stillschweigen. Eingehüllt in seinen Mantel, den Kopf über die Brust niedersenkend, schien er der Last seiner innern Empfindungen zu unterliegen.

In Burgos gab eine rührende Scene seinem Herzen einigen Trost und seinem Muthe einen Theil der alten Spannkraft wieder.

Seine beiden Schwestern, die verwittweten Königinnen von Frankreich und Ungarn, erwarteten ihn in dieser Stadt. Er nahm einen überaus zärtlichen Abschied von ihnen, wollte denselben aber nicht erlauben, ihn in seine Einsamkeit zu begleiten, obgleich sie ihn mit Thränen in den Augen auf's Flehendlichste darum beschworen, um, wie sie sagten, den Trost zu haben, daß sie durch ihre Sorgfalt und Pflege seinen Schmerzen einige Erleichterung verschaffen konnten.

„Wenn man das Geschick der Welt in seinen Händen getragen hat," antwortete er ihnen,

Digitized by Google

„so versteht man es, allein und mit ruhiger Ergebung zu leiden. Lebet wohl und gedenket meiner in Euern Gebeten wie eines Abgeschiedenen; denn ich gehöre nicht mehr dieser Welt an, geliebte Schwestern."

Er umarmte sie ein letztes Mal mit Augen voll Thränen und gab sodann Joos Befehl zu seiner unmittelbaren Abreise nach Valladolid.

Als die Mauern von Burgos weit hinter ihnen lagen, sagte er: „Ich danke Gott für diese letzte Zusammenkunft mit meinen Schwestern; sie hat mir Trost verliehen, indem sie mir zeigte, daß ich nicht lauter Undankbare hinter mir gelassen; Karl der Fünfte, obgleich des Kaisermantels entkleidet, hat noch Herzen, die für ihn warm und freundschaftlich schlagen und ihm mit aufrichtiger Zuneigung anhängen. Aber ach! nicht unter Denen, die ich mit meinen Wohlthaten überhäuft habe, befinden sich diese Herzen; nein, es sind nur zwei arme Frauen, gegen die ich mich gar oft strenge gezeigt habe. Möge Gott sie segnen, wie ich sie im Grunde meines Herzens segne!"

Die Wirkung dieser Tröstungen hielt aber nicht lange gegen den üblen Eindruck an, den auf den Kaiser der Umstand machte, daß die spanischen Großen, durch deren Besitzungen er auf der Fortsetzung seiner Reise kam, seiner durchaus nicht Acht hatten, und daß nur sehr wenige derselben sich zeigten, um ihm die gebührenden Huldigungen darzubringen. Noch mehr verstimmte es ihn, daß man in Valladolid nur sehr zögernd daran ging, ihm die hunderttausend Dukaten, welche er sich als Pension vorbehalten, auszuzahlen, so daß er mehrere Wochen in dieser Stadt verweilen mußte, ehe es ihm möglich war, seine übrige, auf andern Wegen hieher gelangte Dienerschaft aus früherer Zeit zu verabschieden.

(Fortsetzung folgt.)

Eine mit Interessen im Amte zurückgezahlte Ohrfeige.

In der nächst der mährischen Gränze gelegenen böhmischen Stadt L. gab, wie von dort geschrieben wird, vor einiger Zeit ein in fürstlich T.'schen Diensten stehender Beamter A. in einem Gasthause dem Bürger B., von dem er sich beleidigt glaubte, eine Ohrfeige. Der Letztere klagte deßhalb bei dem k. k. Bezirksamte, wohin nunmehr sowohl er, als auch der Beklagte citirt und ein Ausgleich versucht wurde. A. erklärte sich bereit, dem Bürger als Entschädigung für die Ohrfeige und als Schmerzensgeld einen Betrag auszuzahlen, welches Ansinnen jedoch von dem Kläger energisch zurückgewiesen wurde. Der Einzelrichter belehrte nun den Bürger, daß er als Kläger, nachdem ein Vergleich und eine Aussöhnung nicht erzielt worden, seine weiteren gesetzlichen Schritte machen und „nach Belieben" handeln könne. In Folge dieser letzteren Bemerkung befragte nunmehr der Kläger nochmals den Einzelrichter: „Ob er wirklich nach Belieben handeln könne?" Als diese Frage bejaht würde, ging nun wider alles Erwarten der Kläger

Digitized by Google

im Amtszimmer auf den Beklagten zu und versetzte diesem zwei derbe Ohrfeigen mit dem Bemerken, daß dieß sein Belieben sei und daß die erste Ohrfeige einfach als Rückzahlung, die zweite aber als Verzinsung des unfreiwillig erhaltenen Kapitals zu gelten habe. Ueber diesen eigenthümlichen Rechtsvorgang wurde begreiflicherweise sogleich die behördliche Anzeige gemacht und die ganze Einwohnerschaft der Stadt L. sieht mit großem Interesse der weiteren Entwicklung entgegen.

Eine amerikanische Scene.

Der Telegraph meldete neulich, daß er in Louisville (Kentucky) befehligende Unionsgeneral Nelson von seinem Untergebenen, dem Brigade-General Jefferson C. Davis, erschossen worden sey. Die amerikanischen Blätter bringen jetzt Näheres über den Vorfall. Wenn auch ihre Darstellung nicht in allen Punkten übereinstimmt, so scheint der Hergang der Hauptsache nach doch ungefähr folgender zu sein: Als eines Tages Davis über den Stärkebestand der bei den Schanzarbeiten beschäftigten Mannschaften Meldung erstattete, machte ihm Nelson in barscher Weise Vorwürfe darüber, daß er nicht eine größere Anzahl von Leuten herbeigeschafft habe. Davis beschwerte sich über den Ton, in welchem ihm diese Rüge ertheilt wurde, worauf Nelson ihm entgegnete, er möge sich zum Teufel scheren, und hinzufügte, er werde dem Profoß den Befehl ertheilen, ihn aus der Stadt zu jagen. Später kam es im „Hotel Golt House“ abermals zu einer Begegnung zwischen den Beiden. Davis wollte mit Nelson sprechen; dieser wollte ihn nicht anhören, nannte Jenen, als er dringender wurde, einen feigen Gecken und schlug ihn in's Gesicht. Davis ließ sich hierauf von einem gerade anwesenden Freunde ein Pistol geben, und feuerte dasselbe auf den die Treppe hinaufsteigenden Beleidiger ab. Eine halbe Stunde nachher war Nelson todt.

Herrenmoden.

Von Paris kommt die bedenkliche Kunde, daß der künftige Winter eine förmliche Revolution in die Kleidung der Herren bringen dürfte. Verschiedene Elegants, heißt es, sind entschlossen, die ungarische Tracht anzunehmen, die dem wohlgewachsenen Mann einen so charmanten Schick gibt. Sie werden folglich eng anliegende Hosen tragen, deren Enden sich in den Stiefeln verlieren, und die Stiefelborden werden oben auf der Seite einer Eichel verziert seyn. Der prosaische Cylinder soll dem flotten ungarischen Hütchen Platz machen, das unsre Damen bereits zu Ehren gebracht haben. Auch spricht man davon, den alten ehrlichen Mantel wieder aus dem Exil zu rufen, damit er den schneiderhaften Ueberzieher aus dem Feld schlage.

Digitized by Google

Der poetische Versuch.

Wo ich ihr auch begegnet bin,
Däucht sie mir wunderlich;
Oft schlich ich im betrübten Sinn
In ihren Garten mich.
Da naht der Laube sie — o Glück!
Sie grüßt — hat mich geseh'n —
Sie kommt und — schlägt das Laub zurück
Und läßt mich außen steh'n. —

Da sang ich Lieder zart und fein,
Wie's aus der Seele klang
Von Mondschein und Waldblümelein
Und Hoffnung, süß und bang.
Man band das Zeug in Saffian,
Strich außen Gold darauf
Und bot es sammt den Thränen d'ran
Am Fenster zum Verkauf.

„Nun lispelt sie es unverhüllt,
Sie denkt allein, wie du,
Und was ihr schönes Herz erfüllt,
Du legst den Keim dazu.
Wenn sie vor einem Blümchen steht,
Weiß sie, was du begehrst,
Und Abends lallt sie ein Gebet,
Wie du sie beten lehrst." —

— So dacht' ich, und schlich zu ihr hin;
(Man höre was geschah!)
Sie war zwar in der Laube d'rin,
Doch war noch Jemand da.
Jetzt bückt er sich; — sie spricht und lacht:
„Ach, lassen sie den Tisch!"
Und über mich kam's wie die Nacht,
Denn ich lag unter'm Tisch. —

A. Sch.

Wien. Aus der Leidensgeschichte der bellenden Vierfüßler in den jüngsten Tagen wird uns folgende drollige Episode mitgetheilt. Kürzlich fuhr der verhängnißvolle Karren über die Hauptstraße der Landstraße, und unter den von der Schlinge bedrohten Flüchtlingen befand sich auch ein Pintsch, der in verzweiflungsvoller Eile auf der Straße umherschoß, um einen Rettungsort zu finden. Da er sich jedoch immer mehr bedroht sah, faßte er plötzlich einen seltsamen Entschluß, eilte auf den Karren zu, sprang mit einem Satze hinauf, und sich oben auf die Hinterfüße setzend, begann er mit den Vorderpfoten, wie es ihm gelehrt worden war, in der rührendsten Weise zu bitten. Von den Umstehenden, insbesondere von dem zarteren Geschlechte, brachen bei diesem Anblicke viele in Thränen aus, und wie uns erzählt wird, faßte auch den Mann, der hier ein entscheidendes Wort zu sprechen hatte, ein menschliches Rühren. Mit den Worten: „Na lauf, weilst gar so schön bitten kannst!" ließ er das geängstigte Thier die Schnelligkeit seiner Beine zu seiner Rettung benützen. Die That soll ihm auch sogleich von vielen Seiten reichlich belohnt worden sein.

Ein versalzenes Frühstück. Edmund About dejeunirte vorige Woche im Restaurant americain in der Passage Mires in Paris, als Jemand sich plötzlich mit den Worten an ihn wandte: „Was haben Sie mich so anzustarren?" — „Ich betrachte Sie keineswegs," erwiederte About, „ich habe nicht einmal die Ehre Sie zu kennen." — „Nun wohl! ich kenne Sie als einen Lumpen . . mein Name ist Champfleury." — „Mein Herr," erwiederte Edmund About, „wenn man sich in solcher Weise vorstellt, wie Sie es eben gethan, muß man mit Visitenkarten versehen sein; hier ist die meinige." — Bis zur Stunde haben die Heroen der literarischen Bohême sich indeß noch nicht geschlagen. About will sich nur mit dem Degen schlagen, Champfleury auf Pistolen.

Rindfleisch aus dem Jahre 1826. In Tromsöe (Norwegen) wurde kürzlich bei einem Gastmahle eine Merkwürdigkeit servirt, nämlich frisches Ochsenfleisch, das im vorigen Sommer in einigen auf Spitzbergen eingegrabenen Blechbüchsen gefunden worden war. Vermittelst deutlicher Zeichen war es angegeben, daß die Büchsen von Leuten der Expedition des Capitäns Parry, also im Jahre 1826, natürlich hermetisch verschlossen, dort hingelegt worden waren. Das Fleisch war in Geschmack und Geruch noch vollkommen frisch.

Redaktion, Eigenthum, Druck und Verlag von J. G. Rietsch in Landshut.

Digitized by Google

Nro. 45. VIII. Jahrg.

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsausgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 9. November 1862.

Drei Mal um Mitternacht.

Historische Novelle.

4. Was man hat, muß man auch nicht fahren lassen.

(Fortsetzung.)

„Mein Sohn beeilt sich gar sehr damit, den König von Spanien zu spielen!" sagte er eines Abends zu Joos. „Es ist wahr, ich habe ihm die Krone Spaniens übergeben, ich habe sie von meinem Haupte genommen und sie auf das seinige gesetzt. Aber, bei St. Lorenz, noch bin ich Kaiser, und der Kaiser brauchte nur seine Hand auszustrecken, damit der König barhäuptig auf die Kniee sinke. Die Großen sind zwar undankbar, aber das Volk hat ein besseres Gedächtniß, es vergißt nicht so schnell. Noch hat der Papst Paul IV. die Wahl meines Bruders Ferdinand nicht bestätigt; er hat gesagt, es könne nicht zwei Gesalbte des Herrn zu gleicher Zeit geben; der Kaiser habe nicht die Macht, einer Gewalt zu entsagen, die er vom Himmel erhalten, und das Oberhaupt der Kirche selbst, das Alles auf Erden löst und bindet, habe nicht das Recht, eine Entsagung gut zu heißen. Sollte er mir jemals im Namen Christi und unter Strafe der Excommunication befehlen, meine Krone und mein Schwert wieder an mich zu nehmen, ich müßte wohl gehorchen! Und dann selltest Du einmal sehen, wie die ganze Welt bei dieser Nachricht in Erschütterung geriethe! Aber möge mich Gott in Gnaden vor einem solchen Unglück behüten!" — O, welch' gutes, stilles, friedliches Leben wir im Kloster St. Just führen wollen! Als ich jung und mächtig war, haben die'e schönen Orte den Entschluß in mir erzeugt, in diesem reizenden Asyle meine Tage in Frieden beschließen zu wollen! Denke Dir ein wunderschönes, nicht allzu großes Thal, das von einem Bache durchflossen wird und in dem viel hundertjährige Bäume einen erquickenden Schatten bieten. Durch die Beschaffenheit des Bodens und die gemäßigte Temperatur ist es die gesundeste und angenehmste Stätte in ganz Spanien. Schon vor sechs Monaten habe ich einen Baumeister nach St. Just geschickt, mit dem Auftrage, daselbst für mich ein Häuschen zu bauen nach Plänen, die ich selbst vor mehr als zwanzig Jahren gezeichnet habe. Nichts an diesem Aufenthaltsort wird mehr an den Kaiser erinnern; es

Digitized by Google

wird ganz einfach eine Wohnung sein, wie sich ein wohlhabender Bürger, der seine Handelsgeschäfte aufgegeben, damit begnügen würde. Mein Häuschen steht dicht neben dem Kloster und besteht aus sechs Gemächern, nicht mehr. Vier davon habe ich ganz und gar dazu ausersehen und ihnen die Gestalt von Mönchszellen gegeben: nackte Mauern, wenige rohe Möbeln aus Eichenholz. Die Fenster dagegen gehen auf eine malerische und stets frische Landschaft hinaus. Die beiden andern Zimmer, die etwa zwanzig Geviertschuh groß sind, habe ich mit gutem, dunkelbraunem Perviertuch überziehen lassen. Eins von diesen beiden ist mit vieler Behaglichkeit und einiger Eleganz eingerichtet; das wird Dein Zimmer sein, mein lieber Joos. Hinter meinem Häuschen erstreckt sich ein hübscher Garten, in den ich Blumen und Bäume habe pflanzen lassen, die uns an unser gutes Flandern erinnern werden. Aus meinem Saale endlich führt ein Zimmer in die Kapelle des Klosters, so daß wir mit aller Bequemlichkeit unsern Andachtsübungen werden obliegen können, und daß unser Leben ruhig zwischen Gebeten und dem Anbau unseres Gartens dahin fließen wird. Was sagst Du zu einem solchen Dasein? Kann man sich im Traume selbst ein süßeres und wünschenswertheres erdenken? Glaube mir auf mein Wort, wir werden nichts von all dem vermissen, was wir hinter uns gelassen haben werden. — Doch ich sehe, Dir treten die Thränen in die Augen; Du denkst an Deine Frau und an Deine Mutter. Nun, warte nur, wir werden sie Dir, wie ich es Deiner Frau versprochen, als ich Dich abholte, zu uns nach St. Just kommen lassen. Es wird mich ergötzen, die Freuden Deiner Haushaltung mit anzusehen und Deine Kinder auf meinen Knieen zu schaukeln. Bei Gott, ich will eines Tages ihr Lehrer und Erzieher sein, und sie lesen lehren. Meine Geschichte wird alsdann in allen Stücken der des Dionysius gleichen, der aus dem Beherrscher von Syrakus Schulmeister ward."

Der Art waren die Gedanken Karls des Fünften, als er nach St. Just reisete; Gedanken, welchen die reine frische Luft, die er einathmete, und seine besser gewordenen Gesundheitsumstände heitere und lachende Färbung verliehen. Es war nämlich die Gicht, welche in Folge der Strapatzen seines frühern Lebens gewöhnlich seine Glieder folterte, seit zwei Tagen wie gänzlich verschwunden, so daß sich zu dem wohlthätigen Einflusse des Landlebens auch noch das unaussprechliche Gefühl einer Genesung gesellte. Dieselbe unbefangene Freude dauerte auch noch fort, als er aus dem Wagen gestiegen war, wo dann seine erste Beschäftigung darin bestand, daß er seine Wohnung besuchte, die verschiedenen Theile derselben nach und nach bis auf die kleinsten Einzelnheiten Joos zeigte, und ihn im Garten spazieren führte, wobei er ihm, mit jenem den Besitzern eigenthümlichen Wichtigkeitsgefühle, nichts erließ, nicht ein Möbel im Zimmer, nicht eine Blume im Garten.

Während er sich diesen Kindereien unbefangen und gemüthlich hingab, erschienen zwei Mönche, grüßten den Kaiser stillschweigend, knieten nieder und sagten ein kurzes Gebet her. Darauf erhoben sich Beide zugleich und der Eine von ihnen entfaltete eine wollene Mönchskutte, die er unter seinem Scapulier verborgen gehalten hatte, während der Andere eine große Scheere hervorzog. Als der Kaiser diese beiden Gegenstände erblickte, fühlte er, obgleich dieß alles genau nur nach seinen eigenen Anordnungen geschah, dennoch einen kalten, tödtlichen Schauer sich über den ganzen Körper laufen; ein kalter Angstschweiß brach ihm am ganzen Gesichte hervor und er winkte den Mönchen, sich zu entfernen. Diese aber verstanden den ihnen ertheilten Wink falsch und der Pater, der die Scheere in der Hand hielt, sagte mit traurigem Tone: „Ich bringe die ewige Himmelskrone für die vergängliche irdische Krone."

Digitized by Google

„Hier ist das Gewand des ewigen Heils zum Umtausch gegen den vergänglichen, eiteln kaiserlichen Purpur!“ fügte der andere Mönch mit gleich kläglicher Stimme hinzu.

Der Kaiser sank, wie mechanisch, auf die Kniee, und bald fühlte er, wie unter der knirschenden Scheere des Mönches sein Haar sank. Die Blässe seiner Gesichtszüge war ganz ungewöhnlich; seine Hände, die in krampfhafter Bewegung waren, faltete er mühsam in einander; seine Lippen suchten vergebens Gebete herzustammeln. Joos fürchtete einen Augenblick, sein Herr werde in Ohnmacht fallen, und sprang herbei, um ihm behilflich zu sein; kaum aber hatte Karl gesehen, seine Schwäche habe einen Zeugen, als er ihm auch schon einen Wink gab, nicht näher zu treten, so daß die Ceremonie bis ans Ende erfüllt werden konnte. Der große Monarch entledigte sich sodann seiner obern Kleidungsstücke; er that es aber langsam und mit bedenklichem, fast widerstrebenden Wesen. Einige Minuten lang blieb er halb nackt, in tiefe, mächtig ergreifende Gedanken ganz versunken. Man hätte meinen mögen, er habe keine Acht mehr auf Alles, was um ihn her geschehe, und seine Gedanken schienen in fernen Zeiten und bei Dingen zu weilen, zu denen eine Rückkehr unmöglich war. Endlich sprang er plötzlich von der Erde auf und kam, wie aus einem Traume, zum Bewußtsein der Wirklichkeit zurück, worauf er das wollene Mönchsgewand ergriff, es anzog, sich niederbeugte, um den Boden zu küssen, und dabei die berühmten Worte ausrief: „O Du, der Menschen gemeinsame Mutter! Nackt bin ich aus Deinem Schoose gekommen, und nackt werde ich in Deinen Schoos zurückkehren.“

Darauf stattete er den Mönchen seinen Dank ab, bat sie um ihren Segen und erklärte, er werde von heute Abend an beginnen, den gottesdienstlichen Uebungen beizuwohnen und nach der Klosterregel zu leben, ganz wie der letzte der Novizen. Daraus ward aber für den Augenblick noch nichts; denn kaum hatten sich die Mönche entfernt, so ward er von einem überaus heftigen Anfalle der Gicht wiederum heimgesucht; es brach ein starkes Fieber aus, und Joos, der die Nacht am Bette seines Herrn verbrachte, befürchtete einen Augenblick lang, es werde in dieser Nacht schon mit dem Kaiser zu Ende gehen. Aber in Folge einer bei Kranken vom Temperamente Karls des Fünften nicht ungewöhnlichen Umwandlung, schlief in den Morgenstunden des andern Tages der Todtkranke zu einem tiefen, ruhigen Schlummer ein, und als er aus demselben nach mehrern Stunden erwachte, schien er gänzlich genesen zu sein. — Er wollte in den Garten gehen, um daselbst zu arbeiten, und lachte anfangs zu seinem großen Ergötzen sehr viel über Joos, der nur sehr wenige Anlagen zur Handhabung des Spatens und der Harke zeigte. Bald aber ward er selbst der Gartenarbeit überdrüssig und warf die Werkzeuge, die er dazu gebraucht, von sich, um sie so bald nicht wieder zur Hand zu nehmen. Er zog sich in eine seiner Mönchszellen zurück und gab seinem Diener Befehl, ihn allein zu lassen. Joos benutzte die Muße, die ihm dieser Wille seines Herrn gewährte, um sich eiligst nach seinem Zimmer zu begeben, in dem sich eine Drechselbank befand, deren Hinbringung der Kaiser sorgfältig angeordnet hatte. Glücklich, wie ein Mensch, der zu einer theuern, lange entbehrten Gewohnheit zurückkehrt, zog er sein Oberkleid aus und machte sich fröhlich an die Arbeit, wobei er denn bald bewies, daß er von seiner vielgerühmten Geschicklichkeit in Ausübung seines Handwerks nichts verloren hatte. Während er gerade im eifrigsten Arbeiten war, fühlte er, wie plötzlich Jemand ihm sanft mit der Hand auf die Schulter klopfte; er sah sich um und erblickte den Kaiser, der lächelnd dastand und sich an Joos' eifrigem Arbeiten ergötzte. Der Drechsler selbst gab einem Stücke Holz mit so vieler Behendigkeit die Form, die es haben sollte, daß in dem Kaiser die Lust erwachte, ein Gleiches zu thun. Ehe der Arbeiter seinem Herrn den Meißel anvertraute, wollte

Digitized by Google

er ihm vorher einige unerläßliche Erklärungen und einige Rathschläge über die Art geben, wie er sich desselben bedienen solle. Der ungelehrige und ungeduldige Schüler aber hörte nicht auf ein einziges Wort, sondern begab sich sogleich ans Werk, benahm sich aber so ungeschickt dabei, daß er sich eine tiefe Wunde am Finger beibrachte. Anfangs erbitterte ihn der augenblickliche Schmerz dermaßen, daß er, seiner ersten Bewegung gehorchend, den Meißel weit von sich warf und in einen zornigen Ruf ausbrach; bald aber lachte er über seine Uebereilung.

„Ich sehe," sagte er, „zum Drechseln wie zum Regieren reichen die besten Anlagen allein noch nicht hin; es bedarf daneben immer noch der Gewohnheit und der rechten Art, es zu betreiben. Aber was sehe ich?" unterbrach er sich plötzlich. „Die Uhr in Deiner Werkstätte zeigt vier Uhr und die in meiner Zelle weist eine Viertelstunde mehr. Wir müssen sie nach einander richten, sonst ist es um alle Pünktlichkeit in unserer Lebensweise gethan."

Karl machte nämlich offenbar große Ansprüche darauf, ausgezeichnete mechanische Kenntnisse zu besitzen, und wollte ein geschickter Schüler des berühmten Turriano erscheinen, der damals in der Kunst der Uhrenmacherei nicht Seinesgleichen hatte. Er verlängerte die Schnüre der Uhr, verringerte die Gewichte, nahm die Räder auseinander und setzte sie wieder zusammen, worauf er mit einem Lächeln der innersten Befriedigung zu Joos sagte: er würde, wenn sie aus dem Nachmittags-Gottesdienste kämen, den Erfolg dieser Arbeit gewahr werden.

Als sie aber aus der Kapelle kamen, siehe, da ging die eine Uhr der andern jetzt um eine halbe Stunde vor. Karl veränderte wieder daran. Als man aber nach dem Abendgebet sich zum Nachtmahl niedersetzte, da drehten die Zeiger der einen sich in geräuschvollem Knarren und in maßloser Schnelligkeit herum; die andere dagegen ging gar nicht mehr.

Der Kaiser bezeugte dies Mal keine Ungeduld, sondern ergab sich resign'rt in diese Probe seiner Ungeschicklichkeit.

„Unsinniger, der ich war!" rief er aus. „Ich wollte Menschen zu gleichem Denken und Handeln zwingen, und kann nicht einmal zwei Uhren zu gleichem Gange bringen!"

„Es ist wahr," fügte er nach einer kurzen, aber gedankenschweren Pause hinzu, „Turriano wird sie schon wieder zum regelmäßigen Gange bringen, und ich verstand das Herrschen eben so gut, wie Turriano das Uhrenmachen. Joos, gehe sofort zum Superior und bitte ihn in meinem Namen, er möge die nöthigen Befehle ertheilen, um mit der größtmöglichen Schnelligkeit den Mechaniker Turriano aus Madrid hierher kommen zu lassen. Zugleich wirst Du ihn auch fragen, weßhalb trotz der ausdrücklichen Befehle, die ich in dieser Beziehung ertheilt, mein Beichtvater, Bartolomeo Caranza, noch nicht hier bei mir ist."

Joos kam einige Minuten darauf zurück und auf seinem Gesichte malte sich außerordentliche Bestürzung.

„Der Superior wird morgen an Turriano nach Madrid schreiben, damit er sich den Befehlen Ew. Majestät zufolge hierher begebe."

„Und der Pater Caranza, weßhalb ist er nicht hier? Und was bedeutet denn Dein unruhiges und erschrecktes Wesen? Gib Antwort!"

„Ew. Majestät, die heilige Inquisition hat ihn in ihr Gefängniß werfen lassen."

Digitized by Google

„Caranza, meinen Beichtvater! Das haben sie gewagt!“ rief Karl der Fünfte und sank auf seinen Sessel zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Reise-Erinnerungen.

Bilder aus der Türkei von Ludwig Wittmann.

Pera, den 5. Juni 1861.

1. Die Vorstadt Pera in Constantinopel.

Die Vorstadt Pera verdient vorzüglich wegen der Sitten ihrer Einwohner die Aufmerksamkeit, und ist fast weiter nichts als eine sehr lange Straße mit Häusern, worunter mehrere ein schönes Ansehen haben, aber im Ganzen hat man bei ihr im Baue Alles der Absicht zum Opfer gebracht, sich gegen Feuersgefahr*) zu schützen; sie haben daher ein massives und unangenehmes Aussehen. Das Erdgeschoß besteht aus Boutiquen, die voller Waaren zum Gebrauche für die Europäer sind. Von Pera geht man nach Top-Khane in dem Thale hinab, welches zwischen diesen beiden Quartieren die Scheidlinie macht, und an dessen Ausgange man die Artillerieanstalten, sowie die schöne Fontaine findet. Von der Stelle, welche dies Denkmal ziert, kann man sich nach Dolma-Batsche in einer Straße hindegeben, die anfänglich ziemlich breit ist, am Ufer hinläuft und durch das Quartier Tonkuli geht, das eben so wie Top-Khane von Türken bewohnt wird. Die übrigen Straßen laufen einen sehr steilen Abhang hinab und führen auf die Anhöhen, deren Fuß vom Meere bespült wird. Pera steht in Hinsicht seines übrigen Umfanges bloß mit den Todtenäckern in Verbindung, ausgenommen Galata, von dem es eigentlich die Vorstadt ist.

Ein großer Theil dieses fast neuen Quartiers zeigte vor einem Jahrhunderte blos angebaute Weinberge; daher datirten die Gesandten auch ihre Briefe: „Aus den Weinbergen von Pera.“

Die gute Gesellschaft gleicht hier vollkommen jener in unsern europäischen Städten. Man findet da Frauenzimmer, welche die ganze Liebenswürdigkeit ihres Geschlechtes besitzen. Ich habe ihnen bisweilen ihre übel berechnete Vorliebe zur Landestracht zum Vorwurf gemacht, die ihre schöne Gestalt verdirbt. Auch würden sie wohl thun, wenn sie das weiße Mützchen mit jedem anderen Kopfputze vertauschten, der besser zu ihrem artigen Gesichte paßt; allein nimmt man diese kleinen Verbesserungen aus, so wünsche ich, daß sie dasjenige behalten, was sie tragen; denn sie würden nur dabei verlieren, wenn sie sich an dem vergriffen, was bei ihnen das Werk der Natur ist. Beim ersten Anblicke ist der Fremde erstaunt, daß er in einem so sonderbaren

*) Nach zehnjähriger Beobachtung des Reisenden Moritz Buch brannte es 52 mal in einem Jahre in Constantinopel.

Digitized by Google

Anzuge unsere Sprache, unsere Gebräuche und die Annehmlichkeiten findet, welche die Französinnen in ihre Unterhaltung zu mischen verstehen. Diese wenigen Worte enthalten eine getreue moralische Schilderung dieser liebenswürdigen Gegenstände.

Die Einwohner von Pera haben eine ganz besondere Gesichtsbildung, welcher ihre politischen und geselligen Verhältnisse nothwendig ein ganz besonderes Siegel aufdrücken mußten. —

Dieß Quartier besitzt im Allgemeinen gut unterrichtete Männer, wovon Einige in Europa und fast alle in der Levante gereiset sind. Ihre Aemter sind jene von Kanzlern, Dragomans und bisweilen von Geschäftsführern bei den verschiedenen Gesandtschaften.

Mehrere derselben haben meine Beobachtungen geleitet, meine Urtheile berichtigt und mir Schilderungen von dem geliefert, was ich unmöglich selbst sehen konnte. Vorzüglich habe ich vieles Herrn Kammerlohr, jetzt Consul in Adrianopel (ein geborner Münchner und von 1848 her wohl bekannt), v. Dubois und den Obersten Herrn v. Wagemann, sowie Hrn. Ducenmy, Professor der morgenländischen Sprachen und Obervorsteher der Anstalt, wo junge Leute in diesen Sprachen unterrichtet werden, zu verdanken.

Der Aufenthalt in Pera kann den Fremden um so mehr Annehmlichkeiten gewähren, je zahlreicher und häufiger daselbst Gesellschaften sind; doch ist es nothwendig, daß ein gutes Einverständniß zwischen den europäischen Mächten herrscht, weil, sobald nur die geringste Unruhe in Europa ausbricht, zu Pera Kriegserklärungen erfolgen und Bündnisse geschlossen werden, ehe die Feindseligkeiten noch anderwärts ihren Anfang genommen haben. Sogleich verschwinden die Vergnügungen und an ihre Stelle tritt die Zurückhaltung, welche die Politik beiden Parteien auferlegt. —

Eine andere ebenso auffallende Bemerkung, die keinem Beobachter entgeht, so ungeübt er auch sein mag, ist die angenommene Ernsthaftigkeit, die oft sehr nahe ans Lächerliche grenzt und die man in Pera in Hinsicht der Etiquette selbst in vertraulicher Gesellschaft beobachtet, und die Wachsamkeit eines Jeden, seine Ansprüche zu behaupten und zu vertheidigen. Dies ist die Frucht des kleinen Krieges, welchen die verschiedenen Gesandtschaften mit einander führen, um einander im Vorrange auszustechen und bei der Pforte das meiste Ansehen zu erlangen. Dieser politische Streit erstreckt also seinen Einfluß bis auf die einzelnen Personen, welche von ihrer Seite dies Bestreben, ihren Rang zu behaupten, durch die Folgen hinlänglich gerechtfertigt wähnen, an denen sie ihre Regierung Theil nehmen zu lassen fürchten, die aber im Grunde bei weitem nicht so ernstlich sind, als sie sich einbilden oder Anderen weiß machen wollen. —

Hieraus sieht man, daß es keine Gesellschaft gibt, wo es gefährlicher sei, als in Pera, sich in irgend welcher Art, etwas zu vergeben; denn ohne weitere Untersuchung verliert man in der öffentlichen Meinung, wenn man aus Bescheidenheit oder Gleichgiltigkeit einem Niedern den Vortritt gestattet, auf immer wird man dafür gestraft. —

Wenn die gute Gesellschaft zu Pera eben so ist, wie in allen gebildeten Ländern, so hat das gemeine Volk keine Aehnlichkeit mit dem unsrigen: es ist der Auswurf der Menschheit. Hätte man für die Falschheit, die Selbstsucht, die Begierde, sein Glück zu machen, einen Preis, so würde ihn dasselbe unstreitig erhalten; denn es besitzt diese Eigenschaften im höchsten Grade und läßt sich durch das Ansehen des Botschafters nur schwach im Zaume halten, den es noch allein fürchtet; das Ehrgefühl kennt es nicht einmal dem Namen nach; noch weniger hat die öffentliche Meinung irgend einen Einfluß auf dasselbe.

Pera ist, was diese Volksklasse anbelangt, eine Colonie, in der alle Tage Veränderungen

Digitized by Google

statt finden, ohne daß man die Anlangenden fragt, woher sie kommen, noch die Abreisenden wohin sie gehen. Der Grund, warum sie Pera besuchen und warum sie es wieder verlassen, ist hinlänglich bekannt. Jeder weiß, daß man durch die Hoffnung, sein Glück zu machen, dahin gelockt wird, und daß man wieder fortgeht, wenn der Zweck erreicht ist; kurz, es ist das Land der Abenteurer. Man muß sich aber vor jeder Lästerung um so mehr in acht nehmen, da sie so nahe an Verleumdung greyzt und man leicht die Eine für die Andere nimmt. Wir wollen daher den Pöbel von Pera verlassen, der nicht werth ist, daß man sich so lange mit ihm beschäftigt und uns nach dem Todtenacker begeben, wo die Pracht der Natur andere Gefühle in uns erwecken wird. Seine Lage ist entzückend und er gewährt dem Auge einen so großen Gesichtskreis, daß man daselbst die Schwächen des Menschengeschlechtes ohne Mühe vergißt.

Ein anderes Verdienst des großen Todtenackers von Pera besteht darin, daß er an Feiertagen einen ebenso mannigfaltigen als contrastirenden Anblick gewährt, der um so mehr Eindruck macht, je weniger man an ihn gewöhnt ist. Die armenischen Frauen feiern daselbst den Jahrestag des Todes ihres Gatten und stoßen auf ihren Gräbern Seufzer aus, welche durch häufige Thränen unterbrochen werden. Neben diesem rührenden Gemälde sieht man Griechen, bei denen der Wein die dieser Nation angeborne Heiterkeit aufgeregt hat, tanzen, und hört sie ihre abgemessenen Schritte mit Gesängen zu Ehren Bacchus und Amors begleiten. Weiter hin erblickt man armenische Geistliche, die man an ihrem langen weißen Barte erkennt und die im Chor für die Ruhe der Seele eines Verstorbenen singen, dem man seit kurzem ein Denkmal errichtet hat. Anderwärts sieht man Hazardspiele, welche Griechen halten und von welchen mit Stöcken bewaffnete Türken, die das Recht der Sieger benutzen, eine willkührliche Abgabe erheben; selbst auf den Gräbern sind Schaukeln, Kaffebuden unter Pavillons, Kämpfer, die an jene der Alten erinnern, indem sie bis an den Gürtel nackt sind und den Leib mit Oel eingerieben haben; Fechter, die mit einem Degen bewaffnet und mit einem Schilde bedeckt sind. Auf der Frankenebene bemerkt man Leute von allen Nationen, die auf derselben hin und her auf Pferden reiten, deren Ungeduld sie immer über dieselben hinaustreibt; auf dem Wege erblickt man Arabas, in deren jeder zwei Reihen von Frauenzimmern sitzen, welche hintereinander herfahren und zwischen welche sich bisweilen Leichenbegleitungen mischen, ohne daß der Anblick des Todes, der sich hier unter allen Gestalten zeigt und an den alles, was man vor sich sieht, erinnert, eine Veränderung in der heitern Stimmung der Personen hervorzubringen vermöchte, welche kaum auf solche Umstände merken. —

Jeder ist mit Leib und Seele mit dem beschäftigt, was ihn herbeigeführt hat; die Seufzenden geben nicht auf die munteren Gesänge acht, die in ihre Ohren tönen und ändern ihre Klagetöne nicht. Die Freunde der Freude vergessen, daß sie sich unter Cypressen lustig machen und daß die Töne, die sie vernehmen, Trauergesänge sind. Allenthalben stößt man auf Contraste und wenn man dies Schauspiel zum erstenmale sieht, so traut man kaum seinen Augen.

Digitized by Google

Homöopathisch!

Hab' ich Nichts, ei nun, so zahlt er,
Dacht ich als ein guter Christ,
Doch das geht nicht, seit mein Alter,
Homöopath geworden ist.
Denn wenn noch so sehr die Phthysis
Meines Beutels gallopirt,
Wird erst nach Verlauf der Krisis
Homöopatisch nur curirt.

Und dann kommt das gelbe Fieber,
Wo die Kraft allmählig sinkt,
Weil man mit gepumpten Stüber
Ach! nur homöopathisch trinkt.
Und wohin ich mich mag wenden,
Morgens Früh und Abends spat,
Links und Rechts aus allen Enden
Kommt mir so ein Homöopath.

Und sogar mein feines Liebchen
Huldigt der verdammten Kur,
Denn bin ich bei ihr im Stübchen
Spricht sie homöopathisch nur.
Steh' ich ganz zerknirscht, wie Mosis
Vor Jehovah einstens stund,
Eine homöopatische Dosis
Tröpfelt sie mir auf den Mund.

Und soll mir noch was gelingen,
Ist's kein Wunder in der That!
Wenn ich selbst nach solchen Dingen
Werde ein Homöopath.
Daß im Gleichgewichte bleibe
Alle meine ganze Kraft,
D'rum jetzt homöopathisch treibe
Ich die ganze Wissenschaft.

A. Sch.

Wie schreiben dann die Schüler? Aus Gloggnitz wird uns die Abschrift eines Zeugnisses mitgetheilt, das sich in den Händen des Berichterstatters befindet und von einem Schullehrer an der ungarisch-mährischen Grenze, einem austretenden Unterlehrer ausgestellt wurde. Es lautet: „Zeugniß. Ich Endesgefertigter bezeuge hiemit zur Steuer der Wahrheit, daß der Herr N. N., von E . . . . gebürtig ist, beim Endesgefertigten in der Trivialschule zu B . . . . durch $1^{8}/_{12}$ Jahre in der Eigenschaft eines Schulgehilfen gestanden und hat während dieser Zeit seines Eifers in seiner Behandlung der Schuljugend bei dem Unterrichte fleißig geliefert. Da dieser obbenannte Herr N. N. wegen seinem weiteren Aussichten, ist demselben das anempfehlende Zeugniß nachstehende Fertigung ausgestellet. B . . . . am u. s. w. K. J. Sch . . . Schullehrer." Dieses Zeugniß wurde von dem Herrn Ortspfarrer und dem Bezirksbechanten bestätigt und unterschrieben.

Jemand begegnete einem Bekannten, der sehr zerstreut war, bei regnigtem Wetter, eben als er den Hut in der Hand und den Regenschirm dicht über den Kopf hielt. „Warum setzen Sie aber bei solchem Wetter den Hut nicht auf?" — „Entschuldigen Sie," antwortete der Zerstreute, „der Regenschirm ist zu niedrig."

Man muß sich zu helfen wissen. In den Wiener Blättern ist zu lesen: „In dem Städtchen Siklos (in Ungarn) hat eine reisende Schauspielergesellschaft ein neues Stück gegeben, ohne den letzten Akt studirt zu haben. Um diesen nicht spielen zu müssen, ließ der Direktor den Radetzkymarsch spielen, um gewissermaßen das Publikum zum Marsch zu bringen. Allein die Sikloser beharrten auf ihrem Schein, dem Theaterzettel, und warteten auf den fünften Akt. In dieser großen Verlegenheit machte ein Schauspieler Feuerlärm und alsbald war das Theater leer.

„Madame," sagte eine Stubenmagd zu ihrer Herrin, einer Kaufmannsfrau, „Sie haben sich wohl geirrt, denn Sie haben mir für den neuen doppelten Buchhalter nur ein einschläfriges Bett gegeben."

Um den Landfrieden im deutschen Reich zu begründen, hob Kaiser Maximilian das Faustrecht auf; um den Hausfrieden zu handhaben, setzt mancher Ehemann es wieder ein.

Redaktion, Eigenthum, Druck und Verlag von J. F. Rietsch in Landshut.

Digitized by Google

Nro. 46. VIII. Jahrg.

Die

Plauderstube.

Eine Sonntagsausgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 16. November 1862.

Drei Mal um Mitternacht.

Historische Novelle.

5. Das Schwert.

(Fortsetzung.)

Karl der Fünfte blieb einige Minuten wie niedergeschmettert von dem Schlage, der ihn betroffen, und Joos sah, wie er sich Thränen aus den Augen wischte, und hörte, wie er von Zeit zu Zeit laut aufseufzte und alle Zeichen einer großen Verzweiflung gab. Er murmelte erst leise vor sich hin, dann aber schrie er laut auf: „Ich bin also nichts mehr! Nichts, als ein armer, alter Mönch, den man ungestraft beleidigen kann und dem man daher alle Schmach anzuthun sich erlaubt."

Dann richtete er rasch hinter einander eine Reihe von Fragen an seinen Diener und befrug ihn um die Beweggründe, welche als Vorwand zur Einkerkerung des Pater Caranza gedient hatten. Als er erfahren hatte, die gegen den alten würdigen Prälaten angewandte Strenge habe keinen andern Beweggrund, als einen Katechismus, der vom Bischof von Lerida der Ketzerei angeklagt worden sei, und das trotz der Billigung des Tridentiner Concils, wurde sein Zorn und sein Schmerz noch heftiger. Plötzlich aber hielt er dann mit einer gewaltigen Anstrengung über sich selbst in seinen Klagen inne, fuhr sich mit den Händen über die Stirn und schien all' die eiserne Willenskraft wiedergewonnen zu haben, die die hervorstechendste Eigenschaft seines Charakters in frühern Zeiten gewesen.

„Joos," sagte er, „Pater Caranza ist verloren, wenn ich ihn nicht rette. Sie werden ihn der Folter unterwerfen, um ihm die Geheimnisse zu entreißen, die ich ihm unvertraut habe; oder vielmehr, sie werden ihn tödten, denn sie wissen wohl, daß mein Beichtvater eher sterben, als sprechen wird. Ich muß ihn retten."

„Wenn Ew. Majestät geruhen wollten, an Ihren Sohn, den König Philipp II. zu schreiben. —"

„Siehst Du denn nicht ein, daß dies alles lediglich auf seinen Befehl geschieht? — Uebri-

Digitized by Google

gens, selbst wenn er jetzt Caranza retten wollte, so besäße er nicht mehr die Macht dazu. Die Inquisition würde ihre Beute so bald nicht losgeben."

„Nun, was ist denn zu thun, wenn der König von Spanien und den Niederlanden nicht mit der Inquisition zu kämpfen vermag?"

„Nicht wahr, Du meinst, was kannst Du nun, ein armer, unbekannter Bürger, und ich, ein machtloser Mönch? — Höre aber wohl, was ich Dir sagen will! Dieser Mönch und dieser Bürger werden mit der Inquisition einen Kampf eingehen, um ihr ihren Gefangenen zu entreißen. Ich weiß, Joos, daß Du ein Diener bist, auf dessen Treue ich mich verlassen kann, und dem es weder an Verstand noch an Kühnheit fehlt. Du wirst also im Geheimen nach Rom abreisen; ich werde Dir einen Brief an Papst Paul den Vierten mitgeben. Du weißt, daß der heilige Vater bisher meine Abdankung nicht hat annehmen wollen; für ihn bin ich also noch Kaiser in meiner ganzen Machtvollkommenheit. Sodann kenne ich ihn überhaupt als einen Feind aller Ungerechtigkeit; seine Neffen hatten in ihrem Amte weder Treue noch Pflicht gehalten, und er hat sie aus seinen Staaten verwiesen. Du wirst nun suchen, bis zu ihm zu gelangen, und wirst ihm einen Brief von mir überreichen. Er wird alsdann schon Mittel finden, die Anklage Caranza's als vor das Tribunal der Curie gehörig zu reklamiren. Wenn mein Beichtvater nur erst Spanien verlassen hat, so ist er gerettet. Ich werde den Papst bitten, ja dringend beschwören, wenn es noth thut, um diese Gnade zu erhalten, und die flehentlichen Bitten dessen, der einst Kaiser Karl der Fünfte war, werden beim Stellvertreter Gottes auf Erden wohl Gehör finden."

„Ew. Majestät weiß, daß mein Leben Ihr Eigenthum ist, und daß ich mich glücklich schätzen würde, es Ihrem Dienste zum Opfer darzubringen. Aber wie werde ich im Stande sein, Rom zu erreichen, ohne daß ich die Inquisition und deren Argwohn rege mache? Man weiß, daß ich zu Ew. Majestät Hausbedienten gehöre; angenommen also, daß selbst meine Reise der spionirenden Wachsamkeit der Inquisition entginge, würde nicht meine Abwesenheit —"

„Sei unbesorgt!" unterbrach ihn Karl der Fünfte, der ind.ssen seinen Brief an den Papst begonnen hatte.

Als er mit diesem zu Ende gekommen war, fing er mit einer Thätigkeit und Geschicklichkeit, welche einen deutlichen Beweis abgab, daß für ihn dergleichen Verkleidungen und die dazu nöthigen Vorbereitungen nichts Ungewöhnliches waren, an, Gummi zu bereiten, Pferdehaare aus seiner Matratze zu ziehen und am Feuer zu kräuseln und aus dem Safte mehrerer Pflanzen, die er eigenhändig im Garten zu diesem Zwecke pflückte, eine Art Schminke zu bereiten.

In einigen Minuten hätte er sodann mit seinen eigenen Händen Joos' Haare zu einer Mönchstonsur verschnitten, ihm sodann einen falschen Bart angeheftet und das Gesicht dunkel geschminkt, so daß der Genter, als er eine Mönchskutte übergeworfen, ganz und gar das Aussehen eines echten Klostergeistlichen hatte. Während er sich mit der Verkleidung seines Dieners beschäftigte, ertheilte er ihm Rathschläge voll Feinheit und Verschmitztheit, und gab ihm sowohl die listigsten Mittel an, wie er während seiner Reise allen Argwohn beseitigen, als auch auf welche Art er in Rom selbst den Zweck seiner Sendung erreichen könne.

Als er alle Vorbereitungen beendet hatte, ergriff er mit seinen beiden vor Aufregung zitternden Händen die seines getreuen Dieners Joos und sagte zu ihm: „Gott ist mein Zeuge, Joos, wie schmerzlich es mir ist, mich von Dir trennen zu müssen; und handelte es sich nicht darum, einem alten, treuen Diener das Leben zu retten, der wegen seiner Treue gegen mich

Digitized by Google

dem Tode ausgesetzt ist, so würde ich nie in diese Trennung gewilligt haben. Wenn Du Deine Geschäfte in Rom beendet hast, wirst Du Dich nach Gent begeben, um daselbst einige Monate bei Deiner Frau und bei Deiner Mutter zu verbringen, und alsdann magst Du zu Deinem alten Herrn zurückkehren, wofern Du nicht indessen seinen Tod erfahren hast. Lebe wohl, mein Sohn, möge Gott Dich führen."

Joos kniete vor dem Kaiser nieder und sagte: „Möge Ew. Majestät geruhen, mir noch vor meiner Abreise Ihren Segen zu geben. Sollte ich in der Sendung, mit der Sie mich beauftragen, sterben, so erinnern Sie sich gnädigst meiner Mutter und meiner Gattin."

„Sei hierüber unbesorgt," entgegnete Karl, und seine Stimme war bewegt; „so lange mir nur noch ein Lebenshauch bleiben wird, sollen sie einen Beschützer an mir finden."

Darauf legte er segnend seine Hände auf Joos' Haupt und nachdem dieser in seinem Scapulier und in seinem Busen die Briefe des Kaisers verborgen hatte, verließ er St. Just im Augenblicke, da die Klosterglocke Mitternacht schlug. Als sich sein Diener entfernt hatte, fing Karl an einen Strohmann zu verfertigen, den er in das Bett desselben legte, worauf er die ganze Nacht hindurch Licht im Zimmer brennen ließ und selbst zu Häupten des Bettes wachend saß, damit es das Ansehen haben sollte, als sei Joos plötzlich erkrankt. In dieser List ward er von dem Mechaniker Turriano, der am dritten Tage nach Joos' Abreise in St. Just ankam, trefflich unterstützt. Dieser verfertigte nämlich einen großen Automaten, dem sie die Kleider des jungen Flamänders anlegten und der an den Fenstern auf- und abging, so daß Niemand vermeinen konnte, der Diener des Kaisers habe das Kloster verlassen. Erst als Turriano wieder nach Madrid zurückkehrte, hieß es, Joos reise mit ihm dorthin; der Automat ward auch wirklich in den Wagen transportirt und reiste mit dem Mechaniker ab.

In Folge dieser Vorsichtsmaßregeln und der Gewandtheit, die der junge Flamänder selbst entfaltete, gelang es diesem, unbeargwöhnt und ohne alle Anfechtung Spanien zu verlassen und auf einem Schiffe seine Ueberfahrt nach Italien zu machen, so daß er bald in das Gebiet des römischen Staates gelangte. Einmal innerhalb desselben angekommen, entledigte er sich seiner Mönchskleidung, um wieder weltliches Costüme anzunehmen, und fand auch kein großes Hinderniß, um die Audienz zu erhalten, um welche er beim heiligen Vater nachgesucht. Der gewaltige Name Kaiser Karls des Fünften räumte alle Schwierigkeiten aus dem Wege. Paul der Vierte sandte sofort an die römischen Kommissarien, die sich in Spanien befanden, den geheimen Befehl, sich in diesen Prozeß unter dem Vorwande einer Kompetenzfrage zwischen ihnen und den Beamten der Inquisition zu mischen und dadurch einstweilen wenigstens den Gang der Untersuchung zu unterbrechen. Hierauf nun, als dieß geschehen und von beiden Seiten an eine unmittelbare Entscheidung des heiligen Vaters appellirt ward, rief Papst Paul die Sache gar vor die römische Inquisition, so daß Caranza nach Rom gebracht werden mußte, und obgleich er zwar des Scheines halber seine völlige Freiheit nicht erhalten konnte, sondern in der Engelsburg ein Gefangener blieb, so war diese Gefangenschaft weder peinlich noch unangenehm, sondern eben auch blos zum Scheine.

Ehe aber dieses Resultat erreicht werden konnte, waren von Seiten der spanischen Inquisition, die ihr einmal erhaschtes Opfer selbst dem Papste nicht ausliefern wollte, so viel Schwierigkeiten zu überwinden, daß die Unterhandlungen darüber fast zwei Jahre dauerten. Bei der unregelmäßigen Postverbindung jener Zeiten waren sowohl der Kaiser als auch Joos' Familie ohne alle genauere Nachricht von ihm geblieben, als solche, die er hin und wieder durch einen

Digitized by Google

Pilger oder Kaufmann erhalten hatte. Joos selbst war froh, diese schwierige Unterhandlung glücklich zu Ende gebracht zu haben, und schiffte sich nun voll Sehnsucht nach seiner Familie auf einem Fahrzeug ein, das nach den Niederlanden bestimmt war, um, der von seinem alten Herrn vor seiner Reise nach Italien ihm ertheilten Erlaubniß zufolge, einige Monate in Gent zuzubringen, ehe er nach Spanien zurückkehrte. Der Unglückliche aber ward nebst der ganzen Mannschaft seines Schiffes trotz seiner verzweifelten Gegenwehr die Beute eines tunesischen Seeräubers und als Sklave nach Tunis gebracht. Dort blieb er zwölf Jahre lang, zwar in milder Gefangenschaft, weil seine mechanische Geschicklichkeit ihm einen hohen Werth in den Augen seines Herrn und sogar einen Aufseherposten über die andern Sklaven verschafft hatte, aber doch immer ein Sklave. Endlich ward er durch die Ankunft einer spanischen Flotte im Jahr 1570 nebst seinen andern Unglücksgenossen der Freiheit wiedergegeben, erfuhr aber zugleich die doppelte Trauerbotschaft von dem Tode seines erlauchten Herrn, Kaiser Karls des Fünften, und von den blutigen Religionsunruhen die unterdessen in den Niederlanden ausgebrochen waren. Um so mehr beeilte er sich, nach Gent zu seiner Familie zu gelangen, und trat daher seine Reise zu Lande von der spanischen Küste, wohin die befreiten Sklaven geschafft worden waren, durch Spanien und Frankreich an. Endlich nach vielen Wochen kam er eines Abends mit hochklopfendem Herzen und thränenschweren Augen in Gent an und stand bald vor dem Hause, worin er das Licht der Welt erblickt. Auf sein leises Anklopfen kam seine immer noch blühend schöne Frau, um ihm zu öffnen; wer beschreibt aber das Erstaunen des armen Reisenden, als seine Frau zwar trotz der Veränderungen, die so lange traurige Jahre in seinem Aussehen hervorgebracht, ihn sofort wieder erkannte, aber anstatt freudig in seine Arme zu stürzen und ihr Glück über die unvermuthete Wiederkehr des so lange Verlorenen zu bezeugen, plötzlich anfing, bittere Thränen zu vergießen und alle Zeichen des Schreckens und der Verzweiflung von sich zu geben. Bei dem Geschrei der Schwiegertochter lief auch Frau Gertrude herbei, und auch sie theilte Stina's Schmerz als sie Joos erblickte.

„Gott," rief sie, „erbarme Du Dich unser! Ohne Deine Hilfe ist es gethan um meinen armen Sohn! — O Himmel! Ihn nach einer so langen Abwesenheit wiederzufinden, um ihn wiederum und auf eine so grausame Art und für immer zu verlieren!"

„Wo verbergen wir ihn?" fragte Stina. „Ich bin dessen sicher, sie kommen bald wieder, und wir müssen ihn ihren Nachsuchungen entziehen."

Darauf zogen beide Frauen Joos mit sich fort in den Keller des Hauses und suchten dort ihm in einem Winkel ein Versteck einzurichten, wo er allen unberufenen Augen unsichtbar sein könne.

Dort erst konnte Joos sie bewegen, ihm einige Aufschlüsse über ihr unerklärliches Verfahren zu geben. Seit drei Monaten, d. h. seitdem er Spanien verlassen hatte, waren fast jeden Tag die Alguazils des Herzogs von Alba in das Haus gekommen, hatten es sorgsam durchspäht und sich von Tage zu Tage dringender nach dem entfernten Joos erkundigt, der, wie sie sagten, bald zurückkehren müsse; sie hätten ein ganzes Viertel ihrer Spione aufgestellt und selbst das Haus von Stina's Vater bis in die geheimsten Winkel durchsucht.

„Aber was hast Du denn in weiter Ferne gethan," fragte ihn die Mutter, „um den Zorn dieses Henkers der Niederlande auf Dich zu laden?"

„Gewiß nichts," sagte Stina mit ihrer süßen Stimme, „was nicht —"

Hier ward Stina von einer noch süßern, holdern Stimme unterbrochen, die oben im

Digitized by Google

Hause laut und ängstlich „Mutter, Großmutter, wo seid Ihr denn?“ ausrief und die immer näher drang.

Joos, der, als er von Nachsuchungen des Herzogs von Alba hörte, sofort an seine Einmischung in die Angelegenheit des Don Caranza dachte und zwischen diesen und den jetzigen Verfolgungen einen geheimen Zusammenhang zu entdecken glaubte, vergaß alle seine Besorgnisse, als er diesen Ruf hörte, und rief aus: „O mein Kind, meine Tochter, Stina! Laß mich sie umarmen, laß mich sie an mein Herz drücken! Mag dann der Herzog von Alba kommen! Mein Kind, o welche Wonne! Während meiner langen Entfernung von Euch, ohne alle Nachrichten, erst in Spanien, dann in Italien und endlich in tunesischer Gefangenschaft wie oft habe ich darüber gegrübelt, ob Gott wohl unsere Ehe mit einem Kinde gesegnet haben möge. Mein Kind! Ich muß es sehen und umarmen.“

Trotz aller Anstrengungen seiner Frau und seiner Mutter ließ er sich nicht länger im Keller zurückhalten, sondern eilte nach dem Zimmer hinauf, wo ihm ein junges, seiner Gattin wie aus dem Gesichte geschnittenes, bald aufgeblühtes Mädchen von dreizehn Jahren begegnete, das er sofort mit dem Ausrufe: „Mein Kind, mein geliebtes Kind!“ umarmte und unablässig an sein Herz drückte.

Kaum aber hatte der arme Vater seine liebliche Tochter recht warm geküßt und geliebkost, als auch schon die Alguazils von allen Seiten her ins Haus drangen.

„Im Namen des Herzogs von Alba,“ sagte der befehligende Offizier, „seid Ihr Joos Claes, ehemaliger Leibdiener Seiner Majestät Kaiser Karls des Fünften, mein Gefangener.“

„Und welches ist das Verbrechen, dessen man mich anklagt?“ fragte Joos.

„Bindet diesen Menschen mit Stricken an Händen und Füßen, doch so, daß er, ohne entlaufen zu können, doch zu gehen im Stand ist. Lange genug bezeugt uns schon Herzog Alba seine Ungeduld darüber, daß wir ihm diesen Mann nicht bringen; er darf uns also nun, da wir ihn erwischt haben, nicht entschlüpfen. Vorwärts, junger Mann.“

„Laßt mich wenigstens meine Mutter, mein Weib, mein Kind noch einmal umarmen.“

„Das ist nicht mehr, als gerecht,“ entgegnete der Offizier; „Eure Abwesenheit wird allem Anscheine nach ziemlich lange währen. Möge Euch Gott beistehen, daß Ihr Euch noch sonst wo anders, als im Himmel wiedersehet — falls Ihr nämlich Aussicht habt, als Christ zu sterben und vor Gottes Barmherzigkeit Gnade zu finden, daß Ihr in den Himmel kommt!“ fügte er hinzu und schlug andächtig ein Kreuz. „Und nun auf den Weg, Freund!“

Joos umarmte und herzte seine Mutter und seine Tochter noch ein letztes Mal, führte die eisigkalte Hand der ohnmächtig zusammengesunkenen Stina an seine Lippen und folgte den Alguazils. Einer von diesen nahm ihn hinter sich auf sein Pferd und der kleine militärische Zug machte sich auf den Weg nach Brüssel. Die Reise dahin dauerte nicht weniger als einen und einen halben Tag, so daß Joos, der an Händen und Füßen zusammengeschnürt auf dem Pferde unbeweglich lag, todtmüde und an allen Gliedern geschlagen war, als sie in Brüssel anlangten, wo man ihn sofort in den Palast führte, den Herzog Alba damals bewohnte.

Noch heute gedenkt die Volkserinnerung in Belgien, obgleich drei Jahrhunderte seitdem verflossen sind, mit Schrecken des schweren und blutigen Joches, das Herzog Alba damals auf diesen Provinzen lasten ließ. Mit unbeschränkter Vollmacht versehen, und ohne andere Zügel, als die seines grausamen Willens, verwüstete er mit Feuer und Schwert das blühende Land, vernichtete die Privilegien der Städte und Provinzen, schlug die Häupter der Edelsten nieder,

Digitized by Google

kerkerte die Bürger ein und überlieferte sie dem Galgen und Henkerbeile mit einer geringschätzigen Verachtung, als wäre ihr Leben durchaus ohne allen Werth. Jener von ihm sogenannte „Rath der Unruhen," den die Brabanter bezeichnender den „Blutrath" nannten, und sein fanatischer Anhänger und Helfershelfer, Don Juan de Vargas, der Präsident dieses Gerichtes, unterstützten ihn mit einer unermüdlichen Thätigkeit. Das ganze Land befand sich in einem trostlosen Zustande. Mehr als hunderttausend Flamänder waren schon ausgewandert, um in England einen Zufluchtsort zu suchen, indem sie in ihr neues Vaterland ihre unermeßlichen Reichthümer und die nicht minder kostbaren Geheimnisse ihrer Industrie mitbrachten. Versuchte irgend eine Stadt, ihm Widerstand zu leisten, so bedrohte er sie mit militärischer Exekution, und gewöhnlich folgte die Züchtigung der Drohung auf dem Fuße nach. Als Vorwand, wenn es nämlich Demjenigen, welcher keine andere Regel als seinen Willen kannte, einfiel, einen Vorwand oder Grund für seine Handlungen anzugeben, diente meist der Verdacht der Ketzerei und ein Befehl der Inquisition.

(Schluß folgt.)

Feudale Curiositäten.

Von A. W.

An vielen Orten haben allerlei seltsame Abgaben und Zinslieferungen bestanden, bei denen die komische oder beschwerliche Ablieferungsart, bisweilen auch nicht das werthvolle, sondern eigenthümliche Objekt der Lieferung Hauptsache war und die eigentliche Leistung ausmachte. Die wenigen bis jetzt bekannten Beispiele waren sicher nicht die einzigen, sie lassen vielmehr auf ein öfteres Vorkommen solcher Rechtsgebräuche schließen. Ein Aufmerker auch auf diese alten Institutionen und Verpflichtungen, von denen sich in den verschiedenen Provinzen und Ortschaften hier ein Brauch, dort eine Tradition erhalten hat, könnte gewiß noch manches hieher Gehörige auffinden und so wenigstens der geschichtlichen Erinnerung erhalten. — Die nachfolgenden Beispiele, die in bunter Reihe wir hier geben, werden wenigstens den Charakter und die Eigenthümlichkeit dieser Leistungen erkennen lassen.

Das Dorf Salzberg am Krull in Hessen hatte alljährlich am Walpurgistage den Herren von Buchenau 6 Knacker, zusammen 36 Heller, in alter hessischer Münze zu zinsen. Der Gemeindsmann, welcher die Abgabe überbrachte, hieß das Walpertsmännchen und mußte früh Morgens um 6 Uhr in Buchenau sein und bei jeder Witterung auf einem besonderen Stein der Brücke vor dem Schlosse sitzen. Verspätete er sich, so wuchs der Zins in Progression und am Abend wäre die Gemeinde nicht mehr im Stande gewesen, denselben zu bezahlen. Deßhalb wurden die Salzberger jedesmal, wenn der Zinstermin nahte, von ihrem Beamten an ihre Ver-

Digitized by Google

pflichtung gemahnt und die Gemeinde schickte aus Vorsicht zwei Abgeordnete nach Buchenau falls dem einen ein Unfall begegnete. Dieser Stellvertreter ging aber nicht mit bis an's Ziel, sondern blieb eine halbe Stunde vor Buchenau zurück. Saß nun das Walpertsmännchen zur rechten Zeit auf dem Steine, so mußten es die Freiherrn von Buchenau durch ihren Thorwart begrüßen lassen, worauf es seine Knacker bezahlte. Alsdann wurde es mit vorgeschriebenen Speisen im Schlosse reichlich bewirthet und wenn es bei dieser Bewirthung in drei Tagen nicht einschlief, so mußten es die Zinsherren lebenslang verpflegen; geschah aber das Gegentheil, so wurde es ungesäumt aus der Burg fortgeschafft. Dieser Gebrauch hatte sich dreihundert Jahre lang bis in das gegenwärtige Jahrhundert erhalten.

In dem mansfeldischen Dorfe Stangerode zahlten dreizehn Häuser bis in's Jahr 1784, einen Kuttenzins in das Amt Endorf jährlich auf Thomastag, doch noch vor 12 Uhr Mitternachts. Am 20. December, Abends 8 Uhr, ging der Bauermeister in Stangerode aus seinem Hause und rief vor jedem der zinspflichtigen dreizehn Häuser: „Gebt unserm Herrn den Thomaspfennig, den Kuttenzins!“ Der Hausbesitzer stand schon vor der Thüre und gab einen silbernen Pfennig. Unter der Hebung verstärkte sich der Zug, die Schaar zog durch das Dorf und schrie: „Wir bringen unserm gnädigen Herrn den Thomaspfennig, den Kuttenzins!“ Gegen 11 Uhr hatten die Bauern den Amtsort Endorf erreicht und standen um Mitternacht in der Amtsstube und zahlten gegen Quittung 13 Silberpfennige. Der Amtmann gab dem Bauermeister ein den Werth des Zinses übersteigendes Trinkgeld, mit der Warnung, noch vor 12 Uhr den Ort zu verlassen. Alsbald erheben sie von neuem ihr Geschrei: „Wir haben gebracht unserm gnädigen Herrn den Thomaspfennig, den Kuttenzins!“ und zogen heim in ihr Dorf, das Geschenk zu vertrinken. In derselben Stunde mußte aber auch der Beamte den Zins auf die Post senden, widrigenfalls für jeden Pfennig eine Tonne Häringe zu entrichten war. Fand man bei der Abtragung die Amtsstube uneröffnet, so hatte das Amt der Stangeroder Gemeinde eine weiße Gluckhenne mit zwölf weißen Küchlein zu geben.

Ein Dorf in Thüringen — der Name des Dorfes ist nicht genannt — hatte dem Gutsherrn, der zwölf Meilen entfernt wohnte, jährlich drei Treihellerstücke zu zinsen und ein einäugiger Reiter auf einem einäugigen Pferde mußte sie überbringen.

Im Braunschweigischen gab es einen Maigassenzins, der zwar nur 3 Ngr. 2 Pf. betrug, aber durch einen Reiter auf einem gewissen Pferde (einäugigen?) jeden Weihnachtsabend an das Amt entrichtet werden mußte. Dem Boten, wenn er richtig eintraf, wurde Essen und Trinken gegeben; blieb er aus, so verdoppelte sich der Zins von Tag zu Tag.

Nach einer Urkunde vom Jahre 1430 belehnte der Kaiser einen thüringischen Edelmann, Ulrich von Dynrode, mit einem Wald bei Frankenhausen, wofür dieser und seine Nachkommen, so oft ein römischer Kaiser oder König nach Thüringen kam, einen Heerwagen mit Schüsseln zur Hofstatt liefern sollte.

Digitized by Google

Getäuscht.

Kommt der Mensch mit wenig Plage
Auch zuletzt noch an sein Ziel,
Also dacht' ich manche Tage
Und an keinem that ich viel.
Kannst um Purpur-Mäntel werben,
Da ja nichts unmöglich ist,
Und die Welt geht nicht in Scherben,
Eh' nicht du gestorben bist.

Gibt es Krieg, gehst zu den Helden,
Ziehst im Sturm durch Feindesland,
Daß einst die Annalen melden,
Vom General-Lieutenant.
In der Diplomaten Kette
Sei ein Glied dann, stark und fest,
Borreas im Kabinette
Und bei Hof ein leiser West.

Dann gehorchst des Alters Rufe,
Mit dem Lorbeer in der Hand,
Auf der Ehre letzter Stufe
Trittst du in den Ruhestand.
Und der Enkel-Kreis wird's lohnen,
Was der Menschheit du gethan,
Und man schickt dich mit Kanonen
Von der Erde himmelan.

Doch nun geht's schon gegen dreißig
Und ein Wunder dünkt es mir,
Daß ich — und ich bin doch fleißig —
Noch gar keine Anlag spür'. —
Herr! die Practikanten-Schwüle
Wende gnädig meinem Haupt,
Daß mir nicht die ew'ge Stille
Den Assessors-Glauben raubt.

A. Sch.

Vorbotendes Winters. Die „Düsseld. Ztg." schreibt aus Essen vom 6. Okt.: Als ein mahnendes Zeichen, daß es mit unsern Herbsttagen bald ein Ende hat, sieht man jetzt hie und da Kranich-Schaaren über unsern Häuptern hinwegziehen. „Die riesigen Wanderzüge des Kranichs," sagt Masius in seiner „Thierwelt," „die zweimal des Jahres über unsere Zone hinwegsteuern, gehören zu denjenigen Erscheinungen, die auch bei uns Jedermann beachtet, und die gleichsam wie typische Scenen und Zeichen den Menschen an die großen Wandlungen alles Lebens gemahnen. Bis zu 5000 Fuß Höhe erheben sich die Geschwader, oft kaum noch dem Auge erkennbar; ihr Ruf aber dringt schmetternd herab. Wie der nordwärts bis zu dem Polarkreise hinaufziehende Vogel als ein Herold des Frühlings begrüßt wird, so verkündet er zurückkehrend und dem tiefen Süden zustrebend, das Nahen der Fröste. Aber auch abgesehen davon, erregt schon die taktische Ordnung dieser Züge die ganze Aufmerksamkeit des Betrachters. In gegabelter Linie, einer fliegenden Fähre vergleichbar, schwimmen sie durch die Tiefe des Himmels, im scharfen Keil den Luftstrom theilend. Voran zieht als Führer der stärkste der Vögel, dessen trompetenartigem Rufe die Kolonnen ununterbrochen antworten; ein Wächter soll die Nachhut bilden. — Verfasser sah als Knabe in seiner Heimath einen gezähmten Kranich. Er war der wirkliche Spiritus rector eines großen Edelhofs; denn er übte über sämmtliche Thiere desselben eine anerkannte Hegemonie, schlichtete allen Streit, bestrafte nach Umständen, begleitete die Heerden, trieb sie zurück, und stellte sich vor angespannte Pferde so lange als Wache, bis Diener hinzukamen. Eine besondere Achtung empfand er für den Baß eines großen Ochsen, den er deßhalb im Stall und auf der Weide besuchte, mit dem er fraß und schlief, dem er die Fliegen wehrte, und mit Tänzen und allerlei wundersamen Geberden hofirte. Bettler wies er oft aus dem Hofe; kam dagegen der Schornsteinkehrer, so war das Fürchten an ihm, und er entfloh."

Nur hübsch deutlich geschrieben! Ein mecklenburgischer Kammerherr hat gegen die Hamburger Nachrichten einen Injurienproceß eingeleitet, weil sie ihn als — Kammmacher in der Fremdenliste aufgeführt. Undeutlichkeit der Handschrift des Herrn Kammerherrn soll die Ursache zu dieser Verwechslung gegeben haben.

Wie unterscheiden sich die Heirathskandidaten von gelehrten Kandidaten? Diese haben ihre Prüfungen schon überstanden, bei jenen beginnen sie erst, wenn sie ihr Amt antreten.

Redaktion, Eigenthum, Druck und Verlag von J. B. Rieisch in Landshut.

Digitized by Google

Nro. 47. VIII. Jahrg.

Die Plauderstube.

Eine Sonntagsausgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 23. November 1862.

Drei Mal um Mitternacht.

Historische Novelle.

5. Das Schwert.

(Schluß.)

Man kann sich leicht einen Begriff von dem Schrecken machen, den Joos empfand, als er in den herzoglichen Palast gebracht ward und dort die Entscheidung des Herzogs von Alba, dieses entsetzlichen Stellvertreters eines schrecklichen Herrn, über sein Loos abwarten sollte. Die Nacht fing an mit ihrer Dunkelheit die weiten Säle, die man noch nicht erleuchtet hatte, unheimlich zu machen; kein Geräusch störte das Stillschweigen, das an diesem düstern, traurigen Orte herrschte, außer etwa das leichte Klirren der Waffenstücke, wenn irgend einer der vom Stehen ermüdeten Alguazils eine schwache Bewegung machte. So mußte auch Joos, dessen Hände von den Stricken, womit er noch immer gebunden war, schmerzlich aufgeschwollen waren und der vor Hunger und Durst fast dem Tode nahe war, mehr als vier Stunden im schmerzlichen Erwarten und gepeinigt von den traurigsten Gedanken verbringen.

Endlich ging eine Thür im Hintergrunde auf und Don Juan de Vargas, dem ein in Schwarz gekleideter Diener folgte, erschien auf der Schwelle. Er gab einen stummen Wink. Sofort ergriff der Offizier der Alguazils seinen Gefangenen und stieß ihn ohne Geräusch auf den Sekretär des Herzogs von Alba zu.

Don Juan befahl dem Offizier, seiner hier zu warten; Joos dagegen wies er mit dem Finger seinen Weg, so daß sich dieser, nachdem er einige Minuten in einem Corridor gegangen war, plötzlich am Eingange eines zweiten großen Saales befand. Der Herzog von Alba, umgeben von fünf oder sechs Personen, saß vor einem Schreibtische, las in Papieren und diktirte Befehle an seine Schreiber, als Joos und Don Juan de Vargas eintraten. Kaum hielt er den Neueingetretenen der Mühe werth, einen düstern Blick seiner grünlichen Augen auf ihn fallen zu lassen.

„Joos Claes!“ murmelte der Geheimschreiber, anmeldend.

Digitized by Google

„Laßt einen Priester kommen, damit dieser Mensch beichten kann!“ entgegnete der Herzog von Alba. „Er muß im Zustande der Gnade sein für das, was nachher mit ihm vorgehen soll.“

Hierauf nahm er ganz ruhig seine Arbeit wieder vor ohne dem erbleichenden Joos auch nur die geringste Aufmerksamkeit zu schenken.

Alsbald erschien auch ein Ordensgeistlicher und führte den armen Genter in eine anstoßende Kapelle.

„Soll ich denn sterben?“ fragte der Unglückliche, der noch immer nicht glauben konnte, daß ein so verhängnißvolles Loos ihm in der Wirklichkeit bevorstehe.

„Ach, mein Sohn,“ entgegnete der Mönch, „Diejenigen, welche in diese Kapelle gebracht werden, um sich mit Gott zu versöhnen, verlassen sie nur selten, um wieder ins Leben zurückzukehren. Der Henker und ich, wir Beide verlassen den Palast des Herzogs von Alba weder am Tage, noch bei der Nacht.“

„Wie! ohne mir ein Wort von dem Verbrechen zu sagen, dessen man mich angeklagt! Ohne mir die Mittel zu meiner Rechtfertigung zu meiner Vertheidigung zu geben!“

„Mein Sohn, laß uns die Zeit benutzen,“ entgegnete der Mönch; „Denen, die in diese Kapelle treten, sind die Minuten meist nur sparsam zugemessen. Empfehlet Eure Seele in Gottes Hände, lasset alle irdischen Gedanken fahren und werdet Eure Hoffnungen nur gegen den Himmel.“

„Meine Frau! Meine Mutter! Mein Kind!“

„Gott wird sie im Himmel wieder mit Euch vereinigen! Im Namen Jesu Christi, unseres Heilandes, denkt an Euer Seelenheil, mein Sohn.“

Joos kniete vor dem Mönch nieder und beichtete ihm vollständig alle Sünden, die er etwa konnte begangen haben.

„Verbergt mir nichts,“ sagte der Priester zu ihm; „bedenkt daß Gott Euch hört und daß es Eure letzte Beichte ist; wollet also nicht mit der schwersten aller Sünder, der gegen den heiligen Geist, einer unvollständigen Beichte, vor seinen Richterstuhl treten.“

„Mein Vater, ich habe Euch Alles gesagt.“

„Nun, so empfange denn die Absolution, Du armer junger Mann. Biete Gott Deine Leiden und Deinen Tod als Opfer dar; danke ihm dafür, daß er Dich des Märtyrerthums würdigt.“

Aber Joos fühlte nicht die Kraft in sich, in einen so ungerechten Tod mit ruhiger Geduld sich zu ergeben; trotz seiner Anstrengungen konnte er sich nicht von dieser Erde losreißen, an die ihn das Andenken an seine Mutter, seine Frau und seine Tochter mächtig fesselten.

Indessen war eine Stunde verflossen und man holte Joos immer noch nicht ab. Zwei neue Gefangene wurden, einer nach dem andern, zu dem Mönch gebracht, und jedesmal holte sie, einige Minuten nach ihrem Eintritt in die Kapelle, Don Juan de Vargas in Begleitung eines Mannes von sehr abschreckendem Aeußern, des Henkers, wieder ab. Der Genter aber wartete der Entscheidung seines Looses noch, als es Mitternacht schlug.

Der Mönch war vor Ermüdung in seinem Beichtstuhle eingeschlummert. Was Joos, dessen Hände noch immer zugeschnürt waren und der seit zwei Mal vierundzwanzig Stunden nichts zu sich genommen, in diesen letzten Stunden des bangsten Harrens und der Todesangst, körperlich und geistig litt, das vermag keine Feder zu schildern.

Digitized by Google

Endlich — die Glocken Brüssels verkündeten die erste Stunde des neuen Tages — erschien Don Juan de Vargas wieder und befahl dem Gefangenen, ihm zu folgen. Im benachbarten Saale befand sich nur noch Herzog Alba allein; die tief herabgebrannten Kerzen waren ihrem Ende nahe, einige waren schon erloschen und andere warfen nur noch einen unsicher hin und her schwankenden, düstern Lichtschein ins Zimmer.

„Hat dieser Mensch gebeichtet?“ fragte der Herzog von Alba, zog sein langes, breites Schwert mit doppelschneidiger Klinge aus der Scheide und legte es blos auf den Tisch.

„Er hat gebeichtet!“ antwortete Vargas mit kaum hörbarer Stimme.

„Wie heißest Du?“ fragte der Herzog weiter mit einer zugleich dumpfen und heisern Stimme, die mehr dem Heulen einer Hyäne, als einer menschlichen Stimme glich. „Wie heißt Du?“ wiederholte er ungeduldig, als der zitternde Gefangene nicht rasch genug antwortete.

„Joos Claes.“

„Wo bist Du geboren?“

„In der Stadt Gent.“

„Warst Du nicht im Dienste Seiner hochseligen allerkatholischsten kaiserlich-königlichen Majestät Karls des Fünften?“

„Ich habe mich beflissen, ihm treu und ergeben zu dienen.“

„Bist Du nicht von ihm mit einer Sendung zu Seiner Heiligkeit dem Papst Paul dem Vierten betraut worden?“

„Ich glaube mich derselben zur vollkommenen Zufriedenheit des heiligen Vaters und meines durchlauchtigen Herrn entledigt zu haben.“

„Schwörst Du, bis zu Deinem Tode der heiligen römisch-katholisch-apostolischen Kirche treu zu bleiben?“

„Ich war stets ein frommer Katholik, wie ich es auch stets sein werde.“

„Kniee nieder!“

Joos gehorchte. Der Herzog von Alba griff nach seinem Schwerte.

„Höre mich wohl an,“ sagte er, „denn dies ist der Wille meines erlauchten Herrn. Falte Deine Hände, beuge Dein Haupt und bete mit aller Inbrunst Deiner Seele.“

Er hob sein Schwert, das er mit der Spitze gegen die Erde gestemmt hatte, aber es entglitt seinen Händen und fiel vor seinen eigenen Füßen nieder.

„Ich kann nicht,“ sagte er, „meine Kräfte verlassen mich. Die Gicht hat mich noch nie so heftig gequält und dermaßen geschwächt, wie heute. Don Juan, übernimm Du mein Amt.“

— — — — — —

Don Juan ergriff das Schwert mit junger, kräftiger Hand. Joos schloß die Augen und empfahl seine Seele Gott; er hatte seinen Nacken dem Todesstreiche hingebeugt. Aber wer kann sich sein Erstaunen denken, als das Schwert ihn zwar derb traf, aber — nur mit der flachen Klinge und nur auf die beiden Schultern.

„Im Namen der heiligen Dreieinigkeit, Seiner allerkatholischsten Majestät des Königs Philipp des Zweiten und zur Erinnerung an meinen hochseligen, durchlauchtigen Kaiser Karl den Fünften, der mich an sein Todtenbett hat kommen lassen, um es mir ausdrücklich anzuempfehlen,“ sagte Herzog Alba, während Don Juan den Schlag gethan, „erhebe ich Dich, Joos Claes, Bürger von Gent, in Adelstand und schlage Dich zum Ritter. Gedenke daran, Dich in Allem den Gesetzen der Ehre gemäß zu benehmen und Dich dieser Belohnung für Deine treuen

Digitized by Google

und biedern Dienste stets würdig zu bezeigen. Steh' auf und empfange nun Umarmung und Handschlag."

Joos glaubte bei dieser eben so glücklichen als unerwarteten Wendung seines Schicksals von seinen Kräften verlassen zu werden, die doch im Unglück ausgedauert hatten. Einen Augenblick lang ward es ihm vor den Augen und er war nahe daran, in Ohnmacht zu sinken; bald aber triumphirte er über diese vorübergehende Schwäche.

„Wie!" sagte der Herzog, als er ihn dem Ceremoniel des Ritterschlages gemäß umarmt hatte, „sie haben Dich gebunden, als hätte es sich darum gehandelt, Dich in den Gefängnissen der Inquisition als Gefangenen zurückzuhalten. Don Juan, zerschneidet diese Stricke mit Euerm Dolch. So! Nun Ihr frei seid, Ritter Joos, empfanget nun Euern Adelsbrief, so wie dieses Pergament, das Euch zum Eigenthümer des Schlosses und Rittergutes Steen erklärt, das einige Stunden seitwärts zwischen Antwerpen und Brüssel liegt, und wonach Ihr Euch fortan nennen sollt. Nehmt auch hier eine Anweisung von viermalhunderttausend Piastern auf den königlichen Schatz an. Und nun gebt mir, ehe wir uns trennen, Eure Hand; denn Ihr seid ein getreuer und biederer Diener meines vielgeliebten, hochseligen Herrn, des Kaisers gewesen!"

Joos entfernte sich eben so fröhlich, als er verzweifelnd hergekommen war; da rief ihn der Herzog zurück.

„Ritter von Steen," sagte er zu ihm, „wenn Ihr als Diener in mein Haus treten wolltet, so solltet Ihr an mir einen eben so großmüthigen Herrn haben, als ich sicher wäre in Euch einen ergebenen Diener zu finden.

Joos schlug die Augen nieder und antwortete nicht.

„Nun, ich sehe wohl, Ihr wollt keinem geringern Herrn mehr dienen, nachdem Ihr Kaiser Karl dem Fünften gedient. Geht mit Gott in Frieden."

Wir brauchen und können auch kaum beschreiben, mit welcher Freude Joos bei seiner Rückkehr von seiner Mutter, Gemahlin und Tochter empfangen ward. Die Frauen konnten nicht Gebete genug finden, um Gott zu danken; Joos hingegen that nichts, als in Einem fort alle drei Geliebten seines Herzens küssen und umarmen. Er lachte und weinte vor Freude und Rührung zugleich und dankte aus dem tiefsten Grunde seines Herzens seinem seligen Herrn, der noch vom Jenseits herab ihn beschützte und über ihn wachte.

Einige Tage nachher verließ die glückliche Familie Gent, um von ihrem Schlosse Steen Besitz zu nehmen. Später ist dieses Schloß als Erbschaft ein Besitzthum von Peter Paul Rubens geworden.

Reise-Erinnerungen.

Bilder aus der Türkei von Ludwig Wittmann.

Dschamlitscha, den 15. Juni 1861.

2. Skizze aufgenommen vom Berge Bugurlu.

Die Aussichten, wo die belebte Natur eine immer neue Pracht entwickelt und von denen aus sich dieselben Gegenstände unter stets neuen Gesichtspunkten zeigen, sind für den Reisenden,

Digitized by Google

den sowohl der Himmelsstrich als die Wißbegierde nach Constantinopel zieht, eine Quelle von unaussprechlichen Genüssen, welche nie versiegt, so eifrig er auch daraus schöpfen mag.

Unter der Anzahl der unaussprechlichen Genüsse, welche ihr Dasein der großen und schönen Natur zu verdanken haben, muß man der unermeßlichen Aussicht einen ersten Platz einräumen, welche man oben auf dem Berge Bugurlu, auf dem Gefilde von Skutari, hat. Dies Gemälde ist ein würdiges Gegenstück, zur Pyramide Cheops in Gizeh bei Cairo.

Ich schiffte mich im Hafen zu Top-Khane ein und im Vorbeigehen warf ich einen Blick voll Wohlgefallen auf die schöne Fontaine,*) deren Dach, wie ein großer Sonnenschirm gestaltet, die Originalität des Gebäudes vermehrt, welches sich als ein vollkommenes Muster der indischen Baukunst zeigt.

Meine Kaikschis **) benutzten den Wasserwirbel, welcher durch die Ausleerung der Wasser entsteht, die der Strom in den Hafen mit fortreißt, welchen die Serailspitze daselbst veranlaßt, und fuhren anderthalb Meilen (mille) im Kanal hinauf, um sich alsdann seinem Lauf zu überlassen und ihren Zweck um so leichter zu erreichen. Diese Gegenfahrt verschaffte mir das Vergnügen, die mir schon bekannten Gegenstände noch einmal durchzumustern, welche man nicht zu betrachten müde wird.

Hierauf fuhren wir an dem Palast von Tolma-Bafsche ***) hin, wo sich der Sultan in der schönen Jahreszeit aufhält und der mit dem Porzellanthor endigt. Weiter hin zeigte man uns einen Teket (Derwischkloster), der in die Gebäude des Palastes von Betschik-Tasch (zu deutsch Wiegenstein) so eingeschoben ist, daß er ihre Verbindung unterbricht, aber nicht gegen ihre Frische und Eleganz verstößt. Wir erfuhren bei dieser Gelegenheit, der Sultan habe an diesem Ort ein Lusthaus bauen lassen wollen, da aber der Teket seinen Absichten im Wege gestanden, so habe er die Absicht gehabt, ihn anderswohin zu versetzen, allein die Religion, die man sogleich sprechen ließ, setzte sich dagegen, und elende Derwische, d. h. schamlose Bettler, siegten über den Besitzer eines großes Reichs; es blieb also dem Sultan nichts anders übrig, als ein elendes Kloster in einen schönen Palast zu verwandeln.

Auf der Höhe von Betschik-Tasch führen wir kühn den Kanal hinüber und langten am Hafen des Getreidemagazins an.

Scutari gewährt in der Nähe und in der Ferne einen verführerischen Anblick, besonders wenn man, ehe man ihn genießt, durch die schmutzigen und engen Gassen von Top-Chane geht, um sich darauf vorzubereiten. Seine Lage würde als die glücklichste anerkannt werden, die man hat auswählen können, wenn man nicht jene Halbinsel, welche voll imposanter Gebäude steht; jenen Hafen (das goldne Horn), der sich nur mit sich selbst vergleichen läßt, jene Spitze des Serails, auf die man alle Augenblicke zurücksieht, wenn man sie verlassen hat und zuletzt jenes einzige Ganze vor Augen hätte, das man anderwärts vergebens sucht.

Wir gingen in den Höfen und über die Todtenäcker einer Moschee hin, die sich nicht durch Pracht auszeichnet, aber wegen der Lorbeer- und Cibenbäume gefällt, welche sich mit ihrer

---

*) Es ist dieß dieselbe, die ich Februar 1862 in der Illustrirten Leipziger Zeitung beschrieb.

**) Kaik heißt soviel als Gondel und Kaikschis Gondelführer. Die Kaikschis bilden einen Club von 35,000 Mann und haben Vater Noah zu ihrem Patron.

***) Derselbe, dessen Triumphthor ich in Nro. 1009 der Illustrirten Zeitung beschrieb.

Digitized by Google

Bauart vermischen. Das Grüne hebt gewisse Gebäude außerordentlich hervor und erhält wiederum von diesen ein ausgezeichnetes Verdienst. Dieser schönen Zuthat verdanken die mahomedanischen Tempel zum Theil den Anblick, der sogleich vom Anfang (durch die schlanken weißen Marmorminarets) an bezaubert. Wasser und Schatten sind die ausgesuchtesten Reize, welche sie anwenden, und so unschuldig sie auch sind, so tragen sie doch mehr als alles Andere zur Verzauberung der Augen bei. —

Das Vorgebirge, auf dem man heut zu Tage Scutari sieht und das diese Stadt in den entferntesten Zeiten unserer Geschichte unter dem Namen Chrysopolis einnahm, hieß damals Bosporus oder Damalis. Wollten wir die Geschichte noch weiter zu Rathe ziehen, so würden wir viele berühmte Namen finden, welche sich an Chrysopolis anreihen.

Beim Heraustritt aus Scutari befand ich mich auf dem armenischen Todtenacker. Hier sind alle Gräber mit einem Denkmale von Marmor, in Gestalt des Grabes, bekränzt, auf welchem eine Leichenschrift in der Nationalsprache und die Werkzeuge des Gewerbes eingegraben sind, das der Verstorbene trieb. Auf dem Todtenacker von Pera habe ich Denkmäler gesehen, wo der Todte seinen Kopf in den Händen hatte; Andere, wo ihm ein Strick um den Hals geschlungen war, um dadurch anzudeuten, daß hier Unglückliche ruhen, welche eines gewaltsamen Todes gestorben sind. Die Türkei ist, wie ich glaube, das einzige Land, wo man zum Wappen einen Galgen zu nehmen wagt; aber dieß ist auch eine von den verderblichen Folgen der willkührlichen Gewalt. Sie vernichtet die Schande, welche anderwärts mit der Todesstrafe verknüpft ist, so daß die Furcht die einzige Waffe ist, die ihr bleibt, um sich Ansehen zu verschaffen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Ausstellungsstiefel.

Noch immer erhält der Secretär der Londoner Weltausstellung, Herr Sandfort, Anerbietungen, neue Merkwürdigkeiten den bereits vorhandenen Industrie- und Kunstschätzen hinzuzufügen. Das letzte, was in dieser Art vorgekommen ist, lohnt sich der Mühe zu berichten. Es handelte sich nämlich um ein Paar Stiefel, worin ein taubstummer junger Mensch, welcher sich den „weißen Ritter Schottlands“ nennt, jetzt 2700 engl. Meilen gegangen ist, ohne daß sie jemals geflickt zu werden brauchten. Dieselben wurden, wie er in einem Brief an den Secretär mittheilt, von dem Stiefelmacher Ihrer Majestät in Schottland angefertigt, nach den schriftlichen Angaben des weißen Ritters und in Uebereinstimmung mit dem neuesten Standpunkte der Wissenschaft. Eine merkwürdige Thatsache in der Geschichte der Stiefel war, daß der Besitzer ganz zufällig erst dafür bezahlte, nachdem er 1862 Meilen damit gerannt war, was ein Hegel'scher Philosoph unzweifelhaft für eine „fabelhafte Teleologie“ erklären würde. Dieser weiße Ritter berichtete ferner, daß er ein Tagebuch hielte, worin er jeden Abend vor Schlafengehen die Distanz anmerkte, welche er an dem verflossenen Tage gelaufen war, und daß er sich noch nicht

Digitized by Google

entschieden habe, ob es besser sey, diese naturhistorische Merkwürdigkeit (das Tagebuch nämlich) an das British Museum oder an die große Ausstellung zu schenken. Endlich fragte er beim Secretär an, ob er vorzöge, die Stiefel mit der Eisenbahn oder per Dampfschiff zu erhalten, denn er, der weiße Ritter, sey zu Allem bereit. Herr Sandford war noch nicht mit sich einig da über geworden, was er dem weißen Ritter antworten sollte, als er schon einen zweiten Brief von demselben excentrischen J dividuum erhielt, worin dasselbe sein Bedauern aussprach, die Stiefel schließlich doch nicht herüberschicken zu können. Sie sehen schon eingepackt gewesen, aber er, der weiße Ritter, habe gefunden, daß seine neuen Stiefel ihn so schrecklich drückten, daß er sich nicht entschließen könnte, die alten fortzugeben; außerdem wäre es hart, sich von einem solchen alten Freunde zu trennen; er schickte daher bloß sein Tagebuch über die 2700 Meilen, die er in den alten gelaufen sey.

Türkische Zopfabschneiderei.

Aus Konstantinopel wird geschrieben: Man ist hier bereits daran gewöhnt, daß der mittelalterliche Fanatismus wieder Terrain gewinnt. Der Sultan ist dem schönen Geschlecht nichts weniger als gewogen und thut sein Möglichstes, es mit minutiösem Detail zu nergeln und zu quälen, damit es wieder genau die alte, an den animalischen Zustand gränzende Stellung in der türkischen Gesellschaft einnehme. Kürzlich nun spazierten vier junge mohamedanische Damen, zwar vorschriftsmäßig, aber nur durchsichtig vermummt, in der Hauptstraße Pera's. Plötzlich beflügeln sie ihre Schritte, denn hinter ihnen her rauscht eine ältliche, hagere, verhüllte Gestalt ihres Geschlechtes, offenbar, wie ein Geier in der Verfolgung von Tauben begriffen, in unheimlicher Absicht. Athemlos flüchten die Mädchen in das Magazin eines Kaufmanns und drücken sich ängstlich in eine Ecke; die alte aber sitzt ihnen auf den Fersen, ergreift die erste bei ihren langen, koranwidrigen Locken, zieht schweigend eine immense Scheere aus der Tasche, und klipp! klapp! der herrliche Schmuck ist gewesen. So verfährt sie mit einer nach der andern. Kein Wort wurde geäußert. Der Kaufmann wohnte mit offenem Munde der Execution bei, und war, wie er versichert, dermaßen von Ueberraschung und Schrecken paralysirt, daß er, wenn ihm der fürchterliche Drache mit seiner ungeheuren Scheere den Kopf abgeschnitten hätte, keinen Widerstand geleistet haben würde. Henker und Opfer verschwanden lautlos, wie sie gekommen. Die Bettel war ein weiblicher Gendarm, der, wie der Schinder auf herrenlose Hunde, auf kokette und unvorschriftsmäßig gekleidete und frisirte Damen vigilirt. Im Namen des Kaisers bringt das Ungethüm in alle Harems, executirt stehenden Fußes Gemahlin und Töchter und denuncirt den Gatten und den Vater.

Digitized by Google

Das Stecken-Pferd.

Wer ritt als Kind nicht einen Gaul
Und dünkte sich so stolz,
So vornehm, wie der König Saul
Und kannte doch das Holz.
Du lachst, weil du jetzt älter bist,
Doch denkst du nie dabei,
Daß manches Thun nichts Ander's ist
Als Steckenreiterei.

Den Reiter schau'! er setzt im Fing
Zehn Fuß weit von der Erd'
Weil ihn schon oft hinübertrug
Sein treues Steckenpferd.
Der sprengt vor seinen Schülern her
Mit wichtiger Geberd';
Zehn Phrasen hat er und nicht mehr —
Das ist sein Steckenpferd.

Komm' nicht bald ich auch zum Verkauf?
Denkt sich ein And'rer längst;
Und kommt man im Diskurs darauf,
So bäumt sich schon sein Hengst.
Gib' Acht, wie er den Degen wetzt —
Die Wange färbt sich roth —
Und mit Journal-Artikeln hetzt
Er die Gesellschaft todt.

Und wie man sagt: Im Dichter-Quark
Gibt es manch Steckenroß;
Der ist im Gratuliren stark
Und der in Oden groß.
Der hängt steif an dem alten Zopf
Und der am Mode-Tand,
Der nimmt die Jahreszeit beim Schopf
Und der das Vaterland.

Drum, weil's noch geht, frisch auf, gethan!
Der Weg ist lang und breit;
Und schau' nur den Einseitigen an,
Wann's dich bald nimmer freut.
Wer nur in einem Ding sich plagt,
Respekt, er ist bewehrt!
Doch hüte er sich, daß man sagt:
„Es ist sein Steckenpferd!"

A. Sch.

In einem kleinen Städtchen sollte zu Gunsten der Gemeinde eine seit langen Jahren bestandene Sparkasse aufgehoben und unter die Contribuenten vertheilt werden. Die Verwalter dieser Anstalt hatten indeß so gehaushalte', daß, nach Abzug der Verwaltungskosten, Nichts in der Kasse blieb und Null mit Null aufging. Ein Spottvogel ließ bald darauf in die Zeitungen einrücken: „Unsere Sparkasse, die im Jahre 1831 gegrün det wurde, ward gestern unter die sämmtlichen Theilhaber, mir nichts, dir nichts, vertheilt."

Wo liegt Tripstrill? Auf der Landkarte wird man freilich vergebens darnach suchen, aber Tripstrill existirt doch wirklich, ebenso wie Burtebude. Tripstrill ist eine Merkwürdigkeit des Zaubergauthales im schwäbischen Oberamte Brackenheim, ein kleiner, verödeter, einst aber bedeutender Marktflecken. Erbaut wurde aber Tripstrill von dem römischen Hauptmann Trepho, den der Kaiser Probus um das Jahr 278 n. Chr. in jene Gegend entsendet hatte. Nach seiner Gemahlin Trvilla nannte dasselbe den neuen Ort Trephonis Trvilla, und daraus wurde durch vernachlässigte Aussprache des Deutschen Tripstrill. Der Flecken wurde mehrmals, und zuletzt vom Pfalzgrafen Ruprecht im Städtekrieg zerstört. Jetzt stehen davon nur noch Ruinen. Nicht weit davon liegt die Mühle, welche die Volkssage zur „Altweibermühle" machte, in der die alten wieder jung gemahlt werden sollen.

Ein Possenreißer hatte versprochen, der Gesellschaft den Teufel zu zeigen. Zu diesem Zwecke ließ er alle in einen leeren Gelchack sehen und sagte, als einer derselben unwillig wurde, nichts zu erblicken als Finsterniß, belehrend zu ihm: „das ist eben gerade der Teufel, daß nichts drin ist!"

Aus einer rheinischen Garnison, im November. Ein Compagniechef sagt vor der Front, wenn er einen Soldaten recht tadeln will: „Der Kerrel steht da, wie ein Fortschrittsmann, auf Ehre!" oder wenn er Strafe droht: „Ich werde Jeden bestrafen, sey er Graf, Unteroffizier oder Fortschrittsmann."

Redaktion, Eigenthum, Druck und Verlag von J. F. Rietsch in Landshut.

Digitized by Google

Nro. 48. VIII. Jahrg.

Die

Plauderstube.

Eine Sonntagsausgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 30. November 1862.

Der gerettete Kranke.

Ich hatte zwischen drei- bis viertausend Dollars erspart. Eine Praxis war zu kaufen. Man bot sie mir an und ich griff hurtig darnach. Dr. Titus Whilking, von Morgan-Town, wollte seine Kundschaft veräußern und nach New-Orleans ziehen. Ich erklärte mich bereit, die Kundschaft zu kaufen, und nach einigem Markten war der Handel geschlossen. Dr. Titus Whilking machte Dero ergebenen Diener, Ambrosius Mylner, D. M., mit sämmtlichen Honoratioren Morgan-Town's als seinen Nachfolger bekannt. Ich nahm des Doctors Mobiliar nach einer Schätzung. Ich miethete des Doctors Haus. Meine Messingplatte prangte statt seiner an der Mahagonythür. Ich dang einen Negerjungen und eine alte Schwarze als Köchin und meine Haushaltung war beisammen. Morgan-Town hatte Praxis nur für Einen Arzt. Es war wohl noch ein Chirurg von Ruf im Ort; wir kamen aber einander nicht in's Gehege und waren ganz gut Freund. Auch meine ich, ich kam nur um so besser voran, weil ich ein Engländer war. Gebildete Leute aus der Alten Welt waren etwas Neues in der abgelegenen County [Kreis], wo kein Europäer je zu sehen war, außer den Irländern, welche die Canäle gruben, die Eisenbahnen machten und in den Sumpfstrichen vom Fruchtbranntwein und Fieber umkamen, wie die Fliegen. Gegen mich waren die Pflanzer voll Güte und Gastlichkeit und die Stadtleute recht freundlich. Vor Einer blinden Klippe im Strome meines Beliebtwerdens hatte man mich zum Voraus gewarnt. Es war dies das verhängnißvolle Capitel der Negersklaverei. West-Virginien hatte nie ganz mit Herz und Seele den Sklavenstaaten angehört. Viele von den Landwirthen und Handwerkern waren Einwanderer aus Pennsylvannien und anderen nördlichen Staaten; der Schwarzen sind nur wenige und die Grundbesitzungen nur klein im Vergleich mit den oft uralten, großen Familiengütern der „Alten Herrschaft„*).

*) So hieß und heißt noch oft Virginien aus der englischen Colonisirungszeit her.

Digitized by Google

Der Zufall wollte indeſſen, daß Morgan-Town, gerade an der Grenze des ſklavenfreien Staatstheiles, ein wahrer Gluthherd und Brennpunkt des politiſchen Treibens für die Sklaverei war. Ich bin in Carolina, Georgia und den Goliſtaaten*) geweſen; aber Das muß ich ſagen, hitzigere Eiferer für „die einheimiſche Einrichtung“, — wie man dort mit wohlredender und abweichender Umſchreibung das Sklavenweſen zu benennen liebt. — als in der unmittelbaren Nachbarſchaft Morgan-Town's, ſind mir noch keine vorgekommen. Das ſetzte mich Anfangs vielfach in Verlegenheit. Ein Fremder im Lande — hatte ich mich ſorgfältig von allen politiſchen nnd ſocialen Diceuſſionen fern gehalten; und hatte auch, glaube ich, neben mehr als einem Freunde und vielen mir Wollmeinenden, nicht einen Feind im Ort.

So vergingen zwei Jahre, in denen ich ſo weit vorankam, daß ich mir Wagen und Pferde anſchaffen konnte. — erſterer ein leichtes, gut in Federn hängendes Gefährte, letztere ein Paar feurige virginiſche Thiere, mit einem Negerkutſcher. Ich that's nicht aus Großthuerei, ſondern weil ich dadurch Kranke auf weit größere Entfernung beſuchen konnte, als wie bisher auf meinem Bergklepper, mein erſter Kauf beim Beginn meiner Landpraxis. Wie freut ich mich, mehr um Hannchens als um mein' ſelbſt willen, als der Beſitzer einer echten Equipage! Dazu war's ein ungeſunder Herbſt; Fieber herrſchten ungewöhnlich ſtark; meine Dienſte wurde unaufhörlich in Anſpruch genommen; und recht oft ſchrieb ich an meine geduldige zärtliche Correſpondentin in der „Calcutta-Lodge“ im Highgate-Viertel London's voll Hoffnung und Zuverſicht. Ich verdiente reißend ſchnell Geld. Noch ein paar Jährchen, wenn's ſo fort ging und ich konnte heimkehren mit Dollars genug, um eine reſpectable Londoner Praxis zu kaufen — eine Praxis, auf die hin ſich heirathen ließ.

An einem ſtillen ſchwülen Nachmittag jenes kurzen herbſtlichen Zeitabſchnittes, den die Amerikaner den „Indianerſommer“ heißen, kam mein Negerjunge in den Garten, um mich zu rufen. Er ſagte mir, Herr Japhet Clay, ein reicher, etwa dritthalb Stunden von der Stadt wohnender Gutsbeſitzer wünſche mich zu ſprechen. Herr Clay, der gleich darauf ſelbſt erſchien, war ein behäbiger Quäker, er ſagte mir, der bei ihm liegende Kranke ſei ein Mitglied des Congreſſes der Vereinigten Staaten und leide am Fieber.

„Ich käme gleich“, ſagte ich in meiner Verlegenheit, „allein meine Pferde ſind von dem langen vormittägigen Herumfahren abgemüdet. Dieſe Fieberfälle leiden keinen Verzug. Ich könnte wohl Major Blight's Ponny borgen, oder meinen Nachbar bitten mir einen Einſpänner zu leihen oder — halt! — wenn Sie mich auf Ihrem Fuhrwerk mitnähmen, das wäre das Allerbeſte.“

Der alte Herr beſann ſich. „Mit Freuden nähme ich dich mit mir nach meiner Behauſung, woſelbſt Du, hoffe ich, übernachten wirſt, aber . . . . aber ich habe Geſchäfte in der Mühle, und muß noch in einige Läden gehen, und in die Bank, — und, ja Freund Mylner, würde es Dir zuſagen, bis zum Bock-Sprung auf der Straße zu Fuß vorauszgehen wo ich dann Dich einholte.“

Ich willigte ein, obwohl ich mir nicht recht erklären konnte, wozu die Umſtändlichkeit.

---

*) Geſammtbenennung für die am mexikaniſchen Meerbuſen gelegenen oder anlaufenden Staaten, wie Louiſiana, Albama u. ſ. w.

Digitized by Google

Ich steckte in die lederne Jagdtasche, die ich auf meinen Waldstreifereien zu tragen pflegte, einige Medicamente und Instrumente und machte mich auf den Weg nach dem Ort, wo Herr Clay mich aufnehmen sollte. Es war ein einsamer Platz der Bock-Sprung, eine Stelle, wo die Straße sich plötzlich zwei vortretenden Felsblöcken verengte, und wo der Sage nach in den alten Zeiten der Colonie ein von Jägern verfolgter Rehbock einen wunderbaren Satz von einer Seite zur andern gemacht hatte. Dort setzte ich mich auf einen platten Stein im Gebüsch und wartete auf das Geräusch der Räder des Stuhlwagens. So tief war die Stille, daß ich das Gerumpel von Herrn Clays Wagen lang voraus hörte, ehe die trabenden Maulthiere und das anspruchlose Fuhrwerk selbst zum Vorschein kamen.

„Ich fürchte, Freund Mylner, ich bin lang ausgeblieben; Deine Geduld wird erschöpft sein," sagte der ehrsame Herr Clay, als er anhielt.

Er war jetzt in einer viel ruhigeren Stimmung als vor einer halben Stunde und wir plauderten ganz gemüthlich, als wir das Waldgelände durchfuhren. Der kranke Gast sei ein neuer Bekannter, gab mir der Quäker zu verstehen.

„Es mag ein gut' Ding, fleischlich zu reden, für Dich sein, Freund Mylner, so einen Kranken behandelt zu haben," sagte er; „diese Gesetzgeber und bedeutenden Leute in Washington können oft werthvolle Empfehlungen geben. Möchtest Du Arzt bei einer Gesandschaft in Europa sein, Freund? Möchtest Du lieber eine gute Praxis in New-York oder Boston haben?"

„Natürlich — möchte ich."

Wir bekamen jetzt die Halde zu Gesicht; ein sauberes gutgebautes hölzernes Haus mit ausgedehnten Hofräumen und Wirthschaftsgebäuden. Mehrere Schwarze, deren munteres Gelächter und Zähneblecken wunderlich gegen die steife Haltung und feierliche Ernsthaftigkeit ihres Brodherrn — Brodherrn, nicht Eigenthümers — abstach, kamen geschäftig heraus uns entgegen, nebst einem Rudel kläffender Hunde. Das Maulthiergespann ihnen überlassend, traten wir in's Haus wo uns, fast auf der Schwelle, Frau Clay entgegenkam, die äußerst erfreut schien uns zu sehen.

Wie der Kranke sich befinde?

Ziemlich im Gleichen. Ziemlich im Gleichen. Nicht über-stark. Vom Hitzanfall sei er im Augenblick frei. Ob der Doctor vielleicht gleich hinaufgehen wolle?"

Man führte mich in ein Schlafzimmer, klein aber ein Muster von Sauberheit und Bequemlichkeit; die Sonne war im Untergehen, und nur wenig Licht fiel durch die sorgfältig geschlossenen Läden, so daß ich die Züge des Patienten kaum unterscheiden konnte. Ein geschiedtes schönes Gesicht schien's zu sein, wiewohl gebleicht von Krankheit; mit Verwunderung sah ich aber, daß, so hell und glänzend die Augen, — die Haare ganz grau waren, und ein, sonst nicht vorhandenes, ehrwürdiges Aussehen gaben. Der Kranke war mit Kissen aufgestützt; er war augenscheinlich bei voller Besinnung und viel besser als ich ihn zu finden erwartet hatte.

Dieß, Freund Green ist Freund Mylner, der Arzt aus dem Alten Lande, von dem mein Mann Dir sagte," bemerkte die freundliche Quäkersfrau, indem sie mit geschickter Hand die Kissen glatt strich.

„Ah! Doctor Mylner, es war recht freundlich von Ihnen, so schnell zu kommen bei Ihrer kostbaren Zeit," sagte der ehrenwerthe Abriam Green, ziemlich dumpf und beschwerlich, „ich bin bereits besser, Dank der freundlichen Pflege."

Das schien er auch zu sein. Der Puls ging rasch, aber weit nicht so beschleunigt als ich erwartet hatte. Die Haut hatte das Brennende und Trockene des Fiebers verloren. Augen-

Digitized by Google

scheinlich war eine Krisis eingetreten und hatte die Krankheit, selbst ohne ärztliche Hilfe, eine günstige Wendung genommen. Nachdem ich auf ein paar Fragen die nöthigen Antworten erhalten hatte, schrieb ich ein Recept und empfahl Vorsicht zur Verhütung eines Rückfalles. An solchen Orten auf dem Lande, wo an Droguisten kein Ueberfluß war, mußte ich oft die von mir verordneten Arzneimittel einstweilen selbst liefern, so auch hier; ich hatte mich mit Chinin und andern Medicamenten, wie schon bemerkt, vor dem Fortgehen versehen, und gab sie nun der Frau Clay mit den nothwendigen Weisungen. Sie sollte am nächsten Tag Jemand von dem Gutsgesinde zum Apotheker in Morgan-Town schicken, um mein Recept gehörig zubereiten zu lassen.

Ich bemerkte beim Abendessen, daß Wirth und Wirthin etwas nachdenklich und unruhig waren, während die zwei Töchter, Ruth und Rahel, sich in bester Laune zeigten. So munter und aufgeweckt hatte ich in meinem Leben noch nicht solche, sonst so spröde und gesetzte Quäker-Mädlein gesehen, und aus ihren blauen Augen lachte ein versteckter Schelm, der ganz eigenthümlich gegen ihren steifen Anzug von röthlichgrauer Seide und die ziersame Ordnung ihrer glänzenden Haarflechten abstach. Ich konnte mir nur denken, sie fänden die Anwesenheit eines Besuches aus der großen Welt unter ihres Vaters Dach — ein in der Ruhe ihres eintönigen Daseins höchst ungewohntes Ereigniß — besonders unterhaltend. Das angebotene Nachtquartier lohnte ich übrigens trotz der spät gewordenen Stunde und dem dringenden Zureden des würdigen Ehepaars ab: lieh einen Pony — auf einem virginischen Gut gibt's immer Klepper in Menge — und ritt heim in der weichduftenden Nachtluft und dem herrlichsten Vollmondsschein.

Am andern Morgen, wie ich zu meinen Stadtkranken-Besuchen ausging, begegnete ich dem Major Blight mit einer offenen Zeitung in der Hand. Der kleine Major sah gelber als je aus in seinen Nankinbeinkleidern und lockeren Halsbinde; die rothen Fretschenaugen funkelten noch röther, und im Lesen brummte er vor sich hin.

Der Major, allezeit ein Erzcholeriker, arbeitete sich in einen Riesenzorn hinein. Ich versuchte, mit einer Verbeugung vorbeizukommen; er fing mich aber ab.

„Guten Morgen Herr Doctor! Die „Zeitung" gelesen, he? Nein! Wissen also glücklicher Weise noch nichts von der größten und frechsten Unbill und Schmach und Schande, die je einem Gemeinwesen weißer Gentlemen angethan ward?"

Der Major — er war nur Milizoffizier, aber fürchterlich kriegerisch — hatte sich außer Athem gewüthet und geredet und mußte aufhören. Als er ausgekeucht und die Sprache wieder erlangt hatte, fuhr er umständlich fort; die Geschichte, ihres Wortschwalles entkleidet, lief dahinaus: Ein Pflanzer Namens Randolph, der in einer der südlichen Grafschaften Ost-Virginiens wohnte, hatte einen werthvollen Sklaven. Der Sklave war ein junger Mann; ein sehr hellfarbiger Mulatte, oder, richtiger gesagt, ein Quateron*), denn er hatte nur noch eine Spur von afrikanischem Blut in seinen Adern. Er hieß Cato Hammond. Er war ein Liebling des verstorbenen Gutseigenthümers, eines Onkels des Herrn Randolph's gewesen, hatte, trotz gesetzlichem Verbot und Vorurtheil, einige Erziehung erhalten, große natürliche Anlage und besonders Lust und Geschick zur Mechanik gezeigt, wie er denn zu Lebzeiten seines alten Herrn als eine Art Unteringenieur bei Anlagen von Straßen, Brücken, Mühlen u. s. w., zu großer Zufriedenheit verwendet worden war.

*) Kind eines Europäers und einer Mulattin.

Digitized by Google

Dieser Sklave hatte ein Mädchen fast so hellfarbig wie er, geheirathet und von dem alten Pflanzer das Versprechen erhalten, daß er dem Paar jedenfalls in seinem Testament, die Freiheit geben werde. Der alte Herr war aber ohne Hinterlassung eines letzten Willens, eines förmlichen wenigstens, gestorben und die lebendige „Fahrniß" des Gutes mit diesem an den Neffen übergegangen, eine Person von ganz anderer Denkart. Ich lasse den Major das Uebrige nun selbst erzählen:

„Mein Freund also, Paul Randolph, war der Mann nicht, der einem Pack Schwarzer die Anmaßung und den Dünkel aufmunterte. Das Tabaksland war meist ausgenutzt und Grubenspeculation schlug nicht ein; und Paul, mein Freund, — wir kannten einander schon als Buben, 'ist ein schöner stolzer Mensch, — kam in Geldverlegenheit. Da er nun wußte, es sei ein Begehr nach hellen Mulatten fur New-Orleans, so verkaufte der Paul das Mädel, die Lisbeth Hammond für viertausend Dollars an einen Händler aus den Golfstaaten. Bittet ihn da der Kerl, der Cato, kniefällig, er möchte ihm doch seine Frau nicht nehmen und sie in die Schande verkaufen und bringt noch allerlei Komödienzeug vor; mein Paul aber sagt: „Thut mir leid, Cato; aber ich bin das Geld schuldig; Ehrenschulden dazu; also ist nichts zu machen." Recht gentlemanisches Benehmen, das, von dem Paul, — explicirt's noch seinem Schwarzen, he?"

„Was geschah darauf, Herr Major?" fragte ich mit wachsender Theilnahme.

„Ei," versetzte der kleine Kriegsmann, „die schwarzen Schufte sind die listigste, heimtückischste Natternbrut auf Gottes Erdboden und die undankbarste dazu. Hat der Spitzbube einen Haufen Geld aufgespeichert, das er mit Bauen und Messen zu des alten Randolph's Zeit verdient hatte, Willens, ein Geschäft damit anfangen, wenn er freigelassen wäre. Fast dreitausend Dollars ein artiger Pfenning für einen artigen Strelchen, Er gabs meiste davon dem Händler mit dem Beding, daß er die Lisbeth an honette Leute in der Stadt Richmond verkaufe, anstatt sie nach New-Orleans zu nehmen. Und was thut das Weibsstück — geht durch nach Canada, — auf der unterirdischen Eisenbahn*) von den vertrackten Sklavereiabschaffungsnarren spedirt, vermuth' ich mir."

Hier hielt der Major inne, um nach beliebter Amerikanermanier, auszuspuken und einige Flüche, als Sicherheitsventil für seine zum Bersten erhitzte Stimmung hinauszulassen.

„Und der Mann?" frug ich.

---

*) So heißen bekanntlich figürlich die von Freunden der Sklaven und ihrer Befreiung, oft in einer eigenthümlich organisirten Verbindungskette ausgehenden Veranstaltungen zur heimlichen und schleunigen Beförderung der Flüchtlinge nach den sklavenfreien Staaten und besonders nach dem britischen Canada.

(Fortsetzung folgt.)

Reise-Erinnerungen.

Bilder aus der Türkei von Ludwig Wittmann.

Dschamlitscha, den 15. Juni 1861.

2. Skizze aufgenommen vom Berge Burgurlu.

(Fortsetzung.)

Indem ich an diesem der Wehmuth geweihten Orten herumwanderte, erblickte ich zwei Frauenzimmer, welche sich auf eine andächtige Weise auf einem Grabe niedergeworfen hatten, das noch mit keinem Marmor bedeckt war. Das Eine schien mir nach ihrem Alter die Mutter des Andern zu sein, und aus seinem tiefen Schmerze schloß ich, daß es die Wittwe desjenigen war, den das Grab enthielt. Diesen rührenden Auftritt betrachtete ich mit der größten Theilnahme, als ich gewahr ward, daß ich entdeckt sei, und daß meine Gegenwart die beiden Unglücklichen störe.

Ich setzte meinen Weg nur ungern fort, und betrachtete begierig die Lorbeerbäume und Steineichen, welche am Wege standen, den ich ging; den Epheu, der durch sein immergrünes Laub, womit er die Bäume verschönert, an welche er sich schlingt, die Zerstörungen des Winters wieder gut machen zu wollen scheint, und dies gelingt ihm an diesen Orten vortrefflich. Man genießet die Reize des Frühlings unter dem gemäßigsten Himmelstriche, den selten ein Nebel trübt.

In langen Zügen athmete ich die Wohlgerüche der Pflanzen ein, welche ihnen eine gemäßigte Sonnenwärme entlockt. Bisweilen verweilten meine Blicke am Fuße der Hügel, wo Wohnungen und Schatten sich mit einander vermischten, ein andermal betrachtete ich mit Bewunderung die schlanken Gestalten der Fichten, deren sich neigende Stellung, krummen Aeste und Nadeln die von einer so ausgesuchten und so einförmig vertheilten Farbe in dem Ganzen einer großen Landschaft so viel Wirkung hervorbringen, oder ich zählte auch mit Vergnügen einzelne Cypressen, welche hier und da auf dem nackten Rücken eines Berges stehen und mit Kunst das Azurblau des Himmels benutzen, um die ganze Anmuth ihrer schlanken Gestalt zu zeigen; aber verdienen alle diese Genüsse der zweiten Ordnung mit denen verglichen zu werden, welche mich auf dem Berge erwarteten, den ich erstieg, indem ich seit meinem Austritte aus Skutari einem fast unmerklichen Abhange folgte? Man denke sich den Berg Olympus in einem Dunste, der jedoch nicht so dicht ist, daß man nicht die Gegenstände erkennen könnte; ein gebirgiges Ufer, dessen Wasser, wenn es vom Licht erleuchtet ist, alle Krümmungen ausdrückt; der Golf von Nicea, der zur Bestimmung der Lage dieser alten Stadt dient, die so vielen Schicksalswechseln ausgesetzt ist; die majestätische Kette des Argathon, den der Golf von Nicomedia bespült; die hervorragenden Inseln, die aus dem Schoße der Wasser hervorkommen und auf eine so angenehme Weise die Einförmigkeit seiner Oberfläche unterbrechen; die Spitze von Chalcedon,*) (ferner

*) Auf der Landspitze von Feuer-Baksche nimmt ein Leuchtthurm die Stelle des alten Tempels der Venus Marina ein. Das Vorgebirge der Aphrodite lag zwischen dem der Here (Kawak Brun)

Baksche und den Kiekulesi oder Leanderthurm) die mit Schatten begränzt ist; die Wege, wovon die einen am Ufer hinlaufen und nach Oberasien führen, die andern in's Innere des Landes gehen, sich dem schwarzen Meere nähern und nach Sinope oder Trapezunt führen den Cypressenwald, den der Schmerz gepflanzt hat, und den man von hier aus für getragene Schatten halten könnte; die Berge, die Hügel und die Thäler voller Wohnungen; die prächtigen Tempel auf den hohen Spitzen; das Serail, das, von hieraus gesehen sich durch die Neugierde besiegt findet und ihr das Recht einräumen muß, in seine verborgensten Geheimnisse einzudringen; den Hafen, ein Bild der Bewegung und des Ueberflusses, dessen Sinnbild übrigens seine Gestalt ist; die Gebäude, welche um die Wette ihre majestätische Anmuth an dem Ufer dieses gekrümmten Flusses ausbreiten, der in einem Meere entsteht, und in ein anderes fällt; die Gefilde, welche die glücklichste Mischung von allen dem gewähren, was die Natur hervorzubringen vermag; die zahlreichen Dörfer, die alle damit beschäigt sind, für die Ernährung der ungeheueren Hauptstadt zu arbeiten, die Europa, Asien und Afrika dadurch in Contribution setzt, daß sie ihre köstlichen Erzeugnisse an sich zieht; die Ströme eines belebenden Lichtes, das die Gemälde erleuchtet und beseelt und das sogar seiner wohlthätigen Einfluß bis in die Eingeweide der Erde zeigt, wo es die starren Keime entwickelt und in einigen Augenblicken zum Leben ruft; die kräftige und stark ausgeprägte Natur, die anderwärts nicht ihres Gleichen hat und Resultate von ihrer größten Anstrengung liefert: man stelle sich dies Alles vor, man biete alle seine Geisteskräfte dazu auf, und man hat immer nur eine geringe Vorstellung von dem, was ich in diesem Augenblick empfand. —

---

und dem des Poseidon (Boos — Buruun) (Joseph Hamer) Alle diese Vorgebirge waren in heidinischer Zeit mit Tempel gekrönt. Jenseits Chalcedon stand ein Landhaus Belisars, Panteichon genannt. Hier lebte der berühmte Feldherr Justians, nachdem er vom Kaiser abberufen und durch Narses ersetzt worden, noch geraume Zeit im ruhigen Genuß seiner Reichthümer. Die Geschichte, daß er in seinem letzten Jahre als blinder Bettler umhergezogen, beruht auf einer Anekdote bei Tzetzes, der ein guter Gramatiker, aber ein herzlich schlechter Historiker war, sagt Moritz Busch. In der Nähe von Pantheichon (jetzt Pantik) ist der große Platz, wo die Mekkakaravanen für die erste Nacht nach ihrem Aufbruch von Skutari ihr Lager aufschlagen. Der Thurm, der sich vor Skutari auf einer isolirten Klippe 74 Fuß hoch auf der Grenze zwischen Propontis und Bosporus erhebt und jetzt als eine Art Wachthaus dient, wird von dem Türken Kiskulesi, d. h. Jungfrau- oder Mädchenthurm genannt. Die Franken haben dies irrthümlich auf die Jungfrau bezogen, die in der Sage von Hero und Leander eine Rolle spielt, und nennen dieß Gebäude deßhalb Leanderthurm. Derselbe hat mit der Sage, deren Schauplatz bekanntlich der Helespont, nicht der Bosporus ist, nichts zu thun. Er hieß im Alterthum Damalit und wurde 1143 von Manuel Komnenus zum Behuf der Absperrung des Goldenen Horns und des Bosporus mit eisernen Ketten erbaut.

(Schluß folgt.)

Der Beweis.

Es saßen drei Gesellen
Gar fröhlich bei dem Wein
Und bei dem Stoff, dem hellen,
Fällt Einem Manches ein.

„Nun, sagt mir, ohne Hehle,“
Fängt da der Eine an,
„Gibt es denn eine Seele,
„Und glaubt auch ihr daran?“

Wie das der Zweite hörte,
Verzog er sein Gesicht,
That, als ob es ihn empörte,
Schlug auf den Tisch und spricht:

„Ja hör', bei allen Teufeln,
„Bist du jetzt noch nicht klar?
„Man plagt sich nur mit Zweifeln
„Im philosoph'schen Jahr.

„Ich hab' davon gelesen
„Manch' contra und manch' pro,
„Doch niemals ist's gewesen,
„Viel Anders als nur so:

„Im Hirn nun wohnt die Seele
„— Das ist ein alter Satz —
„Doch Niemand weiß die Stelle
„Und Keiner ihren Platz.

„Wer das nicht glaubt, kann glauben
„Der Mensch sei nur ein Vieh',
„Kann And're damit schrauben,
„Doch Pfiffige schraubt er nie.

„Und wenn sie wohnt, so ist sie,
„Ist auch klar, wie der Tag,
„Doch Keiner jemals mißt sie,
„Das stoße um, wer mag.

„Und hat der Mensch ein Hirn, so
„Ist er sich selbst bewußt;
„Und Jeder hat im Hirn Stroh,
„Der sich nicht darauf fußt.

„Der Stoff ist physikalisch,
„Versteht mich, von der Firn'
„Und sauft man kannibalisch,
„Dann steigt er in's Gehirn,

„Und bläst die Seelen-Kräfte,
„Verstand und Willen aus,
„Es siegen diese Säfte
„Und — der Beweis ist aus.“ —

Die beiden Andern lachten
Und schüttelten das Haupt
Ob dem Beweis und dachten,
Glückselig, wer d'ran glaubt.

Doch Keiner mocht' was sagen,
Sie tranken stumm wie Fisch'
Und nach zwei Stunden lagen
Drei Seelen hinter'm Tisch.

A. Sch.

Heirathsgesuch. Ein routinirter Geschäftsmann, Bettler von Profession, der sein Fach gründlich versteht und sich bereits einer ausgebreiteten Kundschaft erfreut, wünscht, um sein Geschäft noch schwunghafter zu betreiben, sich mit einer Gattin zu verbinden, welche Liebe zum Geschäft hat und bereits mit einigen Kindern versehen sein muß. Anzutreffen vor dem Heidelberger Thore erster Eckstein rechts.

Ein edler Herzog in Paris, der zufällig, wie das der haute volée mitunter passirt, die Nacht nicht schlafen konnte, ließ den Arzt rufen, um ihn zu fragen, ob diese Schlaflosigkeit vielleicht ein Symptom der damals grassirenden Cholera sei? Der Arzt kam so schnell als möglich. „Was fehlt Ihnen, worüber klagen Sie?“ fragte er. „Ueber nichts! Ich glaubte Leibschneiden zu haben und konnte nicht einschlafen; jetzt befinde ich mich wohl, vollkommen wohl.“ — „Fahren Sie so fort und halten Sie sich vorzüglich warm,“ entgegnete der Arzt und entfernte sich wieder. Auf dem Saale holt ihn der Kammerdiener ein, fragt, was er für seinen Besuch fordere? „Zweihundert Franken,“ antwortete der Arzt. Erstaunt über eine solche Forderung geht der Kammerdiener zu seinem Gebieter, um ihm dieselbe zu berichten. Der Herzog läßt den Arzt zurückrufen. „Sie verlangen 200 Franken für einen Besuch und wohnen nur zwei Schritte von hier?“ fragte der Seigneur halb erstaunt, halb indignirt. „Allerdings, Herr Herzog.“ — „Wenn ich nun die Cholera gehabt hätte, wieviel würden Sie da verlangt haben?“ — „Hätten Sie die Cholera, so würde ich unentgeltlich kommen. Ich diene den Kranken; wenn mich aber Gesunde in meinem Schlafe stören, so sind sie mir eine Entschädigung schuldig.“ Der Herzog schwieg und — bezahlte.

Redaktion, Eigenthum, Druck und Verlag von J. F. Riesch in Landshut.

Digitized by Google

Nro. 49. VIII. Jahrg.

Die

Plauderstube.

Eine Sonntagsausgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 7. Dezember 1862.

Der gerettete Kranke.

(Fortsetzung.)

„Oh, Paul vermuthete sich, er spintisir' was aus, seinem Weib auf britisches Territorium nachzukommen und hatte keine Lust, sich auf die Weise bestehlen zu lassen. Verkaufen mocht er aber den Schelm nicht gern, er war so verteufelt gescheidt, und nutzbar auf'm Gut. Er karbatschte ihn also eben ein Bissel durch, zur Warnung, und legte ihn alle Abend mit Sonnenuntergang in Eisen, zur Sicherheit. Trotz alle Dem entwischt der Musje seinem Herrn: feilt seine Eisen mit einer Uhrfeder säge durch, spaziert in seinen Stutzerkleidern fort, setzt sich auf die Postkutsche nach Richmond-Stadt und passirt für einen Weißen — hol' der Henker den frechen Kerl!"

Der Major erzählte noch, man habe ermittelt, daß der Flüchtling noch nicht über die Grenze des nächsten sklavenfreien Staates entkommen sei, und man argwöhne, er stecke noch irgendwo heimlich in West-Virginien. Ein große Belohnung war für seinen Fang, lebend oder todt, ausgesetzt worden, so ergrimmt war Herr Randolph und für so wichtig hielt man es, ein Exempel zu statuiren, daß allen „gescheidten Schwarzen" — wie man die gewandteren und helleren Köpfe unter dem leibeigenen Geschlecht zu nennen pflegt, — Schrecken einjagen sollte. Man vermuthete, der Entlaufene habe weiße Freunde, die ihn verborgen hielten, und die sich bemühen würden, ihm über die Grenze, auf seinem Weg und Ziel zu seinem Weibe in Canada zu helfen.

„Ich wollt' nur," sagte der Major grimmig, „wie er weiter stelzte, wir könnten die „Menschenfreunde" kriegen! Es sollte eine Warnung geben für die ganze übrige Zucht. Theer und Federn wären für Die nicht genug, rechn' ich; nein, auch 's Durchpeitschen oder Pfahlreiten nicht. Eine tüchtige Schicht Reisig und ein Zündhölzchen braucht's bei denen, zähl' ich. Doch — guten Tag — Doctor. Ich muß zu einer Bürgerversammlung; 's soll ausgemacht werden, wie man den schwarzen Spitzbubem am besten erwischt.

Digitized by Google

Zu seiner Bürgerversammlung fort wandelte er. Wie ich meine Gänge von Haus zu machte, wo die Krankheit noch nicht ganz gewichen war, beschäftigte mich das Gehörte. Die Klugheit gebot mir, meine Sympathien nicht merken zu lassen; allein kein auf britischem Boden Geborener konnte im Herzen seine Theilnahme einem unterdrückten Flüchtling versagen, dessen einziges Verbrechen in seiner Farbe bestand. Und doch, ewig wunderbar hatte sich in der herrschenden Race durch die lange Gewohnheit die Rechte ihrer dunkelfarbigen Mitmenschen mit Füßen zu treten, alles Gefühl und Gewissen verhärtet und verkehrt! Da war der Major: gallig und streitsüchtig, allerdings, aber ein guter Nachbar und ehrenhafter Mann im geselligen Verkehr der durchaus nicht begreifen konnte, daß „Schwarze" irgend mehr Empfindung oder Rechte haben könnten, als das Vieh auf dem Felde! Indessen that ich meine Stadtbesuche ab und fand nun, es sei Zeit, zu meinem angesehenen Patienten auf der Halde, dem ehrenwerthen Abram Green, hinauszufahren. Ich fuhr also hinaus und wurde wieder in die verdunkelte Stube geführt; denn des Herrn Senators Augen, obwohl ganz hell, waren schwach und jedes starke Licht that ihnen weh. Herr Green befand sich besser. Besser, aber gar schwach. Sein Puls ging fast ganz normal; vom Fieber war fast nichts zu spüren; allein der Kräftezustand war ein äußerst herabgestimmter. Stärkende Mittel, Gelees, Ruhe und ein wenig alter Madera waren klärlich die für einen solchen Casus geeignetsten Remedien. Der Reconvalescent hatte vortreffliche Pflegerinnen an der säuberlichen Frau Clay und ihren netten Töchtern. Den Gutsbesitzer selber sah ich nicht, da er auf einem entfernten Markt abwesend war. Dagegen hatte ich eine lange angenehme Unterhaltung mit meinem Kranken, dessen Stimme weit heller als am vorigen Abend und der so gesprächslustig war, als ich im nur erlauben wollte.

„Ein recht wohlunterrichteter gescheidter Mann ist der Herr Gren," sagte ich, wie ich mich von der Clay's verabschiedete, nachdem ich von dem süßen Maisbrei und den heißen Butterküchlein gekostet hatte, die sie mir gastfrei aufnöthigten; „ein recht ausgezeichneter Mann und es thut einem Einsiedler, wie mir, ordentlich wohl, mit Jemand zu plaudern, der augenscheinlich die Welt der Staatsmänner und Diplomaten so durch und durch kennt.

Frau Clay stimmte lächelnd bei; ihre jüngste Tochter aber fuhr mit der schneeweißen Schürze vor den Mund, wie um einen recht ungewohnten und unquäkerischen hörbaren Lachanfall zu ersticken.

„Ruth, Ruth!" sagte die Mutter verweisend.

Mädchen können aber in lustiger Stimmung sein und können über ein Nichts lachen, selbst in der stillen ernsten Gesellschaft der Freunde, meine ich; ich fand also nichts weiter daran. Ich machte noch zwei oder drei Tage nach einander meine Besuche auf der Halde. Herr Green's Genesung schritt langsam voran, allein er kam doch allmälig ein wenig zu Kräften, und seine Unterhaltung war mir immer eine wahre Freude. Dann und wann ließ er einen Wink fallen, daß ich in so einem Ort, wie Margan-Town, nicht an meinem Platz sei; daß man mich anderswo nach meinem rechten Werth schätzen würde; und sagte einmal etwas vom Weißen Hause*) und des Präsidenten Unzufriedenheit mit seinem Arzte, was mich veranlaßte, einen langen, hoffnungsreichen Brief an mein liebes Hannchen in Highgate zu schreiben.

---

*) Bekanntlich die Amtswohnung des Präsidenten der Vereinigten Staaten in der Congreß-Stadt Washington.

Digitized by Google

Offenbar hatte mein distinguirter Patient Gefallen an mir gefunden, und ließ mir gewiß seine vortheilbringende Empfehlung bei seinen vielvermögenden Freunden zukommen. Er besserte sich sichtlich und fing an, über den Zwang des Krankenzimmers ungeduldig zu werden, und sich nach frischer Luft und Bewegung zu sehnen. Die Clays alle, Mann, Frau und Töchter, unterstützten diesen Wunsch; nicht etwa aus ungastlichem Anliegen, ihren Gast los zu werden, sondern aus reiner Güte. Es lag vielleicht auch ein andere Antrieb zu Grunde, den ich damals nicht ahnte. „Ob Herr Green sich nicht ein wenig Bewegung im Freien machen dürfte?“ Ich schüttelte mißbilligend das Haupt, wie sich für einen Doctor gezieint, und verwarf die Neuerung; gab aber doch gleich so weit nach, daß ich sagte, ein ganz klein' wenig Bewegung dürfte dem Kranken nicht schaden, wenn er gehörig in der Kleidung sich verwahre. Denn der Indianersommer war nun vorbei; und eine mäßig-frostige Trockenheit in der Luft. Eine Ausfahrt denn?“ Ah! Da hielt's; Morgan-Town hatte keinen Lohnkutscher, keinen Wagenvermiether, und der Stuhlwagen des Herr Clay, das offene, schauderhaft stoßende Fuhrwerk ging nicht wohl an. Da klatschte Ruth plötzlich in die kleinen Hände. Sie hatte einen Ausweg gefunden. „Warum sollte Freund Mylner seinen Freund Green nicht zu einer hübschen Ausfahrt in seinem bequemen Wagen, der so leicht ging wie ein Federbett auf Flügeln, mitnehmen? Er habe ja gesagt, er müsse morgen nach Shawnee Ford hinüber, den alten Boiley, den Flöger zu besuchen der krank sei. Er könnte da unterwegs Green abholen.“ Da kein Widerspruch sich erhob, so war der Vorschlag angenommen. Ich wollte also morgen um elf Uhr auf der Halde vorsprechen und kehrte in die Stadt zurück. Merkwürdig genug war, meines Wissens, des kranken Congreßmitglied's Anwesenheit auf dem Gute kaum auch nur Einem weißen Einwohner Morgan-Town's bekannt. Ich hatte bei meinem Krankenbesuchen von meinem neuen Patienten nie gesprochen; wie ich denn gerade das Gegentheil von einem klatschenden Doctor war und mir die Virginier hauptsächlich durch mein Zuhörertalent gewonnen hatte. Man wußte natürlich, daß ich des Quäkers Haus häufig besuchte, meinte aber wahrscheinlich, ei e der Töchter vielleicht eines von den zwei oder drei kleinern Kindern hätte einen Fieberanfall, und da die Clays mit den Stadtleuten wenig Umgang hatten, so hatte auch Niemand ein Interresse weiter zu fragen.

Als ich an dem Nachmittag nach Morgan-Town zurückkam, fand ich den Ort voll ungewöhnlicher Regsamkeit. An mehreren Baumstrünken und Häuserwänden zeigten sich in die Augen fallende Anschläge von rothem oder blauem Papier, worin zweitausend Dollars Belohnung für die Beibringung des Cato Hammond, Eigenthumes Paul Randolph's vom Myrten Gut, ausgeboten waren. Darauf folgte eine genaue Beschreibung des Entlaufenen, welcher die Worte angehängt waren: „Sollte der entwichte Mulatte Widerstand leisten, wie sich von seiner verzweifelten Eigenart wohl erwarten läßt so können Bürger die gleiche Belohnung auf Vorzeigung seines — als des rechten nachzuweisenden — Kopfes ausgezahlt erhalten u. s. w.“

„Gerechter Himmel!“ verging mir fast der Athem, wie ich diese abscheuliche Proclamation durchlas; „kann man dergleichen öffentlich in einem christlichen Lande anschlagen!„

„Holla, ho! Doctor, Doctor! schrie eine gellende Stimme aus der offenen Thüre einer nahen Schenke; „da her, wackerer Britischer, und einem Schluck nehmen!“

Ich drehte denn Kopf um und erblickte den Major ziemlich starkgerötheten Angesichtes, mit aufgeregter Gberden mir winkend. Er war nicht allein. Außer dem Kellner, dem Wirth und zwei oder drei Bürgern sah ich mehr als einen Unbekannten von abstoßender Erscheinung; an der Thüre aber standen drei Pferde und vor dem Hause lagen angekettet, drei gewaltige Doggen, schlafend.

Digitized by Google

Der Major, der mich wirklich gut leiden mochte, wollte von keiner ablehnenden Gegenrede hören; ich mußte hinein zu der Trinkergruppe.

„Cognac-Cocktail oder Münz-Julep, he, Doctor? M—ünz-Ju—, he? Jupel, he, Sir!"

Der Kellner füllte die Gläser mit gewohnter Flinkheit.

(Schluß folgt.)

Wohlgeboren und Hochwohlgeboren.

Diesem schmucken Zöpflein, daß wir Deutsche noch immer hinten hängen haben, ist schon öfter und einmal sogar mit großem Erfolg, der aber nur geringe Zeit vorhielt, zu Leib gegangen worden. Es ist nicht ohne Verdienst, abermals mit der Scheere an dieß Zöpflein heranzutreten, vielleicht daß es noch gelingt, seiner endlich loszuwerden. Friedrich Gerstäcker, indem er in der „Gartenlaube" hegen, ebenso veröffentlicht, hat dieses Verdienst sich erworben, und wir möchten ein klein wenig daran partizipiren, indem wir denselben auch unsern Lesern mittheilen — ein Wunsch, zu dem wir noch den weitern fügen, es möchten die Redaktionen aller deutschen Blätter ihn gleichfalls die Worte Gerstäcker's abdrucken und so die Lächerlichkeit eines der albernsten Ueberbleibseln einer vergangenen Zeit dem ganzen deutschen Volk zum Bewußtsein bringen.

Der Artikel lautet:

Es gibt, wie sich gewiß nicht leugnen läßt, außerordentlich viel Unsinn in unseren deutschen Landen, aber blühenderen kann als in den beiden Wörtchen „Wohlgeboren" und „Hochwohlgeboren". Wenn es überhaupt möglich wäre, einem Indianer oder sonstigen Naturkind den Sinn der beiden Worte begreiflich zu machen (denn bei uns begreift ihn nicht einmal ein Professor,) er würde sich todt darüber lachen, und doch schreiben sonst noch ganz vernünftige Menschen oben groß und breit auf die Adressen der Briefe, die sie abgeben und vielleicht selber sogar auf die Post tragen: „Sr. Wohlgeboren" oder „Sr. Hochwolgeboren", je nachdem der Adressat das Unglück hat ein Bürgerlicher oder das Glück ein Adeliger zu sein, ja, das Bürgerthum schützt zuweilen nicht einmal vor dem Hoch. Und weshalb? Es ist einmal Sitte — der oder jener, oder die oder jene würde es übelnehmen — das dürfte man ja gar nicht ꝛc. ꝛc.

„Es ist einmal so Sitte!" Ei, zum Henker, es war auch früher einmal in den Städten Sitte, die Juden in besondere Straßen abzusperren und Nachts einzuschließen, und bei den Rittern, auf Landstraßen den Fuhrleuten aufzupassen. Das kam ebenfalls ab, weil es nicht mehr zeitgemäß war, aber das Wohlgeboren und Hochwohlgeboren blieb und amüsirt jetzt nur die europäischen Nachbarstaaten, die sich, darüber, wie überhaupt über unsere tolle Titelwuth lustig machen.

Ob Jemand „Wohlgeboren" sei, kann nur die einzige Mutter wissen, und die weiß nicht

Digitized by Google

einmal, was ein Kommerzienrath oder Kommissionsrath, und noch viel weniger, was eine Kommerzienräthin oder Kommissionsräthin ist. Aber Spaß bei Seite; es wäre wahrlich an der Zeit daß wir diesen Unsinn aufgäben, denn wenn mir jemand sagt, der oder die nimmt es mir übel, wenn ich nicht so schreibe, so ist das nur eine Farce mit der andern verdeckt. Ich z. B. schreibe schon so lange, wie ich vernünftig denken kann, an keinen Menschen mehr Wohlgeboren oder Hochwohlgeboren (außerdem ich bin auf Jemanden wüthend und will doch die Grenze der Höflichkeit nicht überschreiten), und wenn das Jemand übelnehmen sollte, so braucht uns auch wahrlich nichts an seiner Meinung zu liegen. Warum sollen wir überhaupt anders schreiben, als wir sprechen? und wie würde man über Jemanden lachen, der einen Anderen mit Euer Wohlgeboren anredete!

Ein eben solcher Mißbrauch wird mit dem Schluß eines Briefes getrieben, wo der „gehorsamste Diener" eine hervorragende Stellung einnimmt. Wenn das ein wirklicher Diener an seinen Herrn schreibt, so habe ich nichts dagegen, wenn sich aber Gleichstehende also tituliren, so ist es weiter nichts, als eine einfache Lüge, zu der sich sonst vielleicht ganz ehrenwerthe Menschen, die nichts so sehr verabscheuen als eine Lüge, aus alter Gewohnheit hinreißen lassen. — So seid doch ehrlich! Es gibt nichts Schrecklicheres als einen Brief mit obendran „Ew. Wohlgeboren" und untem dem „gehorsamsten Diener".

Ich weiß, daß Tausende, diese Zeilen lesen, sich im Stillen sagen werden: „Ja, das ist wohl wahr." — Wenn es aber wahr ist, warum handelt ihr nicht darnach? denn ein solcher Mißbrauch ist nicht durch Gesetz oder Obrigkeit fortzuschaffen, er muß durch die gesunde Vernunft der Einzelnen besiegt und hinausgeworfen werden. Bleibt dann auch noch eine Partie guter ehrlicher deutscher Staatsbürger zurück, die sich den Zopf unter keiner Bedienung wollen abschneiden lassen, gut, dann mögen Ihre Wohlgeboren dabei verharren, bis sie sich zuletzt vollkommen vereinzelt sehen — und nichts hassen derartige Leute mehr als das, denn sie wollen immer mit dem Strom schwimmen. Sie werden es deshalb endlich von selber lassen, und wir haben eine unserer größten Lächerlichkeiten aus der deutschen Sprache getilgt.

Meine dringende Bitte ergeht deshalb an alle vernünftigen Menschen in Deutschland, sich einmal ein Herz zu fassen und diesen alten Mißbrauch abzuschaffen, mögen auch ein paar Geheime Räthe die Stirne darüber runzeln. Sollte es aber wirklich nicht möglich sein, sollte es für unumgänglich nöthig erachtet werden, den verschiedenen Adressaten unverdrossen durch Wohlgeboren und Hochwohlgeboren das richtige Gefühl ihrer Würde beizubringen, so bitte ich wenigstens alle Solche, die mich mit einem Briefe erfreuen wollen, um gänzliche Vernachlässigung solcher Form, denn wenn ich auch wirklich hoffe, daß ich geboren bin, brauche ich es doch nicht auf jedem Brief zu lesen, da selbst das Interessanteste durch häufige Wiederholung langweilig wird.

Digitized by Google

Eine Pfeife Taback.

Der alte Blücher liebte außer seinen wackeren „Jungen", wie er seine Reiter nannte bekanntlich drei Dinge über die Maßen: ein Glas Wein, das Spiel und eine Pfeife Taback, Wein und Spiel mußte er nicht selten entsagen, trotzdem er Feldmarschal war, da er eben kein Geld hatte was ihm ungefähr so oft passirte als einem lustigen hommes de lettres, und in solchen Stunden pfiff er seinen Leibmarsch, gähnte und fluchte ein Bischen, blieb übrigens aber guter Dinge. Jedoch seine Pfeife Taback hätte er nicht missen können, die mußte er haben, mindestens in Paar Züge, bevor er irgend Etwas unternahm. Ohne Taback bin ich keinen Groschen nütze!" sagte er oft, und seine lange Gefangenschaft in Lübeck schrieb er blos dem Umstande zu daß er damals nicht „eene elende Pipe Tabak mehr besessen habe."

So sehr aber der alte „Vorwärts" den Tabak liebte, so war er durchaus kein Liebhaber von kostbarem Pfeifengeräth, und am liebsten rauchte er aus einer langen holländischen Thonpfeife, welche bekanntlich ein höchst zerbrechliches Instrument ist. Aus diesem Grunde hatte er, denn unter seinen „Jungen" einen eigenen „Pipenmeister" erwählt der die Aufsicht über eine lange Kiste wohlverpackter Thonpfeifen führte, das kostbarste Stück der Blücherschen Feldequipage. Zerbrach eine der Pfeifen, so war das ein Ereigniß, das für den alten Helden vielleicht mehr Wichtigkeit hatte, als ein Scharmützel vor dem Feinde. Es ward in solchen Fällen die „Blessirte" genau untersucht, war der Stiel nicht knapp am Kopfe abgebrochen, so ward sie in's Corps der Invaliden versetzt und bekam den Namen „Stummel." Eines solchen Stummels bediente sich der Feldmarschal gewöhnlich auf Marsch und Recognoscirungsritten, und gar mancher „Stummel" ist ihm wie Augenzeugen versichern, von feindlichen Kugeln vor dem Munde weggeputzt worden, so daß er das Ende vom Stiel davon im Munde behielt.

Blücher's „Pipenmeister" zur Zeit des Befreiungskrieges war ein Mellenburger, ein Rostocker, wie Blücher selbst, und Diesem über alle Maßen ergeben. Niemand kannte so alle kleinen Eigenheiten des alten Helden, als Christian Hennemann, und Keiner wußte sich so darein zu schicken. Sein eigentliches Amt als Pipenmeister verwaltete Hennemann mit großer Treue und einem fast fanatischen Eifer, die Kiste mit den Pipen war sein höchstes Gut, und der wäre seines Lebens nicht sicher gewesen, der sie beschädigt oder den Versuch gemacht hätte, auch nur einen Stummel daraus zu entwenden. Hennemann wußte genau, wie viele Plessirte (an welchen blos ein Theil fehlte) und Stummel die Kiste enthielt, er zählte sie jeden Sonnabend, wie ein Geizhals seine harten Thaler und gerieth schier außer sich, wenn er unter den Blessirten eine fand, die nicht einmal mehr zum Stummel tauglich erschien.

Es war die Gewohnheit des „Alten", vor jedem ernsten Angriffe sich eine lange Pfeifestopfen zu lassen, aus dieser rauchte er ein paar Züge, gab sie sodann noch brennend seinem Hennemann, setzte sich im Sattel zurecht, zog seinen Säbel, und mit dem kräftigen Ruf: „Vorwärs, meine Jungen!" stürmte er auf den Feind los und schlug, bis Nichts mehr zu schlagen war.

An jenem ewig denkwürdigen Tage der Schlacht, bei Belle-Alliance hatte Hennemann seinem Gebieter eben die Pfeife dargeboten, als eine Kanonenkugel dicht neben ihm in die Erde schlug so daß Erde und Kies ihn und seinen Schimmel über und über bedeckten. Der Schimmel machte einen mächtigen Seitensprung und die schöne neue Pfeife zerbrach, ehe der alte Held noch einen Zug daraus gethan hatte.

Digitized by Google

„Stoppe mich eine neue Pfeife, breune sie mich an und warte hier eenen Ojenblick uff mich, ick will blos die französischen Irobians 'mal jagen! Vorwärts, Jungens!“ und damit ging es vorwärts und immer weiter, so daß die Jagd nicht „eenen Ojenblick“, sondern einen ganzen heißen Tag währte. Endlich war die Schlacht geschlagen, bei dem zerschossenen Wirthshause Belle-Alliance trafen sich die befreundeten Sieger, Blücher und Wellington, und wünschten einander Glück zum großen gelungenen Werke.

„Deine Burschen bieben ein wie die leibhaften Teufel!“ sprach Wellington.

„Ja, siehst Du, des ist ihre Sache!“ erwiederte Blücher, „aber ob eener unter ihnen so ruhig dastehen würde im furchtbaren Kugelregen, wie Deine Schotten, des weeß ick denn doch nich, so brav sie och immer sind.“

„Es sind gut disciplinirte Leute,“ versetzte Wellington und erkundigte sich dann nach Blüchers früherer Stellung, die es ihm möglich gemacht, einen so meisterhaften und in seiner Wirkung für den Feind so verderblichen Angriff auszuführen.

Blücher, der, wie gut er dreinschlug, doch nicht besonders stark im Schildern geschehener Thaten war, sprach: „Nu, ich stand nich weit von hier uff eenen mit Busch bewachsenen Anhöhe und wir können ja gleich hinübereiten, daß Du Dir dieß Ding ansiehst.“

Damit gab er seinem Schimmel die Sporen, Wellington folgte ihm und bald erreichten sie mit ihrer Begleitung den Platz. Es war alles leer auf der Stelle, aber wo Blücher diesen Morgen gehalten hatte und von wo er ausgeritten war, stand ein Mann, das Haupt verbunden, den einen Arm mit einem Tuche umwickelt und rauchte aus einer blendend weißen langen Thonpfeife. Blücher stutzte einen Augenblick und rief dann: „Donner noch 'mal! des ist ja mein Christian Hennemann! Kerl! wie siehst Du aus und was machst Du hier?“

„Kommen Sie endlich?“ versetzte mürrisch Christian Hennemann; „den ganzen Tag habe ich hier gestanden und auf Sie gewartet, eine Pfeife nach der andern haben mir die verwünschten Franzosen vom Maule weggeschossen, ein Mal hat mir sogar eine bleierne Bohne ein Stück Fleisch vom Kopfe weggerissen und die Faust da wird mir wohl zum Teufel gehen. Das ist die letzte lange Pfeife und es ist nur gut, daß die Geschichte mit dem Schießen endlich aufhörte, sonst hätten sie mir diese am Ende auch noch wegeputzt und Sie können jetzt mit trockenem Munde dastehen.“

Damit reichte Christian Henneman seinem Herrn die Pfeife, die dieser nahm, und indem er behaglich dampfte, entgegnete er; „Es is wahr, ick hab Dir lange warten lassen, aber siehst Du, die Kerle wollten heute nich so jleich loosen.

Wellington hatte mit Verwunderung dem Gespräche Blüchers und seines Dieners zugehört, er blickte bald auf den Feldmarschall bald auf den Pfeifenmeister, bald auf die am Boden verstreuten Kugeln und Baumäste, die es deutlich bezeugten, welch ein gefährlicher Posten dieser Punkt während der Schlacht gewesen war. Die Kopfwunde des Mannes erwies sich bedeutend, seine Hand war völlig zerschmettert, und doch hatte er dagestanden und geraucht und seinen Herrn erwartet mitten im fürchterlichsten Kugelregen.

„Du lobtest meine Schotten,“ sprach Wellington zu Blücher, „daß sie so brav gestanden hätten: was sagst Du denn zu diesem Deinem Manne da?“

“Er ist aus Rostock, versetzte Blücher trocken, un überijens hatte der Kerl immer eene Pfeife Tabak zur Hand, da muß er sich doch hier janz gut befunden haben.“

Digitized by Google

Mittel gegen das Heimweh.

Meister Georg von Wildenhaml verdingt zwölfjährigen Sohn Gottlob bei dem Oberförster Erhard zu Lahn in die Lehre und als der Tag kommt, wo der Bube seine Lehrzeit anzutreten hat, begleitet er ihn die Hälfte des Wegs, bis zum Ufer der Pegniz. Hier zieht der Vater die Hetzpeitsche hervor und gibt dem Sohne noch allerlei gute Lehren. Zum Schluß karbatscht er ihn tüchtig durch und sagt: „Lieber Gottlob! es wird Dich wahrscheinlich eine Krankheit beschleichen, welche das Heimweh genannt wird, suche aber in deiner Eltern Haus keine andere Arznei, als die du so eben von mir empfangen hast. Ich würde Dich noch härter züchtigen wenn Du deinem Lehrherrn davon liefest, oder ihm den Gehorsam verweigertest". — Man hat noch nicht gehört, daß Gottlob sehr vom Heimweh geplagt worden sei.

Nürnberg. In der Gast- und Kaffeewirthschaft zum „Wiener Salon" zieht gegenwärtig ein neues Billard (sogenanntes „Bagatelle") die Aufmerksamkeit der Gäste an, und versammelt den ganzen Tag über Spieler und Zuschauer um sich. Der Gastgeber hat den glücklichen Gedanken gehabt, sich ein solches Billard, wie sie in Amerika allenthalben im Gebrauch sind, fertigen zu lassen und Herrn Schreinermeister Ebersberger ist es gelungen, ohne Muster und Modell die ihm gestellte Aufgabe durch Herstellung eines solchen Billard mit großer Kunstfertigkeit und besonderer Eleganz zu lösen. Das Spiel auf diesen Billards hat einen besondern Reiz für Spieler und Zuschauer, und weckt das Interesse nicht minder als das auf den gewöhnlichen, erfordert aber, so einfach es an sich erscheint, dennoch gewandte, sichere Spieler. Es wird mit einem rothen und neun weißen Bällen gespielt und die Aufgabe des Spielers geht dahin, möglichst viele derselben in die mit Nummern verzeichneten Vertiefungen des Billards zu spielen, der farbige Ball zählt bei dem Summiren der Points doppelt. Diese Art Billards findet auch bereits in Familienkreisen Eingang, da es wenig Platz einnimmt, und in seiner Form ein geschmackvolles Möbel bildet.

(Orsini spukt.) Man schreibt aus Saarbrücken: „Die Furcht vor den Orsinis ist in Paris wieder eingezogen. In Folge der Verhaftung einiger Italiener, die sich fälschlich als Agenten der Polizei in eine der letzten Vorstellungen der Comedie Française zu St. Cloud eingeschlichen hatten, aber alsbald erkannt und nach Mazas gebracht worden sind, scheint die französische Sicherheitsbehörde in jedem Italiener einen verkappten Orsini zu erblicken, der an den Gränzen des Landes erscheint. Einen Beweis hiefür gibt, daß ein Herr Giuseppe Nagy, Stallmeister und Pferdehändler in Turin, der am 19. v. M. in Forbach eingetroffen, trotz eines regelrechten italienischen Regierungspasses, der erst am 13. September von der französischen Gesandtschaft in Berlin visirt war, bedeutet worden, daß ihm der Eintritt nach Frankreich nicht gestattet werden könnte. Trotz aller Gegenvorstellungen mußte der Reisende nach Saarbrücken zurück, und wendete sich nun auf Anrathen hiesiger Behörden an den Unter-Präfecten nach Saargemünd. Aber auch hier wurde ihm gesagt daß ihm nur auf amtliche Verwendung des italienischen Gesandten in Paris der Eintritt nach Frankreich gestattet werden könnte; anders sey derselbe unmöglich. Der Grund sey, daß von einem Italiener vor einigen Tagen ein Attentat auf den Kaiser versucht worden sey. Kurz, Heer Giuseppe Nagy wurde in seiner Weiterreise ehindert und mußte nach Deutschland zurückkehren."

Ein junger Mensch kam in einen Barbier-Laden um sich rasiren zu lassen; der Ladenbesitzer seifte ihn ein und ließ in dann sitzen. „Warum lassen sie mich so lange warten? fragte der hoffnungsvolle Jüngling. — „Entschuldigen Sie, mein Herr, ich wollte erst ihren Bart ein wenig wachsen lassen."

Charade.

Das erste Paar
Nach sonnenheißer Tage Gluth
Da thu' ich allen Menschen gut.
Das zweite Paar.
Todtbringend send' ich Boten aus;
Du findest mich an Thor und Haus.
Das Ganze.
Wollt' ichs, da Schiller es besungen
Nachdichten hier — es wär mißlungen.

Redaktion, Eigenthum, Druck und Verlag von J. F. Riesch in Landshut.

Digitized by Google

Nro. 50. VIII. Jahrg.

Die

Plauderstube.

Eine Sonntagsausgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 14. Dezember 1862.

Der gerettete Kranke.

(Fortsetzung.)

Der Kellner füllte die Gläser mit gewohnter Flinkheit.

„Freut mich, daß sie da sind," schrie der halb benebelte Held; „freut mich, daß Sie da sind, die Herren da in der Stadt zu begrüßen. Will Sie vorstellen, Doctor Müllner, Herrn Elkanah Pogus vorstellen — Herrn Capitän Elkanah Pogus — der uns den Gefallen thut, alle verdammten schwarzen Auereißer abzuhetzen; nicht wahr, Capitänchen?"

„Ich thue mein Mögliches in meinem Geschäftszweig, Herr Major," versetzte der gefürchtete Elkanah und wies die vom Kautaback braungefleckten Zähne in einem scheußlichen Grinsen.

Ein grimmigerer, unheimlicherer Gesell war mir noch nicht vorgekommen. Es war ein grobknochiger Georgier, etwa ein Vierziger, mit einem von Trunk und schlimmen Leidenschaften gezeichneten Gesicht, das die Schrammen mehrerer schlechtgeheilter Wunden durchzogen, die sein buschiger Bart nur theilweise verdeckte. Er war, dem Sagen nach, ein Zuchthaussträfling gewesen und hatte viele Verbrechen begangen, ehe er seinen gegenwärtigen Beruf ergriff; indem aber stand er, als der grausamste und verschlagenste Menschenjäger im ganzen Süden, obenan. Er trug sich auffallend gekleidet und seine Pistolen und Bowiemesser prahlerisch im Gurt ausgesteckt.

„Ja," schrie der Major, „wir wollen uns nicht narren lassen, denk' ich. Unser Comité ist mit Elkanah da Eins geworden und er wird uns nun den Schuft Cato ausspüren."

Und der Major blickte mit einem gütevollen Lächeln auf zwei untergeordnete Wütheriche — einen hagern Weißen und einen falschäugigen Halbindianer, die daneben standen, ebenfalls gutbewaffnet und gestiefelt zum Fangritt.

„Sie vergessen die, Herr Major," sprach der Hauptmann der Negerjäger, als er seinen Julep hinunterschüttelte und mit dem Fuße nach den draußen liegenden Hunden hinausstieß.

Digitized by Google

„Keineswegs," versetzte der Major, sich die Hände reibend, „nein, wahrhaftig nicht. Die Welpe dort Doctor, sind des Capitäns Schloßhündchen; ja! Schweißhunde von der ächten spanischen Zucht und so sicher auf eine Negerfährte, als meine Kugel einer springenden Eichkatze."

„Ja wohl!" fiel Capitän Pogus bekräftigend ein.

Und dann hob er an, eine Menge ruhmredige Geschichtchen zu erzählen, von seinen Hunden, seinen Helfern und seinem Ich. Zur Ehre der menschlichen Natur kann ich nur hoffen, daß jene Schauder und Ekel erregenden Geschichten der Grausamkeit und Verfolgung zum größten Theile Märchen waren. Wäre nur die Hälfte von ihnen wahr, so verdiente Capitän Pogus den Galgen. Müde, dem Geprahle des Blutmenschen von niedergeschossenen, zusammengestochenen, von Hunden zerrissenen, in Sümpfe erstickten, entlaufenen Negern länger zuzuhören, machte ich mich eben still fort, als noch die folgende Rede meine Aufmerksamkeit festhielt:

„Ich schwör' d'rauf, ihr Herren, es steckt so ein verfluchter Sklavenfreiheitsmann darunter, der Kerl soll mir aber nur vor die Augen kommen, der dem Cato Unterschlupf gibt und will ein Exempel an ihm statuiren, das will ich! Zieht mir die Kopfhaut ab, wenn ich den Heimtücker nicht ärger tractire, als je ein rother Indianer einen Gefangenen polirt hat! 's gibt nur Ein's, was mir ärger zuwider ist, als Klapperschlangen und Gift, und das ist ein Schwarzer; und 's gibt nur Ein's, was mir noch ärger zuwider ist, als ein Schwarzer, und das ist ein Negerfreiheitsmann!"

Der Menschenjäger schloß seine Rede mit einer Salve von Flüchen und dem herzkräftigen Beifall der Gesellschaft. Ich ging nach Hause. Ich weiß nicht wie's kam — aber unwillkürlich klangen mir Elkanah Pogus barbarische Drohungen in den Ohren, erstarrten mir das Blut in den Adern. Ich war kein Agent der Sklavenbefreiungsfreunde. Ich hatte von des Elenden Rache nichts zu befahren, und doch war mir unheimlich zu Muthe. Eine Stunde später, wie ich aus dem Stall kam, wo ich nach meinen Pferden gesehen und Samuel und Pompejus, meinem Kutscher, die nöthigen Befehle für den nächsten Tag gegeben hatte, sah ich eine dunkle Gestalt an dem offenen Thorweg hereinducken. Ein Blick und sie verschwand; mir dünkte aber sie gleiche auffallend dem Halbindianer, einem der „Gehilfen" des Capitäns. Wie ich meine Cigarre nach der Dämmerung in der Veranda rauchte, kam ein Mann mit lautlosem Tritt auf Samuel der eben pfeifend am Thor lehnte, zu, und sprach mit ihm einige Augenblicke leichthin. Der Mondschein fiel auf sein Angesicht und sein straffes schwarzes Haar. Der Halbindianer abermals!

Er blieb nicht lang, sondern schwenkte sich, mit einem rauhen „Gutenacht" an Samuel, ab, Alles war nun still und friedlich, wie gewöhnlich, als ich mein Haupt auf meinen Pfühl legte, vom heimathlichen England und vom lieben Hannchen zu träumen. . . . .

Am andern Tag, zur bestimmten Stunde, fuhr mein Wagen vor und ich stieg ein. Pompejus, der freie schwarze Kutscher trug seinen Sonntagsrock und glänzenden Hut: denn sollte ich nicht den Ehrenwerthen Abriam Green zu seiner Ausfahrt mitnehmen? Die Pferde waren spiegelblank und voll Feuer und Leben! warfen stolz die Köpfe in die Höhe und trabten flügelschnell hin. Wir waren bald über Morgan-Town hinaus, bald am Beck-Sprung. Ein Reiter, der so viel möglich sich zwischen Bäumen hielt, schoß hier an uns vorbei und verschwand im Wald. Wahrhaftig, wieder der Halbindianer!

Er hatte den breiten Hut über die Augen hereingezogen und wandte nicht einen Augen-

Digitized by Google

blick das Gesicht, ich erkannte ihn aber, als er vorüberjagte. In einer halben Stunde waren wir auf der Halde. Herr Clay kam aus dem Wirthschaftshof, mich zu begrüßen, seine Frau und Töchter eilten geschäftig an die Thüre. Der ehrenwerthe Adriani Green war ganz bereit. Herunter kam er, über Noth eingemummt und sich schwerfällig auf die Arme zweier Negerdiener stützend. Ich konnte kaum einen Schimmer von seinem Gesicht sehen, so eingewickelt war er in Tücher und Mäntel.

„Dem wollen wir morgen abhelfen," sagte ich lächelnd zu mir selbst. . . .

Morgen . . . . . ! Ein paar höfliche Reden, viel Besorgtheit Seitens der Frau Clay, daß der Kranke ja recht mit Pfühlen und Kissen aufgestützt werde, und fort fuhren wir in sachtem Schritt. Die ganze Quäkerhaushaltung winkte mit Händen und Taschentüchern zum Abschiedsgruß.

„Fahr' langsam und achtsam, Pompejus!"

Der Reconvalescent neben mir stöhnte unwillkürlich. Wie wir durch den Wald fuhren, hörte ich zufällig einen Ast krachen und blickte ebenso zufällig schnell auf nach der einen Seite. Aus den Büschen ragte ein Kopf vor; ich erkannte die langen, schwarzen verfilzten Haarbüschel, die unheimlichen Augen, die kupferbraune Gesichtsfarbe. Der indianische Menschenjäger zum vierten Male!

Wie ein Blitz so schnell war die Erscheinung verschwunden. Eine Minute danach hörte ich das Getrappel eines Pferdes, das von der Stelle sich entfernte. Der arme Herr Green an meiner Seite wand sich wie in heftigem Schmerz.

„Mein werther Herr," sagte ich, ich fürchte, die Bewegung thut Ihnen nicht gut; Pompejus fahr' . . ."

Ich wollte eben sagen, fahr' noch langsamer; allein Herr Green zog mich aber auf meinen Sitz zurück mit einer Lebhaftigkeit, die mich überraschte.

„Bitte um Verzeihung," sagte der Kranke, „der Schritt sagt mir ganz vorzüglich zu."

Wir waren aus den Buschwegen heraus und rollten jetzt auf der breiteren Fahrstraße nach Shawnee-Ford zu. Nicht ganz zwei Stunden entfernt war der Fluß, der die Grenze zwischen Virginien und dem (sklavenfreien Staat) Pennsylvanien bildete. Ich hatte einen Berufsbesuch ganz nahe bei der Furt abzustatten. Wir rollten angenehm dahin. Allein die Unterhaltung die ich mir von Herr Green's Gespräch erwartet hatte, fand ich nicht. Er war schweigend und unruhig. Zweimal steckte er den Kopf aus den Fenster trotz meiner Warnungen, sich der Gefahr der Erkältung nicht auszusetzen. Er antwortete mir ungeduldig, fast anfahrend.

„Wie weit sind wir vom Fluß jetzt, Herr Doctor?" fragte er.

„Anderthalb Stunden", erwiederte ich."

„Die weißen Häuser dort in der Höhe sind also in Pennsylvanien?"

Ich bejahte.

Fünf Minuten danach schien er aufmerksam zu horchen und sagte plötzlich: „Sagen Sie dem Kutscher, er möchte schneller fahren. Ich bitte sehr!"

Recht ungern that ich ihm den Willen. Pompejus ließ die starken flinken Thiere rascher laufen.

„Ach!" sagte dieser wunderliche Kranke mit einem recht vergnügten Aufseufzen:" und fuhr, wie ich auch abmahnte, mit dem Kopf zum Fenster hinaus und schaute zurück. Er stieß einen lauten Ausruf aus. Auch ich sah hinaus. Ein, zwei, drei Reiter sprengten in wüthender

Digitized by Google

Eile heran und augenscheinlich uns nach. Sie waren bewaffnet. Einer von ihnen führte zwei gewaltige Doggen in einer Koppel — Bluthunde.

Die Menschenjäger!

Im Nu warf sich der ehrenwerthe Abriam Green in seinen Sitz zurück; seine Umwicklungen und Tücher fielen wie durch Zaubermacht auf den Boden des Wagens. Ein junger, rüstiger und klugblickender Mann von spanischer Gesichtsfarbe und mit glänzenden schwarzen Augen voll Entschlossenheit und Feuer saß neben mir anstatt des ehrenwerthen Abriam Green.

„Doctor Mylner," rief er, „ich kann die Täuschung nicht länger fortführen. Ich bin Cato Hammond. Diese Männer sind mir auf der Fährte."

Ich saß betäubt und wie gelähmt. Die Verwandlung benahm mir den Athem. Lautes Geschrei klang im Wind her; Pompejus zügelte die Rosse und wandte den Kopf, zurückzusehen. Auf sprang der Flüchtling, schmetterte das Glas des Vordersensters ein und fuhr mit dem Gesicht dem verwunderten des Kutschers entgegen. In seiner Hand blitzte ein Revolver. Er hatte ihn aus der Brust gezogen.

„Fahr' zu, Freund," rief er in befehlendem Ton; „ich fliehe um mein Leben vor den Teufeln dorthin. Fahr' auf Leben und Tod der Fuhr zu! Jag' fort auf pennsylvanischen Boden. Du bist ein Neger. Du sollst einem entwichten Sklaven helfen, Zu!"

Dieser Befehl, verstärkt durch den Anblick der Pistole, verfehlte seine Wirkung nicht. Pompejus hieb auf die Pferde ein; die feurigen Thiere zogen in rasendem Galopp den Wagen wie eine Feder die Abhänge auf und nieder wirbelnd, aus. Cato that einen langen Blick aus dem Fenster nach den verfolgenden Reitern und sagte mit leiser tiefer Stimme: „Sie kennen meine Geschichte. Es thut mir leid, daß ich Sie in Ungelegenheit bringe, allein meine Vermummung ist jetzt nutzlos. Ich muß weiter. Einmal in Union-Town, in einem freien Staat, werde ich in Sicherheit sein und kann meiner Frau auf britischen Boden nachkommen. Sie sind ein Engländer und können für einen Sklaven fühlen, der ungerechter Leibeigenschaft sich entzieht. Lebend laß' ich mich nicht fangen!"

Ich glaubte ihm auf's Wort. Die festgeschlossenen Lippen, die gerunzelte Stirne die funkelnden Augen bestätigten seine Rede. Pompejus gehorchte seinen Befehlen, fort und fort mit Peitschenhieb und Zügelschütteln die Thiere, die wie toll hinstürmten, noch antreibend. Es war ein furchtbares Rennen. Ich konnte, wenn ich zurückschaute die Negerjäger ihre Rosse spornend und schlagend sehen. Ihre Heulrufe und Verwünschungen erklangen schauderhaft deutlich. Ein Mal gewannen sie uns offenbar den Vortheil ab. Der Fluß glänzte uns entgegen. Darüber winkte freie Erde, verhältnißmäßige Sicherheit für Cato Hammond; aber welche für mich? Durfte ich je wieder Morgan Town betreten? Ich, auf frischer That der heimlichen Forthilfe eines entlaufenen Sklaven ertappt! Oh du grausame Quäkerfamilie, — ihr falschen Clays, — die ihr mich zum Werkzeug und Sündenbock machtet! Wie habe ich Das verdient? Paff! knallte eine Büchse. Die Kugel fuhr Pompejus durch den Hut, richtete aber sonst keinen Schaden an. Und nun jagten die schäumenden Rosse mit einem aufspritzenden Schwall hinab in die Furt, arbeiteten sich nach rechts und links das Wasser verschleudernd, durch, keuchten den Uferhang hinauf und galoppirten Union-Town zu.

„Herr Doctor, ich verdanke Ihnen mehr als das Leben. Ich bin ein freier Mann!" sagte der Flüchtling.

Digitized by Google

Ich blickte zurück. Die Negerjäger, schlecht beritten zu so einer Jagd, gaben die Verfolgung auf. Ich sah ihre wüthenden Geberden und hörte ihr Wuthgeschrei, als sie am Ufer anhielten. In einer Stunde waren wir in Union Town, wo Cato mich mit vielen Entschuldigungen und Danksagungen verließ. Ich erwiederte kein Wort; es war mir aber grund-elend zu Muthe. Nach Morgan-Town getraute ich mich nicht zurück, wo ich denn auch im Bild im selben Feuer verbrannt ward, das meine Habseligkeiten verzehrte. Wie's den Clays erging, hörte ich nie. Cato Hammond kam glücklich zu seiner Frau, und ist jetzt ein vielbeschäftigter, wohlhabender Ingenieur in Montreal in Canada. Mein Unglück glich sich übrigens durch eine Unterzeichnung oder „Anerkennungsgeschenk" von den Abolitionisten Philadelphia's und Boston's, und zwar ein so bedeutendes, aus, daß ich wirklich dadurch in den Stand gesetzt wurde, nach England zurückzukehren, dort eine Londoner Praxis zu kaufen, und ein Ehemann zu werden, Alles in Jahresfrist, schneller als ich mir in meinen ausschweifendsten Träumen vorgemalt hatte.

Eine Nacht im Spielhause.

Mein Freund war Kapitän auf einem der zwischen New-Orleans und Mobile fahrenden Postdampfer. Er verbrachte unlängst einige Tage bei mir und erzählte mir unter anderen Erlebnissen die ihm zugestoßen, auch folgendes Abenteuer.

Ich war etwa ein Jahr an Bord des Dampfers und bekleidete damals den Posten eines Maten. In den ersten Monaten hatte ich nicht so recht den Muth gehabt; mir New Orleans bei Gasbeleuchtung zu betrachten, denn man trug sich mit so vielen Geschichten von Raub, von Mord und von muthwilligen Angriffen auf Fremde, daß ich lieber Nummer Sicher gehen wollte. Die Abende pflegte ich in einem Gasthaus, in welchem die Offiziere der Dampfschiffe zu geselliger Unterhaltung zusammen kamen, gelegentlich aber auch im Theater zu verbringen. Nachdem ich aber mit der Stadt besser bekannt war, verlor sich die ursprüngliche Schüchternheit, und ich begleitete hin und wieder meine Kollegen auch nach Plätzen, an welchen man mit den aufregenderen Episoden, die das Leben dieser Großstadt bietet, bekannt werden kann. So begab ich mich auch bisweilen nach dem Theater in eines der verrufensten Spielhäuser.

Ich muß zum Voraus bemerken, mein Freund, daß ich nie eine Leidenschaft für das Spiel hatte, und wenn ich auch gelegentlich mich verlocken ließ, so wurde mir, wie du hören wirst, die Sache bald gründlich verleidet.

Beim dritten oder vierten Besuch des Spielhauses machte mir einer meiner Kameraden lachend den Vorschlag, daß wir auch einmal unser Glück an der Pharrobank versuchen sollten. Auf dies hin warf ich lächelnd einen Viertelseagle (Eagle eine Goldmünze im Werth von 10 Dollars) auf den Tisch. Der Bankier fragte mich, ob ich auf die Königin halte, und mahnte mich auf meine Bejahung, das Geld so zu setzen, daß die Karte deutlich markirt sei. Ich schob

Digitized by Google

das Goldstück näher hin, und die Verwirrung, mit der ich dies that, konnte die Umstehenden wohl belehren, daß ich in Betreff der Regeln und Geheimnisse der Pharobank ein heller Neuling war. Der Bankier legte die Karten auf, zog dann das Goldstück, das ich gesetzt hatte, ein, und warf mir eine Elfenbeinmarke hin, welche zehn Dollars repräsentirte; daraus entnahm ich, daß ich gewonnen hatte. Ich lächelte über mein Glück, und als die Karten auf's Neue gemischt wurden, setzte ich die Marke auf die Königin. Ich gewann abermals und lächelte wieder; der Gedanke daß ich ein Spieler sei, kam mir nicht zu Sinne — es war ein Spaß, ein Scherz von neuer aufregender Art. Ich ließ die zwei Zehnthalermarken auf der Königin stehen und gewann noch einmal. Vor dem nächsten Spiel begann ich ein wenig zu rechnen. Es war nicht wahrscheinlich, daß die Königin immer einschlug; ich setzte daher auf das Aß. Die Königin verlor und das Aß gewann. Im Verlauf von einer Stunde hatte ich fünfundsiebenzig bis achtzig Dollars gewonnen und kehrte dann mit meinen Kameraden nach dem Hotel zurück, wo wir uns noch eine Weile aufhielten, ehe wir uns auf unsere Boote begaben.

Fortan begleitete ich meine Freunde öfters nach den Spielhäusern und machte weitere Versuche an dem Pharotisch. Ehe ich's selbst recht merkte, gewann die Aufregung des Spiels so viel Interesse für mich, daß ich mich hin und wieder auch allein in ein weit von unserm Hotel gelegenes Spielhaus wagte. Eines Abend befand ich mich mit drei anderen Offizieren in dem St. Charles, und nach dem Nachtessen warf sich die Frage auf, wie wir die nächsten paar Stunden todtschlagen wollten. Zwei waren für das Theater und zwei für das Spielhaus, und die eine Partie die andere nicht zu ihrer Ansicht bekehren konnte, so that jede, wie sie wollte. Ich hatte es mit dem Spieler gehalten, und mit mir gleicher Meinung war ein Kapitän, dessen weiter oben im Fluß liegendes Boot am nächsten Morgen früh abfahren sollte; er erklärte mir daher zum Voraus, daß er um Mitternacht wieder an Bord sein müsse. Dies war mir sehr angenehm da auch ich schon von dieser Zeit in meiner Kajüte einzutreffen beabsichtigte. Wir gingen durch die dritte Municipalität nach einem wohl anderthalb Meilen von unserem Hotel entfernten Stadttheile, in welchem sich das Spielhaus befand, auf das wir es abgesehen hatten, hielten uns eine Weile bei einer Cigarre in dem Schenkzimmer auf und traten dann in den Spielsaal. Es war große Gesellschaft da und das Spiel ging lebhaft von statten. Wir lungerten eine Weile umher, und sahen dann verschiedenen Spielarten zu; endlich blieb ich bei dem Pharotisch stehen, machte einen Einsatz und gewann. Der zweite Versuch ging fehl, ein dritter war wieder von Erfolg begleitet. Dann kaufte ich für zwanzig Dollars Bankmarken. Um diese Zeit saßen außer mir noch sieben Spieler an dem Tische. Zwei davon waren Dampfbootkapitäne, und vier schienen Kaufleute oder etwas der Art zu sein; möglich auch, daß sie Spieler von Profession, regelmäßige Taugenichtse waren, aber was kümmerte mich dies? Genug, daß sie wie Personen von Bildung aussahen und sich als solche benahmen. Aus dem siebenten konnte man nicht so leicht klug werden, und wenn an dem Tisch nicht so entschieden die Gentilität das Uebergewicht behauptet hätte, so würde ich mich sicherlich nicht in diese Gesellschaft gemischt haben. Er war augenscheinlich ein Schiffer und seinem breiten Dialekt nach zu schließen, aus Indiana. Nach weiterer Erkundigung erfuhr ich, er sei auf dem Ohio herunter gekommen, habe sein unnützes Holz verkauft und wolle sich nun Zeitvertreib machen. Der Mann war in der That ein zähausehender Patron, sechs Fuß zwei oder drei Zoll hoch und gebaut wie ein Stier: breite unbehilfliche Schultern, lange, muskelige Arme und Hände so groß und hart, daß es ihm schwer fiel, gehörig mit den Marken umzugehen. Von seinem Gesicht war nur wenig zu sehen: der ganze untere

Digitized by Google

Theil stak in einem dicken Wald von langen grauen Haaren, während der obere durch die breite Krempe eines alten Filzhutes beschattet wurde. Doch konnte ich seine Augen sehen, die scharf und glänzend genug darunter hervorblitzten; im Schatten nahmen sie sich kohlschwarz aus, aber wenn er den Kopf etwas gegen das Licht drehte, so funkelten sie in einem Metallglanz, der zwischen dem des blanken Stahls und des Messings wechselte. Bald warfen sie mir einen drohenden Blick zu, der mir anzudeuten schien, daß ich jetzt ihren Eigenthümer lange genug angestarrt habe; wenigstens faßte ich ihn in diesem Sinne auf und fuhr in meinem Spiele fort.

Mein Glück war wechselnd; ich gewann und verlor, verlor und gewann. Endlich setzte ich ein Dutzend Marken, je zu fünf Dollars, auf den Buben und gewann. Der Indianamann hatte mit ebensoviel auf die Dame gehalten, und der Bankier schob dessen Häuflein mir zu. Ich ließ die vierundzwanzig Marken stehen, und der Indianese setzte den gleichen Betrag wieder auf die Dame. In diesem Augenblick kam mein Begleiter heran, und bemerkte mir, daß er jetzt gehen müsse; doch die Aufregung des Spiels war bei mir übermächtig und ich erwiederte ihm, daß er nicht auf mich warten solle. Die Dame verlor, der Bube gewann, und abermals schob mir der Bankier den Markenhaufen des Andern zu.

Mein Freund wiederholte seine Aufforderung, daß ich mit ihm kommen solle; ich aber erklärte ihm, daß ich nicht könne, und so entfernte er sich allein. Es standen nun von mir achtundvierzig Marken auf dem Buben.

„Fremder, laßt Ihr all' dies sitzen?" fragte der Indianamann, auf meinen Markenhaufen deutend. Ich antwortete ihm mit Ja, worauf er weitere Marken kaufte und einem gleichgroßen Betrag die Dame besetzte.

„Diese Karte muß doch einmal einschlagen," brummte er vor sich hin, indem er die Elfenbeinmarken auseinanderstrich, und fügte dann mit einem Blick nach meinem Häuflein bei, „und der höllische Bub da wird verlieren, ehe er viel älter ist."

Der Bankier begann die Karte wieder aufzulegen. Der Bube kam zuerst — ich hatte gewonnen, dann die Königen, die links zu liegen kam — Gewinn für die Bank. Wie früher wurden die auf die Königin gesetzten Marken zu mir herüber geschoben.

Nun zögerte ich; aber der Zauber des Spiels hielt mich gefangen und ich konnte mich nicht losreißen. Ich beugte die Marken auf — sechsundneunzig und ließ sie abermals auf dem Buben stehen. Der Indianamann faßte mich scharf in's Auge, setzte dann eben so viel auf die Königin und murmelte vor sich hin, daß ein solches Glück nicht ewig währen könne. Die Karten wurden wieder aufgelegt, und zum Erstaunen Aller, die dem Spiele zuschauen, kamen Bub und Dame wieder sehr nahe zu einander, der erstere rechts, die letztere links. Ich hatte gewonnen und der Indianaschiffer verloren. Der Bankier zog nun meine kleineren Marken ein und gab mir dafür Noten von je zwanzig Dollars. Mein letzter Einsatz hatte aus vierhundert und achtzig Dollars bestanden; der gegenwärtige Haufen machte also neunhundert und sechzig.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Der gute Rath.

Eine Höckerin, die wie alle sehr sparsam war, ging in einen Bäckerladen und forderte sich ein Viergroschenbrod. Es wurde ihr ein solches gereicht. Erstaunt über die geringe Peripherie, wog sie es prüfend in den Händen; als sie sich aber auch hier in ihrer Erwartungen getäuscht sah, fragte sie: „Je, denn det wirklich en Vierjroschenbrod?“ — „Na, ja, wenn es nicht recht ist, lassen Sie's liegen“, sagte ärgerlich der Bäcker. — „I er vertneeker Teech Affe!“ schrie die Beleidigte: Bejies er doch seine Knirpsbrode mit Wasser damit sie wachsen, oder laß er seinen Schafskopp mit rinnbacken, damit sie Jewicht kriejen!“

Bauernrache.

„Wen mein'st Bäuerin, daß wir heut' zum Gemeindevorstand gewählt haben? — Dem Oelstampfer, den kein Mensch in der Gemeinde mag, haben wir's mit Fleiß gethan. Der hat acht Stunden bis zum Landgericht, und dahin muß er jede Woche ein Paar Mal gehen!

Journal und Hauptbuch

A. Aber, bester Freund, wenn man Ihre Frau sieht, die immer die ersten Moden und die kostbarsten Stoffe trägt, dann gehen Sie für einen Hamburger Kaufmann gar zu einfach.
B. Ist ganz erklärlich lieber A, meine Frau kleidet sich nach dem Journal, ich nach dem Hauptbuche.

Nasenvorrath.

Expeditor (schreit zum Lokomotivführer hinauf.) „Guten Morgen Herr Tendler! Heut haben wir wieder sakrisch kalt! Haben's den Ihre Nase noch nicht erfror'n?“ — Lokomotivführer. „Nu, was hat's g'rad d'rauf, wenn mer mal eine erfrirt! Man kriegt ja so a Nas'n um die and'r!“

Ein Kaufmann, der einen Lehrling suchte, ließ eine Annonce in das Wochenblatt setzen, mit der Ueberschrift: „Ein Knabe wird gesucht!“ Am folgenden Morgen fand er an seiner Thür ein Körbchen mit einem halbjährigen Knaben und der Aufschrift: „Was meinen Sie zu diesem?“

Begleiten Sie mich zu den beiden Mädchen mit der Schafwolle auf dem Kopfe“, sagte Herr B. zu Herr N. in der Neujahrsmesse, wo man zwei Damen mit Wolle statt der Haare auf dem Kopfe als Naturwunder zeugte. „Ach,“ sagte Herr N., „lassen Sie mich, ich komme schon von einem Naturwunder, ich habe eben einen Schafskopf gesehen mit Menschenhaaren!“

Kindliche Bestellung. N gute Tag, Tante! Eine Empfehlung von der Tante an die Tant, und die Tante möchte die Tante besuchen, und wenn die Tante die Tante nicht besuchen möchte, so wollte die Tante die Tante besuchen. Adieu Tante!

Ein Diener wurde mit einem Auftrage an den berühmten Thiermaler, James Howe, geschickt und fragte bei seinem Eintritt: ob er der Mann sei, der das dumme Vieh male: „Der bin ich,“ antwortete Howe, „wollt Ihr etwa gemalt sein?“

In Amerika geht die Rede: Wenn ein Italiener auf Jemand warten muß, so schläft er, der Franzose raucht, der Engländer geht auf und ab, der Deutsche denkt und der Amerikaner macht eine Erfindung!

Dem Könige Jakob I. von England setzte sich eine Fliege auf die Nase. „Ich habe drei Königreiche“ rief er, kannst Du darin keinen andern Platz finden, als auf meiner Nase?“

Auflösung der Charade in Nro. 49.

Regenbogen.

Redaktion, Eigenthum, Druck und Verlag von J. F. Risch in Landshut.

Digitized by Google

Nro. 51. VIII. Jahrg.

Die

Plauderstube.

Eine Sonntagsausgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 21. Dezember 1862.

Eine Nacht im Spielhause.

(Schluß.)

„Macht die Tausend voll," flüsterte der Schiffer.

„Gilt," versetzte ich, und legte noch zwei Zwanzigdollarnoten zu.

Wieder zählte der Bankier die Karten nach rechts und links ab. Der Bub kam zuerst nach rechts, dann die Dame nach links. Also nochmals der Gewinn auf meiner, der Verlust auf der anderen Seite. Der Schiffer steckte die Hand in die Brust, zog ein Taschenbuch hervor und langte daraus eine Rolle Banknoten.

„Laßt Eure Zweitausend sitzen," sagte er mit ersticktem Brummton. „Das kann ich auch noch halten."

Ich war Anfangs willens gewesen, dies zu thun; aber jetzt zögerte ich. Was hatte ich mit ihm zu schaffen? Ich spielte nicht mit ihm, nicht gegen ihn, sondern einfach mit der Bank, wie er auch, und machte ihm dies bemerklich.

„Nein, nein," versetzte er hastig, „wir messen unser Glück gegeneinander. Ihr seid auf den Buben erpicht, ich bin's auf die Dame. Laßt Eure Zweitausend stehen."

Da Alles, was auf dem Tisch vor mir lag, zwanzig Dollars ausgenommen, reiner Gewinn war, so riskirte ich wenig aus der eigenen Tasche. Ich schob daher den Vorrath nach meiner alten Karte hin und sagte: „Sei's d'rum."

Der Schiffer besetzte die Königin mit zweitausend Dollars, zum Theil in Marken, zum Theil in Banknoten. Seine Hand zitterte dabei ein wenig; dann faßte er scharf die Bewegungen des Bankiers in's Auge.

Inzwischen hatte sich eine Menge neugieriger Zuschauer um den Tisch her gedrängt, denn es war ein neues Schauspiel, daß im Pharo zwei gegen einander hielten. Auch mir erschien die Sache in diesem Licht; aber ich hatte ja dazu Anlaß gegeben. Der Schiffer schien in dem

Digitized by Google

abergläubischen Wahn befangen zu sein, daß ich seinem Glück im Wege stehe, und ich wollte ihn für diesen Zug noch gewähren lassen, um sodann abzubrechen, mochte ich nun gewinnen oder verlieren. Der Bankier schlug die Karten auf — rechts, links, rechts, links. Die Dame kam zuerst — links; verloren! Dann kam der Bube — rechts. Ich hatte jetzt meinen Gewinn zusammen und als ich mich nach dem Schiffer umsah, bemerkte ich, daß er fort war.

„Wollen Sie's nochmal mit dem Buben versuchen?" fragte der Bankier.

Ich antwortete ihm, daß ich genug gespielt habe, steckte meine Banknoten ein und ließ mir die Marken auswechseln. Dann genoß ich am Schenktisch noch ein Glas Wein und trat den Rückweg nach meinem Boote an. Die Nacht war dunkel, und ich hatte weit zu gehen. Als ich durch die Halle kam, sah ich auf meine Uhr und fand, daß es schon eine Stunde über Mitternacht war. Welche Thorheit von mir, mich so weit in die Nacht einzulassen! Allein die Sache ließ sich nicht ändern, und so mußte ich eben nach meinem Boot zu kommen suchen, so gut ich konnte. Ich hielte scharf aus, mit der Absicht, von dem Levee bei der Münze an dem Lauf des Stromes zu folgen; doch war ich keine halbe Meile weit gekommen, als ich schwere Fußtritte hinter mir hörte. Ich eilte stärker, aber die Tritte kamen gleichwohl näher, und wie ich mich auch tummeln mochte, ich konnte nicht aus dem Bereich des Echos hinter mir kommen. Ich griff nach meiner Pistole, hatte sie aber nicht bei mir. Ein Dolchmesser war die einzige Waffe, die ich bei mir führte. Endlich klangen die Schritte so nah, daß ich mich umwandte, um zu sehen, wer mir folge. Da bemerkte ich nur einige Ellen hinter mir eine kräftige Gestalt, die ich im Wiederschein der Straßenlampe sogleich erkannte. Ja, es war der Indianaschiffer.

Gerne hätte ich jetzt ein volles Rennen angeschlagen; aber es war zu spät und der Mensch mir so nah, daß er mich schon mit der Hand fassen konnte. Ich wollte um Hülfe rufen, aber er konnte mich mit einemmal kalt und stumm machen. Und wenn ich mein Dolchmesser zog, so erzielte ich am Ende weiter nichts, als daß der Widerstandsversuch ihn reizte, mich mit der Vollkraft seines Riesenarmes niederzuschmettern. So entschließ ich mich instinktartig zu einem passiven Verhalten, mochte kommen, was da wollte. Wir befanden uns an einem einsamen Platz — nirgends ein Licht sichtbar, als das von ein paar Straßenlaternen, welches matt durch das trübe Glas blinkte, und wenn der Kerl mich berauben oder ermorden wollte, so wußte ich nicht, wie ich das hindern konnte.

„Fremder," sagte er, und seine Stimme klang furchtbar dumpf und hohl in meinem Ohre, „Ihr habt heute Nacht gegen mich gespielt."

„Nicht doch," versetzte ich und versuchte unbefangen zu sprechen; denn von Ruhe war keine Rede; „ich habe nichts mit Euch zu thun gehabt, sondern nur mit der Bank."

„Dies kömmt auf Eins heraus," entgegnete er." „Ich habe mein Glück gegen das Eurige versucht; Ihr standet gegen mich und ich gegen Euch. Doch daran liegt jetzt nichts mehr. Ich bin zu Grunde gerichtet und mein letzter Dollar ist an euch gegangen. Schaut einmal her."

Er langte mit der Rechten unter seinen Rock und brachte das größte, längste und blankste Bowiemesser, das mir je zu Gesicht gekommen, zum Vorschein. Die Kniee schlotterten unter mir, und ich machte mich auf mein letztes Stündlein gefaßt.

„Ihr habt das Geld," fuhr er fort, indem er mir die blitzende Waffe vorhielt. „Ihr habt's gewonnen — Alles; und ich bin ein ruinirter Mann, dem kein Dollar übrig geblieben ist zur Heimreise. Für diesen Zahnstocher da habe ich zwanzig Dollars bezahlt in gutem gelbem

Digitized by Google

Gold; gebt mir fünfzehn darauf, daß ich wieder nach Haus kann. Wenn Ihr ein Mann seid, so könnt Ihr mir dies nicht abschlagen."

Gütiger Gott! welch' ein Umschlag war dies! Statt mir an's Leben zu wollen, war mir der arme Schelm nur nachgegangen, um mir sein Bowiemesser zu verpfänden. Die Personen, die er im Spielhaus getroffen, waren ihm fremd, und auch in der Stadt hatte er keine Bekannte. Ich fürchtete ihn nicht mehr. Wie ich ihn so sprechen hörte, fühlte ich, daß er ein ehrlicher Kerl war.

„Wenn ich Euch die fünfzehn Dollars gebe, so geht Ihr damit wieder an den Spieltisch zurück," versetzte ich.

Seine Antwort lautete langsam und bestimmt: „Ich hab's zweimal probirt, Fremder, und wenn ich's wieder thue, so will ich's Euch wissen lassen."

„Kommt mit mir auf mein Boot; dort sollt Ihr das Geld haben."

„Habt Ihr eine Decke für mich bis zum Morgen?"

„Na ürlich."

Während wir mit einander weiter gingen, faßte ich meinen Entschluß. Auf dem Boot angelangt, nahm ich ihn mit in meine Kajüte, bot ihm einen Stuhl an und sagte:

„Mein Freund, ich bin auf dem Herweg zu einem Entschluß gekommen. Es steht bei mir fest, daß ich nie wieder spielen werde. Während wir mit einander am Pharotisch saßen, habt Ihr neunundbreißighundert Dollars verloren."

„Auf den Cent hinaus richtig," versetzte der Mann.

„Gut," entgegnete ich; „Ihr sollt, was Ihr verloren, wieder haben. Es ist mir nicht wohl bei diesem Gelde."

Der Schiffer sprang erstaunt auf!

„Ich thue es ebensogut um meiner selbst, als um Eurer willen," fuhr ich fort, ohne ihn zur Rede kommen zu lassen, und wenn ich überzeugt sein dürfte, daß diese Angst uns Beide kurirt hat, so würde ich sie als ein glückliches Ereigniß in meinem Leben betrachten."

Der gute Bursche reichte mir die Hand. Er nahm mein Erbieten an, und ich glaube, daß er Wort hielt, als er mir die Versicherung gab, daß er nie wieder spielen werde. Nachdem er das Geld zu sich gesteckt hatte, bat er mich, das Bowiemesser als Andenken zu behalten, und versprach mir, meiner stets mit warmem Danke eingedenk zu bleiben.

Dies ist schon vor Jahren geschehen, und ich habe seitdem nie wieder auch nur einen Dollar bei einem Hazardspiel gewagt. Von meinem Freunde, dem Indianaschiffer, glaube ich dasselbe. Das lange, schwere Bowiemesser ist noch in meinem Besitz, und ich kann es nie ansehen, ohne mir zu vergegenwärtigen, wie mir die Knie knackten, als zum erstenmale seine blanke Klinge vor meinen Augen blitzte.

C. Kolb.

Ein Zug von Rothschild.

Das Londoner Haus Rothschild hielt es eines Tages für vortheilhaft, einen auf ihr Frankfurter Haus gezogenen Wechsel von bedeutendem Betrage bei der Bank von England zu discontiren, der Wechsel wurde mit dem Bemerken zurückgewiesen, die Bank discontire niemals Papiere von Privaten, sondern ihre eigenen.

„So, so, von Privaten!“ rief der Baron Nathan v. Rothschild aus, als ihm der Bescheid überbracht wurde. „Nun, ich werde diesen Herren zeigen, was für eine Sorte von „Privaten“ wir sind.“

Nach Verlauf von drei Wochen, welche der Bankier dazu angewendet hatte, soviel 5 Pfund-Noten einzuwechseln, als sich in England und auf allen europäischen Handelsplätzen auftreiben ließen, erschien er eines Morgens in aller Frühe an der Kasse der Bank und nahm eine 5 Pfund-Note aus seinem Portefeuille, für welche ihm natürlich ohne Weigern 5 Sovereigns ausgezahlt wurden. Der Kassier wunderte sich nur darüber, daß der Herr Baron sich wegen einer solchen Kleinigkeit persönlich bemühte. Dieser untersucht jedes Goldstück genau und that es dann in einen mitgebrachten Leinwandbeutel, worauf er eine zweite, eine dritte, eine zehnte, eine hundertste 5 Pfund-Note hervorzieht und gegen Gold verwechselt. Nachdem der erste Beutel gefüllt ist, überreicht ein Bedienter dem Herrn Baron ein zweites gefülltes Portefeuille und einen zweiten leeren Beutel, und dieses langweilige Manöver wird sieben volle Stunden bis zum Schlusse der Bank fortgesetzt, wo der Bankier 4200 Pfd. Sterling umgewechselt hatte; da aber neun seiner Commis den ganzen Tag in gleicher Weise bei sämmtlichen neun Filialkassen der Hauptstadt beschäftigt gewesen waren, so folgt daraus, daß das Haus Rothschild etwa 42,000 Stück Sovereigns aus der Bank gezogen hatte.

Jede Sonderbarkeit hat bekanntlich das Privilegium, den Engländern zu gefallen, und so lachte man denn an diesem Tage viel über die kleine Malice des Barons. Etwas weniger lachte man schon, als man ihn am andern Morgen wieder erscheinen sah, um das Auswechslungsgeschäft fortzusetzen. Die Heiterkeit legte sich vollends ganz, als der König der Bankiers sagte: „Die Herren von der Bank wollen meine Papiere nicht nehmen — das steht ihnen frei, aber ich bin auch nicht gezwungen, die ihrigen zu behalten. Sagen sie ihnen, daß dieses Umwechslungsgeschäft ungefähr 2 Monate fortgehen wird.

Zwei Monate! Das wären 2½ Millionen Sovereigns gewesen! So viel Gold hatte die Bank nie besessen! Die Bank von England bekam Angst, und sie hatte guten Grund dazu. Deshalb las man in sämmtlichen Abendblättern und noch einmal in sämmtlichen darauf folgenden Morgenblättern, daß sie in Zukunft die Wechsel des Hauses Rothschild jederzeit discontiren werde wie ihre eigenen Papiere.

Baron Rothschild hatte ihr gezeigt, was die Rothschild für eine Sorte von „Privaten“ sind.

Digitized by Google

Ein Bankerott.

In einer kleinen Stadt des nördlichen Frankreich, welche sich mitten unter Hopfen- und Rapsfeldern ausbreitete, auf der Straße nach Belgien und zwei Schritte von der Grenze, lebte vor einigen Jahren Herr Koffmann, ehemaliger Proviantmeister, ein Mann, der reicher war, als der Einnehmer des Departements, und dessen Luxus den Schlaf des Unterpräfekten störte. Es war ein glücklicher Greis, ohne Sorgen und ohne ein anderes Geschäft, als seine Revenüen auszugeben, die schönste Equipage, das schönste Haus, die beste Tafel der Stadt zu besitzen. Wenig bekümmert um die öffentlichen Angelegenheiten, hatte er alle Munizipalämter seiner Stadt ausgeschlagen, zufrieden mit dem Bewußtsein, daß er sie nur zu wünschen brauche, um sie zu erhalten; überdies hatte er eine Tochter, und die Sorge, sie unterzubringen, oder vielmehr sie den zahlreichen Bewerbern, die sich präsentirten, abzuschlagen, beschäftigte ihn vollständig. Man errieth ungefähr, daß diese reiche Erbin irgend einem Pariser Bankier oder wenigstens einem der reichsten Fabrikanten des Elsasses bestimmt sei, und man verzweifelte schon daran, Fräulein Sarah Koffmann sich in der kleinen Stadt niederlassen zu sehen, in welcher Niemand ihres Vermögens und ihrer Schönheit würdig war — denn Sarah vereinigte diese beiden oft getrennten Vorzüge in sich — als ein junger Mann, dem die Liebe ohne Zweifel Muth gab, bei Herrn Koffmann erschien und um die Hand seiner Tochter bat.

„Mein lieber Herr Ristall," sagte ihm Koffmann, „Ihr Schritt ehrt mich, und in dem Stolz, den mir meine Tochter einflößt, erwartete ich ihn. Sie sind die erste Partie der Stadt; frei und unabhängig, wird meine Tochter bei Ihnen weder das Joch einer Schwiegermutter, noch ich den Hochmuth eines Schwiegervaters, der von Adel wäre, während ich es nicht bin, zu ertragen haben; aber wir alle hienieden richten unser Leben nach unsern Wünschen oder unsern Leidenschaften ein. Ich habe meine Tage in der Sorge hingebracht, welche das Streben, Geld zu sammeln, erzeugt, und ich habe mich überzeugt, daß reich sein einer der größten Vorzüge dieser Welt ist, eines der wirksamsten Mittel, allen Uebeln vorzubeugen oder sie zu heilen."

„Mein Herr," rief Ristall, „seien Sie versichert, daß Ihre Reichthümer mir bei der Bewerbung um Ihre Tochter nichts sind; Sie wissen, wie schön sie ist; Sie kennen die ganze Anmuth ihres Geistes, alle kostbaren Eigenschaften ihres Charakters. . ."

„Ich mache Ihnen keine Vorwürfe, lieber Freund, ich sage Ihnen nur meine Meinung, welche, wie ich glaube, anders ist, als die Ihrige. Sie sind ein junger, hübscher und dabei sehr rechtschaffener Mann; das ist wahr; aber sie haben kaum zehn oder zwölftausend Franken Rente, und dabei sind Ihre Einkünfte so wechselnd, wie die Atmosphäre; Sie hängen vom Regen und von der Sonne ab; wenn das Heu nicht geräth, so müssen Sie die Ausgaben Ihres Hauses einschränken; wenn der Roggen in der Blüthe umkommt, so sind Sie genöthigt, zu borgen. Ich, der ich den Reichthum als das mächtigste Hülfsmittel des Glückes betrachte, ich will einen reichen Schwiegersohn, einen Mann, der meiner Tochter fast eben so viel mitbringt, als ich ihr geben werde. Ich fordere ferner, daß mein Schwiegersohn von seinem Vermögen einen so verständigen Gebrauch macht, daß seine Einkünfte zunehmen, statt sich zu vermindern, und nicht von dem unsichern Ertrage einer Wiese oder eines Kornfeldes abhängen. Betrachten Sie mich zum

Beispiel: ich habe ungeheure Fonds; ich vertraue sie N***, meinem Bankier in Paris, meinem Freunde, meinem zweiten Ich an; er legt sie in den öffentlichen Papieren an, er verwerthet sie, und mein Vermögen wächst von Jahr zu Jahr. . . Sehen Sie, mein Herr, darum werden Sie meine Tochter nicht bekommen!"

„Aber Ihre Tochter liebt mich, sie hat mich ermächtigt, Ihnen dieses Geständniß zu machen."

„Es ist möglich."

„Und wenn ich so glücklich wäre, Sie zu überzeugen, daß das Glück Ihrer Tochter von der Verbindung, die ich nachsuche, abhängt, würden Sie Ihre Meinung nicht ändern?"

„Keineswegs, und ohne Ihnen deswegen zu zürnen. Ich habe es Ihnen gesagt, mein Herr, Sie handeln nach Ihren Ueberzeugungen, ich nach den meinigen; in meiner Jugend habe ich wie Sie an die Liebe geglaubt, aber ich war nie der Meinung, daß sie in der Ehe nothwendig sei; sie ist nach meiner Ansicht ein gefährliches Element, weil sie zu leicht und zu flüchtig ist, um lange zu dauern, weil sie im Nu entsteht und ein Hauch sie zerstört. Sie sehen, mein Herr, daß der alte Koffmann in seiner Jugend noch andere Dinge getrieben hat, als Geschäfte, und daß er in mehr als einer Branche Erfahrung hat."

Herr Ristall hatte auf die positiven Argumente des Alten nichts zu antworten, und wenn er nicht jede Hoffnung verlor, so verzichtete er doch darauf, die, welche er liebte, jemals mit der Einwilligung ihres Vaters zu besitzen. Jung und Besitzer eines anständigen Vermögens, wie Herr Hoffmann selbst zugegeben, war es ihm gelungen, Liebe einzuflößen, und Sarah selbst hatte sich nicht gescheut, ihm mehrere Male schriftlich das Geständniß ihrer Liebe abzulegen: er konnte also von dem jungen Mädchen selbst verlangen, was der Vater ihm soeben abgeschlagen, und dasselbe vielleicht dahin bringen, mit ihm zu entfliehen. Nie wäre eine Entführung leichter gewesen, der Weg war offen, und das Ziel sehr nahe, da die Grenze nur wenige Schritte entfernt war; aber leider war Koffmann so reich, daß man eine Entführung, die lediglich durch die Liebe entstanden, ganz gewiß dem Gelde zugeschrieben hätte, und Ristall hatte zuviel Würde und Zartgefühl, um sich solchen Vorwürfen auszusetzen. Er entschloß sich also zu einem äußersten Schritte, d. h. Sarah's Briefe zusammenzupacken und sie ihr zurückzuschicken, selbst aber nach Paris und zur Armee von Afrika abzugehen, und sollte er auch als gemeiner Soldat dienen — als sich auf einmal ein seltsames Gerücht in der kleinen Stadt verbreitete. Der Bankier N***, dieser Freund Koffmanns, sein zweites Ich, hatte, wie man sich erzählte, seine Zahlungen eingestellt und war mit Millionen verschwunden; alle diejenigen, welche in ihn Vertrauen gesetzt, seine Freunde, seine Familie selbst, waren dadurch ruinirt.

„Jetzt ist mein Glück gemacht," sagte sich der Anbeter von Fräulein Koffmann; „ich bin wirklich unter einem glücklichen Stern geboren. Gesegnet sei der Bankier N*** und sein Bankerott! er verschafft mir die, welche ich liebe, durch ihn wird es mir möglich, Herrn Koffmann und der ganzen Welt zu beweisen, wie uneigennützig meine Liebe ist."

Freudig eilte er zu dem, den er schon als seinen künftigen Schwiegervater betrachtete.

„Herr Koffmann," sagte er zu ihm, „denken Sie nicht mehr an mein Gesuch von heute Morgen; vergessen Sie, daß ich die Hand einer reichen Erbin verlangt habe. Der Reichthum und ich konnten sich nicht vertragen, wir waren nicht für einander gemacht; was ich suche, ist ein junges Mädchen, das gut, sanft, wohl erzogen und schön ist, und mir zur Ehe nicht mehr mitbringt, als was ich ihr bieten kann, und sogar weniger; ein Mädchen endlich, das

Digitized by Google

mich liebt und von mir wieder geliebt wird, nicht mehr; und dies finde ich in Fräulein Koffmann."

Der Alte war wie vom Donner gerührt; seit zwei Stunden war er um zehn Jahre gealtert.

„Sie sehen," sagte er zu dem jungen Mann, „wie unglücklich derjenige ist, der einem Andern als sich selbst vertraut! Es gibt in dieser Welt weder Ehre, noch Tugend, noch Rechtschaffenheit. Mein bester Freund täucht mich, der Mann, in den ich mein ganzes Vertrauen gesetzt hatte, ruinirt mich! Ach, wie klug thun Sie daran, Ihr Erbtheil nicht gegen trügerische Papiere zu vertauschen! Die Kasse eines Bankiers fliegt davon, so schwer sie auch sein mag, während, wenn ein Feld uns die Ernte eines Jahres entzieht, es uns im nächsten dieselbe wieder einbringen kann. Sie wissen, ich habe nichts mehr, und wenn ich meine Equipage, meine Pferde, einige Bijouterien, die ich für meine Sarah bestimmte, einige Gemälde von Werth, und dieses Haus, das für mich zu groß ist, verkaufe, so bleiben mir kaum hundert Louisd'or Rente übrig. Ich habe Ihnen heute Morgen abschlägig geantwortet, weil ich für einen Schwiegersohn wie Sie zu reich war; jetzt muß ich Ihnen einen Korb geben, weil ich zu arm bin. Nein mein Herr, sei es aus verletzter Eigenliebe, sei es aus Rechthaberei, Sie werden meine Tochter nicht bekommen. Der Reichthum allein macht glücklich; wenn er uns entgeht, so müssen wir uns nicht in Verhältnisse versetzen, die nur für Glückliche gemacht sind. Ein Mädchen, das keine Mitgift mehr hat, darf sich nicht verheirathen, und ein Mann, der nicht reicher als Sie, darf nicht die Thorheit begehen, sie zu heirathen. Leben Sie wohl, mein Herr."

Weder Bitten, noch Vorstellungen konnten den Widerstand des Alten besiegen, und da man an einem Tage, wo man sein ganzes Vermögen verliert, wenig Zeit hat für die Klagen eines Liebhabers, so war Ristall genöthigt, sich ohne die geringste Hoffnung zurückzuziehen.

„Meiner Treu," sagte der unglückliche Liebhaber zu sich selbst, „es bleibt nur noch eine Chance, wir wollen sie versuchen; jetzt, da er ruinirt ist, wird man nicht sagen, daß ich bei Entführung seiner Tochter es auf seine Geldkasten abgesehen habe."

Und statt nach Paris zu gehen, miethete er einen Postwagen, ließ Pferde bereit halten und wartete die Nacht ab, um in das Zimmer des jungen Mädchens vorzudringen. Als er in dem Kabinet Koffmanns Licht schimmern sah und mit Sicherheit zu Sarah kommen zu können glaubte, schlich er sich so heimlich, wie möglich, in das Haus und war so glücklich bis zu seiner Geliebten zu dringen, ohne daß die Bedienten ihn bemerkten.

„Sarah," sagte er, „Sarah, Sie erwarteten mich, nicht wahr? Sie haben gefühlt, daß in einem für Ihren Vater so unglücklichen Augenblick ich der Erste war, den Sie sehen mußten. Ach! wie unglücklich bin ich! bei ihm wollen mir weder Glück, noch Unglück etwas helfen"

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Wiener Fortschritt in Humbug.

Für die nächste Saison steht den Damen eine neue Schule zu Gebote. Ein Mann, der erkannt hat, daß der Fächer für die Damen von der größten Wichtigkeit ist, beabsichtigt, wie man hört, in Wien eine Fächer-Schule zu gründen, in welcher die Damen Unterricht in der Handhabung des Fächers erhalten könnten. Er hat, nach englischem Vorbilde, eine Fächer-Manövrirs-Theorie entworfen, welche beinahe den Exerzierreglements des Militärs ähnlich ist. Er will mit Kommando unterrichten, z. B.: Fächer auf! Fächer auseinander! Fächer ab! Rührt den Fächer! Letzteres Kapitel ist wohl das interessanteste, und da die einzelnen Hand- und Fingergriffe von uns Laien nicht beschrieben werden können, bemerken wir nur, daß der Fächer in sehr verschiedener Weise, je nach der Stimmung der Inhaberin zu bewegen ist, z. B. aus Verdruß, Verschämtheit, Verlegenheit, Furcht, Freude, Liebe ꝛc. Die Damen sollen dann mittelst des Fächers eben so gut wie mit den Augen sprechen, weinen und lachen können. Die Dauer des Unterrichts in der Fächer-Schule wird auf 6 Monate festgesetzt. Wir glauben aber, daß bei geringer Uebung die meisten Damen mittelst ihres Fächers schon nach einigen Lectionen werden konversiren können

Ein Yankeestück.

Bei dem Zurückziehen unserer Truppen an Savage-Station, schreibt die Newyorker „Illustrirte Zeitung," konnten nicht sämmtliche Vorräthe an Schießbedarf mitgenommen werden, und wurde deßhalb Lieutenant Powers vom General Williams beauftragt, Alles, was nicht mit fortgebracht werden konnte, zu zerstören. Der Lieutenant belud in Folge dessen 16 Eisenbahnwagen mit Bomben, Granaten, Raketen, Schießpulver und anderen Dingen, ließ eine Lokomotive vorspannen und heizen. Nachdem die nöthige Menge Dampf erzeugt war, wurden die brennbaren Stoffe angezündet und der Zug sauste, während die Ladung auf demselben nach und nach explodirte, die Bahn entlang mitten zwischen die an derselben lagernden Rebellen, die vor dem feuerfangenden Ungethüm, das sie ohne Zweifel für den leibhaft gen Gott-sei-bei-uns gehalten haben, nach allen Weltgegenden hin entflohen. Am Checkahominy, wo die über denselben führende Eisenbahnbrücke zerstört war, angekommen, stürzte sich der ganze Zug mit furchtbarem Getöse in den Fluß.

Der Fremde in Paris

wird von Seiten der Polizei oft mehr beachtet, als er denkt, wie dies vorzüglich unlängst einem Engländer erging. Er hatte seine Wohnung vergessen, Straße, Hausnummer, Alles dieß war seinem Gedächtnisse im Trubel der Weltstadt entschwunden. Da rieth ihm Einer, sich auf das Polizeibyreau zu begeben. Hier angelangt, hörte er zu seinem Erstaunen nicht nur, wo er abgestiegen, sondern auch noch, wo er den Tag über gegessen, getrunken und sich sonst aufgehalten habe.

Patriotische Aufopferung.

Kerkapoly Janos, ein Bürger aus Szobozlo in Ungarn, erbat sich die Erlaubniß, sein eigenes Weib auf den Altar des Vaterlandes legen zu dürfen, und es als Freiwillige zur großen Armee abmarschiren zu lassen. Er meinte, daß wenn sein Weib die Raizen nur die Hälfte so viel beunruhigte, als es ihn beunruhigt habe, diese in drei Tagen sich ohne Schwertstreich zurückziehen würden.

Ein reicher Knauser kam zu seinen Arbeitern auf's Feld. „Ein prachtvoller Morgen," sprach er; „das Herz geht einem dabei auf." — „Herr Commercienrath, lassen Sie lieber den Beutel aufgehen!" erwiederte einer von den Arbeitern.

Der alte Fritz beschied ein Gesuch der Statistinnen seiner Oper, die als Hofdamen zu figuriren pflegten, um bestimmte Gage folgendermaßen: Ihr habt Euch sehr falsch an mich adressirt. Dies ist eine Sache, die Eure Kaiser und Könige angeht, an diese müßt Ihr Euch wenden. Es ist ganz wider meine Prinzipien, mich in Angelegenheiten fremder Höfe zu mischen.

Redaktion, Eigenthum, Druck und Verlag von J. F. Nietsch in Landshut.

Digitized by Google

Nro. 52. VIII. Jahrg.

Die

Plauderstube.

Eine Sonntagsausgabe zur Erheiterung für Stadt und Land.

(Beilage zum Landshuter Wochenblatt und Kurier für Niederbayern.)

Sonntag den 28. Dezember 1862.

Ein Bankerott.

(Schluß.)

Sarah ließ ihre Hand in die ihres Geliebten fallen und Ristal fuhr fort:

„Sie wissen, ob ich Sie liebe, Sarah; ach, soll ich es Ihnen sagen? in meiner egoistischen Liebe habe ich zwanzig Mal das Unglück, das Ihnen jetzt begegnet, herbeigerufen. Der Himmel in seiner Liebe oder in seinem Zorne hat mich erhört, und der Schritt, den ich mit Ihrer Zustimmung heute Morgen gemacht, ich habe ihn vor einigen Stunden wiederholt; aber Herr Keffmann hat mich abermals zurückgewiesen. Als er reich war, wollte er Ihre Hand nur gegen Millionen austauschen; nun er arm ist, hat er Sie zur Ehelosigkeit bestimmt. Aber Sie Sarah, Sie, die Sie mich lieben, und an meiner Liebe nicht zweifeln können, werden Sie nichts für mich thun? Der Zufall hat mich in die glückliche Lage gestellt, wo ich bewiesen habe, was man von der Aufrichtigkeit eines edlen Mannes erwarten kann; an Ihnen ist es jetzt, Sarah, meine Liebe zu belohnen und für mich zu thun, was ich von Ihnen nicht gefordert haben würde wenn Sie noch reich wären.

„Was soll ich thun," antwortete Sarah. „Wollen Sie, daß ich meinen Vater verlasse? Wollen Sie, daß alle Schläge ihn auf ein Mal treffen und daß er an einem einzigen Tage sein Vermögen und seine Tochter verliere? Wenn wir noch reich wären, könnte ich Ihnen folgen; aber bei dem Unglück, das uns niederdrückt, muß ich bleiben."

Herrn Ristall fehlte es nicht an Gründen, um diese kindliche Pietät zu bekämpfen; es handelte sich in der That nicht darum, den Greis zu verlassen; man brauchte nur die Grenze zu überschreiten und vierundzwanzig Stunden in Belgien zuzubringen, wo man leicht einen gefälligen Priester finden würde, der sie mit einander verband, und sobald diese Ceremonie vollzogen, würden sie Beide zurückkehren und die Verzeihung des Herrn Keffmann erflehen.

„Die Sache selbst vom Standpunkt Ihres Vaters aus angesehen," sagte Ristall, „heißt dies, ihm einen Dienst leisten.

Digitized by Google

Er sieht das Glück im Besitz; wohlan wir werden das, was ihm bleibt, um alles das vermehren, was ich besitze, und indem wir sechs Monate auf meinem Gute leben, werden wir ihm seine Equipage erhalten können und er wird so glücklich sein, als er es sein kann."

Ein junges liebendes Mädchen ergibt sich auch schlechtern Gründen; um wieviel leichter wird sie von einem hübschen, jungen Mann überredet, der im Augenblick, wo man Alles verliert, ihr zwölf Tausend Franks Renten bietet. Diese kindliche Pietät, die einen Augenblick vorher Sarah zurückgehalten, war durch das Gefühl, das sie jetzt bestimmte, verschwunden, so hinreißend war die Beredsamkeit Ristalls. Doch als sie hörte, daß die Postchaise mit den Pferden bespannt sei, und daß sie sofort abreisen müßten, zögerte sie noch; sie verlangte zwei Stunden Aufschub, dann eine einzige; sie wollte zu ihrem Vater hinabgehen, sei es auch nur, um ihn noch ein Mal wiederzusehen und zu umarmen. Endlich trug Ristall den Sieg davon, und Sarah gestattete, daß er einen Reisemantel um ihre Schulter warf. In demselben Augenblick öffnete sich die Thüre eines Kabinets und Herr Koffmann erschien: er hatte Alles gehört.

„Sie sehen," sagte er zu dem jungen Liebhaber, der noch Sarah's Hand hielt, „mit dem Vermögen verliert man die Macht; Sie haben es selbst gesagt, was sie heute thun, würden Sie nicht gewagt haben, wenn ich noch reich wäre. Und Du, meine Tochter . . . mich verlassen?"

Nun warfen sich die beiden Schuldigen zu den Füßen des Alten; das Mädchen weinte, sie gestand ihre Liebe, sie bestürmte ihren Vater; Ristall forderte über sein Benehmen die strengste Untersuchung; er hatte immer nach den Grundsätzen der Liebe und der Ehre gehandelt; er liebte Sarah seit langer Zeit, er hatte es nicht gescheut, als Freier aufzutreten, um einen Korb zu erhalten; jetzt, da das Glück sich gewandt, bot er seinen Namen, seine Person und sein Vermögen an. Konnte er mehr thun? Koffmann, vielleicht unentschlossen, ließ noch nicht errathen, wozu er sich bestimmen lassen würde, als ein Bedienter mit einem Brief aus Paris eintrat. Kaum hatte er ihn durchflogen, als er seine Freude nicht zurückhalten konnte.

„Meine Tochter," rief er, „meine Tochter," beruhigen wir uns, wir haben keinen Heller verloren. N***, mein Freund N***, ist nach wie vor in Paris, nach wie vor reich und treu, und verwerthet meine Fonds, welcher Dank seiner Inteligenz und seiner Rechtschaffenheit, gedeihen . . . Hier ist ein Brief von ihm . . . Lesen Sie, mein Herr, lesen Sie . . . Wir waren das Opfer einer Kabale. Der Herr täuschte uns, um zu seinem Ziele zu gelangen, und hatte die ganze Stadt zum Mitschuldigen: das nennt er Liebe und Ehre! Nun, Herr Ristall, haben Sie gelesen?

„Ja wohl, mein Herr!

„Gestehen Sie also, mein Herr, gestehen Sie . . ."

„Erlauben Sie mir, Ihnen einen Vergleich vorzuschlagen," antwortete Ristall; „wenn Sie noch immer so reich sind, als Sie es waren, so entsage ich meinem Glück, ich entsage Ihrer Tochter, ich reise ab, und Sie werden nicht mehr von mir sprechen hören; aber wenn Herr N*** wirklich verschwunden ist, wenn dieser Brief nichts beweist, dann machen Sie Sarah und mich glücklich und nehmen Sie mich als Schwiegersohn an."

„Gestehen Sie, mein Herr, gestehen Sie," wiederholte Koffmann, der von seiner Illusion nicht zurückkommen wollte.

„Ach, mein Herr," antwortete Ristall, „Sie sind mit N*** befreundet, und ich bin der Kamerad und Freund seines Sohnes. Ich habe ihn so eben gesehen und umarmt, vor zwei Stunden."

Digitized by Google

„Sie sind hier?“ rief Koffmann.

„Sie waren vor Sonnenuntergang hier. Bedenken Sie, mein Herr, daß wir eine Stadt bewohnen, die man passiren muß, um Belgien zu erreichen. Der Bankier N*** ist schon weit, aber seine Frau und seine Kinder, die ihm auf seiner Flucht folgen, konnten von Ihnen beunruhigt werden, und dieser Brief ist eine List, die dies verhindert hat.“

Der Brief entfiel Koffmanns Händen, der nun nicht mehr die Kraft hatte, sich der Liebe seiner Tochter und den Bitten Ristalls zu widersetzen.

Indessen säumte der Bankier N*** nicht, seine Angelegenheiten zu ordnen, er gab seinen Gläubigern fünfundzwanzig Prozent, womit dieselben, da er im Auslande war, sehr zufrieden sein konnten. Koffmann, mit dem Viertel seines Vermögens, war nicht mehr so reich, wie der Einnehmer des Departements, aber immer noch genug, um den Unterpräfekten seiner kleinen Stadt zu verdunklen. Durch das Unglück belehrt, entsagte er den Operationen, womit die pariser Bankiers die Einkünfte ihrer Clienten vermehren, und dicht neben den Wiesen und Repsfeldern seines Schwiegersohnes kaufte er gute Meiereien und konnte sich an dem sanften und glücklichen Leben der jungen Eheleute überzeugen, daß der Reichthum keine nothwendige Bedingung des Glücks ist.

Was die beiden Gatten betrifft, so fanden sie, daß ein Bankerott zuweilen nützlich ist.

Der lustige Ehemann.

Von Fr. Fridrich.

Es gibt Menschen, die sehen so lustig aus, daß man über sie lachen muß und wenn man auf beiden Füßen ein Hühneraugenpflaster liegen hat. Es ist etwas in ihrem Gesichte, ein Zug um die Nase, die Bildung der Mundwinkel, die offenen, hellen Augen — alles lacht an ihnen, man wird angesteckt und muß mitlachen — hilft nichts. Sie lächeln nicht, sondern lachen offen, unverholen, so laut, daß es die Dienstmädchen in der Nachbarschaft hören. Es lebt ein Humor in ihnen, der durch nichts todtzuschlagen ist, weder durch das Drängen der unverschämten Gläubiger, noch durch Wassernoth, noch endlich durch die Malicen der Polizei, und vor denen mögen die Götter jeden Unschuldigen bewahren, denn die Schuldigen helfen sich meistentheils selbst.

Eine solche lustige Seele lacht, wenn er den letzten Pfenning ausgibt, er lacht, wenn ihm der Wind den Hut entführt oder ein Hagelwetter sämmtliche Fenster zertrümmert, und findet es sehr spaßhaft, wenn er eine Treppe von sechszig Stufen hinunterstürzt und außer einem Armbruche, einem gänzlich zerschundenen Kopfe und drei verstauchten Fingern ganz unverletzt davon kommt. Er lacht sogar, wenn ihm angezeigt wird, daß die Steuern wieder einmal erhöht sind und darüber lacht so leicht kein Sterblicher.

Fast jede Frau wird wünschen, daß sie einen solchen lustigen, ewig heiteren Mann zum Gatten bekommen haben möge, und sie ahnt selbst nicht, welchen fürchterlichen Wunsch sie ausgesprochen. Ein brummiger, ein muckischer, ein melancholischer Mann ist für eine Frau zu ertragen, denn sie läßt ihn entweder ruhig brummen oder geht in eine Kaffeegesellschaft; — aber ein

Digitized by Google

ewig lustiger macht sie toll und bringt sie zur Verzweiflung. Abends, wann sie endlich die Kinder zur Ruhe gebracht hat und sich nach einem mühevollen Tage nach dem Schlafe sehnt, kommt er lachend, singend aus dem Wirthshause heim, hat ihr noch zwanzig lustige Geschichten zu erzählen, lacht, wenn sie einwirft, daß sie todtmüde sei, und summt noch im Bett die Gnadenarie, aber so laut, daß das jüngste Kind aufwacht und er selbst darüber einschläft.

Morgens, wenn sie durch halb durchwachter Nacht ihre Nachthaube zurechtschiebt und sich mit dem schönen Gedanken auf die linke Seite legt, daß sie nun noch ein Morgenschläfchen halten könne, pfeift er schon wieder das Reiterlied: „Frisch auf, Kameraden, aufs Pferd, aufs Pferd!“ und all ihr Bitten, Mucken und Schelten hilft nichts. Hundert Male hat sie ihm schon vorgehalten, daß die Vögel, welche Morgens schon so früh singen, am Tage die Katze hole; — er lacht und versichert, daß ihm noch nie eine Katze etwas zu Leid gethan habe.

Erbittert springt sie endlich aus dem Bette, verläßt das Schlafzimmer — und nun legt er sich auf die linke Seite und hält noch ein Morgenschläfchen. Es ist zum Tollwerden mit solch einem Manne!

Führt er sie am Abend ins Theater in „Kabale und Liebe“, ist das ganze Publicum in der gerührtesten, feuchtesten Stimmung und rinnen ihr bei den fürchterlichen Worten Ferdinands: „die Limonade ist matt, Louise, wie deine Seele“ die Thränen über die Wangen, so beugt er sich zu ihr und flüstert ihr lachend ins Ohr „Haha! Wie kann ein Mensch nur Limonade trinken! Ich hätte mir Punsch bestellt!“ — und das alles so laut, daß zwanzig Stimmen hinter ihm „Pst! Pst!“ rufen und die Frau Rührung, Aufmerksamkeit und ihr Schnupftuch verliert. — Es ist nichts mit einem ewig heitern Manne.

Amalie Rehfuß hat sich mit dem Assessor Wachtel verlobt. Das ist ein Mann nach ihrem Wunsche, immer lustig, heiter, selbst ausgelassen. Schon als Referendar hat sie ihn gekannt und geliebt. Auf Bällen, in Gesellschaften und bei Gesellschaftsspielen ist sie häufig mit ihm zu Aemen gekommen und er ist stets die Seele von Allem gewesen. Die brummigsten Gesichter und die verstimmtesten Launen hat er immer aufgeheitert und ihn selbst hat sie nie verstimmt gesehen. An der Seite eines solchen Mannes hoffte sie das ganze Eheleben wie eine Polka zu durchtanzen. Es ist ja unmöglich, ihm zu zürnen oder gar mit ihm zu zanken. Sie heirathen sich. Ein lustiger Polterabend, eine lustige Hochzeit, lustige Flitterwochen. Wachtel mußte sich ungeheuer glücklich fühlen, denn er ist noch heiterer wie früher, und eine neben ihm wohnende Wittwe beschwert sich beim Hauswirth, daß er jeden Abend durch sein lautes Lachen ihre Kinder aufwecke.

Amalie hat anfangs in seine lustige Laune stets mit eingestimmt, zuletzt wird sie derselben indeß überdrüssig. Er lacht, wenn ihr die Katze ein paar Tauben aus der Küche stibitzt oder die Magd den Braten verbrennen läßt; er findet es außerordentlich spaßhaft, wenn sie träumt, sie sei gestorben, begraben und habe darauf selbst in einer rothgarnirten Morgenhaube eine Nachtviole auf ihr Grab gepflanzt; er amüsirt sich darüber, daß sie diesen Traum sehr ernst nimmt und für eine Vorahnung hält. Sie weint und härmt sich über den Tod eines Kanarienvogels, den sie als Hochzeitgeschenk erhalten, sie will ihm im Garten unter einem Rosenstocke begraben und am andern Morgen bringt ihr Wachtel mit der lustigsten Miene als Ersatz einen großen Raben, welcher „Guten Morgen, Herr Fischer“ sprechen kann.

Sie ärgert sich darüber. Diese ewige Heiterkeit! Es verstimmt sie zuletzt schon, wenn er Mittags nach Haus kommt, und sie hört, daß er pfeifend die Treppe emporsteigt.

Digitized by Google

„Bester Eduard," bittet sie, „laß das Pfeifen sein."

„Haha! ich soll nicht pfeifen, aber singen darf ich doch!" — und schon fängt er an zu singen:

„Es war einmal ein König,
Der hat einen großen Floh,
Denn liebt er gar nicht wenig,
Als wie seinen eigenen Sohn.
Da rief er seinen Schneider —"

„Bester Eduard ich habe Kopfschmerzen," unterbricht ihn Amalie.

„Kopfschmerzen! Du armes Weib! Du hast zu wenig Bewegung — komm, mein Schatz!" und er umfaßt sie und tanzt mit ihr, so sehr sie auch sträuben mag, im Zimmer umher.

Sie reißt sich gewaltsam von ihm los, wirft sich auf einen Stuhl und schluchzt. Beide Hände hält sie vor die Augen.

Wachtel begreift sie nicht. Kopfschmerzen können das nicht allein sein — sie ist verstimmt, das arme Weibchen! Er lacht nicht, sinnt indeß aber nach, wie er sie wieder aufheitern könne.

„Nur keine Grillen fangen," ist sein Grundsatz.

Mit einer Miene, wie sie nur ein Pfarrer bei der Einsegnung seiner neunten Tochter machen kann, tritt er vor sie hin, legt seine Hand auf ihr Haupt und sagt mit Pathos:

„Trockene Deines Jammers Thräne,
Heitre Deinen Blick,
Das hilft gegen die Migräne
Fast im Augenblick.

Sie springt auf.

„Du bringst mich noch um!" ruft sie noch heftig weinend, halb verzweiflungsvoll.

„Amalie! Welch schreckliches Wort sprichst Du so gelassen aus! Ich Dich meuchelmördern! Nie — ich schwöre Dir, nie!"

Er umfaßt sie, drückt sie fest, gewaltsam an sein Herz und küßt sie. Sie will sich unwillig aus seinen Armen winden. „Erst lächle mich wieder an!" ruft er und zuletzt muß sie wirklich lächeln und der Friede ist hergestellt. Es hilft ja nichts — er ändert sich doch nicht.

Nur zu bald kehrt indeß ihr Aerger über seine stets lustige Laune zurück. Alles faßt er humoristisch auf, der traurigsten Lage gewinnt er eine heitere Seite ab. Die fürchterlichsten Zahnschmerzen plagen ihn und er stellt sich vor den Spiegel und lacht über die Gesichter, die er aus Schmerz schneidet.

„Oh! seufzt sie ihm Stillen, und wenn er enthauptet wäre, so würde sein Kopf noch über seine Rumpflosigkeit lachen, und er wird lachen selbst beim jüngsten Gericht und sicherlich finden, daß die Posaunen desselben entweder verstimmt oder ohne Tact geblasen werden. Er wird noch die Engel im Himmel rasend machen!"

Schon sind sie ein Jahr mit einander verheirathet und noch hat Amalie ihn kein einziges Mal ärgerlich oder verstimmt gesehen. Sie zweifelt sogar, daß er es sein kann und doch hat sie ihren Kopf darauf gesetzt, ihn ärgerlich zu machen. Sie kennt nur eine Leidenschaft von ihm das sind seine Cigarren. Den ganzen Tag raucht er und eine gute Cigarre versetzt ihn in eine so behagliche Stimmung, wie sie Adam vor dem Paradiese vor dem Apfelbiß nicht schöner empfunden haben kann. Dann kann er auf dem Kanapee liegen die Beine ausgestreckt den

Digitized by Google

Dampf langsam in die Luft blasend, mit der Rechten eine Tyrolerne trommelnd und mit einem Gesichte, so heiter und glücklich, als wenn der liebe Gott ihn ins Ohr flüsterte: „Eduard, Du bist mein Goldjunge!“ Nur wenn er ein Haar in der Cigarre findet, kann er das Gesicht verziehen, sie in augenblicklicher Aufwallung von sich schleudern und aufspringen, um — sich lachend eine andere anzuzünden.

Auf diese seine kleine Leidenschaft baut sie einen Plan um ihn zu erzürnen. Erbittert will sie ihn sehen — eher findet sie keine Ruhe. Ein Bund der feinsten Cigarren liegt auf seinem Schreibtische. Er hat sie von einem Freunde zum Geburtstage bekommen und langsam, mit unendlichem Wohlbehagen raucht er sie.

Die Freude will sie ihm verbittern. Jede einzelne Cigaere bestreicht sie sorgfältig mit etwas Oel, während er nicht daheim ist.

Sie sieht schon im Geist, wie er in heiterster Laune nach Hause kommt, die Akten auf den Tisch wirft, eine Cigarre anzündet und sich auf das Kanapee wirft. Plötzlich wirft er die Cigarre, welche furchtbar riecht, fort, springt auf und zündet sich eine andere an. Diese ist nicht besser als die erste und erleidet dasselbe Schicksal. Eine dritte holt er sich bereits etwas unwillig. Auch diese riecht entsetzlich. Aufgeregt springt er auf. Er pfeift nicht mehr, seine Brauen sind zusammengezogen, eine leise Verwünschung stößt er aus. Als nun aber auch die vierte und fünfte nicht besser ist, da vermag er sich nicht mehr zu halten. Erzürnt bricht er los. Er schimpft auf die Cigarren, auf den, der sie gemacht hat, auf dem Schiffer der die Blätter nach Europa gebracht, auf den Plantagenbesitzer, der dies Teufelskraut gezogen hat. Er besieht, bericht untersucht die übrigen, entdeckt das Fett an ihnen und nun tritt er mit zornerötheten Wangen vor sie hin und ruft mit bebender Stimme: „Amalie, was hast Du mit meinen Cigarren angefangen? Sprich! Ich befehle es!“ und die Stimme versagt ihm vor Aufregung. Dann will sie ihm ein lächelndes Gesicht zeigen, dann will sie singen, lustig, heiter, wie er es zu thun pflegt. Zum Tollwerden will Amalie ihn durch ihre lustige Laune treiben. Er soll fühlen, was es ist, wenn Jemand immer lacht. —

Ihre Phantasie führt sie so weit, daß sie sogar das Lied zu singen anfängt, mit dem sie ihren Gatten zur Verzweiflung bringen will.

Sie freut sich sehr über ihren gelungenen Plan. Er kann nicht mißglücken.

Ungeduldig harrt sie auf seine Heimkehr. Sie kann die Zeit kaum erwarten und doch ist die Stunde schon vorüber, in der er regelmäßig zu kommen pflegte. Wo er gerade an diesem Tage, wo Amalie ihn so ungeduldig erwartet, nur bleiben mag. Das Warten verstimmt sie schon wieder.

Endlich, zwei Stunden später als gewöhnlich, kommt er. Sie hört ihn trällernd die Treppe emporsteigen. Sie nimmt sich zusammen, um nichts zu verrathen. „Dein Lachen wird sich schon geben,“ denkt sie.

Sorglos tritt er ein.

„Wo bleibst Du denn heute so lange, Eduard?“ fragt Amalie.

„Wo? — wo? Haha! Ein köstlicher Spaß! Rathe, mein Schatz!“

„Du hast mit einigen Freunden ein lustiges Frühstück eingenommen.“

„Haha! Falsch gerathen! Ich bin hungrig wie ein Mädchen, das seit dreiviertel Jahren in einer Pension ist.“

„Dann weiß ich es nicht.“

Digitized by Google

„Arretirt bin ich — auf der Wache habe ich seit drei Stunden gesessen. Haha!

„Arretirt?“ wiederholt Amalie erschreckt. „Weshalb?“

„Man hat mich für einen Gauner gehalten — nach einem Steckbrief — einer Photographie, die hierher geschickt ist an die Polizei.“

„Und darüber lachst Du?“

„Weshalb nicht! Haha! Ich wies den Herren nach, daß ich eigentlich Assessor und nicht Gauner sei. Aber diese Familienähnlichkeit, die ich mit dem Menschen habe, Amalie! Famos! Ganz frappant!“

„Und das nennst Du einen köstlichen Spaß?“

„Gewiß, gewiß! Man muß Allem die lustige Seite abzugewinnen suchen.“

Amalie merkt sich diese Worte, um sie zu ihm selbst zu sagen — wenn — wenn er über die Cigarren erst in Wuth gerathen ist.

„Und nicht einmal eine Cigarre habe ich auf der Wache rauchen dürfen! Haha! Und der wirkliche Gauner, mein Gesichtsvetter, ist während dem auf der Eisenbahn entwischt! Der Mann wird mir, wenn wir uns später einmal begegnen und er alles erfahren hat, dankbar die Hand drücken!“

Amalie erwiedert nichts Ihre ganze Aufmerksamkeit ist, während sie ruhig am Fenster sitzt und strickt, auf ihn gerichtet, denn er geht zu seinem Schreibtische, zündet eine Cigarre an und wirft sich auf das Kanapee.

Nach wenigen Minuten schon hält er die Cigarre unter die Nase, besieht sie und wirft sie fort. Eine zweite zündet er an.

Amaliens Herz schlägt vor ungeduldiger, freudiger Erwartung laut und schnell.

Auch diese zweite besieht er gleich darauf mit verdächtigem Blicke. — Nun muß es losgehen. Der übelste Duft füllt das ganze Zimmer.

„Zum Kuckuck!“ ruft er endlich und schleudert sie aus dem Zimmer.

Amalie möchte vor Freude in die Hände klatschen.

Er geht zum Schreibtisch und besieht die Cigarre.

„Was ist das? Amalie! Böswicht! Es ist Oel an den Cigarren! Das riecht fürchterlich — und reißt alle Fenster auf.

„Oel?“ wiederholte Amalie lächelnd. „Du irrest Dich!“

„Weib, gestehe!“ ruft er scherzend. „Gestehe! Ich irre mich nie! Aus Grundsatz nicht! Gestehe — Du — Du kleine Verrätherin hast mir meine schönen Cigarren verdorben!“

„Ich?“ Sie lächelt.

„Du — Du! — Gestehe! — Ha, Weibchen, Du hast sie mit Oel getränkt, aber einen großen Dienst hast Du mir erwiesen; — mit diesen Cigarren — mit diesen fürchterlich duftenden Blättern räuchere ich Deine Tante aus, sobald sie wiederkommt. Ich kenne ihre Nase, sie ist zwar lang, aber empfindlich. Sie wird ein Gesicht ziehen, wie eine getretene Klapperschlange — ein fürchterliches! Haha! Das erste Mal wird sie es eine Stunde aushalten und viel seufzen, das zweite Mal wird sie sich ein Riechfläschchen mitbringen, mich zum Teufel wünschen — aber den himmlischen Oeldust nur zehn Minuten aushalten und —

Die Tante geht

Und nimmer kehrt sie wieder.“

„Was hast Du gegen die Tante?“ wirft Amalie ein. — „Sie ist gut.“

Digitized by Google

„Aber langweilig — fürchterlich langweilig! Sieh, Amalie, wenn sie kommt und nach steifem Knix ihren sonnendurchschienenen Schirm vorsichtig in die Ecke stellt, damit ihn unsere künftigen Kinder nicht in die Hände bekommen, wenn sie dann mit einem Gesichte, wie es nur Petrus machen kann, wann er den Himmelsschlüssel verloren hat, fragt: „wie geht es Dir meine liebe Amalie?“ wenn sie dann ihren schrecklichen Pompadour, diesen Herzensbeutel für alle ältlichen Jungfrauen, in die Hand nimmt, einen kaum angefangenen Strumpf daraus nimmt und sagt: „diesen Strumpf will ich heute noch vollenden, liebe Amalie!“ — siehe Amalie, dann möchte ich aus der Haut fahren, wenn ich nur einen gemüthlicheren Ort wüßte, denn dann weiß ich, daß sie sitzt und sitzt und strickt und lächelt und schwatzt und alles am besten weiß und mich langweilt und erst fünf Minuten vor zehn Uhr Abends sagt: „Liebe Amalie, es stört Dich wohl nicht, wenn Dein Mädchen mich eine kleine Strecke begleitet,“ — Haha! Als ob ihn ihren altbäckenen Kopf sich noch eine Menschenseele verlieben könne! Und dies ewig lächelnde: „liebe Amalie!“ Ich wollte lieber, sie sagte: „liebes Pferd“ zu Dir. Aber mit diesen Cigarren will ich sie ausräuchern!“

„Bester Eduard — ich bitte Dich —“

„Still — still, Schatz, Engel! Wähle Dir zwei-, drei-, fünfhundert Hausfreunde — sie sind mir lieber. Ich kann sie zur Thür hinaus werfen, wenn sie mir nicht mehr behagen, aber, an Deiner Tante wage ich mich nicht zu vergreifen — deßhalb wird sie ausgeräuchert! Ha — wie sie schnüffeln wird, wenn ich einen von diesen göttlichen Stengeln anzünde! Famos!“

Er will Amalien erfassen, in der Freude über diese Idee mit ihr durchs Zimmer tanzen — sie entzieht sich ihm, eilt aus dem Zimmer — ärgerlich, verstimmt — wehmüthig.

In der Speisenkammer sitzt sie, eingeschlossen und weinend über ihren lustigen Mann und über ihre Tante, die ausgeräuchert werden soll.

„Solch einen Mann zu haben, ist ein Unglück!“ seufzt sie still. —

Und Wachtel geht lustig im Zimmer auf und ab und singt in hohen Fistelltönen:

„Wer will unter die Soldaten
Der muß haben ein Gewehr.“

Ein aufrichtiger Dieb.

Eine Dame reiste vor einiger Zeit in die Normandie; sie hatte eine Reisetasche bei sich, die außer Juwelen und einer gewissen Summe Geldes 40,000 Frs. in industriellen Papieren enthielt. Als sie aus dem Eisenbahnwagen steigen wollte, bemerkte sie zu ihrem größten Schrecken, daß die Reisetasche verschwunden. Sie machte davon die Anzeige und es wurden auch sogleich Nachforschungen angestellt, die jedoch erfolglos blieben. Zwei Tage später erhielt die Dame einen sehr voluminösen Brief, und war nicht wenig überrascht, ihre industriellen Papiere unversehrt wieder zu finden. Der galante Dieb hatte ein Briefchen beigefügt, in welchem er sein Bedauern aussprach, daß es ihm unmöglich gewesen sei, die 40,000 Frs. zu verwerthen, da die Aktien auf den Namen der Eigenthümerin ausgestellt seien; doch ersuche er sie um die Erlaubniß, das Geld und die Juwelen behalten zu dürfen, da er hierfür leicht Verwendung finden werde.

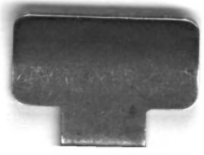
„Aber warum sind denn die Semmeln hier gar so klein?“ fragte ein Reisender in einem Wiener Gasthofe den Kellner, „bei uns zu Hause sind sie wenigstens um die Hälfte größer.“ — „Nun das ist ganz natürlich“, antwortete der Kellner — „Wie so?“ fragte jener neugierig. — „Bei Ihnen z'Haus werdens halt mehr Teig dazu nehmen.

Ein Ehemann als ihm die vierte Frau gestorben, tröstete sich mit den Worten: Nimmt Gott, so nehm' ich wieder.

Redaktion, Eigenthum, Druck und Verlag von J. F. Rietsch in Landshut.

Bayerische Staatsbibliothek München

Digitized by Google



Digitized by Google